UNIV. OF
ORONTO
LIBRARY

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Fünfter Jahrgang. **1895.**

Mit vier Tafeln und mehreren Abbildungen im Text.

32488
26/3/96

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.

GR
1
Z4
Jg. 6

Inhalt.

Abhandlungen.

Seite

Über Krankheitsbeschwörungen. Von M. Bartels 1
Schwänke und Schnurren im islamischen Orient. Von M. Hartmann 40
Abzählreime aus dem Bergischen. Von O. Schell 67
Zwei orientalische Episoden in Voltaires Zadig. Von G. Amalfi 71
Die Weber-Zenze. Eine Tiroler Dorffigur. Von M. Rehsener 80
Beispiele von Hexen- und Aberglauben aus Thüringen. Von M. Lehmann-Filhès . . 93
Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen. Von K. Weinhold 121
Anfänge der Webekunst. Von E. Friedel 134
Volksrätsel aus Tirol. Von A. Renk 147
Zu Goethes Schweizerlied. Von A. Englert 160
Miscellen aus den Havellandschaften. Von W. Schwartz 167
Die alte Jungfer. Lebensbild aus dem Stubai. Von P. Greussing 171
Die Lambertusfeier zu Münster. Von P. Bahlmann 174
Volksrätsel aus Thüringen. Von K. E. Haase 180
Uraltes Kinderspielzeug. Von Elisabeth Lemke 183
Dorfkurzweil im Böhmerwalde. Von J. Peter 187
Krankheitsbeschwörungen des Nordens. Von B. Kahle 194
Kinderreime aus Leipzig und Umgegend. Von K. Müller 192
Die Widderprozession von Virgen und Prägratten. Von K. Weinhold 205
Die Sage vom Begräbnis K. Eriks v. Dänemark auf Cypern. Von H. F. Feilberg . 239
Die volkstümlichen Namen von Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland. Von W. Schwartz 246
Feen- und Nixenfang nebst Polyphems Überlistung. Von L. Fränkel 264
Kinderreime aus Steiermark. Von A. Schlossar 275
Eine Novellette des Vottiero. Von G. Amalfi 289
Segen aus Handschuhheim. Von O. Heilig 293
Dienstrecht und Gewohnheiten in Flandern. Von A. Gittée 298
Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes. Von R. Wossidlo . . . 302. 424
Lesefrüchte zum Volkslied. Von Erich Schmidt 355
Sonne, Mond, Sterne als Schönheitssymbole. I. Von Stanislaus Prato 363
Spruchgedichte und Volksbräuche aus der Vorderschweiz. Von K. Storck 384
Sunâbai Dschai. Ein Aschenbrödelmärchen. Von K. Klemm 390
Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin. Von K. E. Haase 396
Hexen- und Wildererglauben in Steiermark. Von K. Reiterer 407
F. A. Reuss Sammlungen zur fränkischen Volkskunde. Von H. Haupt 413
Vom heiligen Ulrich. Von K. Weinhold 416

Kleine Mitteilungen.

Zur Volkskunde Islands. Von Konrad Maurer 98
Bekleidete Götterbilder. Von G. M. Godden 100
Die Jungfer im Bade. Von M. Höfler 101
Die Hillebille. Von R. Andree 103. Weinhold 327. J. Hoops 328
Das Kinderlied von Ninive. Zum Liede vom P. Guardian. Von H. F. Feilberg . . 106
Das Lösen des Zungenbandes. Von L. Weinhold 107
Nachrichten aus dem Bereiche der Volkskunde 207. 217
Zur süddeutschen Namenskunde. Von K. Weinhold 119
Ein Eulenspiegelstreich aus Franken. Von A. L. Stiefel 208
Ein montenegrisches Tagelied. Von Fr. S. Krauss 210
Portugiesischer Volksglauben 212. Heutiger Volksglauben. Von L. Fränkel 212
Die grüne Wiese. Von R. Wossidlo 214
Über ein schlesisches Wiegenlied. Von K. Weinhold 214
Zu den Anfängen der Webekunst. Von Mason und Friedel 325

Seite
Nekrologe: H. Pröhle 329. L. Tobler 456
Stanislaus Prato 330
Die stärksten Dinge. Von A. L. Stiefel 448
Abzählreime aus Kurpfalz. Von G. Hanauer 450
Bemerkungen zu einem ostfriesischen Martiniliede. Von C. Dirksen 451
Lesefrüchte. Von K. Weinhold und L. Fränkel 452
Untersuchungen über das deutsche Bauernhaus 456

Bücheranzeigen.

Ratzel, Fr., Völkerkunde I. II. Von K. W. 108. 217
Schneller, Chr., Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 2. Von Fr. Stolz 109
Hartland, E. S., The legend of Perseus I 110
Jacobs, J., More Celtic fairy tales. 111
Olrik, A., Sakses Oldhistorie. Von E. Mogk 112
Erk, L. und Böhme, Fr., Deutscher Liederhort. Bd. III 112
Beauquier, Ch, Chansons populaires recueillies en Franche-Comté Von Ch. Marelle 113
Hansjacob, H, Schneeballen. 1. 114
Menčik, F., Prostonárodní hry divadelní. Von A. Brückner 114
Zíbrt, C., Seznam pověr a zvyklostí pohanských z VIII věku. Von A. Brückner . 115
Adalberg, S, Liber proverbiorum polonicorum Von A. Brückner. 116
Katalog der Bibliothek der Finnischen Litteraturgesellschaft 117
Krohn, J., Suomen suvun pakanallinen jumalanpalvelus 117
Pischel, R., Beiträge zur Kenntnis der deutschen Zigeuner. Von E. Kuhn 218
Hauffen, A., Die deutsche Sprachinsel Gottschee 220
Starohrvatska Prosvjeta. Ztschr. d. archäol. Gesellschaft in Knin. Von Fr. S. Krauss 220
Tyson, E., A essay concerning the Pygmies of the ancients. Now ed. by Windle . 221
Gander, K., Niederlausitzer Volkssagen. Von K. Weinhold 222
Strack, H. L., Der Blutaberglaube in der Menschheit. Von Söhns 223. 353
Schläger, G., Studien über das Tagelied. Von R. M. Meyer 225
Kluge, Fr, Deutsche Studentensprache. Von E Schmidt 225. 334
Östnordiska och latinska Medeltids ordspråk. I. II 233
Český lid. III, 6. IV, 1. 2. Von A. Brückner 234
Zíbrt, C, Jak se kdy v Čechách tancovalo. Von demselben. 234
Wisła VII. Von demselben 236
Weigand, G., Volkslitteratur der Aromunen. Von Jarník 331
Erster Jahresbericht des Rumänischen Seminars zu Leipzig. Von demselben. . . . 332
Tales of the Fairies and of the ghost world, collected by Jeremiah Curtin 332
Le Braz, A., La légende de la Mort en Basse-Bretagne 333
Voges, Th., Sagen aus dem Lande Braunschweig. Von K. Weinhold 334
Treichel, A., Volkslieder und Volksreime aus Westpreussen 352
Mason, O. T., The origins of invention. Von R. M. Meyer 458
Sainénu, Basmele române. Von J. U. Jarník 459
The Denham tracts. Edited by J. Hardy. Von K. W. 462
Zwei altdeutsche Rittermären. Herausgegeben von Edw. Schröder. Von L. Fränkel 463
Kohler, J., Ursprung der Melusinensage 463
Hans-Sachs-Forschungen. Herausgegeben von Stiefel. Von Bolte 464
Reiser, Sagen des Allgäus 465
Dirksen, Volkstümliches aus Meiderich. 466
Louisiana Folktales, edit. by A. Fortier. 466
Sébillot, P., Légendes et curiosités des metiers 467
Merkens, Was sich das Volk erzählt. Von L. Fränkel 467
Hellmann, G., Meteorologische Volksbücher. Von K. W. 468

Berichtigungen 468
Auszüge aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde. Von Max Roediger 118. 237. 353

Register 469

Über Krankheits-Beschwörungen.

Von **Max Bartels.**

Vorbemerkung: Die in der folgenden Arbeit angeführten Beschwörungsformeln sind im Texte, um Wiederholungen zu vermeiden, nur mit der Seitenzahl oder der Nummerzahl des Originalwerkes versehen worden. Es wurden entlehnt: diejenigen der Ostpreussen aus H. Frischbier: Hexenspruch und Zauberbann (Berlin 1870), diejenigen der Pommern aus Ulrich Jahn: Hexenwesen und Zauberei in Pommern (Stettin 1886); diejenigen des Voigtlandes aus Joh. Aug. Ernst Köhler: Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Überlieferungen im Voigtlande, mit Berücksichtigung des Orlagaus und des Pleissnerlandes (Leipzig 1867); diejenigen der Schwaben aus Anton Birlinger: Aus Schwaben, Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Neue Sammlung. Band I. Wiesbaden 1874; diejenigen der Sachsen in Siebenbürgen aus Heinrich von Wlislocki: Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Berlin 1893; diejenigen der Magyaren aus Heinrich von Wlislocki: Aus dem Volksleben der Magyaren. (München 1893); diejenigen der Zigeuner aus Heinrich von Wlislocki: Aus dem inneren Leben der Zigeuner (Berlin 1892); diejenigen der Bosniaken aus Leopold Glück: Skizzen aus der Volksmedicin und dem medicinischen Aberglauben in Bosnien und der Hercegovina (in M. Hoernes: Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Bd. II. S. 392—454, Wien 1894); diejenigen der Ehsten aus Fr. Kreutzwald und H. Neus: Mythische und magische Lieder der Ehsten. St. Petersburg 1854; diejenigen der Letten aus J. Alksnis: Materialien zur lettischen Volksmedicin in Rudolf Kobert: Historische Studien aus dem Pharmakologischen Institute der Kaiserlichen Universität Dorpat. IV. S. 166—283. (Halle a. S. 1894); diejenigen der Finnen aus Anton Schiefner: Kalewala, das National-Epos der Finnen (Helsingfors 1852); diejenigen der alten Inder aus Julius Grill: Hundert Lieder des Atharva-Veda (Stuttgart 1889); diejenigen der alten Sumerer aus François Lenormant: Die Geheimwissenschaften Asiens. Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer (Jena 1878); diejenigen der Buru-Timorlao und Watubela-Insulaner aus Johann Gerhard Friedrich Riedel: De sluik-en kroesharige Rassen tuschen Selebes en Papua (s'Gravenhage 1886) und diejenige der Navajo-Indianer aus Washington Matthews: The Mountain chant, a Navajo ceremony. (Fifth Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1887, p. 379—467.)

Einleitung.

Bei einer sehr grossen Zahl der Völker unseres Erdballs herrscht, wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, die Anschauung, dass die Krankheiten belebte Wesen sind. In menschlicher, oder häufiger noch in dämonischer Gestalt, bisweilen auch als giftiges Tier, z. B. als Schlange, wandern sie durch das Land, durchziehen die Lüfte, lauern im Walde, an Flüssen, Sümpfen oder Einöden, oder am Meeresstrande den Menschen auf und suchen sich ihrer zu bemächtigen. Aber auch in die Städte und Dörfer suchen sie einzudringen, wobei sie sich bisweilen als blinder Passagier auf irgend einem Fuhrwerk, als Partner eines Reiters auf dem Rücken seines

Pferdes, oder als Aufhucker auf dem Rücken eines einsamen Wanderers einfinden. Nur wenigen Bevorzugten werden sie sichtbar; von der Mehrzahl der Sterblichen können sie nicht gesehen werden. Um so deutlicher aber empfindet man ihre Nähe. Sie stürzen sich auf ihr Opfer und „befallen" es, sie packen und ergreifen dasselbe, sie schütteln es und werfen es nieder; sie saugen ihm das Mark und die Lebenssäfte aus, sie zehren an ihm und fressen ihm das Herz ab. Das alles sind Ausdrücke, wie man sie täglich noch im Volke hören kann. Entweder hält der Krankheits-Dämon also von aussen her den Menschen umklammert, ganz so, wie wir einen Gegner fassen würden, um ihn in unsere Gewalt zu bringen, oder der Dämon ist in den Kranken hineingefahren, das Innere des Kranken wird von ihm in Besitz genommen, der Kranke ist von dem Dämon besessen.

Bei einer derartigen Auffassung der Krankheit ist der Weg klar vorgezeichnet, welchen die ärztliche Behandlung einzuschlagen hat. Übernatürlich, wie die Ursache des Krankseins, muss auch der therapeutische Eingriff sein. Man muss auf irgend eine Weise bewirken, dass der Krankheits-Dämon sein Opfer wieder frei giebt, und man muss ihn aus dem Bereiche des Kranken und aus der Ortschaft hinauszuschaffen suchen. Wie das von den gemeinhin als Wilden bezeichneten Volksstämmen gehandhabt wird, das habe ich in einem Buche über die Medicin der Naturvölker[1]) ausführlich auseinandergesetzt. Es finden sich dort allerlei Analogien mit dem, was die Zauberärzte unseres Landvolkes treiben. Ich will hier auf alle die absonderlichen Manipulationen nicht näher eingehen und will hier nur von einer Massnahme sprechen, welche bei fast keiner derselben zu fehlen pflegt, nämlich von den Beschwörungen oder, wie man bei uns im Volke sagt, von den Besprechungen. Dieselben werden nicht immer gesprochen; oft werden sie geflüstert oder gemurmelt, oft auch geschrieen, und bei vielen Völkern müssen sie gesungen werden, ähnlich wie die liturgischen Gesänge unseres Gottesdienstes.

Die Macht des Wortes spielt eine grosse Rolle bei allen Völkern; ihm müssen sich die Dämonen beugen. Das finden wir in einer Beschwörung in dem altindischen Atharva-Veda mit klaren Worten ausgesprochen:

„Die Alâṇḍu und Çalanu
Zermalmen alle wir durch's Wort!
Mit mächt'ger Waffe töt' ich die Alâṇḍu,
Ob sie verbrannt, ob nicht, — sie sind unschädlich.
Was übrig, wie das Abgethane, zwing' ich
Durch's Wort: kein einz'ger Wurm soll übrig bleiben!
Der Wurm, der in dem Eingeweid',
Und was in Kopf und Rippen sitzt,
Avaskava, Viadhvara
Zermalmen wir durch unser Wort!" (6.)

[1]) Max Bartels: Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Leipzig 1893.

Bei solchen Anschauungen, wie sie soeben entwickelt wurden, sollte man glauben, dass die Beschwörungsformeln aller Völker im grossen und ganzen sämtlich über einen Leisten geschlagen wären. Eine eingehendere Beschäftigung mit denselben zeigt aber, dass dieses keineswegs der Fall ist. Man kann nicht genug staunen über die Fülle der verschiedenen Formen, unter denen diese Beschwörungsformeln auftreten. Sicherlich sind eine grosse Reihe von Jahrhunderten nötig gewesen, um diese vielfachen Variationen herauszubilden, und es ist nicht immer ganz leicht, den Gesichtspunkt richtig zu erfassen, nach dem sie aufgebaut worden sind. Dazu kommt noch, dass manches nur in missverstandener und verstümmelter Form auf uns gekommen ist, und dass nicht selten auch nach dem altbewährten Grundsatze: „Doppelt reisst nicht" mehrere Formeln mit einander verquickt worden sind.

Solch eine Vielseitigkeit der Beschwörungsformeln würde nicht notwendig geworden sein, wenn die Dämonen sich immer dem einfachen, befehlenden Worte, dem „Apage, Satanas!" gefügt haben würden. Aber Dämonen, und namentlich diejenigen der Krankheiten, sind hartnäckige, widerspenstige Gesellen, und da bleibt dann nichts Anderes übrig, als, wenn sie der einen Beschwörungsformel nicht weichen wollen, eine andere zu ersinnen, und so fort, bis endlich die Krankheit abgelaufen ist. Und dann ist die zuletzt angewendete Beschwörung natürlicherweise das Medicamentum probatum; aber die Vorsicht gebietet doch, dass man auch die anderen wohl im Gedächtnis bewahre. Denn gegen einen anderen Krankheitsdämon kann gerade wiederum eine von ihnen am wirksamsten sein.

Es liegen uns bereits eine recht erhebliche Anzahl von Beschwörungsformeln vor, welche verschiedenen Ländern und Zeiten entstammen. Ich will den Versuch machen, an einem Teile von ihnen festzustellen, nach welchen Gesichtspunkten der Auffassung sie konstruiert worden sind. Sie sind bekannten Werken entnommen, deren Titel, um endlose Wiederholungen zu vermeiden, in der Vorbemerkung angeführt worden sind. Sie stammen aus Ost- und Westpreussen, Pommern, dem Voigtlande und Schwaben, von den Sachsen in Siebenbürgen, den Magyaren und Zigeunern, den Bosniaken, den Ehsten und Letten und aus dem alten Heldengesange der Finnen, der Kalewala. Dazu kommen Formeln von den östlichen Inseln des malayischen Archipels (Buru, Timorlao- und Watubela-Inseln), von Indianern Amerikas und aus dem schon erwähnten Atharva-Veda der alten Inder, dessen Entstehungszeit zwischen 1500 und 600 vor Christo gesetzt wird, und endlich treten noch die sumerischen Zauberformeln hinzu, welche sich in der Thontafel-Bibliothek des Sardanapal gefunden haben. Diese Thontafeln entstammen dem 8. vorchristlichen Jahrhundert; die Texte aber, welche sich in der Sprache der alten Sumerer mit assyrischer Interlinear-Übersetzung darauf finden, müssen um viele Jahrhunderte älter sein.

Denn damals, als der König Assurbanhabal sie sammeln liess, vermochte man schon die Bedeutung von einer Reihe von Worten nicht mehr festzustellen.

I. Die Hilfe der Gottheit gegen die Krankheits-Dämonen.

Nach dieser Abschweifung kommen wir wieder zu unserem Thema zurück. Vorsichtige Gemüter bauen in solchen kritischen Augenblicken nicht auf ihre eigene Kraft; sie rufen die Hilfe der Gottheit an, der auch die Dämonen sich beugen müssen. Dementsprechend finden wir viele Beschwörungen, welche im Grunde genommen eigentlich Gebete sind.

In Littauen sagt man bei Zahnschmerzen:

„Gott Vater, Sohn und heilger Geist,
Gebenedeite Drei,
O Du, um den der Himmel kreist,
Den jeder heilig, heilig preist,
Ich bitte Dich, Du Weltenherz,
Erlöse mich von jedem Schmerz!“ (Frischb. 102.)

Ein Spruch der Ehsten gegen die Gicht endet mit den Worten:

„Möge Du den Schmerz vermindern,
Heil'ge Maria, Sohn und Geist!“ (94.)

Gegen Augenweh sprechen die Magyaren:

„Im Namen des Vaters, bei der Liebe des Sohnes, der Segen des heiligen Johannes breite sich darüber aus! Die Milch der gebenedeiten Jungfrau Maria wasche, wasche, wasche ab dies Leid!“ (126.)

Bei eiternden Geschwüren spricht der serbische Wander-Zigeuner einen Spruch mit folgendem Schluss:

„O süsser Gott im Himmel töte
Den Bösen, welcher in mir
Ist und hilf mir, o Mohamed!“ (24.)

Besonders lehrreich sind hier eine Reihe von Beschwörungen, wie sie bei den Letten gebräuchlich sind. Gegen den Schlagfluss, den sogenannten Windpfeil heisst es da:

„Hilf Du, gnädiger Gott und Vater, die stummen Geister zu pflegen und zu bewahren. Um sie tummeln sich in dunklen Nächten und hellen Tagen die unreinen Teufel und Geister, die Knechte des Teufels, welche sich ihm ergeben haben. Hilf Du selbst, gnädiger Gott und Vater, das Blut aufzufrischen! Halte fern, Du gnädiger Gott und Vater, halte fern die Windpfeile und Zauberinnen, und die Bluttropfen, die Hexen und die in der Luft Fliegenden!“ (No. 209.)

Die Letten fordern die Gottheiten auch direkt zum Kampfe gegen die Dämonen auf, z. B.:

„Liebe Mahra (das ist Maria) nimm den Teufel, nimm den Sturmwind, nimm den bösen Geist, trage ihn auf den Lehmberg, zerreisse ihn mit der eisernen Egge, zerreisse ihn mit der eisernen Rolle! Es bleibe der Mensch bei seiner ersten Gesundheit! Im Namen Jesu Christi ist er heilig getauft!“ (No. 33.)

Das wird bei der Tollwut gesprochen. Bei Brandwunden soll wieder die Mahra helfen:

„Ein roter Hahn läuft ums Feuer! Nimm, liebe Mahra, einen Besen, schlage und spritze, schlage und spritze, damit das Übel verschwinde, wie ein Feuerfunke!“ (No. 102.)

und gegen Schmerzen in der Herzgegend richtet sich der Spruch:

„Du gnädiger Gott und Vater hilf! Du, Gottes Sohn! Liebe Maria, unseres Herrn Jesus Christus Mutter, Jungfrau Maria! Hilf die grossen Schmerzen besänftigen, zügeln und bewältigen, welche raschen Fusses sich hin und her werfen und hin und her fliegen, welche sich rasch in den Leib des Menschen, in sein Herz geworfen haben! Sie mögen vergehen, rein und ganz, wie die Mondleere, welche rein vom Monde ist, — so sollen die Übel und Schmerzen vergehen!“ (No. 15.)

Die Schwaben wenden sich an den heiligen Andreas, damit er ihnen die Gicht verjage:

„Ach heiliger Andreas mein!
Lass Dich doch gebeten sein:
Treibe aus das böse Gicht,
Das mich so im Leibe sticht!“ (449.)

Bei dem Ohm, einem eiternden Geschwüre, sprechen die Siebenbürger Sachsen:

„Heiliger Blasius, Du frommer Knecht!
Thu' mir recht,
Erhör mein Gebet,
Treib in den Wald meinen Ohm!“ (93.)

Derartige Beschwörungsformeln spricht der Kranke entweder selbst über sein Gebresten, oder der Zauberarzt spricht sie für ihn, als ob der Kranke sie selber spräche. So spricht bei einer höchst komplizierten Heilceremonie der Navajó-Indianer in Arizona[1]), dem sogenannten „Gesange gegen den Berg“, der Medicinmann für die Kranke:

„Ragender in den Bergen!
Herr der Berge!
Junger Mann!
Oberhaupt!
Ich habe Dir ein Opfer gebracht!
Ich habe ein Rauchen für Dich bereitet!
Stelle mir meine Beine wieder her!
Stelle mir meinen Körper wieder her!
Stelle mir meinen Geist wieder her!
Stelle mir meine Stimme wieder her!
Stelle all meine Schönheit wieder her!
Mache alles schönheitsvoll vor mir!
Mache alles schönheitsvoll hinter mir!
Mache schönheitsvoll meine Worte!
Es ist vollendet in Schönheit!
Es ist vollendet in Schönheit!
Es ist vollendet in Schönheit!
Es ist vollendet in Schönheit!“

Der Beschwörer tritt aber nicht selten auch direkt als ein Fürbittender für den Kranken auf. So bei den Ehsten:

„Klaren Aug's geheimer Ordner!
Klaren Auges Überwacher!
Spring', das Mal hinweg zu rahmen,
Spring', dem grauen Staar zu wehren!

1) Bartels, a. a. O., 173, 197 ff.

Kraft entwend' der Otter Augen,
Klarheit aus des Wiesels Anblick,
Löschung von der Braue Rongos[1]),
Heilung für die Quellend-Enge!" (106.)

In dem Atharva-Veda heisst es:

„Nicht tödte sie das Oberhaupt von diesen,
Verhüt', Agni, dass er entwurzelt werde!
Lös' kundig Du die Schlingen der Unholdin,
Es sollen alle Götter Dir willfahren!" u. s. w. (15.)

oder:

„Daçavṛxa[2]), mach diesen hier
Vom Hexentuck der Grahi[3]) los,
Die seine Glieder hat erfasst,
Und führe, Herr der Bäume, ihn
Zur Welt der Lebenden empor! (8.)

Nicht selten wird es ratsam erscheinen, wenn man sich gleichzeitig die Beihilfe mehrerer Gottheiten sichert. Das muss natürlicherweise einen um so wirksameren Schutz gewähren. So haben die Formeln der Sumerer für gewöhnlich mindestens zwei Gottheiten, welche sie anrufen, z. B.:

„Das schmerzhafte Fieber, das heftige Fieber,
Das Fieber, das dem Menschen hartnäckig anhaftet,
Das Fieber, das nimmer verlässt,
Das Fieber, welches nicht schwindet, das bösartige Fieber,
Geist des Himmels, beschwöre es!
Geist der Erde, beschwöre es! (7.)

In einer anderen Formel werden ausser diesen beiden Geistern auch noch neun weitere Gottheiten angerufen.

Bei dem weitverbreiteten Animismus niederer Volksschichten, der jedes Stück der umgebenden Natur mit einer eigenen Seele versieht und überirdische Wesen darin erkennt, müssen wir es auch als einen Appell an die Gottheit betrachten, wenn die Beschwörungsformeln sich an die Elemente oder an die Gestirne, an Bäume u. s. w. wenden. Die Gestirne erwähnt der Atharva-Veda:

„Die Morgen- und die Abendsonn'
Zerstöre strahlend das Gewürm,
Die Würmer innen in der Kuh!" (7.)

Bei unserem Volke spielt bekanntlich der Mond mit seinen Phasen eine grosse Rolle. Im Voigtlande sagt man:

„Mond, Du spitzt Dich,
Meine Zähne schwitzen mich,
Spitzt Du Dich heut oder morgen
Meine Zähne sollen nicht mehr schwitzen!" (407.)

1) Ein Wassergeist.
2) Zehnerlei Holz.
3) Weiblicher Dämon.

An den Mond wendet sich auch der Lette bei Zahnschmerzen:

„Guter Mond, ich klage Dir.
Zahnschmerzen quälen mich!
Ich bitte Dich,
Nimm diese von N. zu Dir!“ (73.

Die Sterne ruft der altindische Zauberarzt an:

„Die Löser, jenes Zwiegestirn
Am Himmel, das Beglückende,
Das löse Deiner Krankheit Band.
Das untre mit dem obersten!
Wenn der Gestirne Strahlen geh'n,
Der Morgenröte Strahlen geh'n,
Dann geh' von uns, was irgend schlimm,
Und es vergeh' das Xetriya[1])!“ (9.)

Der Lette wendet sich vorsichtigerweise gleichzeitig an mehrere Gestirne. Er beginnt einen Zauberspruch gegen die Rose:

„Die Sonne, der Himmel, die Erde, die Sterne, Gottes Sohn, heiliger Geist, hilf mir, den Menschen retten und die Schmerzen nehmen!“ (No. 180.)

Auch der altheidnische Blitzgott Pehrkons ist in den lettischen Beschwörungsformeln noch in Kraft. So heisst es bei Brustst ichen:

„Der Stich sticht, ich habe Angst! Drei Pehrkoni sollen ihn erschlagen! Der Stich sticht, ich habe Angst! Neun Pehrkoni sollen ihn erschlagen! Der Stich sticht, ich habe Angst! Dreimal neun Pehrkoni sollen ihn erschlagen!“ (No. 8.

Von den Elementen sind wir der Erde bereits begegnet, welche ja allerdings auch den Gestirnen hinzugerechnet werden könnte. Die übernatürliche Hilfe der Luft, d. h. des Windes wird ebenfalls von den Letten angerufen und zwar bei Verrenkungen:

„Möge die Mutter Laima[2]), die Mutter des Windes, die Göttin der Meere und die heilige Mahrina helfen, einrichten, einzupassen und zu heilen!“ (No. 142.)

Das klingt auch noch nach in einem Spruch aus Ostpreussen:

„Mundfäul', walfischgelber Zahn!
Ein kühler Wind, der weht Dich an,
Du magst sein weiss oder rot,
So musst Du sein in dreien Tagen tot!“ (90.)

Auch folgende Formel der Sachsen in Siebenbürgen gemahnt hieran:

„Leb' wohl, Flechte!
Reich' mir die Rechte,
Reich' sie zum Abschied,
Geh', wohin der Wind zieht!“ (90.)

Das Wasser wird in dem Atharva-Veda beschworen:

„Die Wasser sind so heilsam ja,
Die Wasser scheuchen Krankheit fort.
Die Wasser heilen jedes Ding,
Die seien seine Arzenei!“ (14.)

1) Wahrscheinlich ein angeborenes organisches Leiden.
2) Die Göttin des Glücks.

An das Feuer wendet sich ein lettischer Spruch bei Verbrennungen:

„Mutter des Feuers, Jungfrau mit dem goldenen Wamms, mit dem kupfernen Besen in der Hand! Schlage und spritze! schlage und spritze! damit das Übel verschwinde, wie ein Feuerfunke!“ (No. 104.)

oder:

„Ach Feuergott! Ach Feuergott! Rette dieses Kind von den unglücklichen Wunden!“ (No 106.)

An die Bäume sind viele deutsche Sprüche gerichtet, und natürlicherweise sind damit eigentlich die Gottheiten gemeint, welche die Bäume bewohnen, z. B. sagt man in Pommern:

„Apfelbaum, ich klage Dich,
Die siebenundsiebzigerlei Gichten die plagen mich!
Nimm Du sie mir ab,
Nimm Du sie mir ab,
Bis an mein kühles Grab!“ (98.)

Ähnlich heisst es in Schwaben:

„Nussbaum, ich komme zu Dir!
Nimm eines von den siebenundsiebzigerlei Fiebern von mir!
Dabei will ich verbleiben u. s. w.“ (447.)

Es zeugt aber von wenig Ehrfurcht vor diesen Naturgeistern, wenn die Siebenbürger Sachsen sagen:

„Hollunder-Strauch, Du elender Hund!
Mein Kind hat die Schol[1]) am Mund,
Nimmst Du sie ihm bis morgen nicht weg,
So verreck! Im Namen“ u. s. w. (102.)

Verständiger ist es nun allerdings, sich mit der Gottheit gut zu stellen, seine Sünden zu bekennen, die Macht der Krankheits-Dämonen als eine wohlverdiente Strafe der begangenen Sünden anzusehen und Busse zu thun. Dann ist um so eher auf die göttliche Hilfe zu rechnen. Eine sumerische Thontafel lautet:

„Entscheide das Los dieses Menschen, offenbare, was seiner wartet, bestimme sein Schicksal!
Du leitest in Deinem Laufe das Menschengeschlecht!
Lass über ihm leuchten einen friedlichen Strahl, der ihn befreie von seinen Leiden!
Der Mensch, Sohn seines Gottes, hat seine Sünde und Missethat vor Dir bekannt:
Seine Hände und Füsse verursachen ihm heftigen Schmerz, seine Krankheit verunreinigt ihn schrecklich!
Auf Deinen Befehl sei seine Sünde vergeben, seine Missethat vergessen!
Dass ihn sein Ungemach verlasse, dass er von seiner Krankeit genese!“
(60.)

1 Blase u.

Noch weiter demütigt sich der Bittende, wenn er sogar das Lob der Krankheit singt, wie in einer Beschwörung der Ehsten:

„Gichtergegurre, Stechergesurre,
Peinigerplage, Nagender Genage!
Selber an den Knien erkranket,
An dem Schulterblatt gebrechlich,
Unter'm Kniebug aufgeschwollen!
Wie so selig, wert des Preises,
Wem hier, in des Elends Thale
Leiden als Geschenk verlieh'n sind,
Wer zum Schmerz ward angeworben
Ward für lange Pein gebunden!"

Aber dieser glückselige Dulder schliesst dann doch seine Beschwörung mit dem Gebete:

„Möge Du den Schmerz vermindern,
Heil'ge Maria, Sohn und Geist!" (94.)

Nicht selten wird in der Beschwörung die Gottheit daran erinnert, dass sie Opfer erhalten habe, wie wir das bereits oben in dem Gebete des Navajó-Medicinmannes gesehen haben; oder es werden ihr Opfergaben in Aussicht gestellt. Das belegt eine Stelle im Atharva-Veda:

„Du woll'st, o Agni, diesen Mann mir lösen,
Der, ganz und gar gefesselt, Wirres redet!
Er wird hernach Dich, wahrlich, nicht verkürzen,
Wenn er vom Wahnsinn ist befreit!" (21.)

In einer Beschwörungsformel der Zigeuner, in welcher von der Elster die Rede ist, heisst es:

„Des Mannes Verstand
Schicke (zurück) in (sein) Herz;
Vertreib' Du den Nebel,
(Deines) Vaters Nebel!
Dem Bösen ich gebe,
(Seinen) zwei Köpfen ich gebe,
Zwei schöne spanische Fliegen,
Zweier Hunde Zähne,
Zwei schöne Frösche,
Und in sechs Tagen
Aus dem Menschen
Den Nebel sollen sie vertreiben!" (6.)

Bitte um Hilfe wird auch dadurch motiviert, dass die Gottheit ja auch anderen geholfen habe. So sprechen die Siebenbürger Sachsen:

„N. N. hat ein grosses Kreuz;
Würmer fressen ihm Blut und Schweiss!
O, Du lieber Jesus Christ,
Der Du im Himmel bist!
Hast dem Lazarus geholfen im Leid,
Sei dem N. N. zur Hilfe bereit!" (106.)

Aber bescheidene Leute wollen die Gottheit auch nicht unnütz bemühen. Sie erbitten nur die Spendung einer geheiligten Waffe; dann wollen sie den Kampf mit den Krankheits-Dämonen schon selber aufnehmen. In der Kalewala der Finnen findet sich eine hierher gehörige Stelle:

„Ukko[1]) Du, o Gott dort oben,
Höchster, auf den Wolken oben,
Komm' herbei, Du bist von Nöten!
Eile her, da man Dich bittet,
Diese Qualen wahrzunehmen.
Dieses Unheil abzuwehren,
Dieses Übel zu verscheuchen.
Dieses Siechtum zu vertreiben!
Bringe mir ein Schwert voll Feuer!
Bring' mir eine Feuerklinge!
Dass die Bösen ich bezwingen,
Ich die garst'gen bannen könne,
Auf des Windes Bahn die Schmerzen
Auf das weite Feld die Qualen!" (263.)

Solche göttliche Waffe behauptet der Beschwörer im Atharva-Veda bereits zu besitzen:

„Der grosse Stein, den Indra hat,
Der jeden Wurm zerquetschende,
Damit zerstampf' die Würmer ich,
Wie mit dem Stein man Körner mahlt!
Den Sichtbar'n und den Unsichtbar'n
Zerquetsch ich, den Kurûru auch!" (6.)

Als eine Waffe, welche von der Gottheit verliehen ist, müssen wir auch das Medicament betrachten, und ein Vers des Atharva-Veda giebt hierfür einen deutlichen Beleg:

„Den Göttern und Brahmanen ward's,
Wie man Dich, Holz, zusammenlegt,
Die Götter all' ersah'n, wie man
Zur Erde Dich zusammenlegt!
Der es gemacht, der stelle her!
Der ist der allerbeste Arzt!" (8.)

Es scheint aber, dass noch eine besondere Segnung darüber gesprochen werden muss, die seine Tugenden schildert. Auch solche Stellen finden sich im Atharva-Veda:

„Der Du der Bergeshöh' entsprosst,
Du Kräftigster der Pflanzenwelt,
Geh', Kuṣtha[2]), Takman[3])-Tilger, Du,
Den Takman tilge weg von hier!

Vom Berg, der Adler Brutstatt, stammst,
Vom Schneegebirge kommst Du her,
Mit Schätzen sucht Dich, wer's gehört,
Man weiss, dass Du den Takman tilgst!

Du bist von göttlichem Geschlecht
Und bist Soma's Geselle traut,
So thu dem Lebenshauch in mir
Und diesem meinem Auge wohl!

Drum alles Siechtum lass vergeh'n
Und nimm dem Takman seine Kraft!
Kopfschmerz, Verlust des Augenlichts,
Verletzung eines Körperteils —

1) Der Donnergott.
2) Costus speciosus oder arabicus.
3) Fieber.

Der Kuṣtha heilt von alledem,
Ein göttlich, kräftig Mittel, traun!
Den Mann, Kuṣtha, den ich hier hab',
Den stelle her, den bring zurecht,
Den mache Du mir ganz gesund!" (9. 10.)

Das Lob des Medikamentes preist auch der Siebenbürger Sachse. Eine seiner Beschwörungen gegen Ohrenschmerz lautet:

„Christus fuhr über das Meer,
Da kam der Sturm daher;
Dich, Kraut, steckte er ins Ohr
Und war unversehrt!" (100.)

Der Atharva-Veda rühmt ein Mittel, weil es von der Gazelle getragen wird, welche die Krankheit gleich verfolgt, und ein anderes, weil es die gegenteiligen Eigenschaften besitzt, als die Krankheit sie hervorruft:

„Die hurtige Gazelle trägt
Ein heilsam Mittel auf dem Haupt,
Treibt mit dem Horn das Xetriya[1]
Nach allen Seiten von Dir aus.
Auf seinen Vieren folgt er Dir,
Der kräftige Gazellenbock:
Lös' auf, o Horn, das Xetriya,
Damit sein Horn durchflochten ist!
Es gleicht, was von dort oben glänzt,
Dem Dach, das auf vier Pfosten ruht;
Wir treiben alles Xetriya
Dir damit aus den Gliedern aus!" (8.)

Die andere Beschwörung, welche gegen den Aussatz gerichtet ist, hat folgenden Wortlaut, wobei daran erinnert sein möge, dass eine besonders auffallende Erscheinung, welche der Aussatz hervorruft, in dem Auftreten grauer oder ganz weisser Flecken in der Haut besteht:

„Bei Nacht bist Du hervorgesprosst,
Kohlrabenschwarze Pflanze Du!
So färbe hier, Nachtfarbige!
Was Aussatzmal und grauer Fleck!
Die Aussatzmäler lass vergehn,
Das Graue und das Schreckliche!
Nimm in Dich seine Farbe auf,
Verfliegen lass das Weissliche!
Schwarz ist ja Deine Lagerstatt,
Schwarz ist der Grund, darauf Du stehst.
Die Schwarze bist Du, Pflanze, ja:
So lass vergeh'n, was schrecklich hier!" (19.)

Manche Beschwörer begnügten sich nicht damit, die Gottheit im allgemeinen um die Vertreibung und Unschädlichmachung der Krankheits-Dämonen anzugehen, sondern sie flehten die Gottheit auch an, dass sie

[1] Ein angeborenes organisches Leiden.

die angerichteten Beschädigungen wiederherstelle und der grösseren Sicherheit wegen zählten sie diese Schäden ganz ausführlich auf. Das ist am klarsten ausgesprochen bei den Finnen. Es heisst in der Kalewala:

„Schlankgewachs'ne Ader-Göttin,
Suonetar, Du Ader-Jungfrau,
Schöne Spinnerin der Adern,
Mit dem schlanken Spindelholze,
Mit dem kupferreichen Wirtel,
Mit dem eisenreichen Rade,
Komm' herbei! Du bist von Nöten!
Komm' herbei! Du wirst gerufen!
In dem Arm das Aderbündel,
Auf dem Schoss das Häutebündel,
Um die Adern fest zu binden,
Ihre Enden festzuknüpfen,
Bei den Wunden, die noch offen,
Bei den aufgeriss'nen Löchern!
Sollte das genug nicht scheinen,
Giebt es oben in den Lüften,
In dem Kupferbrot ein Mädchen,
In dem rotgestrichnen Nachen!
Komm', o Jungfrau, aus den Lüften,
Mädchen, von des Himmels Nabel!
Rudre durch die Adern, Mädchen!
Fahre heftig durch die Glieder!
Rudre durch der Knochen Höhlung,
Mitten durch der Glieder Spalten!
Leg' die Adern an die Stelle,
Bringe sie in ihre Lage,
Stopfe Du die grossen Adern,
Bring' die Pulse an einander,
Dann vereinige die Sehnen,
Und der kleinen Adern Enden!
Nimm Dir eine weiche Nadel,
Einen Seidenfaden drinnen!
Nähe mit der weichen Nadel,
Stopfe mit der Zinnesnadel,
Knüpf' die Spitzen von den Adern,
Bind' sie mit dem Seidenfaden!
Sollte das genug nicht scheinen,
Selbst, o Gott, Du Offenkund'ger,
Schirre Deine raschen Füllen,
Rüste Deine raschen Renner,
Fahre her im bunten Schlitten.
Durch die Knochen, durch die Glieder,
Durch das Fleisch, das sich beweget,
Fahre rauschend durch die Adern,
Bind' das Fleisch fest an die Knochen,
Bind' die Adern an die Adern,
Senke Silber in die Fugen,
Gold Du in die Aderspalten!
Wo die Haut entzweigegangen,
Dort lass neue Haut entstehen!
Wo die Adern durchgerissen,
Binde Du sie fest zusammen!
Wo das Blut davongeflossen,
Dort lass neues Blut Du fliessen!
Wo die Knochen sich zerschlagen,
Dort lass neue Knochen wachsen!
Wo das Fleisch sich abgelöset,
Binde fest das Fleisch zusammen,
Banne es an seine Stelle,
Setze es in seine Lage,
Bein an Bein und Fleisch zum Fleische,
Füge Glieder an die Glieder!" (78. 79.)

Vielleicht haben wir einen Anklang an die in dieser langen Zauberformel erwähnte Ader-Jungfrau in folgender Beschwörung der Letten zu finden:

„Hinter dem Jordanfluss sind drei dichtbelaubte Linden; jede Linde hat neun Zweige, jeder Zweig neun Jungfrauen: sie vernähen dort, sie verstricken dort, wie unser Herrgott vernäht und verstrickt die Blutadern! Blut, bleibe ruhig." (No. 100.)

Auch die heilige Jungfrau tritt bei den Letten als Näherin der Adern auf:

„Die heilige Maria, Gottes Mutter, sitzend auf weissem Meer, hält in der Hand eine Nadel mit weissem Seidenfaden, näht alle Adern zusammen!" (No. 87.)

Es möge hier sogleich eine der finnischen ähnliche Beschwörung aus dem Atharva-Veda folgen:

„Was Dir zerrissen, was geknickt
An Knochen Dir im Leibe ist,
Das richte Dhâtar glücklich ein,
Und füg' zusammen Glied an Glied!
Das Mark verbinde sich mit Mark,
Mit dem Gelenke Dein Gelenk!
Es wachse Dein verfallnes Fleisch
Zusammen und der Knochen auch!
Es schliesse sich das Mark zum Mark,
Die Haut verwachse mit der Haut!
Zusammengeh' Dein Blut, Dein Bein!
Das Fleisch verheile mit dem Fleisch,
Das Haar dem Haare füge an.
Die Haut füg' wieder zu der Haut,
Zusammengeh' Dein Blut, Dein Bein!
Verein'ge, Pflanze, was zerriss!" (18.)

Wem fiele bei diesen Versen nicht die bekannte Zauberformel von Vol und Wodan aus einer Merseburger Handschrift des 10. Jahrhunderts ein, welche den Lesern niemals erspart zu werden pflegt, wo von Beschwörungen die Rede ist. Ich muss sie auch hier anführen:

Vol und Wodan
Fuhren zu Holze,
Da ward Balders Fohlen
Sein Fuss verrenket.
Da besang ihn Sinthgunt,
Sonne ihre Schwester;
Da besang ihn Frua,
Volla ihre Schwester;
Da besang ihn Wodan,
Der es wohl vermochte:
So die Beinverrenkung,
So die Blutverrenkung,
So die Gliederverrenkung,
Bein zu Beine,
Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern,
Als ob sie geleimt wären!"

Vergleichen wir hiermit eine in mehreren Varianten vorkommende Beschwörung der Ehsten:

„Jesus ging dahin zur Kirche,
Mit dem Rotross, mit dem Rappen,
Mit dem Lachsschwarzmohrenköpf'gen,
Mit dem Fischfarbmäusefahlen.
Da verrenkte das Pferd den Fuss.
Nieder bei dem Rade Jesus,
Zu besprechen des Pferdes Fuss:
Hier ist ein Gelenk verrenket.
Hier die Sehn' übergesprungen,
Hier ein Sprungbein ausgestemmet!
Geh' Gelenk an Gelenk hinwieder,
Gehe Sehn' an Sehn' hinwieder,
Gehe Sprung an Sprung hinwieder,
Gehe Bein an Bein hinwieder,
Gehe Fleisch an Fleisch hinwieder!
Streiche Nass darauf, Maria!" (97.)

Bei den Siebenbürger Sachsen werden die Verrenkungen folgendermassen besprochen:

„Christus, der Herr und der heilige Matthias
Kamen mit einander über die Brück';
Brach das Bein des heiligen Matthias in Stück'.
Was thut Deinem Bein so weh?
Mein Bein ist krank, ich bin lahm!
Nimm Schmer und Salz,
Schmier' Dein Gebein.
Schmier' Deine Adern!
Bein an Bein',
Ader an Ader!
Fleisch an Fleisch!
So soll's sein, wie Christus, der Herr,
Es haben will, Amen!" (104.)

Die Magyaren sagen in solchem Falle:

„Machte sich auf den Weg der kleine Jesus auf seinem Esel, auf seines Esels Rücken, auf steinerner Brücke; verrenkte sich den Fuss sein Esel; kam hinzu Freze-pater, las darauf, blies es an mit seinem heiligen Munde, streichelte es mit seiner heiligen Hand. Bein an Bein! Fleisch an Fleisch! Blut an Blut! Dann aber werde es so, wie es war!“ (147.)

Ganz verstümmelt hat sich endlich die Formel auch noch in Westpreussen erhalten:

„Ich rate Dir vor Verrenkt,
Streich' Ader mit Ader,
Streich' Blut mit Blut.
Streich' Knochen mit Knochen!“ (Frischb. 92.)

oder:

„Unser Herr Jesus Christus kam geritten nach Jerusalem; sein Ross stiess wider einen Stein und der Fuss des Pferdes war verrenkt. Bein soll wieder werden Bein, Ader zu Ader, im Namen Gottes!“ (93.)

Gänzlich eingeschrumpft ist die Zauberformel bei den Letten:

Knöchlein zu Knöchlein!
Sehne zur Sehne!
Splitter zum Splitter!
Faser zur Faser!“ (No. 137.)

oder:

„Knöchlein zum Knöchlein!
Weichteile zu Weichteilen!
Sehne zur Sehne!
Rotes Blut mitten durch!“ (No. 138.)

Wir sehen, dass auch hier bei den Beschwörungen die alten heidnischen Gottheiten von Christus und seinen Heiligen siegreich aus dem Felde geschlagen sind. Wir sehen aber ferner auch, wie aus langen, komplizierten Formeln allmählich ganz kurze und kaum noch verständliche Sprüche werden.

II. Die Capitulation mit den Krankheits-Dämonen.

Wir haben in den bisherigen Zauberformeln gesehen, wie der Mensch immer die Gottheit für sich in den Kampf mit den Krankheits-Dämonen schickte, und somit war der Kampf, den er mit ihnen führte, doch immer nur ein indirekter. Man wälzte auf die Gottheit die gefährliche Sorge, sich mit den Dämonen abzufinden. Nun fehlt es aber auch nicht an Leuten, welche sich selbst vor den Teufeln nicht fürchten und es mutig unternehmen, ihnen direkt auf den Leib zu rücken. Bei so gefährlichen Gegnern aber, wie es die Krankheits-Dämonen sind, ist es doch geraten, vorsichtig und behutsam zu Werke zu gehen und nicht durch unbedachte Übereilung alles auf das Spiel zu setzen. Mit Höflichkeit kommt man durch die Welt, und so soll man es auch bei diesen bösen Geistern in

erster Linie mit Höflichkeit versuchen. Auf den Watubela-Inseln im malayischen Archipel redet man die Krankheit mit „Herr“ an; auf dem nahen Buru sagt man sogar „Herr Grossvater Pocken“. Aber auch bei uns betitelt man bestimmte besonders hartnäckige oder gefährliche Krankheiten mit besonders ehrenvollen Namen. So nennt man die Rose auch wohl „das heilige Ding“ oder „das heilige Werk“, oder kurzweg „das Heilige“. Auch Sanct Johannis-Feuer oder Sanct Antonius-Feuer wird sie genannt. Die Epilepsie nennt man in Preussen „das Höchste“. Die Letten bezeichnen einen akuten Bläschenausschlag, ein Eczem, wie wir Ärzte sagen, als „die heiligen Jungfrauen“.

Von dem gleichen Gesichtspunkte aus pflegt man in Indien den Tiger, der in den Augen der Eingeborenen natürlicherweise auch ein Dämon der Vernichtung ist, nicht bei seinem rechten Namen, sondern mit dem Schmeichelnamen „Grossvater“ zu nennen, und eine Beschwörung der Schlange bei den Letten lautet:

„Die ehrliche, gnädige Frau schläft am Wegrande auf dem Sande, der Mund ist voll mit Wolle; die ehrliche gnädige Frau schläft im Sumpfe auf einem Erdhügel, der Mund ist voll mit Wolle; die ehrliche, gnädige Frau schläft im Walde unter der Wurzel, der Mund ist voll mit Wolle!“ (No. 128.)

Gut ist es überhaupt, den Krankheits-Dämonen zu schmeicheln:

„Ihr kleine Leut',
Ihr liebe Leut'
Alle die Ihr seid“ (75.)

beginnt eine Beschwörungsformel in Preussen gegen „die kleinen Leute“, eine Form der Kopfschmerzen. In einem Zauberspruche gegen eine als „Schuss des Rudra“ auftretende Krankheit, die wir uns wohl unserem Hexenschuss ähnlich zu denken haben, heisst es in dem Atharva-Veda:

„Ehr' sei Dir, Rudra[1])! wenn Du schiesst!
Ehr' sei dem angelegten Pfeil,
Dem abgeschossenen Pfeil sei Ehr',
Und Ehre auch dem Treffenden!“ (14.)

Hat man sich nun mit den Dämonen gut gestellt, dann soll man ihnen höflich und freundlich zureden, dass sie doch lieber fortziehen möchten.

„O Krankheit ziehe von hier fort! Kehre zurück! Was thust Du hier in diesem armen Lande?“

sagt man auf den Timorlao-Inseln.

Bei den Letten schliesst ein Spruch gegen die als „die heiligen Jungfrauen“ bezeichnete Ausschlagskrankheit:

„Ihr Heiligen! Heiligen!
Heiligen! Gehet Euern Weg!
Hier habt Ihr kein Leben!“ (No. 59.)

1) Einer der Donnergötter.

Die Watubela-Insulaner sagen:

„Herr Seuche! Am Strande habt Ihr jetzt keine Wohnung mehr! Die Wohnung ist in Staub zerfallen! Zieht fort von hier nach einem günstigeren und besseren Orte!“

Die Letten fordern den Husten auf, dass er sich etwas Schmackhafteres suchen möge:

„Husten, geh' heraus! Du Husten des N. kratze nicht dem N. den Leib! Husten, geh' heraus! Du Husten des N., kratze nicht dem N. den Knochen! Du Husten des N., kratze nicht dem N. das Herz! Geh' das Meer entlang, kratze die Steine des Meeres, kratze den Meeressand! Die sind Dir schmackhafter, als der Leib des N.!“ (No. 2.)

Die Siebenbürgischen Sachsen machen die Dämonin der Rose darauf aufmerksam, dass die Genossen sie vermissen und sich nach ihr sehnen:

„Es sitzen drei Jungfern auf einem Marmelstein,
Die eine heisst „Weisse“, die andere „Grüne“, die dritt' „Röselein“.
Sie gingen über die grüne Brück',
Die Rose blieb bei N. N. zurück,
Nun weinen die andern beiden,
Und klagen in ihren Leiden,
Komm', Rose, ich führ' Dich zu ihnen zurück!“ (100.)

Die Letten stellen der Krankheit vor, dass sie doch eigentlich Besseres zu thun habe. Es handelt sich wieder um den schon mehrfach erwähnten Ausschlag „die heiligen Jungfrauen.“

„Drei liebe, heilige Jungfrauen gehen auf alten Wegen, auf alten Brachfeldern, lesen feine Kiesel und Steinchen zusammen. Leget sie zu Haufen, da habt Ihr Arbeit genug! Was kümmert Ihr Euch um einige kleine Menschen!“ (No. 53.)

Auch sagt man dem Fieber:

„Fieber, Fieber! ich sage Dir, verlasse mich! Gehe, schüttle graue Steine! Gehe, schüttle Baumstümpfe im Walde.“ (No. 47.)

Man versucht den Dämonen auch wohl vorzustellen, dass sie an anderen Orten viel besser aufgehoben sind. In Ostpreussen schliesst der vorher schon in seinem Anfange citierte Zauberspruch gegen die „kleinen Leute“ mit den Worten:

„Geht hinaus aus dem Haupt!
Geht hinaus aus dem Leib und Bein!
Geht hin zum Wasser, da liegt ein breiter Stein!
Da werdet Ihr finden zu essen und zu trinken!“ (75.)

Auf der Insel Burú im malayischen Archipel sagt man:

„Herr Grossvater Pocken! Geht weg! Geht gutwillig weg! Geht, und besucht ein anderes Land! Wir haben Euch Speisen für die Reise zurechtgelegt! Wir haben jetzt nichts mehr zu geben!“

An das Malaria-Fieber, den Takman, wendet sich eine Beschwörung des Atharva-Veda:

„Abwärts schick ich den Takman fort.
Nachdem ich Ehre ihm bezeugt. —
Ja, von Geburt an, Takman bist
Du heimisch bei den Bahlika[1]).
Takman, Du stummer, tückischer.
Gliedloser, halt geflissen fern!
Der läufischen Sklavin rück' zu Leib!
Auf diese schleudre Dein Geschoss!
Geh' zu den Mûjavat[2]), Takman!
Auch weiter zu den Bahlika!
Das geile Çûdra-Weib pack' an!
Das, Takman, schüttle etwas durch!
Mahâvṛša und Mûjavat,
Die Deinen, such' auf und verzehr'!
Die raten wir dem Takman an.
Auch wohl, was fremdes Land hierum!
Im fremden Land behagt Dirs nicht,
Willfährig drum verschone uns!
Schon rüstet Takman sich zur Reis',
Er zieht gleich zu den Bahlika.
Wenn Du jetzt kalt, und hitzig jetzt,
Vereint mit Husten, leben machst,
Takman, vor Deiner Waffen Wucht
Graut uns; verschone uns damit!
Mach' ja mit diesen keinen Bund:
Mit Schwindsucht, Husten, Udyuga![3])
Komm' ja von dort nicht wieder her,
Darum, Takman, sprech' ich Dich an!
Mit Deinem Bruder Husten geh',
Mit Deiner Schwester Schwindsucht auch,
Nimm auch den Vetter Ausschlag mit,
Takman, zu jenem fremden Volk!“ (12.)

Wollen nun die Krankheits-Dämonen auf alles freundliche Zureden doch nicht weichen, so soll man doch noch nicht gleich zur Offensive übergehen, sondern man soll es noch mit vernünftigen Vorstellungen anderer Art in Güte versuchen. Da gilt es, ihnen dann in erster Linie klar zu machen, dass ihre Massnahmen ja doch ganz nutzlose sind. So wird von den Letten der Schlangenbiss beschworen:

„Eine rotbraune, graue Schlange schläft an der Kirche, die Zähne entblösst. Ich gehe vorüber, sie will mich beissen, aber kann nicht! u. s. w.“ (No. 123.)

Ähnlich ist ein gegen den Scorpion gerichteter Spruch des Atharva-Veda:

„Der Skorpion ist kraftlos schon,
Der da am Boden kriecht heran.
Ich nahm ihm jetzt sein Gift hinweg,
Dann hab' ich ihn gleich umgebracht!
Mit beiden Armen, die Du hast,
Mit Kopf und Leib vermagst Du nichts!
Was trägst Du so heimtückisch denn
Am Schwanze für ein winz'ges Ding?“ (6.)

Sollten die Dämonen aber trotz alledem noch schaden wollen, so giebt man ihnen die Versicherung, dass man gegen die Wirkungen ihrer schädlichen Angriffe im Besitze eines unfehlbaren Mittels sei. Das besagt wieder eine Beschwörungsformel des Atharva-Veda:

„Ob's „Querstreif“ oder schwarze Schlang',
Ob es die Naja beigebracht,
Ob's von der rauhen Otter ist,
Dies Kraut vernichtet solches Gift,
Dies Kraut, es ist ein Honigspross,
Von Honig triefend, honigsüss;
Es heilet, was gebrochen ist.
Und auch die Mücken bringt es um!
Wardst Du gebissen, angesaugt,
Wo's immer sei, wir rufen Dir
Das Gift des hastig beissenden
Mückleins, eh's schadet, aus dem Leib!“ (5.)

1) Die Baktrer.
2) Ein Bergvolk.
3) Vielleicht der Krampfhusten.

Eine andere Formel betont auch noch besonders, dass es die Gottheit gewesen ist, welche dem Menschen das unfehlbare Mittel gespendet habe:

„Das Blei hat Varuṇa geweiht,
Dem Blei ist Agni zugethan,
Das Blei gab Indra mir zur Hand,
Das ist es, das den Spuk verscheucht.
Das zwingt das Viškandha[1]) hinweg,
Das drängt die „Fresser" von der Stell',
Durch dieses habe ich die Brut
Piçâcîs[2]) allzumal besiegt!
Sei es ein Rind, das Du uns schlägst,
Sei es ein Ross, sei es ein Mensch,
Wir treffen sicher Dich mit Blei
Dass unsre Mannen Du verschonst." (1.)

Die Dämonen werden dann auch aufgefordert, dass sie sich vor der Gottheit hüten mögen. So heisst es in einer Beschwörung des Schlangenbisses in Bosnien:

„Schlange, beisse doch die Schlange! Böse Seele! Versuche nicht den grossen Gott!" (385.)

Ferner sagt man auch wohl den Dämonen, dass allerlei Heiliges den Schaden, den sie bringen wollen, unwirksam machen. Das kommt in folgender Besprechung der Letten zum Ausdruck:

„In allen Kirchen läutet man, an allen Festtagen singt man, das heilige Evangelium wird verkündigt. Hierdurch beschwöre ich das Böse, die Rose, die weisse, die schwarze, die rote, die tötliche, die juckende, die nässende, damit sie nicht so sehr breche noch schmerze!" (No. 194.)

Ähnlich heisst es im Voigtlande und zwar ebenfalls bei der Rose:

„Sprich: Alle Glocken werden geklungen,
Alle Messen werden gesungen,
Alle Evangelien werden gelesen;
Damit segne ich die Rose und das Wesen!" (407.)

Auf demselben Gedankengange beruht wohl auch der schwäbische Spruch:

„Jerusalem, Jerusalem,
Du jüdische Stadt!
Wo man unsern lieben Herrn
Jesum gekreuziget hat!
Zwischen Mörder ihn aufhängen that,
Ist für Gicht und Grimmen und Darmgieten gut!" (448.)

Für sehr wirksam wird auch die Erklärung an die Krankheits-Dämonen angesehen, dass sie ja allerdings dem Menschen einen Schaden zugefügt hätten; derselbe sei aber schon wieder gut. Das versichert ein Spruch des Atharva-Veda:

„Er kam ja, sehet, er kam auf,
Kam zu der Schar der Lebenden!
Besinnung hat er neu erlangt,
Fand Bergung bei den Lebenden!" (6.)

Die Sachsen in Siebenbürgen sagen:

„Die Schlange sticht,
Christus spricht,
Christus hat gesprochen:
Diese Schlange hat nicht giftig gestochen!" (103.)

1 Vielleicht Rheumatismus der Schulter.
2 Blutsauger, vampyrartige Dämonen.

In Pommern heisst es:

Maria sagt:
Was die Schlange stach,
Was die Natter biss,
Maria schwur,
Dass der Schlangenstich ausfuhr!" (113.)

Zwei Sprüche der Letten sind nach demselben Prinzipe gebildet, der eine gegen Schmerzen, der andere gegen Blutungen:

„Lindenbaum, Schlangenblut, es schmerzt nicht mehr." (No. 23.)

und

„Dreimal neun Jungfrauen waten durchs Blutmeer: je weiter sie waten, um so trockner!" (No. 79.)

Ist dieses alles vergeblich, so versucht man es damit, den Dämonen selber Furcht einzujagen. Man stellt ihnen vor, dass ihnen hier Gefahren drohen, denen sie sich doch lieber entziehen möchten. Dem Skorpion wird in der oben citierten Beschwörung des Atharva-Veda zugerufen:

„Dich fressen die Ameisen auf, Pfauhennen auch zerpicken Dich!" (6.)

und in dem ebenfalls schon angeführten Spruch der Letten gegen den Husten heisst es zum Schlusse:

„Komme nicht nach Hause, denn Hunde, Katzen werden Dich zerreissen!" (No. 29.)

Bei den Krämpfen der Kinder sagen sie:

„Neun schwarze Männer, neun schwarze Pferde, neun schwarze Hunde, die liefen zusammen, die fuhren zusammen an drei Kreuzwegen, zwischen drei Steinen. Dort fassten die Männer, dort schlugen die Pferde, dort zerrissen die Hunde den, welcher mein Kindlein schreckt, welcher es nicht schlafen lässt. Schlummere, schlafe, Ferkelchen, von der Wiese heimgelaufen!" (No. 257.)

Die Besprechung eines Geschwüres beginnt bei ihnen:

„Drohe dem Geschwür, drohe dem Geschwür: jetzt wird man Dich braten, jetzt wird man Dich verfolgen!" (No. 168.)

Ein ferneres Mittel, dem Krankheits-Dämon den Aufenthalt in dem Kranken zu verleiden, besteht auch darin, dass man ihm ankündigt, dass man ihn mit ekelhaften, unappetitlichen Dingen füttern würde. Das besagt eine Beschwörungsformel der Wander-Zigeuner (21), welche ich hier übergehen will.

Es zeichnen sich in der Phantasie aller Völker, die Teufel nicht nur durch ihre Bosheit, sondern auch durch eine grosse Portion von Dummheit aus. Die dummen Teufel sind ja sprichwörtlich, und auch mit den Krankheits-Dämonen weiss man allerlei anzustellen, um aus ihrem Unverstande Nutzen zu ziehen. Auch solche Beschwörungen, welche die Dämonen versichern, entweder dass sie nicht zu schaden vermöchten, oder dass der Schaden, den sie verursacht haben, schon wieder ausgeglichen sei, ist doch im Grunde genommen weiter nichts, als ein Appell an ihre Dummheit. Ein solcher tritt uns auch in folgendem Spruche der Letten entgegen:

„Geh' hinaus, du welkes Fieber! zur Brücke des grossen Flusses. Schau den Fluss hinab: auf dem Flusse da tanzen fünf rote Jungfrauen auf Eisstücken! — Dorthin schautest Du, da bleibe! Es verschwinden die Jungfrauen, es schmelzen die Eisstücke, es vergeht das welke Fieber!“ (No. 44.)

Der Sinn dieser Beschwörung scheint mir folgender zu sein. Der Dämon des Fiebers wird durch die Mitteilung von den auf dem Eise tanzenden Jungfrauen veranlasst, seine Aufmerksamkeit von seinem Opfer abzuwenden, und dieses vermag nun den Augenblick zu benutzen, um sich der Gewalt des Dämons zu entziehen. Auch noch in anderer Weise versucht man die Krankheits-Teufel zu übertölpeln. Man stellt sich so, als wäre man vollkommen damit einverstanden, dass sie ihre schädliche Wirkung ausüben und an ihrem Opfer ihr Mütchen kühlen. Aber sie sollen das nicht sofort thun, sondern zu einem späteren Termine, welchen ihnen ihr Opfer oder sein Zauberarzt selber stellt. Dieser Zeitpunkt ist dann immer, wie man im Volke sagt, ein Nimmerstag: es ist der Tag, an dem ein Ereignis eintreten wird, das überhaupt niemals eintreten kann. Entweder wird der Tag bestimmt, an welchem die Mutter Gottes zum zweiten Male Mutter werden wird, oder wo Christus ein neues Evangelium schreibt u. s. w. Es mögen dies einige Beispiele erläutern:

In Pommern heisst es:

„Unser Herr Jesus zog über Land,
Er segnet den kalten und warmen Brand,
Dass der Brand ihn nicht brenne und in den Leib begehr',
Bis dass die Mutter Gottes einen anderen Sohn gebärt!“ (87.)

Gegen die Rose benutzt man in Ostpreussen folgenden Spruch:

„N. N. ich rate Dich vor das Feuer und die Glut,
Ich löse Dich mit meinem Schweiss und meinem Blut;
Du sollst nicht reissen und auch nicht spleissen,
Du sollst nicht schwellen und auch nicht schwären,
Bis die Mutter Jesu den anderen Sohn wird gebären!“ (82.)

In einer Zauberformel der Siebenbürger Sachsen gegen das Fieber gebietet Christus „der Heiliand“ den „Wenken“[1]):

„Ihr sollt hier im Brunnen ruh'n,
Bis ich schreib' ein neues Evangelium!“ (90.)

Die Ostpreussen besprechen Blutungen mit dem Zauberspruche:

„Blut, ich besprech' Dich!
Du magst stille stehn,
Bis die Toten aus dem Grabe gehn!“ (36.)

Die Letten sagen bei Zahnschmerzen:

Ich suche Dich, Mond, mit zwei Spitzen, auf dass meine Zähne nicht schwitzen sollen, noch heiss werden, solange ich Dich nicht sehe mit drei Spitzen!“ (No. 71.)

1) Das Fieber.

Ganz ähnlich ist ein pommerscher Spruch:

„Guten Abend, Herr neuer und alter Mond!
Ich sehe Deine beiden Zacken;
Ich habe zwei Zähne in meinem Kinnbacken,
Die sollen mir solange nicht wehe thun,
Bis ich sehen werde Deine drei Zacken!“ (139.)

III. Der Kampf mit den Krankheits-Dämonen.

Nun reisst dem Medicinmanne aber die Geduld, wenn die Krankheitsteufel jetzt immer noch nicht weichen wollen. Das Mass seiner Liebenswürdigkeit ist erschöpft. Die Galle läuft ihm über und er rüstet sich zum Kampfe. Dieser Kampf vollzieht sich garnicht unähnlich den Prügeleien, wie sie unter der Dorfjugend ausgekämpft werden. Bevor man auf einander einstürmt, und bevor es die ersten Prügel setzt, steht man sich mit drohender Miene gegenüber; man schimpft sich und man ruft dem Gegner zu, dass er schleunigst ausreissen solle. Das ist nun, wie gesagt, den Dämonen gegenüber nicht anders.

So beschimpfen die Letten die „heiligen Jungfrauen“ mit einem höchst despektierlichen Worte, das ich hier nicht wiedergeben will. (No. 61.)

Bei der Beschwörung des Schlangenbisses sagen sie:

„Wohin läufst Du, lumpige Hexe? Wohin gehst Du mit der kahlen Stirne? Du hast mehr Sünden, als Sand am Meeresstrande. Steinhaufenkriecherin, Nasenbrecherin, Meerwassertaucherin, Sandbergestreicherin u. s. w.“ (No. 116.)

Auf das Schimpfen folgt dann naturgemäss die Drohung, dass man die Dämonen vernichten werde. Im Atharva-Veda sagt der Beschwörer:

„Dem allgestalt'gen Wurm, der bunt,
Der weisslich, der vieräugig ist,
Dem drücke ich die Rippen ein.
Dem trenne ich den Kopf vom Leib.
Wie Atri und Jamadagni,
Wie Kaṇva töt' ich, Würmer, Euch,
Mit des Agastya[1]) Zauberspruch,
Zerstampf' das Ungeziefer ich!“ (7.)

Dem Geschwüre ruft der Lette zu:

„Ich bin ein eisernes Weib, ich habe eine stählerne Zunge, ich spalte das Geschwür in neun Stücke, wie einen alten Mahlstein. Es vergehe, werde zu Staub, wie ein alter Bovist!“ (No. 165.)

Man droht dem Dämon auch, dass er auf seiner Hut sein möge; denn wenn er es wagen sollte, zuzuschlagen, dann würde man ihn gründlich verhauen und jeden Schlag würde er in duplo wiedererhalten. Auch hier mögen Zaubersprüche der Letten als Belege gelten. Sie wiederholen sich bei verschiedenen Krankheiten und sind alle ausserordentlich ähnlich aufgebaut:

1) Alle vier Namen waren Brahmanen.

„Sodbrennen sengt mich, ich senge das Sodbrennen.“ (No. 9.)

„Die Leesa[1]) stach das Pferd, ich stach die Leesa, Leesa stach einmal, ich stach zweimal; Leesa stach zweimal, ich stach dreimal u. s. w.“ (No. 337.)

„Die Schlange biss einmal, ich biss dreimal!“ (No. 33.)

„Der Seitenstich sticht mich einmal, ich steche ihn zweimal; der Seitenstich sticht mich einmal, ich steche ihn dreimal u. s. w. Der Seitenstich sticht mich einmal, ich steche ihn neunmal!“ (No. 4.)

Hat man die Dämonen in dieser Weise in Schrecken gesetzt, so ruft man ihnen zu, dass sie fliehen mögen:

„Fliehe! Fliehe! Fluss!“ ruft der Lette dem Rheumatismus zu, „ich werde Dich zu fangen suchen, ich werde Dich einholen, ich werde Dich fangen, ich werde Dich schlagen, ich werde Dich peitschen, ich werde Dich zerreissen mit der eisernen Egge!“ (No. 27.)

Ganz ähnlich werden die „heiligen Jungfrauen“ angerufen:

„Fliehet, fliehet, heilige Jungfrauen! ich werde Euch jagen, ich werde Euch einholen, ich werde Euch fangen, ich werde Euch peitschen, ich werde Euch schlagen! Mir gehört die Stube, der Tisch, das Bett, die Wiege!“ (No. 54.)

Ausgebildeter noch ist ein Zauberspruch gegen das Geschwür, jedoch ist derselbe schon wieder mit dem Hinweis auf die göttliche Hilfe verquickt:

„Fliehe, Geschwür! Fliehe, Geschwür! Fliehe, jegliches Übel! Woher Du kommst, da bleibe! Hier wird man Dich zerren, hier wird man Dich reissen, hier wird man Dir nichts Gutes thun! Flieh! Flieh zum Meere! Vergrabe Dich im Meeressande! Dort ist Dein Ort, dort schlafe! Pehrkons wird Dich jagen mit (seinen) neun Söhnen. Verschwinde, wie der abnehmende Mond, wie ein alter Bovist, wie Morgentau!“ (No. 164.)

Wie man wohl bei dem Kämpfen und Raufen, bevor man zuschlägt, dem angreifenden Gegner zuruft, dass er loslasssen solle und dass er das wieder in Ordnung bringen möge, was er unordentlich gemacht hat, so fordert man auch die Krankheits-Teufel auf, loszulassen, keinen Schaden zu thun und das angerichtete Unheil wieder gut zu machen:

„Ich verbiete Dir, Feuer und Schwulst,
Du sollst nicht schwelle,
Du sollst nicht quelle,
Du sollst nicht riete,
Du sollst nicht spliete!“ (84)

sagt man in Ostpreussen, oder:

„Koolke, gehe auf Dein heiliges Bettchen und verursache mir keine Schmerzen in meinem Kopfe, in meinem Marke, in meinem Herzen, in meiner Plauz, in meiner Leber, in meinen Eingeweiden!“ (71.)

In Siebenbürgen bei den Sachsen heisst es:

„Pfui Dich! Du leidige Gelbsucht!
Du sollst nicht verzehren dieses Leib und Blut!
Du sollst vergehen, wie die Weth[2]),
Da man den lieben Jesum mit band!“ (92.)

1) Die Milzkrankheit.
2) Die Gerte, Wite.

Fast möchte man nun glauben, wir müssten bald am Ende sein, und dennoch kommen wir erst jetzt zu denjenigen Beschwörungen, welche naturgemäss eigentlich überhaupt den Anfang machen sollten. Das ist die energische Aufforderung, dass die Dämonen sich zum Teufel scheren möchten. Ein ostpreussischer Spruch lautet:

„O Du wilder, verfluchter Flugbrand!
Du hast schon lang geherrscht in diesem Rand,
In dieser Galle, in Fleisch und Blut,
Drum ziehe aus, Du verdammtes Gut!
Weich' aus der Galle,
Weich' aus dem Fleisch und Blut und aus den Adern allen!" (41.)

Ein anderer beginnt:

„Weichet, Ihr weissen Leute, von diesem Getauften, fort aus seiner Haut, aus seinem Leibe, aus seinem Blute, aus seinen Adern, aus seinen Gelenken, aus seinen Gliedern!" (76.)

In Schwaben beschwört man den Brand mit folgenden Worten:

„Weich' aus, Brand, und ja nicht ein!
Du seiest kalt oder warm,
So lass Dein Brennen sein!" u. s. w. (442.)

Hierher gehört auch wieder eine Stelle aus der Kalewala:

„Bist Du, Übel, hergeleitet
In das Herz, das nichts verschuldet,
In den Bauch, der nichts verbrochen,
Ihn zu fressen, zu verzehren,
Ihn zu beissen, ihn zu spalten?
Weich' von hinnen, Hund des Hiisi[1]),
Stürze nieder, Welp' Manala's[2])
Geh' mir, Scheusal, aus dem Leibe,
Aus der Leber mir, o Untier.
Lass' das Herzblatt unversehret,
Lass' die Milz mir ungestöret,
Meinen Magen ungewalket,
Meine Lunge ungewendet,
Meinen Nabel undurchbohret,
Meine Schläfen ungefährdet,
Quäle nicht den Rückenknochen,
Hau nicht los auf meine Hüften!
Gehe, Scheusal, auf die Wand'rung,
Fliehe fort, des Landes Plage,
Nimmer ist hierselbst Dein Wohnsitz!" u. s. w. (90. 91.)

Viele Beschwörungsformeln, welche die Krankheits-Dämonen verjagen wollen, weisen denselben auch sogleich eine Stelle an, wo sie gebannt bleiben sollen. Die Erde, das Meer, die Flüsse, der Wind und die Luft, einsame Wüsteneien, Eis und Schnee spielen dabei eine grosse Rolle. Auch in die Hölle werden sie gejagt, aber auch in Bäume oder in wilde Tiere, und bisweilen werden mehrere solche Verbannungsplätze gleichzeitig genannt, so dass dem Dämon gleichsam die Wahl überlassen bleibt, welchen derselben er wählen will.

Gegen Seitenstiche sagen die Letten:

„Höre auf zu reissen, Feuer! zu stechen, wildes Feuer! geh' durch die Erde stechend! Bleibe still, wie ein Ruhiger!" (No. 6.)

1) Das böse Prinzip.
2) Das Totenreich.

Gegen Drüsenschwellung sprechen sie:

„Die ohne Füsse, ohne Hände laufen, die mögen zum Meere laufen, zum Meeresstrand! Sie mögen feine Kiesel, Steine durchsieben!“ (No. 200.)

Der Bannspruch der Ostpreussen gegen die „weissen Leute“, dessen Anfang wir vorher kennen gelernt haben, fährt fort:

„Fern im Meere ist ein grosser Stein. Dahin gehet! dahin fahret! dort trinket! dort zehret!“ (76.)

Der Rose wird zugerufen:

„Ros' in's andre!
Du musst wandre
Über das rote und weisse Meer
Und thu' nimmer weh!“ (83.)

Im Atharva-Veda heisst es:

„In Rauch, in Lichtatome gehe über!
In Dunst verflieg, in Nebel lös Dich, Übel!
Im Schaum der Flüsse magst Du Dich verlieren!“ (15.)

Der Zahnschmerz soll bei den Ehsten:

„In des Nordens Wind entweichen,
Aus dem Wind hinaus ins Leere!“ (87.)

und das Fieber beschwören sie:

„Weg der Graue
Zu Wolfes Baue!
In die Schneetrift,
In den Eisstift
Weich' er, wo sein wohnlich Erbe!“ (91.)

In Bosnien verbannt man den Schlag:

„O Du Schlag! O Du Schmerz!
Heb' Dich weg, Du Schlag!
Auf die höchste Alpe!
Auf die dicke Serbin!
Wo kein Ochse brüllt!
Wo keine Kuh brüllt!
Wo kein Schaf blökt!
Wo keine Ziege meckert!
Wo kein Hahn kräht!
Wo keine Henne gackert!“ (407.)

Das Bannen der Krankheits-Dämonen in wilde Tiere finden wir namentlich in Zauberformeln der Ehsten. So heisst es gegen den Zahnschmerz:

„In des Hunds Zahn mög' er schwinden,
In des Wolfs Zahn mög' er wachsen!“ (87.)

Und wenn Kinder einen kleinen Schaden genommen haben, so sagen sie:

„Krankheit auf die Elster!
Wehe zu der Krähe!
Andre Schwäche dem schwarzen Vogel!
Herbes zum Hunde hin!
Heimliches der Katze!
Gichtrisch Weh' auf die Wanze!
Unser Kind genese!“ (88.

Die Strava, „das Entsetzen", eine besondere Krankheitsgruppe bei den Bosniaken, wird von denselben mit folgenden Worten vertrieben:

„Heb' Dich weg, Entsetzen! Es jagt Dich der Mutter Hauch und des Vaters Kraft in ein graues Pferd, in's Roggenstroh, in einen vermoderten Stamm!" (407.)

Wir finden in dieser Beschwörungsformel schon den Übergang zu der Bannung in die Bäume. Da ist es bei den Ehsten der Wald im ganzen, wo die Krankheit hin soll:

„Senk' an alten Ort das Blut sich,
In den Wald des Weh's Gewalt sich,
Sich die Spannung in's dichtste Dickicht." (90.)

„Krätze in den Wald!
Wolf unter die Bank!" (No. 64.)

sagt der Lette, wenn er die Badestube betritt. Der Bosniake ruft:

„Bist Du die Gicht, so fahre in den Hagedorn!" (387.)

Aber auch bestimmte Bäume werden den Krankheiten angewiesen. Der Lette droht dem Fluss, dass er ihn an eine knarrende Espe binden werde (No. 28); auch sagt er bei dem schon wiederholentlich erwähnten Bläschenausschlag:

„Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! Was spinnst Du? Was zwirnst Du? Wirke den Seidenfaden im schwarzen Ellernbaum, in der Espe!" (No. 64.)

Eine Formel der Ehsten gegen den Ziegenpeter schliesst:

„Weich' zur Tanne die Beule!
Die Geschwulst zur Kienbaumwurzel!" (89.)

Die Wander-Zigeuner fordern das Fieber auf:

„Geh' weg, Fieber!
Geh' weg, mein Schmerz!
Geh' weg in den Baum,
Woher Du gekommen bist!
Dahin geh', Du Fieber!" (82.)

Es wurde schon gesagt, dass man die Dämonen auch direkt zur Hölle jagt, und so müssen wir das kupferne Thor auch wohl als das Höllenthor auffassen, welches in einer lettischen Beschwörung genannt wird:

„Drei Ottern haben sich verkrochen im feinen, dichten Gesträuch: die eine ist weiss, die andere bunt, die dritte braun. Öffne Dich, kupfernes Thor, damit sie alle hindurchkriechen!" (No. 131.)

Um die Dämonen schneller aus dem Wege zu schaffen, versorgt man sie auch mit Erleichterungen für ihre Reise. So lautet ein Spruch der Finnen:

„Flieh' von dannen, böse Geissel!
Flieh' von dannen, böse Pest!
Fliehe weit vom nackten Fleische!
Ein hurtig Pferd will ich Dir geben,
Dich zu tragen, Dich zu retten;
Einen Renner, dessen Hufe
Nimmer gleiten auf dem Eise,
Nimmer gleiten auf dem Felsen!

Fliehe nun, wie ich befehle,
Auf dem Höllen-Renner,
Auf dem wilden Hengst der Berge!
Fliehe hin in Turja's[1]) Berge!
Fliehe hin zum Fels von Eisen!
Fliehe durch der Hölle Wüsten!
Stürze in die ew'ge Tiefe,
Dass Du nimmer wiederkehrst!
Fliehe nun, wie ich befehle,
In den dichten Wald der Lappen,
In das finstere Pohjola[2])!"
(Lenormant 252.)

Die Magyaren beschwören die Krämpfe mit der Formel:

„Würmer können nicht fliegen. Ich gebe ihnen Flügel! Sie mögen nun fliegen ins Freie, in den Leib der Bösen!" (139.)

und der Epilepsie eröffnen sie:

„Epilepsie, ich gebe Dir Erde zur Rast, ich gebe Dir Wasser zur Erquickung und befehle Dir im Namen unseres Erlösers, dass Du zu dem Volke gehest, dass unseren Heiland getötet hat!" (133.)

Nun geht es endlich zum wirklichen Kampf, und da ist es wohl begreiflich, dass man in erster Linie sein Augenmerk auf die besonders gefährlichen Teile seines Gegners richtet und ihn derselben zu berauben, oder ihn kampfunfähig zu machen bemüht ist. Den Schlangen ruft der Beschwörer in dem Atharva-Veda zu:

„Der Zähne Reih'n drück' ich Dir zu,
Zusammen auch der Kiefer Paar:
Zusammen drück' ich Dir die Zung!
Das Maul auch drücke ich Dir zu!" (5.)

An einer anderen Stelle sagt er:

„Ich hau Dir beide Hörner ab,
Die Du zu Stoss und Stich gebrauchst,
Ich ritze Dir das Bläschen auf,
Das Du als Giftbehälter hast!" (7.)

In einer Schlangenbiss-Besprechung der Ehsten findet sich die Stelle:

„Woll' in den Mund Dir!
Woll' auf's Haupt Dir!
Wollenhaar das Zünglein Dir!
Wolle werde Dir Dein Hut!
Wolle ganz und gar Du selber!"
Fliehe von hinnen, Du Feind und Gegner!" (70.)

Dann sucht man aber auch den Feind zu packen und ihn gänzlich in seine Gewalt zu bekommen, wie das z. B. der Rose von den Ehsten eröffnet wird:

„Orraporra, Höllenschweif!
Du, des Feuers Hahnenbart!
Fest umschürz' ich Deine Adern,
Fest umstrick' ich Deine Klauen,
Mit Spannketten Deine Füsse,
Zur Gefängnis Deine Zehlein.
Unter'm Tische, über'm Tische,
Ob dem Tisch auf gleiche Weise!
Fest umdrückt' ich, schwur gefangen,
Fest umdrückt' ich Deine Klauen,
Spannt' in Ketten Deine Füsse,
Band die Ader Deines Herzens!" (82.)

1) Das Nachbarland der Lappen.
2) Das Nordland.

Ganz ähnlich ist noch ein anderer Spruch, der sich gleichfalls gegen die Rose richtet:

„Flog her, flog her ein Feuerschweif!
Fest umdrück' ich Deine Hände,
Fest umfessl' ich Deine Füsse.
Fest die Adern Deines Herzens!
Unter'm Tische, über'm Tische
Eins, vermöge nichts zu nehmen!
Flog her, flog her ein Feuerschweif!
Fest umdrück' ich Deine Hände,
Gebe Feuer vom Feuerstein,
Fährt vom Feuerstahl ein Funk' aus,
Fest umstrick' ich Deine Füsse,
Fest die Adern Deines Herzens!
Weich' hinweg, unreiner Geist!" u. s. w. (2.)

Gegen den Krampf spricht man im Voigtlande:

„Ich greife Dich an mit meiner rechten Hand, Du reissender Krampfen! Du Krampf! Du sollst stille stehn! Du sollst nicht weiter! Du sollst vergehn! Geschwind, wie der Rauch vom Wind, wie der Nebel von der Sonne sollst Du gehn von dannen!" (408.)

Hier ist auch eine Zauberformel anzureihen, wie sie die Ostpreussen gegen den Brand benutzen:

„Ich umfang' und bind' den kalten Brand.
Kommt ihm Luft oder Zug,
So thue er keinen Flug!
Haut, Fleisch und Bein
Soll ausseh'n, wie es war von Anfang — rein!" (40.)

Jetzt giebt man den Dämonen die Versicherung, dass man sie bereits getötet und umgebracht habe:

„Ich nahm den Kienspahn, erstach den Teufel. Es lief ein schwarzer Hund herbei, biss ab den Schmerz. Es lief eine schwarze Katze herbei, durchbiss den Schmerz. Es lief ein Hase herbei, durchbiss den Schmerz!" (No. 25.)

Das ist ein Spruch, der bei den Letten die Schmerzen beseitigen soll. Im Atharva-Veda heisst es in einer der Besprechungen des Schlangenbisses:

„Erschlagen liegt der Würmer Fürst,
Erschlagen ihr Statthalter auch,
Samt seiner Mutter starb der Wurm,
Und Brüder, Schwestern auch mit ihm.
Dahin sind seine Hörigen,
Dahin die Zugehörigen,
Ob auch kleinwinzig anzusehn,
Jedweder Wurm ist umgebracht!" (7.)

Wenn wir die Räume unseres Museums für Völkerkunde durchschreiten, dann wird uns die grosse Menge zum Teil sehr abscheulicher Masken auffallen, welche sich in den verschiedensten Abteilungen des Hauses vorfinden. Wir ersehen daraus, wie der Gebrauch solcher Masken weit über unseren Erdball verbreitet ist. Nicht alle gehören zu den Requisiten des Theaters; ein grosser Teil hat rituellen Zwecken zu dienen, und unter diesen letzteren sind nicht wenige, welche zu dem Armamentarium der Medicinmänner gehören. Diese pflegen sich durch eine ganz besondere

Wildheit und Scheusslichkeit des Ansehens auszuzeichnen. Was ist der Sinn dieser absonderlichen Vermummung? Das ist in wenigen Worten gesagt. Die Masken stellen die Abbilder der gefürchteten Krankheits-Dämonen vor, und dadurch, dass der Medicinmann diesen letzteren in ihrer eigenen scheusslichen Gestalt entgegentritt, erschrecken sie vor ihrem eigenen Aussehen, wie ein vom Zorne entstellter Mensch erschrickt, wenn er sein verzerrtes Gesicht im Spiegel sieht. Will man die Krankheits-Dämonen also verscheuchen, dann muss man ihnen zeigen, wie sie aussehen. Dieser Gedankengang klingt nach in einer Reihe von Beschwörungsformeln. Da man mit dem gesprochenen Worte nicht das Bild hervorzurufen vermag, so muss der Beschwörende wenigstens versuchen, die widerwärtige Gestalt der Teufel eingehend zu schildern. Solche Schilderung finden wir in einer langatmigen Zauberformel, welche die Ehsten gegen den Schlangenbiss gebrauchen:

„Drum hat die Mad' ein Meisenauge,
Wurmesaug' aus dem Gehölze!
Zung' entnahmst Du des Speeres Spitze,
Dein Gebiss des Beiles Schärfe!
Deine Hüll' ist hundsbeerfarbig,
Doch das Haupt gleich wie die Weide!" (68.)

Dass die vorher entwickelte Deutung des Gedankenganges die richtige ist, das beweist uns ein Zauberspruch der Letten, der sich auf die Krämpfe der Kinder beziehen soll:

„Eine schwarze Schlange watet durch den Sumpf, ein kupferner Sattel auf ihrem Rücken. Fürchte Dich selbst, Teufelsmutter, vor Deinen Schreckbildern!" (No. 271.)

Wenn die Dämonen der Krankheiten auf den Menschen eindringen, so ist das, was am ersten in die Augen fallen muss, d. h. für denjenigen, der sie zu sehen vermag, natürlicherweise ihre Farbe. Die Beschreibung der Farbe gehört daher ganz unvermeidlich zu der Schilderung von der äusseren Erscheinung der Krankheits-Dämonen. Es kann uns also nicht überraschen, wenn wir vielfach auf Beschwörungsformeln stossen, welche in ganz ausführlicher Weise die Färbung der Teufel zu schildern bestrebt sind. So beginnt z. B. die ehstnische Schlangenbiss-Formel, aus welcher vorher schon Stücke mitgeteilt wurden, mit folgenden Versen:

„Welcher Farbe bist Du, Lene?
Höre, holde Lene, höre!
Herrin Du des weiten Moores,
Goldne Frau im Gras, dem welken,
Könnt' ich etwa Dich erkunden?
Haselbaumfarben, blauer Farbe,
Eidechsenaugenfarben,
Tümpelfarben, grasesfarben,
Hügelfarben, föhrenfarben!
Lasse Du den Schmerz sich lindern,
Die Geschwulst zusammenschwinden!
Schwarze Schlange Du, schlammfarbne!
Leichenfarbne Holzwurmmade!
Dachtest Du in Holz zu bohren,
Weidenborke zu zerbeissen,
Da des Menschen Du begehrtest,
Du ein schwach Geschöpfe stachest?
Komm' zu baden das Gebresten,
Wohl des Wundenmals zu warten,
Das Gebissene zu bessern!
Kennst ja wohl des Zahnes Zeichen,
Deines Gaumengeifers Stätte,
Deines Züngelleckens Lager!"

Nachher geht es dann weiter:

„Deine Hüll' ist hundsbeerfarbig,
Doch das Haupt gleich wie die Weide!
Kieselfarbne, lettenfarbne,
Heidekrautesfäulnisfarbne!
Wär'st etwa Du weltenfarben,
Himmel-, wolken-, sternenfarben:
Dennoch kenn' ich Deine Sippschaft,
Meiner Macht entrinnst Du nimmer!
Sei gestrecket unterm Stein,
Aufgerollet unterm Baumsturz,
Sei gekraust, sei bogenförmig,
Oder spiel' auf Rasenhümpeln,
Lauf die Rain' entlang des Ackers,
Zwischen dichten Dickichts Waldung:
Bist der Knecht, ich bin der Herr!
Auf Dich find' ich in der Nähe,
Scheuche fort Dich aus der Ferne."
(67.)

Man hat aber auch sorgfältig darauf zu achten, dass man in der Besprechung keinen Farbenton auslässt, und dass, wenn mehrere Dämonen von verschiedenen Farben anrücken, die Färbung keines einzigen derselben zu erwähnen vergessen werde. Dadurch erklären sich Beschwörungen, wie die folgende bei den Letten, welche sich ebenfalls gegen den Schlangenbiss richtet:

„Der Schlangenkönig geht auf dem Meeresdamme, die Schlangenkrone auf dem Haupte, das stählerne Schwert in der Hand. Alle Schlangen kommet heraus: die blaue, die braune, die schwarze, die weisse, die rote, die graue! Allen wird der Kopf abgehauen, man wird sie in Stücke zerhacken, wie Rauch werden sie vergehen, wie ein Bovist zerstauben!" (No. 109.)

In einer Beschwörung der Rose, welche ebenfalls von den Letten stammt, kommt die Stelle vor:

„So müssen alle Rosen vergehen und nicht wiederkehren, die weisse, die rote, die schwarze, die blaue, die grüne, die gelbe!" (No. 191.)

Ein alter schwäbischer „Segen für die Würm" sagt:

„Sie seind schwarz, gra, bla, weiss oder rot,
Dass sie seien alle tot!" (445.)

In Ostpreussen heisst es:

„N. N., ich rate Dir für die kleinen Leute:
Für die roten,
Für die blauen,
Für die schwarzen,
Für die grauen,
Für die gelben,
Für die grünen,
Für die weissen —
Kleine Leute, geht von dem N. N. fort." (74.)

Allmählich schleifen sich solche Formeln ab und vereinfachen sich, wobei die heilige Dreizahl dann gewöhnlich massgebend wird, und dann werden am häufigsten die drei Farben genannt, welche uns Deutschen ganz besonders sympathisch sind, schwarz weiss und rot. Hierbei mag der Reim der letzteren Farbe auf tot allerdings auch seine Rolle gespielt haben. Wir finden diese Farbenzusammenstellung in der Provinz Preussen, im Voigtlande, in Schwaben und bei den Letten. Bei den letzteren

kommt aber auch bisweilen blau, weiss, rot und einmal auch weiss, bunt und braun gemeinsam vor. Es ist interessant zu sehen, dass mit den Farben schwarz, weiss und rot fast immer Würmer gemeint sind.

„Roter Wurm!
Wisser Wurm!
Schwarzer Wurm!“ (444.)

beginnt eine Beschwörung in Schwaben. Im Voigtlande heisst es:

„Der Herr Christus ging in den Acker; er ackerte drei Würmer aus. Der eine sah weiss, der andere schwarz, der dritte rot: das zahl' ich Dir zu Gute an Deinem Fleisch und Blute!“ (405.)

Ähnlich sagt man in Preussen:

„Es zog ein guter Mann durchs Land
Er hatte drei Würmer in seiner Hand,
Der eine war weiss, der zweite schwarz, der dritte rot,
Drum mach' ich diesen Wurm tot!“ (98.)

Es ist damit der Wurm am Finger gemeint. Die betreffende Besprechung der Letten wendet sich gegen den Zahnwurm:

„Feuerflüsse, Zähnewürmer, schwarze, weisse, rötliche u. s. w.!“ (No. 70.)

Es mag hier als eine Einschaltung angeführt werden, dass man aus einer Anzahl von Besprechungsformeln ersehen kann, unter welcher Hauptfarbe man sich bestimmte Krankheits-Dämonen vorstellt. Die Gelbsucht ist natürlich gelb und die Rose rot; ebenso auch die Blutung und das Augenleiden. Die Mundfäule ist walfischgelb, das Fieber grau, die Schwellung rot, die Geschwulst gelb und das Geschwür blau, rot und weiss. Die heiligen Jungfrauen sind rot, gelb und weiss oder auch „weiss und rundherum rot“. Man sieht, dass hier überall Krankheitssymptome die Entscheidung über die Farbe abgegeben haben. Es mögen aber auch noch einige Beispiele hier ihre Stelle finden, welche zeigen sollen, was für eine grosse Rolle diese der Krankheit zugeschriebene Färbung nun in dem Wortlaute der Beschwörungen spielt.

Die Sachsen in Siebenbürgen sagen:

„Drei gelbe Frauen nahmen ihre drei gelben Äxte; sie nahmen sie in ihre gelben Hände; sie legten sie auf ihre gelben Schultern; sie gingen auf drei gelben Wegen; sie kamen in drei gelbe Wälder; sie hackten drei gelbe Bäume; sie gingen auf drei gelben Wegen und kamen zum gelben Hofe; aus dem gelben Hofe kamen sie in die gelbe Stube; sie kamen zum gelben N. N.; sie schlugen mit den drei gelben Bäumen die gelbe Gelbsucht tot; sie schlugen sie im Namen Gottes also tot!“ (91.)

Die Letten beschwören „die heiligen Jungfrauen“ mit folgendem hierher gehörigen Spruch:

„Drei Jungfrauen kommen zu meinen Handen: die eine hat rote Schuhe, rote Strumpfe, rote Decke, rote Brosche, rote Handschuhe, rotes Tuch; die zweite hat eine gelbe Decke, gelbe Brosche, gelbes Tuch, gelbe Handschuhe, gelbe Schuhe, gelbe Schürze; die dritte hat eine weisse Decke, eine weisse Brosche, ein weisses Tuch, weisse Schuhe, weisse Strümpfe. Fort! Fort! Fort von meinen Händen!“ (No. 63.)

Die drei Hauptstadien in der Färbung eines Geschwürs sind in einer Beschwörung der Letten angedeutet, welche zugleich ein recht charakteristisches Beispiel dafür abgiebt, wie oft in derselben Beschwörungsformel ganz verschiedene Gedankengänge mit einander verbunden sind. Sie lautet:

„Drohe dem Geschwür, drohe dem Geschwür: jetzt wird man Dich braten, jetzt wird man Dich verfolgen! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Espe! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen des Apfelbaumes! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Birke! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Weide! Das Geschwür ist im Znwachsen — im Zuwachsen der Eiche! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Fichte! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Tanne! Das Geschwür ist im Zuwachsen — im Zuwachsen der Linde! Es fallen die Berge zusammen, es fallen zusammen die Thäler: es wird glatt, wie der Fussboden. Der rote Apfel im weissen Taschentuch eingewickelt, fällt zusammen: es fällt das blaue Geschwür zusammen, das rote Geschwür, das weisse Geschwür. Im Winde verschwinde, Geschwür, vergehe wie der abnehmende Mond, wie ein alter Bovist!“ (No. 168.)

Bevor wir in unserem Gegenstande weitergehen, sei es mir gestattet, an ein allbekanntes Märchen zu erinnern, nämlich an das von dem Rumpelstilzchen. Bekanntlich löst sich hier die Braut von dem unliebsamen Eheversprechen noch in dem letzten kritischen Augenblicke dadurch, dass sie das Erdmännchen, welches sie nun fortzuführen gedenkt, mit seinem richtigen Namen anredet. In diesem Märchen klingt, wie ich glaube, eine uralte mystische Anschauung nach: Man kann sich aus der Gewalt des Dämons erretten, wenn man imstande ist, ihn bei dem richtigen Namen zu nennen. Wenn wir uns dieses vergegenwärtigen, dann muss es uns wohlverständlich werden, dass auch in den Beschwörungsformeln der Volksmedicin so häufig absonderliche Namen vorkommen. Aber wohlverstanden, nur die Nennung des wahren und richtigen Namens vermag es, den befreienden, den erlösenden und verscheuchenden Zauber zu bewirken; und um nun hier nur ja nicht fehlzugreifen, werden nicht selten gleich eine ganze Reihe von Namen auf einmal angerufen. Solch ein Zauberspruch führt uns dann sofort sämtliche Dämonen vor, welche nach dem Glauben des Volkes eine bestimmte Krankheitsgruppe zu verursachen vermögen, und so ist diese Nomenklatur von hohem Interesse für die Volksmedicin und namentlich für die in derselben herrschenden Anschauungen über die pathologischen Prozesse. So werden uns z. B. von der Gicht allein in einer Beschwörung der Schwaben siebzehn verschiedene Arten vorgeführt. Dieser „Gichtsegen“ lautet:

„Ich klage Gott über Gicht und Gichter und den allerhöchsten Mann, der den Tod am Stamme des heiligsten Kreuzes annahm! Die Gicht und Gichter wanderten über ein Grund. St. Anna begegnete ihnen. Sancta Anna sprach: Gicht und Gichter, wo wollet Ihr hin? Die Gichter sprachen: Wir wollen dahin in des Menschen Leib fahren, wollen sein Fleisch drahten und sein Blut saugen.

Da sprach die heilige Frau Sanct Anna: Gicht und Gichter, ich gebiete Euch in das wilde Gehör[1]), woraus Ihr gekommen seid! Du laufendes Gicht! Du tobendes Gicht! Du stechendes Gicht! Du brennendes Gicht! Du Markgicht! Du hitziges Gicht! Du kaltes Gicht! Du Hauptgicht! Du Hirngicht! Du Krampfgicht! Du fressendes Gicht! Du Armgicht! Du Beingicht! Du Darmgicht! Du Fleischgicht! Du merkliches Gicht! Du verzaubertes Gicht und Gichter! Du über alle Gicht und Gichter! Ich verbiete Euch und Dir bei der Kraft Gottes und bei dem höchsten Bant (Bann?) in das wilde Gehör, woraus Ihr gekommen seid!" (448.)

Die Siebenbürger Sachsen kennen ausser der hier schon erwähnten kalten und heissen Gicht auch noch die reissende, die zwickende, die schreiende und die stumme Gicht! Pommern bietet uns nichts Neues, denn hier hat man nur die reissende und die laufende Gicht. Die Letten treten mit dem Fluss hinzu und unterscheiden den Eisfluss, den kalten Fluss, den heissen, den stechenden, den laufenden Fluss und die Feuerflüsse. Die Ostpreussen unterscheiden von dem Feuer das Kindfeuer, das Rindfeuer, das Mägdleinfeuer und ausserdem noch ein gichtisches Feuer, ein süchtiges Feuer und ein fichtiges Feuer. Von der als Wurm bezeichneten Krankheit kennt man den Streitwurm und den Haarwurm in Preussen, Pommern und Schwaben, bei den beiden letzteren Volksstämmen auch noch den Gneitwurm. Dann kommt in Preussen der Gehwurm hinzu, im Voigtlande der Reitwurm, der Fresswurm und der liegende Wurm und bei den Letten der Steinwurm, der Zeitwurm, der nagende Wurm und die Zähnewürmer. Bei dem Schwindel besprechen die Pommern den Knochenschwindel, den Fleischschwindel und den Blutschwindel. Die Rose führt in den Beschwörungen der Letten folgende Namen: Gehirnrose, Zahnrose, Sehnenrose, Stahlrose, Knochenrose, Wasserrose, Schlangenrose, Blatterrose, Weichteilrose, Viehrose, Feuerrose, breite, schlagende, tötliche, juckende und nässende Rose.

Dass auch die Schlangen in der Volksmedicin den Krankheits-Dämonen gleichgeachtet werden, das haben wir schon wiederholentlich gesehen. Auch sie werden mit Namen genannt. Wir begegneten schon in einer Beschwörung der Ehsten dem Namen Lene für die Schlange. Die Masuren beschwören die „Schlangen und weiblichen Schlangen, die Ottern und weiblichen Ottern, die Feldwürmer und sämtliches Gewürm." Bei den Letten lautet eine Beschwörung:

„Wipu, wapu! Moosschleicherin, Fettwurst, glattschlüpferige Haut, buntes Strumpfband, Ameisenschatten, Koppelseil in der Sonnenhitze!" (No. 130.)

Von einer ähnlichen Wirkung, wie die Nennung des Namens, scheint es auch zu sein, wenn man den Krankheits-Dämonen erklärt, dass man ihr Geschlecht und ihre Herkunft kenne und wenn man ihnen dieselbe berichtet. Darum finden wir in dem grossen Zauberspruche der Ehsten gegen den Schlangenbiss die Stelle:

[1) Für Gehör ist Geröhr, Röhricht, zu lesen. K. W.]

„Sattsam kenn' ich Deine Sippschaft,
Das Geschlechte Deiner Zeugung,
Die Gemächer Deiner Buhlschaft!
Dein Geschlecht stammt aus dem Dunge,
Aus der Räudenkröte Schaume,
Aus der Angerkröte Laich,
Aus zu Grund gegang'nem Nebel,
Aus dem Thau der Herdenstapfen!
Seinen Hauch hauchte der Herr ein,
Seel' ein dem Gewürm Maria!" (68.)

Ähnlich aber kürzer heisst es in einer anderen Besprechung:

„Zur Genüge kenn' ich Dich!
Zur Genüge Dein Geschlecht!
Das entstammt des Dunges Orte,
Aus dem Laich der Kröt' in Furthen!" (70.)

Darauf beziehen sich auch wahrscheinlich die folgenden Stellen der Kalewala:

„Hob dann an mit Zaubersprüchen,
Selbst beginnt er da zu sprechen
Ursprungsworte für die Übel,
Jedes Grundwort recht vollkommen." (38.)

und etwas weiter:

„Ist schon Grösseres gedämmet,
Ist schon Stärkeres bezwungen
Durch drei Worte nur des Schöpfers,
Durch Erzählung von dem Ursprung!" (39.)

Als ein Nachklingen dieser Art der Beschwörungen werden wir es zu betrachten haben, wenn die Unterarten der Krankheits-Dämonen zwar nicht mehr mit besonderem Namen genannt werden, wenn aber, um keinen auszulassen und zu übergehen, ihre Gesamtzahl in der Besprechungsformel angeführt wird. So treffen wir in Ostpreussen neunerlei Feuer, bei den Letten dreimal neun Würmer, heilige Jungfrauen und Gelbsuchten, bei den Pommern siebenundsiebzigerlei Rosen, ausserdem auch, ebenso wie in Ostpreussen und in Schwaben siebenundsiebzigerlei Fieber. Die Pommern und die Siebenbürger Sachsen führen auch siebenundsiebzigerlei Gichten an, und in Ostpreussen kennt man sogar neunundneunzigerlei Gichten, auch kommen dort neunundneunzigerlei Feuer vor. Wir sehen, dass die heiligen Zahlen drei, sieben und neun hierbei eine wichtige Rolle spielen.

Ein Beispiel möge hier genügen, da diese Formeln alle sehr ähnlich sind. Man sagt in Ostpreussen:

„Ich komme zu Dir, Ficht'
Und klage Dir meine neunundneunzigerlei Gicht!
Ich klage sie nicht mir,
Sondern Dir!" (63.)

Es braucht hier wohl nicht erst daran erinnert zu werden, dass die Mehrzahl dieser Besprechungen nicht die Bestimmung hat, allein und ohne weiteres Beiwerk die Teufelsvertreibung auszuführen. Es gehören noch allerlei oft recht verwickelte Handtierungen dazu, welche den Zauber erst

zu voller Kraft gelangen lassen. Da müssen noch heilige Namen geflüstert, in bestimmten Zwischenräumen Kreuze geschlagen, die kranken Teile gestrichen, geknetet, gesalbt, bepustet oder bespieen werden; da muss der Zauberarzt Opfer streuen und allerlei mystische Handlungen vornehmen. Das alles soll hier nicht näher aus einander gesetzt werden. Wir müssen uns diese Dinge aber in die Erinnerung zurückrufen, wenn wir eine gewisse Gruppe von Beschwörungsformeln verstehen wollen. Dieselben schildern verschiedenartige Vorgänge, welche sich nicht anders deuten und erklären lassen, als dass wir uns vorstellen, dass hier solche Manipulationen beschrieben werden, wie sie der Heilkünstler als mystische Beihülfe während der Beschwörung zu verrichten hat, und wahrscheinlich führt er immer zu der Zeit die betreffenden Handlungen aus, wo sie im Texte seiner Zauberformel erwähnt werden. Es mögen hier einige charakteristische Beispiele ihre Stelle finden.

Die Letten haben eine Besprechungsformel gegen „die heiligen Jungfrauen", deren Wortlaut folgender ist:

„Ich umkreise die heiligen Jungfrauen mit einer Nadel! In der Mitte der heiligen Jungfrauen ist es weiss, rund herum rot. Heilige Jungfrauen im Vergehen, verschwinden wie Morgentau, wie der abnehmende Mond, wie ein alter Bovist!"
(No. 60.)

Die Ehsten gebrauchen eine hierher gehörige Beschwörung gegen die Geschwulst:

„Der Umwender der Wiesenschnur,
Der Zerpflücker des Plattgewürms,
Der Erringer des Steins vom Raben
Schmiegt auf das Geschwür den Finger:
Wieder drücke flach das Fleisch sich,
Senk an alten Ort das Blut sich,
In den Wald des Weh's Gewalt sich,
Sich die Spannung ins dickste Dickicht." (90.)

Ganz besonders bemerkenswert ist folgende Beschwörungsformel aus der sumerischen Thontafel-Bibliothek des Sardanapal:

„Nimm das Fell eines weiblichen Kameels, das sich nie begattete.
Die Zauberin stelle sich zur Rechten, auch treffe sie ihre Vorrichtungen zur Linken (des Kranken);
Zerteile dieses Fell in zweimal sieben Stücke und teile ihnen den Zauber mit, der da kommt von Eridhu.
Umhülle das Haupt des Kranken,
Umhülle den Sitz seines Lebens,
Umhülle seine Hände und Füsse!
Lasse ihn sich niedersetzen auf seinem Lager und
Benetze ihn mit den bezauberten Wassern.
Dass die Krankheit seines Hauptes in den Himmelsraum entfuhrt werde, gleich einem reissenden Sturmwind!
Dass sie von der Erde verschlungen werde, wie die zeitweise übertretenden Wasser!

Dass Êa's Vorschrift ihn heile!
Dass Davkina ihn heile!
Dass Silik-mulu-khi, des Oceans Erstgeborener, dem Bilde die heilsame Kraft leihe!" (43.)

Wir hatten weiter oben eine Besprechungsformel angeführt, welche die Magyaren bei Verrenkungen in Anwendung ziehen. Aus derselben möge folgendes hierher Gehörige wiederholt werden:

„Kam hinzu Ficze-pater, las darauf, blies es an mit seinem heiligen Munde, streichelte es mit seiner heiligen Hand" u. s. w. (147.)

Die folgende Stelle der Kalewala verdient ebenfalls unsere volle Beachtung, weil sie zeigt, wie die Gottheit aufgefordert wird, die von dem Beschwörer ausgeführten Heil-Manipulationen fortzusetzen und zu vervollkommnen:

„Werde selber nichts vermögen,
Wenn's mein Schöpfer nicht erlaubet;
Hilfe musst Du, Schöpfer, geben,
Hilfe Gott, Du, Höchster, bringen!
Da mit eig'nem Aug' ich schaute,
Mit der eig'nen Hand berührte,
Mit dem Munde ich gesprochen,
Mit dem Atem ich gehauchet!
Wohin meine Hand nicht gehet,
Mögen Gottes Hände gehen!
Wohin niemals meine Finger,
Mögen Gottes Finger reichen!
Schöner sind des Schöpfers Finger,
Seine Hände sind weit rascher!
Komme Schöpfer, um zu zaubern!
Komme Gott, Du, um zu sprechen!
Machterfüllter, zuzuschauen!
Lass' sie in der Nacht gesunden,
Lind'rung sie bei Tage finden.
Dass der Schmerz nicht oben fühlbar,
Qual nicht in der Mitte drücke,
Nicht die Angst zum Herzen dringe!
Dass sie keinen Schmerz empfinden,
Selbst Beschwerde nicht ein wenig
In dem Laufe dieser Zeiten,
Nicht, so lang' der Goldmond glänzet!"
(264. 265.)

Die mystischen Handlungen, welche die Beschwörung begleiten, stehen selbstverständlich irgendwie in natürlicher oder in übernatürlicher Beziehung zu den Symptomen der Krankheit. Solch eine Beschwörungsformel der alten Sumerer hat es mir einmal ermöglicht, die darin beschriebene Krankheit Tiu, oder wie sie assyrisch genannt wird Murus kakkadi, in sicherer Weise zu diagnostizieren[1]). Man wusste bisher nicht, welche Krankheit es war, aber die Beschreibung der Eigenschaften des Dämons, die Bitte des Beschwörenden, dass dem Kranken bestimmte Dinge wiedergegeben werden möchten und endlich die Schilderung seiner Handtierungen machten es mir unzweifelhaft, dass es sich um die schwere Form der Kopfrose handeln müsse, welche nicht selten als Wanderrose über den ganzen Körper hinzieht. Diese Beschwörung ist viel zu lang, um sie vollständig hier wiederzugeben. Als Probe daraus möge eine der mystischen Vornahmen hier vorgeführt werden, wie sie sich auf die nach einer schweren Rose immer sich einstellende fetzenförmige Abschälung der Oberhaut bezieht:

1) Bartels: Tiu. Zeitschrift für Assyriologie, Bd. VIII, S. 179—184. Berlin 1893.

„Wie dieser Knoblauch abgeschält und in das Feuer geworfen wird,
Die verbrennende Flamme hat ihn verbrannt.
In den Gemüsegarten wird er nicht gepflanzt werden,
An dem See oder Graben wird er nicht gesetzt werden,
Seine Wurzel wird den Boden nicht fassen,
Sein Stengel wird nicht hervorsprossen und die Sonne wird ihn nicht sehen.
Zur Speise der Gottheit oder des Königs wird er nicht genommen werden. —
So möge er diese Beschreibung herausreissen,
Und verjagen das Joch
Der Krankheit, der Pein, des Verbrechens, des Fehls, des Unrechts, des Frevels.
Die Krankheit, die in meinem Körper, in meinem Fleisch, in meinem Lager ist,
O dass wie dieser Knoblauch sie abgeschält werde!
Die zu dieser Zeit verbrennende Flamme, o dass sie doch sie verbrenne!
Die Beschreiung, o dass sie herausgehe und ich, o dass ich das Licht sehen möge!“ [1])

Schluss.

Durch die bisherigen Erörterungen werden wir es wohl bestätigt finden, worauf schon im Anfange hingewiesen wurde, dass die Gesichtspunkte, nach welchen die Beschwörungen stattfinden, eine ganz unendliche Zahl von Verschiedenheiten und Abstufungen darbieten. Trotzdem ist es uns, wie ich hoffe, gelungen, den, wenn auch häufig recht versteckten, roten Faden logischen Denkens aufzufinden, welcher sich durch diese Zauberformeln hindurchzieht. Natürlicherweise dürfen wir uns aber die Sache nicht derart vorstellen, dass die in der von uns aufgestellten Reihenfolge spätere Formel als ein direkter Abkömmling der nächst vorhergehenden betrachtet werden müsse, und dass sie, ohne dass die letztere vorhergegangen wäre, überhaupt nicht hätte entstehen können. Ganz sicherlich sind die grösste Zahl dieser Besprechungen vollkommen unabhängig von einander entstanden, und der eine Heilkünstler hat von diesem, der andere von jenem Gesichtspunkte aus seine Zaubersprüche zusammengestellt, ohne sich die Möglichkeit anderer Gedankengänge klar zu machen, oder sich den Kopf darüber zu zerbrechen.

Somit könnte eine folgerichtige Aufstellung, wie wir sie hier zu geben bestrebt gewesen sind, als etwas höchst Zweckloses und Überflüssiges erscheinen. Das ist es nun aber, wie ich glaube, doch nicht gewesen. Denn nur an der Hand von solch einer logischen Reihenfolge ist es möglich geworden, bei einer nicht geringen Anzahl dieser oft recht verworrenen Besprechungsformeln den dicht von Wust und Unsinn umrankten und überwucherten Gedankenkern herauszulösen.

Wir haben nun aber trotz der unendlichen Fülle von Beschwörungs-

1) Bartels: Die Medicin der Naturvölker, S. 266.

arten, die wir bisher kennen gelernt haben, und wobei wir nicht vergessen dürfen, dass häufig mehrere Arten in einander geschachtelt werden, die Möglichkeiten der Beschwörungsformeln noch keineswegs vollständig erschöpft. Es bleiben noch immer einige Gruppen übrig, über die aber schon so vielfach gehandelt worden ist, dass wir sie hier, einzig um die Vollständigkeit zu wahren, nur andeutungsweise erwähnen wollen.

Die Kraft des Wortes wurde im Anfange schon gerühmt; sie treffen wir in vielen Beschwörungen wieder. Es ist das magische Wort oder die magische Formel, beide für uns Epigonen nicht immer verständlich, weil sicherlich nicht selten jeder Buchstabe der Zauberworte, das Symbolum eines ganzen Wortbildes ist, ähnlich dem Ichthys der alten christlichen Kirche. Bisweilen hat beides auch wohl nur deshalb eine übernatürliche Heilkraft, weil es von vorn oder von hinten gelesen vollständig oder beinahe von dem gleichen Klange ist, wie z. B. Abrakadabra oder Sator arepo tenet opera rotas.[1]) Hieran reiht sich das verstellte Wort, dessen Buchstaben erst in anderer Reihenfolge geordnet den wirklichen Sinn ergeben. Auch das unverständliche, vor allen Dingen aber das unverstandene Wort spielt eine nicht unerhebliche Rolle. Der Doppelsinn des Wortes tritt ebenfalls in Kraft, beispielsweise bei der Rose. Auch der Reim gewinnt seine Bedeutung, wie wir schon oben bei der Besprechung der Farben gesehen haben. Dem Reime ähnlich ist etwas, was ich als den personifizierten Befehl bezeichnen möchte: Das bannende Wort wird als handelnde Person eingeführt, deren Namen eben das Bannwort ist. Folgende Beschwörung der Ostpreussen gegen Blutungen möge hierfür als Beispiel dienen:

„Es gingen drei heilige Frau'n
Des Morgens früh im Tau'n.
Die eine hiess Aloë,
Die zweite hiess Blutvergeh',
Die dritte hiess Blutstillesteh'!“ (36.)

Eine besondere Form der Besprechung bildet auch das abnehmende Wort, d. h. ein Wort, das mehrfach wiederholt werden muss, aber in der Weise, dass ihm bei jeder Wiederholung der Reihe nach ein Buchstabe verloren geht. Etwas ganz Ähnliches hat man auch in dem Zahlenzauber, bei welchem man rückwärts zählt, um die Krankheit zu vertreiben. So beschwört man in Bosnien die Knochenschmerzen:

„Dieses Leiden hat neun Augen, zieh eins ab, bleiben acht; zieh eins ab, bleiben sieben u. s. w. bis zieh eins ab, bleibt keins!“ (405.)

1) Es werden allerdings von einigen auch diese beiden Formeln als aus symbolischen Zeichen zusammengesetzt aufgefasst. Abra(cada bra soll bedeuten: A = Al (Vater, B = Ben (Sohn), R = Ruh (Geist). Die Sator-Formel ist von Fritsch ausführlich in der Berliner anthropologischen Gesellschaft besprochen. (Zeitschr. f. Ethnologie. XV, 1883: Verhandl., S. 535). Sie enthält acht verschiedene Anrufungen des Satans.

In Ostpreussen beschwört man den Fussparr:

„N. N., Du hast den Fusssparr siebenmal,
Nein, nicht siebenmal — sechsmal,
Nein, nicht sechsmal — fünfmal u. s. w.
Du sollst nicht dreimal — zweimal,
Nicht zweimal — einmal,
Du sollst nicht einmal — keinmal!“ (58.)

Über die Würmer beim Vieh spricht der Magyare:

„Neun ist nicht neun, sondern acht u. s. w. bis
Eins ist nicht eins, sondern keins!“ (148.)

Während die erste dieser drei Formeln die animistische Anschauung des Volkes noch deutlich erkennen liess, ist dieselbe in den beiden letzteren Beschwörungen schon nicht mehr deutlich aufzufinden. Das Gleiche gilt von der Mehrzahl der Besprechungsformeln, bei welchen dem Worte in irgend einer Form die heilende Wirkung zugeschrieben wird. Als beseelt erscheint die Krankheit, d. h. also als wirklicher Krankheits-Dämon, in einer Anzahl von Beschwörungen, welche in die Form einer Erzählung eingekleidet sind. Gewöhnlich trifft irgend eine heilige Persönlichkeit auf der Wanderung den Krankheits-Dämon und legt diesem dann die Frage vor, wohin er zu gehen beabsichtige. Der Dämon nennt dann einen bestimmten Menschen, nämlich den Kranken, und erzählt, in welcher Weise er ihn zu quälen und zu peinigen gedenke. Das wird ihm dann von der heiligen Person auf das allerstrengste untersagt, und die Krankheit muss unverrichteter Sache wieder in ihre Heimat zurückkehren. Eine voigtländische Beschwörung gegen das Reissen möge dieses erläutern:

„Gott, der Herr, ging über das Feld; da kam der Hosti Hostis. Gott, der Herr, sprach: Wo willst Du hin? Ich will in diesen Menschen und will in ihm reissen, wüten und toben. Gott, der Herr, sprach: Das sollst Du nicht thun und in ihm reissen, wüten und toben, sondern gehe hin in diesen wilden Wald; daselbst ist ein Brünnlein mit Milch und Honig beflossen. Da sollst Du hingehen und nicht wiederkommen!“ (404.)

Wir werden es wahrscheinlich wohl bereits als eine Degeneration dieser Formeln betrachten müssen, wenn die heilige Person nicht mehr mit dem Krankheits-Dämon, sondern mit dem Patienten selber, oder mit einer anderen, aber im Range stets geringeren, heiligen Persönlichkeit, welche dann als der Erkrankte eingeführt wird, sich in eine Unterhaltung einlässt. Sie fragt dann nach der Ursache der Traurigkeit des Patienten und erhält zur Antwort die Klagen von seinen Leiden, welch letztere sie dann durch ihren göttlichen Machtspruch heilt.

Die Einkleidung der Krankheits-Beschwörungen in eine erzählende Form ist eine weit verbreitete, und wir haben in den früheren Abschnitten schon mancherlei Beispiele dafür kennen gelernt. Die Arten der Erzählungen sind sehr verschiedene; es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir sie alle hier analysieren wollten. Für gewöhnlich bildet die Erzählung

die Einleitung und führt allmählich in die Besprechung über. In einer Beschwörung der alten Sumerer aber finden wir die Erzählung hinten angehängt:

„Der böse Namtar[1]) verbrennt das Land, wie das Feuer!
Der Namtar fällt den Menschen an, wie der Idpa[2])!
Der Namtar breitet sich über die Ebene aus, wie eine Kette!
Der Namtar nimmt den Menschen gefangen, wie ein Feind!
Der Namtar entzündet den Menschen, wie eine Flamme!
Der Namtar hat keine Hand, keinen Fuss, er überfällt den Menschen, wie eine Schlinge!
Der Namtar schnürt den Siechenden, gleich einem Bündel!
Er unterschlägt . . . . .
Er verdirbt . . . . .

Er beraubt den Menschen des günstigen . . . . .
Er erfasst . . . . .
Diesen Menschen, sein Gott verlässt ihn!
Seine Göttin entfernt sich aus seinem Körper.
Silik-mulu-khi ist ihm zu Hilfe geeilt;
Er ist in die Behausung seines Vaters Êa getreten und hat zu ihm gesprochen:
Mein Vater, der böse Namtar verheert das Land, wie das Feuer!
Ein zweites Mal hat er zu ihm gesprochen:
Was dieser Mensch that, er weiss es nicht: wodurch wird er Genesung erlangen?
Êa hat seinem Sohn Silik-mulu-khi erwidert:
Mein Sohn, was wüsstest Du nicht, was sollte ich Dich weiter noch lehren?
Was ich weiss, das weisst Du doch auch!
Tritt heran, mein Sohn Silik-mulu-khi!
Knete (den Schlamm) des Oceans
Und forme daraus das ihm (dem Namtar) ähnliche Bild![3])
Lege den Menschen nieder, nachdem Du ihn einer Reinigung unterzogen hast!
Lege (das Bild) auf seinen entblössten Unterleib!
Teile ihm den Zauber mit der von Eridhu kommt!
Wende sein Antlitz nach Westen!
Dass der böse Namtar, der seinem Körper innewohnt, sich anderswohin niederlasse!“ (51.)

Nun bleibt noch eine Gruppe von Beschwörungsformeln übrig, welchen wir auch bei dem besten Willen einen Sinn oder Gedankengang nicht hinein zu interpretieren vermögen. Was fängt man z. B. mit Formeln an, wie die folgenden?

„Rohrbett, Steinpolster, Dornenleintuch, Käsloser Hirse Christi, und der Spruch Jesus: Verschwinde der Ausschlag!“ (129.)

Mit diesen Worten besprechen die Magyaren einen Beulenausschlag. Eine Beschwörung von Blutungen bei den Letten lautet:

„Die schwarze Schlange flog durch die Luft, schwarzes Blut vergiessend, die feinen Brennesseln beissend. Voll die Sümpfe von schwarzen Birken, voll die

1) Die Pest.
2) Das Fieber.
3) Hier wird wieder der Krankheits-Dämon durch Vorhalten seines Abbildes vertrieben.

Felder von Knochen gefallenen Viehes, voll das Meer von Haufen Eis, voll die Felder von Ackerleuten! Nimm, o Meer, Dein Eis zusammen — Mütterchen Deine Ackerleute!" (No. 93.)

Fieberhitze beschwören die Letten folgendermassen:

„Eis im Brunnen! Eis im Graben! Heisses Wasser hinter der Schwelle! Hammelfleisch kocht im Kessel, Eisholz darunter! Eine blaue Ziege liegt auf dem Stoppelfelde, die Füsse ausgestreckt! Zieh' in die Hölle, zieh' in die Hölle mit allen Schmerzen. Eine rote Jungfrau watet durch's Meer, einen weissen Stab in der Hand!" (No. 32.)

Knochenbrüche besprechen die Letten mit dem Zauberspruche:

„Eine weisse Henne, weisser Zopf, läuft in den grünen Wald, bleibt am trockenen Baum. Jesus geht über's Meer, dort glüht Eichenholz im Ofen!" No. 146.)

Ob es sich hier um symbolische Worte handelt, deren Nennung versteckte und auf die Heilung der Krankheit bezügliche Ideenassociationen auslöst, oder ob es einstmals verständliche Formeln waren, welche durch immer mehr und mehr zunehmende Verstümmelung allmählich bis zu diesem unsinnigen Wortlaute gelangt sind, das werden wir wohl nicht zu entscheiden vermögen. Aber auch der heutige Besprecher selber wird wohl kaum imstande sein, uns hierüber die nötige Aufklärung zu verschaffen, und so werden wir uns wohl bescheiden müssen.

Wir sind hiermit bei dem Schlusse unserer Erörterungen angelangt. Es geht aus denselben wohl deutlich hervor, was für eine bedeutende Rolle auch heute noch in der Volksmedicin die animistische Auffassung der Krankheiten als dämonischer Wesen spielt und wie unendlich gering in dieser Beziehung die Grenzscheide ist zwischen den civilisierten Nationen und den so häufig noch als Wilde betrachteten Naturvölkern. Immer mehr und mehr wird es klar, wie wenig wir uns in unseren Gedankengängen von ihnen unterscheiden, und wie namentlich in Bezug auf die medicinischen Anschauungen das niedere Volk noch immer ein Naturvolk ist.

Schwänke und Schnurren im islamischen Orient.

Von Martin Hartmann.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat es solche gegeben, die sich auszeichneten durch eine hervorragende Gabe, die Erscheinungen und Äusserungen der umgebenden Welt schnell zu erfassen, sie im eigenen Denken schnell zu verarbeiten und schnell zu handeln, und das alles richtig und unter Berechnung des eigenen Vorteils; daneben solche, die gerade

im Gegenteil ungewöhnlich schwach im Auffassen und ungeschickt in der Verwertung des Wahrgenommenen zu Äusserungen in Wort und That waren: mit einem Worte, sehr Schlaue und sehr Dumme. Solche Persönlichkeiten haben stets die Aufmerksamkeit der grossen Masse, des auch in diesen Beziehungen auf einer Mittelstufe stehenden Durchschnittsmenschen erregt, und man hat sich mit Vorliebe mit ihnen beschäftigt. Hier trat zu dem Element des Aussergewöhnlichen mit seinem gewaltigen Reiz für die breite Menge noch das des Lächerlichen, Komischen, für das ja nicht alle Völker und Zeiten in gleicher Weise empfänglich waren, dessen Rolle aber unter den Äusserungen der Volksseele nicht zu unterschätzen ist. Erregt der Dumme mit seinen thörichten Einfällen und Handlungen ohne weiteres die Lachlust, so ist es bei den Geschichten von den Schlauen der Geschädigte oder Gefoppte, der die Kosten der Heiterkeit bezahlt. Neben den beiden eben genannten Typen kommen noch andere vor: da ist der Schalk, den Goethe definiert als „eine Person, die mit Heiterkeit und Freude jemandem einen Possen spielt"; da ist vor allem der weise Narr, der wahrhaft Gute und Kluge, der unter dem Scheine thörichten Redens und Thuns eitel Weisheit lehrt, die menschlichen Schwächen und Leidenschaften verspottet und die Mitmenschen bessern und bekehren will.

Schon der eben gebrauchte Ausdruck „Typen" weist auf die Neigung hin, das rein Persönliche bei den Personen, die sich durch besondere Schlauheit, Dummheit, Schalkheit, weise Narrheit auszeichneten, hintan zu stellen, es zu vergessen und das von den Verschiedenen Überlieferte alles auf einen Einzigen zu vereinigen, der als das Urbild der mit jenen Eigenschaften Versehenen gilt. An diesen Einen knüpfte sich dann auch, was nicht wirklich gesehen, erlebt war, sondern der freien Erfindung heiterer Gemüter und witziger Köpfe seine Entstehung verdankte.

Gerade die letzte Art lustiger Geschichten ist besonders zahlreich und wichtig. Sind sie doch zum grössten Teil Darstellungen eines allgemeinen Gedankens, einer oft gemachten Beobachtung menschlicher Schwächen und Untugenden in Form einer Erzählung. Diese Thätigkeit des Volkes, eine Wahrheit, eine Thatsache, eine Erfahrung an einem handgreiflichen Beispiel deutlich zu machen, kann wohl zu den Äusserungen des Völkergedankens gerechnet werden, deren selbständiges Hervortreten bei räumlich und zeitlich einander fernstehenden Völkern so oft mit Recht betont worden ist. In zahlreichen Fällen wird es allerdings nicht leicht sein, mit Sicherheit festzustellen, ob die Darstellung eines und desselben Motivs — dieser Ausdruck wird im Folgenden für den oder die Leitgedanken der Erzählungen angewandt werden — durch mannigfaltige Formen in verschiedenen Litteraturen auf eine ursprüngliche, selbständige Form für das Motiv bei jedem einzelnen Volke zurückgeht, oder ob eine Urfassung anzunehmen ist, aus der jene mannigfaltigen uns vorliegenden Versionen herzuleiten sind. Denn das ist keine Frage, dass eine Herübernahme aus einem

Volks- und Kulturkreise in einen anderen unter gleichzeitiger Anpassung des Entlehnten an die Vorstellungen und Gebräuche der Entlehnenden oft stattgefunden hat, dass also aus Abweichungen, selbst wenn sie bedeutender sind, nicht ohne weiteres auf selbständige Entstehung geschlossen werden darf. Die Beispiele hierfür sind zahllos. Jedermann kennt die Fabel vom Milchmädchen[1]), das mit dem Topf auf dem Kopfe zur Stadt geht, aus dem Erlös grossen Reichtum erträumt und durch den Fall des Topfes um das ganze Glück kommt. Das Motiv ist klar: Verspottung thörichter Projektenmacherei, unverständiger Gewinnberechnung, die, kaum angestellt, durch einen an sich unbedeutenden Umstand zu Schanden wird. Nun lese man die neunte Erzählung im fünften Buche der alten indischen Sammlung lehrhafter Geschichten Pantschatantra, der zerbrochene Topf[2]): Ein Brahmane hat die Reste des erbettelten Reisbreies in einem Topfe über seiner Bettstelle aufgehängt; eines Nachts malt er sich aus, wie er den Reisbrei bei einer Hungersnot verkaufen könne, wie er Ziegen, dann Rinder, dann Büffel, dann Stuten, damit Gold, mit diesem ein sehr schönes Haus erwerben, eine schöne Frau bekommen und von dieser ein Söhnchen haben werde; sitze er dann eines Tages hinten im Stall beim Studieren, so werde der Junge bei ihm spielen wollen, er werde seiner Frau rufen, das Kind fort zu nehmen, diese aber nicht hören und dafür von ihm einen Fusstritt bekommen; er schlägt aus mit dem Fusse, der Topf wird getroffen und sein Inhalt überschüttet ihn. Noch ziemlich eng schliesst sich an diese Darstellung des Motivs die wahrscheinlich aus einem älteren Grundwerke geflossene arabische Fabelsammlung Kalila und Dimna an[3]), mit der bis auf unbedeutende Varianten Ibn ʿAbd rabbihi[4]) übereinstimmt. Es ist wohl kaum eine Frage, dass auch die Lafontainesche Fabel auf dieselbe Quelle zurückgeht, und doch, wie viele Verschiedenheiten im einzelnen!

In manchen Fällen wird sich die Frage: Entlehnung oder Ursprünglichkeit? beantworten lassen, sobald eine vollständige Sammlung des Materials vorliegt, sobald die gesicherten Beweisstücke da sind, deren es bei derartigen Forschungen bedarf; auf die Notwendigkeit, zunächst diese zu beschaffen, ist mit Recht wieder neuestens von Bastian in seinem „Ideale Welten in Wort und Bild" hingewiesen worden. Nur dass die von ihm ausgesprochene Warnung vor Vermutungen über mythologische Grundbegriffe sich hier in eine solche vor Vermutungen über soziale und ethische Grundbegriffe gestalten wird. Ein Zuweitgehen im Schematisieren

1) Lafontaine VII, No. 8.

2) Benfey II, 345.

3) ed. de Sacy, p. 217. Der arabische Bearbeiter, ʿAbdallāh ibn Elmuḳaffaʿ starb 139 d. H. (756/7 n. Chr.).

4) El-ʿiḳd el-farīd, III, 445; auch Ḳaljūbi (s. unten) hat die Geschichte und nach ihm ist sie Madschānī I, 102 abgedruckt.

könnte hier leicht zu verhängnisvollen Irrtümern führen, und die Fanatiker eines solchen Verfahrens würden schnell dazu gelangen, die Erzeugnisse der naiven Thätigkeit der Volksseele anzusehen als eine Sammlung von Beispielen zu moralischen Gemeinplätzen.

Natürlich soll damit in keiner Weise eine Zustimmung zu den oberflächlichen Worten ausgesprochen werden, in welchen Decourdemanche in der Einleitung zu seiner Bearbeitung der Nasr eddin-Schwänke jede vergleichende Thätigkeit ablehnt. Es wäre reiner Zeitverlust, sagt er[1]), zu untersuchen, welche europäischen oder orientalischen Autoren mehr oder minder ähnliche Geschichten wie die von Nasr eddin Hodscha geboten haben.

Was sich bei fleissiger, vergleichender Bearbeitung des Materials für Ermittlung der Zusammenhänge und damit der Faktoren, welche bei den verschiedenen Völkern auf die Gestaltung eines und desselben Stoffes Einfluss haben, gewinnen lässt, ersieht man aus der hübschen Studie von Eduard Grisebach über die Wanderung der Geschichte von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur. Systematische Bearbeitung einer Anzahl von lustigen Geschichten der Art, die uns hier beschäftigt, würde ähnlich eine reiche Fülle bemerkenswerter Ergebnisse zeitigen.

Ebenso wenig soll damit eine andere Art ordnender Thätigkeit ausgeschlossen werden, nämlich die, welche die Vorstellungen von Recht und Sitte, Erlaubtem und Unerlaubtem, Schlauheit und Dummheit, die Betrachtungen der Volksseele über die Äusserungen der Menschennatur, namentlich die weniger nachahmenswerten, zu ermitteln und mit einander in vergleichende Beziehungen zu bringen strebt. Naturgemäss wird eine vergleichende, ordnende Thätigkeit solcher Art um so intensiver sein, je besser, d. h. je vollkommener und zuverlässiger das Material ist, auf das sie sich stützt. Dieses Material bilden hauptsächlich die Sammlungen von Schnurren und Schwänken, welche in Volksbüchern und in Litteraturwerken anderer Art vorliegen.

Sind solche Quellenwerke für den Forscher aus den occidentalischen Litteraturen in verhältnismässig grosser Zahl und guter Art zugänglich gemacht, so lässt sich nicht das Gleiche von denen des Orients sagen, ausgenommen etwa Indien, dessen ältere Sammlungen dieser Art im Originaltexte und in zum Teil vorzüglicher Bearbeitung von jedermann benutzt werden können. Recht gering ist die Sammelthätigkeit gewesen auf dem Gebiete der arabischen Litteratur und der Litteraturen und Volksäusserungen, welche dem Kreise der arabisch-islamischen Kultur angehören. Es ist nur ein einziges der in diesen Kreis gehörenden Volksbücher, das bisher vollständig den Forschern erschlossen worden ist. Das ist die bekannteste aller orientalischen Schnurrensammlungen, die sich an den Namen des

1) Decourdemanche, Sottisier XI.

türkischen Eulenspiegels, wie er wohl genannt worden ist, des Nasr eddin Hodscha knüpft. Über den Namen selbst ist nicht viel zu sagen. Als Schauplatz seiner Thätigkeit als Hodscha, d. h. als Geistlicher und Schulmeister, werden verschiedene Orte Kleinasiens genannt, des öfteren Siwri Hissar und Konia; sein Grab wird in Akschehir in Kleinasien zwischen Kutahja und Konia gezeigt. Als seine Zeit kann die Mitte des 14. Jahrhunderts angenommen werden, denn wird er oft in Verbindung mit dem im Jahre 1405 verstorbenen Mongolenherrscher Timurlenk gebracht, so erscheint daneben auch der ein Jahrhundert früher gestorbene Seldschukide ʿAlā eddīn. Wichtig ist die Frage nach seiner Zeit und seinen Lebensumständen nicht, denn die Geschichten, deren Held er ist, sind zum Teil Gemeingut der Weltlitteratur, zum Teil Ausflüsse des specifisch türkischen Wesens, das sich in diesem Manne wie in einem Generalvertreter konzentriert hat. Als erster scheint der bekannte Galland, dem ja Europa auch die Bekanntschaft mit den Erzählungen der 1001 Nacht verdankt (gest. 1715), Mitteilungen aus den Nasr eddīn-Schwänken gemacht zu haben. Für die Paroles Remarquables et Maximes des Orientaux[1], benutzte er, neben vielen anderen Werken auch „deux recueils de bons Mots en Turc", von denen man wohl annehmen kann, dass sie Nasreddin-Schwänke enthielten, obwohl in keiner der von G. gebrachten Geschichten dieser Name vorkommt; denn er habe nur eine Auswahl treffen können: „les autres .... étaient trop vulgaires ou trop libres et indignes de la curiosité des honnêtes-gens"[2]); das passt ganz auf die türkischen Produkte dieser Art. Im Jahre 1857 erschienen dann in Triest „Meister Nasr eddins Schwänke und Räuber und Richter, aus dem Türkischen übersetzt von von Camerloher und Prelog", von denen der erstere, nach der Vorrede zu schliessen, jene Schwänke zuerst entdeckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben glaubt. Wichtig wurde diese an sich nicht hervorragende Arbeit durch die ausführliche Besprechung, welche ihr der verstorbene Meister der Folklore-Forschung, Reinhold Köhler im „Orient und Occident"[3]) zu Teil werden liess. Im Jahre 1872 behandelte Ethé in seinen Essais und Studien den Stoff, aber erst 1878 wurde das türkische Volksbuch vollständig zugänglich gemacht: Decourdemanche, der schon 1876 126 Schwänke (soviel wie bei

1 Zuerst gedruckt Paris 1694, später aufgenommen in den Neudruck von d'Herbelots Bibliothèque Orientale, Haag 1777—79, IV. 453 ff. In diesem Druck hat der Name des Verfassers immer die Form Galand.

2 Mit Sicherheit sind als Nasreddin-Schwänke nur wenige zu erkennen, so der von dem Schulmeister (p. 467), welcher ein Depositum herausgeben soll, aber den Unterricht nicht unterbrechen will: der Deponent bietet an, statt seiner so lange „mit dem Kopfe zu wackeln": er hatte nämlich das für die Hauptthätigkeit des Lehrers beim Unterrichte angesehen (a. a. O. 467; vgl. Recl Bu 120); der andere Scherz: „er könne wohl in seiner Vaterstadt die Klugen zählen, nicht die Dummen", wird von G. mit Bezug auf Bahlūl und die Stadt Basra erzählt (ib. p. 467; vgl. Recl Bu 121).

3 I. 431—448. 761—766.

Camerloher) in „les plaisanteries de Nasr eddīn hodja“ (Paris 1876) mitgeteilt hatte, liess 1878 sein „Sottisier de Nasr eddin hodja, bouffon de Tamerlan, suivi d'autres facéties turques trad. sur des manuscrits inédits“ (Bruxelles) erscheinen, welches nicht weniger als 321 Geschichten enthält, die aus gedruckten und handschriftlichen Quellen geschöpft sind. In demselben Jahre erschien die Bearbeitung des Nasr eddīn durch den unter seinem türkischen Namen Murad Efendi bekannteren Österreicher Franz von Werner[1]), und vor nicht langer Zeit wurde den weitesten Kreisen das türkische Witzbuch durch das Heftchen der Reclamschen Universalbibliothek zugänglich gemacht, das den Titel führt: Die Schwänke des Nassr ed-din und Buadem von Mehemed Tewfik, mit Genehmigung des Verlegers aus dem Türkischen übersetzt und stellenweise erläutert von Dr. E. Müllendorff. Wie aus dem Vorwort des Übersetzers und der Einleitung des Mehemed Tewfik hervorgeht, ist letzterer nichts weiter als der Herausgeber der beiden Schwänke-Sammlungen von Nassr-ed-din und Buadem (71 + 130 Erzählungen). Von der Buadem-Sammlung gehört ein Teil eigentlich in die erstere, sofern eine Anzahl Geschichten älteren Sammlungen der Schwänke des Nasr eddīn entnommen sind, in dem zuerst herausgegebenen Drucke aber keine Aufnahme gefunden hatten. Die Reclamsche Sammlung zeichnet sich dadurch — in wissenschaftlichem Sinne allerdings in unvorteilhafter Weise — aus, dass die Spässe derber und schamloser Natur, von denen gerade die plumpesten von den Türken am meisten erzählt und belacht werden, sorgfältig ausgemerzt sind.

Ein wertvoller Beitrag zu der Forschung über die sich um den Namen Nasreddīn gruppierende Schwanklitteratur liegt vor in dem hübschen Büchlein: „Les fourberies de Si Djeh'a, contes cabyles recueillis et traduits par Mouliéras. Trad. franç. et notes avec une étude sur Si Djeh'a et les anecdotes qui lui sont attribuées par René Basset“ (Paris 1892).[2]) Die 60 berberischen Erzählungen, welche den eigentlichen Text des Buches ausmachen, sind interessante Beispiele der Gestalt, welche die meist auch sonst bekannten Stücke im Munde der Kabylen, der berberisch sprechenden Bewohner Algeriens angenommen haben. Weit wichtiger ist aber die Einleitung des vielbelesenen und kenntnisreichen René Basset, welcher sich die Mühe genommen hat, die „Version turque“, d. h. die Bearbeitung von Decourdemanche, die „Version arabe“ d. h. einen gleich zu besprechenden ägyptischen Druck, und die „Version berbère“, d. i. eben die Mouliérassche Sammlung, in einer vergleichenden Tabelle von drei Spalten zusammenzustellen und in zahlreichen Anmerkungen Parallelen aus allen Litteraturen

1) Nassreddīn Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. Oldenburg. — 29 Schwänke in poetischer Form.

2) Der berberische Text im Zouaoua-Dialekt war von Mouliéras kurz vorher publiziert worden.

beizubringen. Von besonderem Werte ist, dass Herr Rene Basset, der als ausgezeichneter Kenner des Berberischen und der arabischen Vulgärdialekte Nordafrikas auch selbst sammelnd thätig gewesen ist, die zahlreichen Publikationen, die der französischen Herrschaft in Algier die Entstehung verdanken, auf ihre Beziehungen zu der Nasreddīn-Gruppe durchgearbeitet hat.

Bei der Frage nach der Herkunft der fremden Einflüsse, soweit solche für Entstehung der Schwänke des Nasr eddīn-Kreises anzunehmen sind, liegt es am nächsten, dieselben da zu suchen, von wo aus in so vielen anderen Beziehungen eine tief eingreifende Einwirkung auf das Geistesleben des türkischen Volksstammes stattgefunden hat: in der arabisch-islamischen Kulturwelt. Als im östlichen Chalifat das türkische Element an Bedeutung gewann, und beim Zerfall des Chalifenreiches eine Anzahl kleinerer Staaten mit meist türkischen Dynastien entstanden, hatte arabisch-islamisches Wesen in Vorderasien so festen Bestand gewonnen, dass kein fremdes Volksthum sich ihm entziehen konnte, vielmehr alle Äusserungen der nicht arabischen Bevölkerungselemente stark von ihm durchsetzt erscheinen. Erst der kräftigsten aller Türkdynastien, dem Hause Osman, gelang es, mit der Schaffung eines grossen Reiches auch bleibende Äusserungen des Geisteslebens hervorzurufen, welche Eigentümlichkeiten des türkischen Charakters aufweisen. Im grossen und ganzen stehen aber auch sie vollständig unter dem Banne jener Kultur, welche soeben mehrfach als arabisch-islamisch bezeichnet worden ist, weil ihre Haupterzeugnisse in arabischer Sprache vorliegen, wenn auch mancherlei fremde Einflüsse thätig gewesen sind, bis (um das Jahr 500 der Flucht, d. i. um 1107 n. Chr.) im sunnitischen Islam die Formen bleibende wurden, welche zu jener Zeit von der siegreichen Orthodoxie für diese Kultur festgelegt waren und welche ja noch heute Geltung haben. Am ehesten wird man noch auf dem Gebiete des Märchens, des Liedes, der volkstümlichen Erzählung, besonders lustiger Art, Spuren des ursprünglichen Volksgeistes zu finden hoffen dürfen, welcher durch den Einfluss der fremden Kultur fast ganz verwischt ist. In den vorliegenden Nasreddin-Sammlungen zwischen Originellem und Fremdem reinlich zu scheiden, ist deshalb so schwer, weil die arabischen Quellen, denn an solche ist bei dem Fremden zunächst zu denken, so sehr spärlich fliessen. Nicht kommen hier in Betracht die heut unter dem Namen Nawadir Dschuha, d. h. Anekdoten von Dschuhā im arabischen Orient beliebten Schwankbücher[1]); denn diese sind durchaus

1 Nawadir el-chodscha naṣr ed-dīn effendi elmulaḳḳab bidschuḥa errūmī, Lithogr. o. O. und J., 36 S., 8°, liegt mir vor, wohl identisch mit der Lithogr. „Bulak" ? in B. sind nie solche Bücher gedruckt und sind fast ausschliesslich bewegliche Typen verwandt worden, wahrscheinlich in einer der zahlreichen kleineren Steindruckereien Kairos hergestellt, daher hier mit „Kairo" bezeichnet bei Basset in Fourberies 9, an deren Chronogramm für 1041 B. wohl zu weitgehende Schlüsse für einen Zusammenhang mit

nichts anderes, als arabische Bearbeitungen des türkischen Volksbuches, wenn auch in ihnen der Name des türkischen Schnurrenhelden durch den gut arabischen Dschuḥa ersetzt ist und hin und wieder Stücke aus arabischen Quellen herübergenommen scheinen.[1]) Ebenso können die in 1001 Nacht eingestreuten schwankartigen Erzählungen nicht herangezogen werden, da die uns vorliegende Redaktion dieser Sammlung kaum früher als um 1450 wird angesetzt werden dürfen.

Die erste Nachricht von arabischen Schwankbüchern scheint vorzuliegen in dem ausserordentlich wertvollen Werke des wahrscheinlich um 400 der Flucht (= 1010 n. Chr.) gestorbenen Ibn Abu Ja'ḳūb en-Nadim, das unter dem Namen El-Fihrist eine Übersicht über das damals an arabischen Werken aller Litteraturgattungen Vorhandene giebt. Es enthält folgende kurze Notiz[2]): Namen von dummen Menschen, von denen Anekdoten von Unbekannten in Büchern zusammengestellt sind: Anekdoten von Dschuḥā — Abu Dimdim — Ibn Aḥmar — Sūra el-A'rābi — Ibn el-Mausilī — Ibn Ja'ḳub — Abū 'Ubaid el-Ḥazmī — Abū 'Alḳama — Sifuje (vielleicht Sibuje oder Sībawaihi zu lesen).[3]) Von den hier genannten Männern

Ḳaljūbī knüpft. Eine ältere Lithographie von 'Alī Rida Kairo 1274 lag Pertsch vor, zur Vergleichung mit dem Fragment einer ḳiṣṣat dschuḥa Ms. Gotha ar. No. 2747 (IV 459), welches nach den wenigen bei P. mitgeteilten Worten wahrscheinlich mit einer Variante der Geschichte von Rabi'at el-bakkā' s. Maidanī I, 197 = Ibn Ḥuddscha I, 145) beginnt. Ferner liegt mir vor ḳiṣṣat dschuḥa, Beirut 1886, gedruckt auf Kosten des Buchhändlers Chalīl El-Chūrī, 40 S. (hier mit „Beirut" bezeichnet).

1) Aus diesen arabischen Bearbeitungen stammt gewiss auch ein Teil der in Italien und Albanien an den Namen Dchuha geknüpften Geschichten: sicher sind Giufa (Palermo, Giucca (Trapani und Toscana), Giuxa (Albanien) nur Umbildungen der alten arabischen Urform. Siehe über Giufà u. s. w. Marc Monnier, les contes populaires en Italie (Paris 1880) 11 (nach Basset in Fourberies 13); auch Prym-Socin, Neuarmen. Dialekt des Tür 'Abdīn XXV, Anm., werden diese italienisch-albanesischen Umbildungen erwähnt, wohl nach Mitteilung Köhlers. An die türkische Form des Namens: Nasr eddin Hodscha schliesst sich die an, welche die Romänen für diesen Schwankhelden haben, die bisher freilich nur aus deren romänischer Versifizierung des türkischen Volksbuches in Nasdravaniile lui Nastratin Hogea von Pann (Anton), gedruckt zuerst 1853, dann 1873 und später in Bucuresti o. J. bekannt ist. Auszüge aus diesem, mir nicht zugänglich gewordenem Buche giebt Gaster Literatura pop. româna 164 ff.). Welche Rolle mag dieser Nastradin neben dem romänischen Nationalnarren Pakala spielen?

2) Kitāb al-fihrist ed. G. Flügel I, 313.

3) An diese Aufzählung des Fihrist knüpft Basset (Fourberies 13 ff.) folgende Deduktion: „Am Ende des vierten Jahrhunderts d. Fl. gab es arabische Schnurrensammlungen: davon blieb nur eine überlebend ‚et l'on grouppa autour de son héros Djoha les anecdotes qui se rapportaient à ceux qu'énumèrent l'auteur du Fihrist et d'autres'; diese Sammlung ging mündlich in den Occident und wurde im 15. oder 16. Jahrhundert ins Türkische übersetzt und die Hauptperson identifiziert mit einem gewissen Nasr eddin Hodja ‚dont l'existence est au moins douteuse'. Er scheint nur die Personifikation der Naivität zu sein, die in jedem Lande einem Ort zugeschrieben wird (vgl. Abdera, Böotien, Ḥims, St. Jago, St. Maixent, Siwri Hissar, Beni Dschennad): diese türkische Version wurde oft bearbeitet, auch arabisch mit Zusätzen gegen 1050 d. Fl.: die mündliche Überlieferung hatte auch ‚peut-être à la suite de la conquête turque' eine grosse Zahl Schnurren in das Maghrib gebracht, wo einige bei den Kabylen Eingang fanden." Das Wesentliche dieser

lässt sich nur einer mit Sicherheit mit einer auch sonst bekannten Persönlichkeit identifizieren: Der Ibn el-Mauṣilī ist jedenfalls der ebenso wie sein Vater Abū Isḥāḳ Ibrahīm als Dichter und Sänger bekannte, im Jahre 235 oder 236 d. Fl. (also etwa 850 n. Chr.) gestorbene Abu Muḥammed Isḥāḳ ibn el-Mauṣilī, von dem sich in die spätere Litteratur scherzhafte Erzählungen hinein gerettet haben. Über den an erster Stelle genannten Dschuḥa herrscht Uneinigkeit: manche halten ihn für identisch mit dem Traditionsüberlieferer Abul-Ghuṣn Dudschain ibn Tābit, der um 150 d. Fl. (767 n. Chr.) gelebt haben muss, die Identität beider wird jedoch von anderen bestritten.[1])

Von den im Fihrist genannten Schnurrenbüchern ist uns nichts erhalten. Doch hat sich, sei es nun aus ihnen, sei es aus der lebendigen Überlieferung des Volkes, manches in jene grosse Klasse von Werken der arabischen Litteratur hinüber gerettet, die man mit dem Namen Adab-Bücher bezeichnet, d. h. die Werke, in denen allerlei historische, sprachliche, litterarische Notizen mit sehr loser Beziehung auf eine Anzahl von Materien, in die das Ganze geteilt ist, aneinander gereiht sind. Gerade die ältesten Werke dieser Art sind auch in dieser Beziehung am reichhaltigsten

Ausführung ist ansprechend; nur ist befremdlich, dass von der arabischen Dschuḥa-Sammlung, die alle anderen arabischen Sammlungen gleichsam aufgesogen haben soll, sich gar keine Spuren zu finden scheinen; ferner ist die Existenz des Nasreddin Hodscha kaum unsicherer als die des Till Eulenspiegel; dass nach der Eroberung Syriens und Ägyptens um 1516 die Türken durch die Berührung mit diesen arabischen Provinzen auch mancherlei Arabisches aufnahmen, wird zuzugeben sein, aber das damals schon feststehende Volksbuch vom Nasreddin Hodscha wird dadurch nur geringe Beeinflussung erfahren haben. Dass das Maghrib in seiner Schwanklitteratur von den Türken beeinflusst worden sei, ist wenig wahrscheinlich. Was neuestens in maghribinischen Dialekten von Erzählungen publiziert worden ist: Stumme, Tunische Märchen; Socin, Zum arab. Dialekt von Marokko; Socin und Stumme, Der arabische Dialekt der Houwara spricht nicht dafür. Endlich sei noch der Annahme gedacht, der neuere arabische Dschuḥa sei nichts als eine durch Verschreibung entstandene Form des türkischen Chodscha, die ja bei der Ähnlichkeit der Worte in arabischer Schrift und der Ungenauigkeit in Setzung und Weglassung der die Vokale bezeichnenden schwachen Buchstaben denkbar ist; doch es wäre höchst sonderbar, wenn durch diese Verschreibung ganz zufällig ein aus der ältesten arabischen Litteratur aufs beste bezeugter Name herausgekommen wäre! Vielmehr wird die Erinnerung an den nationalen Dschuḥa sich immer in arabischem Lande erhalten haben, wenn auch Schwänkesammlungen sich an seinen Namen nicht knüpften; als dann die Araber in Syrien und Ägypten vertürkten, mag der Gleichklang von Chodscha und Dschuḥa zu der Zusammenwerfung beigetragen haben. Dass die Türken aus dem Dschuḥa sollten einen Chodscha gemacht haben, daran ist sicher nicht zu denken.

1) Die Hauptsachen hierüber sind gut zusammengestellt im Tādsch el-ʿarūs s. v. dschuḥa; etwas abweichend Scheicho in Medschani l-adab, Komm. 65, der richtig bemerkt, dass die heute unter dem Namen Dschuḥa umgehenden Geschichten mit diesem Dschuḥa nichts zu thun haben, sondern dem Dschuḥa er-Rūmi, d. h. dem Römer Dsch. angehören. — Unhaltbar ist die Vermutung Fihrist, II, 154 f. zu I, 313, dass Hudschaij zu lesen, mit der Bemerkung: „doch wäre auch Dschuḥaij möglich, da Ibn Duraid 65, Anm. d. bemerkt ist: wadschaḥā aidan bitaḳdīm eldschīm“; es ist unerklärlich, wie die Verfasser von Fihr II zu dieser Heranziehung der Stelle des I. D. gekommen sind, da in derselben nur von dem Verbum ḥadschā die Rede ist.

und für uns am wichtigsten; so das el-Kāmil des Mubarrad, gest. 285 d. Fl. (= 898 n. Chr.), und das el-ʿIḳd el-farīd des Ibn ʿAbd Rabbihi, gest. 328 d. Fl. (940 n. Chr.). Unter den späteren Werken, welche dieser Klasse zugerechnet werden können, ist besonders wichtig die grosse Sprichwörtersammlung des Abul-Faḍl Aḥmed el-Maidānī, gest. 511 (= 1124 n. Chr.), der in seinem madschmaʿ el-amṯāl[1]) bei den zahlreichen Sprichwörtern, welche beginnen mit „dümmer als" über die Personen, die so gekennzeichnet werden, Angaben macht, soweit er Material hat.[2]) Von den Personen, von welchen er Dummheitsschwänke erzählt, ist am bekanntesten Habannaḳa, welcher eigentlich Jezid ibn Tarwān hiess, dem Stamme Fazāra angehörte und den Beinamen Abul-ghuṣn hatte.[3]) Er scheint schon sehr früh wegen seiner Unschlauheit sprichwörtlich gewesen zu sein, denn schon der um 100 d. Fl. (719 n. Chr.) gestorbene Dichter el-Farazdaḳ erwähnt ihn in einem der Spottverse auf seinen grossen Nebenbuhler Dscherīr mit Beziehung auf die Hauptdummheit, die ihm nachgesagt wird, und die sehr häufig erzählt wird: H. hatte sich eine Halskette von Knochen und Muscheln gemacht und sagte auf Befragen, er trüge sie, um nicht verloren zu gehen. Da stahl sie ihm sein Bruder eines Nachts und that sie selbst an. Als H. ihn sah, sagte er: Mein Bruder, du bist ja ich, wer bin ich denn nun?[4]) Von dieser Halskette hatte er den Namen der Muschelmann. Ausser dieser hat Maidānī noch drei Geschichten von ihm: Einst, heisst es, trieb er beim Weiden der Schafe die fetten Tiere in das dichte Futtergras und hielt die mageren abseits. Auf die Vorwürfe darüber erwiderte er: „Ich werde doch nicht bessern, was Gott schlecht gemacht hat, und nicht verderben, was Gott gut gemacht hat![5]) Die anderen beiden Geschichten sind weniger lustig.[6])

1) Öfters im Orient gedruckt; mir liegt vor die ed. Kairo v. J. 1284.

2) Es sind folgende: 1. Abu Ghabschān, I, 191 f., vgl. Ibn Ḥuddscha, I, 145; 2. Habannaḳa, I, 192, vgl. Ibn Doreid 214, TA V, 534; 3. Dschahize, I, 193; 4. Dugha, I, 193 f.; 5. Scharanbat, I, 196 f.; 6. Baihas, I, 197; 7. Dschuhā, I, 197; 8. Rabīʿat el-bakka, I, 197, vgl. Ibn Ḥuddscha, I, 145.

3) Nach Maidani, I, 192; Abul-ghuṣn ist auch der Beiname des Dschuḥa (s. hier S. 48); es scheint hier ein Zusammenfliessen stattgefunden zu haben.

4) Dies ist die am häufigsten von ihm erzählte Geschichte; schon bei Maidani a. a. O.; den Vers des Farazdaḳ, der wohl auf sie Bezug nimmt, s. bei Ibn Doreid 214, wo er unverständlich und nach TA V, 534 zu korrigieren ist (aʿnī für ʿannī. — Das Motiv des Sichnichtmehrkennens infolge einer äusserlichen Veränderung auch in Grimm, KM, No. 34 (die kluge Else, nachdem ihr das Vogelgarn mit den Schellen angethan ist) und No. 59 (Katerlieschen, das sich selbst halb träumend die Kleider vom Leibe geschnitten).

5) Maidāni a. a. O.; auch Medschānī, I, 92.

6) Von dem verlorenen Kameel, das dem Finder gleich von vornherein als Geschenk versprochen wird, um doch die Süssigkeit des Findens zu geniessen, und von der Entscheidung über den Mann, der von zwei Stämmen als Angehöriger in Anspruch genommen wurde, den banū ṭafāwa (dem „Schwimmstamm") und den banū rasib (dem „Untergehstamm") und den nun der als Richter angerufene Dumme in den Fluss werfen lassen will, damit er zeige, zu welchem Stamme er gehöre; aus Maidani hat wohl Ibn Ḥuddscha geschöpft (I, 144 f.), der diese Geschichten ebenfalls von Habannaḳa erzählt. Im Iḳd, III, 349 ist der Richter in der zweiten Saʿd er-rābija und die Sache spielt vor dem Emir Zijād.

Auch den bereits erwähnten Dschuḥā hat Maidānī und erzählt drei Geschichten von ihm, von denen sich eine in den bekannten Sammlungen des Nasreddin-Kreises findet: Er stösst beim Herausgehen aus seinem Hause im Gange auf einen Toten und wirft ihn in den Hausbrunnen; sein Vater fürchtet Gefahr, zieht den Toten heraus und wirft einen toten Hammel hinein; die Verwandten des Ermordeten laufen in den Strassen el-Kufas (danach wohnte Dschuḥa in dieser Stadt) herum, ihn zu suchen, treffen Dschuḥā, der ihnen gleich sagt, in unserem Hause ist ein Toter; sie lassen ihn in den Brunnen hinab, er findet den Widder und ruft sofort: „Hatte der Gesuchte Hörner?" So zogen sie ab.[1]) Die beiden anderen Geschichten bei Maidānī sind folgende: Dschuḥā gräbt an einem Orte ausserhalb el-Kūfas, um einen Schatz wiederzufinden, den er früher dort vergraben, und klagt, er könne die Stelle nicht wiederfinden; auf die Frage, ob er sich denn kein Zeichen gemacht, erwidert er: „Ja, eine Wolke am Himmel, die die Stelle damals gerade beschattete." — Als Abū Muslim als Statthalter nach el-Kūfa kam, fragte er, wer den Dschuḥā kenne; es meldet sich ein Mann namens Jaḳṭīn; er solle ihn bringen; sie kommen zusammen zu Abū Muslim, der ganz allein im Gemache ist; Dschuḥā: „Du, Jaḳṭīn, wer von Euch beiden ist nun Abū Muslim?"[2])

Die ältesten uns erhaltenen, rein um ihrer selbst willen angefertigten Zusammenstellungen von lustigen Geschichten scheinen die beiden Werke des im Jahre 597 d. Fl. (1201 n. Chr.) gestorbenen Ibn el-Dschauzi[3]) zu sein, von denen das eine, das Kitāb el-aḏkijā, d. h. das Buch der Schlauen, im Orient gedruckt[4]) ist, das andere, das Kitāb el-ḥumaḳa wal-mughaffalīn, d. h. das Buch der Dummen und Tölpel, sich handschriftlich in Paris findet.[5]) Beide werden von Ibn Ḥuddscha[6]) unter den Quellen seines ṭamarāt el-aurāḳ genannt (I, 142). Nicht lange nach dem Tode des Ibn el-Dschauzi verfasste der i. J. 606 gestorbene, einer vornehmen christlichen Familie in Kairo entstammende As'ad Mammāti[7]), bekannter unter dem Namen Ibn Mammati, sein Kitāb el-faschūsch fī aḥkām ḳaraḳūsch, d. h. Buch des Schwachköpfigen über die Entscheidungen des Ḳaraḳūsch[8]).

1) Maidāni, I, 193, vgl. zu dieser Fassung Fourberies No. 21, Stumme, II, 131: der Wurstregen, wo das andere Motiv hinein verflochten ist, dass der Schuldige von einem Wurstregen spricht und deshalb für unzurechnungsfähig gehalten wird; zu diesem Wurstregen vgl. auch den Kringelregen bei U. Jahn, Schwänke und Schnurren, 51.

2) Maidāni a. a. O.; am Schlusse des Artikels erörtert M. noch die Form des Namens Dschuḥa und seine Ableitung.

3) s. über ihn Wüstenfeld, Geschichtsschreiber der Araber, No. 287.

4) Kairo, Scheref 1304.

5) a. f. ar. 1616; suppl. ar. 3547.

6) Gestorben 837 d. Fl. (= 1433 n. Chr.).

7) s. über ihn Wüstenfeld, Geschichtsschreiber, No. 295.

8) Wie es sich mit dem gleichnamigen Werke verhält, das dem im Jahre 911 (1505/6 n. Chr.) in Kairo verstorbenen Vielschreiber Dschelāl eddīn es-Sujūṭi zugeschrieben wird, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Basset (Fourberies 7, Anm. 3) hält es für eine Bearbeitung

In einem Schulbuch des Beiruter Jesuitengymnasiums[1]) sind vier Scherze von ihm und Bemerkungen über sein Leben aus einer Handschrift mitgeteilt. Nach der dort gegebenen biographischen Notiz war er ein Eunuch, hiess mit seinem vollen Namen Bahā eddīn Ḳaraḳūsch el-Asadi er-Rūmi[2]) und war Vezir des berühmten Aijubiden-Sultans Ṣalāḥ ed-dīn (Saladin). Er war ein frommer Mann; der Sultan kannte aber seine Unschlauheit, und wenn er ihm bei seiner Übersiedelung von Kairo nach Damaskus im Frühling jedes Jahres die Regierungsgeschäfte übertrug, so gab er ihm dazu weislich einen seiner Söhne bei. Als er nun einmal im Jahre 561 d. Fl. (= 1165/6 n. Chr.) etwa einen Monat die Regierung allein führen musste, weil der ihm beigegebene Thronfolger plötzlich starb, machte er gar grosse Dummheiten, „und es wurden ihm die ergötzlichen Geschichten beigelegt". Der Kompilator ist sich also bewusst, dass der Minister nicht in Wirklichkeit all die Narrheiten verschuldet hat, die man ihm zur Last gelegt.[3]) Vortrefflich stimmen übrigens diese Angaben über den Mann damit, dass

---

der Ibn Mammātischen Sammlung; nach Wüstenfeld a. a. O. ist das Manuskript Paris a. f. ar. 1548 mit Unrecht als ein Werk des Sujūṭi bezeichnet; gedruckt scheint es nicht zu sein. Aus einem anderen Werke betitelt eṭ-ṭarz el-manḳūsch fī ḥukm essulṭān ḳaraḳūsch finden sich Stücke in der Handschrift München No. 637 (Aumer p. 275), und wahrscheinlich aus demselben solche auch in Cod. Gotha, No. 2175 (Pertsch. IV, 197); da hier Ḳ. als Sultan bezeichnet ist, wird die Schrift aus späterer Zeit stammen; vielleicht ist sie das Sujutische Plagiat des Mammatischen Werkes.

1) Lammens, cours gradué de traductions fr.-ar. I, No. 113.

2) Ist die Bezeichnung als er-Rūmi, d. h. der Romäer, nur ein zufälliges Zusammentreffen mit der gleichen Dschuhas als Vertreter des Nasr ed-dīn ḥodscha?

3) Vgl. auch die Erwähnung des Ḳaraḳūsch bei Abd-Allatif Relation d'Egypte 171, wo von diesem „homme de génie" erzählt wird, dass die Zerstörung zahlreicher kleinerer Pyramiden in Gizeh zur Zeit des grossen Salāh eddīn sein Werk gewesen sei. De Sacy hat zu dieser Stelle eine ausführliche Anmerkung (p. 206 ff.), in welcher er aus dem Werkchen des Sujuti Man. ar. a. f. No. 1548 die biographische Notiz übereinstimmend mit dem oben Mitgeteilten und ausserdem vier Anekdoten giebt, von denen nur eine sich unter den vier bei Lammens a. a. O. findet, die von der Frau und dem Leichentuch. Die anderen sind folgende: 1. Ein Soldat hat durch Schlagen das Abortieren einer Frau im siebenten Monat herbeigeführt; Ḳ. verurteilt ihn auf die Klage, die Frau zu sich zu nehmen, sie bis zu einer erneuten Schwangerschaft von 7 Monaten zu ernähren und sie dann dem Kläger zurück zu liefern; der Ehemann zieht natürlich seine Klage zurück. 2. Ein armer Schuldner behauptet, wenn er soviel gespart, um die Schuld zahlen zu können, treffe er den Gläubiger nicht; dieser komme immer, wenn er das Gesparte wieder ausgegeben; Ḳ. will den Gläubiger einsperren, damit er immer zu finden sei. 3. Ein Bestohlener klagt; Ḳ. lässt die Bewohner des Viertels zusammen rufen und das Thor des Viertels bringen; das Thor wird wie ein Sträfling geschlagen und erklärt dabei angeblich, der Dieb habe eine Feder auf seinem Kopfe; der Dieb fährt sofort mit der Hand nach diesem und wird so erkannt. Hier finden sich zwei Motive vereint, die auch als Sondergeschichten auftreten: a) das Thor als Zeuge, s. Recl. Bu. 26; b) die verräterischen Federn in Spécimens d'écriture arabe Beir. 1885. — Bei ʿImād eddīn el-Kātib, dem Vertrauten und Generalsekretär Salāh eddīns, dessen el-fatḥ elḳussī über die Kämpfe S.'s gegen die Kreuzfahrer 583 bis 587 Landberg im Jahre 1888 herausgab, spielt Karaḳūsch durchaus eine ernsthafte Rolle. Makkari nennt Ḳ. als Mamluken der Eijubiden II, 696 und giebt ihm den Beinamen el-ermenī, der Armenier, II, 71.

gerade Ibn Mammāti die Schwänke von ihm gesammelt hat; denn dieser Schriftsteller flüchtete aus seiner Vaterstadt Kairo infolge politischer Feindschaften nach Aleppo unter den Schutz des Sultans el-Malik ez-Zāhir Ghāzi, des Sohnes eben jenes Ṣalāḥ ed-dīn, an dessen Hofe er auch starb und verfasste nach dem Zeugnis Ibn Challikāns (No. 554) eine Vita eben des Ṣalāḥ eddīn, dessen Minister Karakūsch war.

Die vier aus der Handschrift mitgeteilten Scherze sind auch sonst bekannt: im ersten ist das zum Trocknen aufgehängte Hemd des K. vom Strick gefallen: er schenkt auf die Nachricht davon den Armen 1000 Silberstücke: denn, sagt er, hätte ich drin gesteckt, und es wäre mit mir heruntergefallen, so hätte ich mir Hals und Beine gebrochen. Dieselbe Geschichte findet sich in den Anekdoten des Kaljūbi[1]) dem Dschuha zugeschrieben in einer nur redaktionell abweichenden Form[2]). Eine etwas andere Wendung hat sie in der türkischen Fassung[3]): Des Meisters Frau hat seinen Oberrock gewaschen, einen Stock durch die Ärmel gesteckt und ihn im Garten aufgehängt: in der Nacht sieht er, dass da ein Mensch mit abgeschnittenen Händen steht, er nimmt sofort Pfeil und Bogen und schiesst die Gestalt durch und durch. Am Morgen sieht er, es war sein Oberrock. „Gott sei Dank!" ruft er, „dass ich nicht darin gesteckt habe!" Die türkische Fassung ist hier reicher als die arabische: das Motiv dieser ist das närrische Anknüpfen einer Möglichkeit an ein durch äussere Umstände herbeigeführtes Ereignis, in der türkischen Fassung ist die Narrheit noch schlimmer, da dieses Ereignis, die Beschädigung des Kleidungsstückes durch den, der an sie eine Folge für sich selbst knüpft, herbeigeführt ist. Es giebt auch eine berberische Version der Geschichte bei Mouliéras[4]): Die Frau Dschuhas hängt den gewaschenen Burnus auf einen Baumstamm, ein Feind hält ihn für Dschuha selbst und durchschiesst ihn; während die Frau jammert, lacht und tanzt Dschuha, weil er es nicht sei, der getroffen wurde. Hier ist kaum noch ein Witz. Dasselbe Motiv, die närrische Schlussfolgerung aus dem vorausgesetzten Zusammentreffen von Ereignissen, die in Wirklichkeit gar nicht zusammentreffen können, findet sich auch in der kleinen türkischen Geschichte der Reclamschen Sammlung[5]), in welcher der Meister, der seinen Esel verloren hat, Gott dankt und das damit erklärt, dass er

1) Das Kitab nikājat wagharā'ib etc. des Schihāb ed-dīn Aḥmed el-Kaljūbī, bekannt unter dem Namen nawādir el-kaljubi, ist in Calcutta und Kairo mehrfach gedruckt.

2) Dschuha fragt seinen Nachbarn, ob er nicht am letzten Abend sein Geschrei gehört. — „Ja, was gabs denn?" — „Mein Rock ist vom Dach auf die Erde gefallen." — „Was schadet das?" — „Du Thor, wenn ich drin gewesen wäre, hätte ich mir dann nicht alles zerbrochen und wäre gestorben?"

3) Bei Decourdemanche No. 229, Camerloher No. 79, Reclam No. 65.

4) Fourberies No. 57.

5) No. 9.

froh sein müsse, nicht dabei gewesen zu sein, denn sonst wäre er ja mit verloren gegangen.

In dem zweiten der vier Karakusch-Schwänke vertröstet er eine Frau, die mit Rücksicht darauf, dass er jährlich zu einer gewissen Zeit Almosen auszuteilen pflegte, ihn um Geld zum Leichentuch für ihren verstorbenen Mann bittet, auf das nächste Jahr, da solle sie ein Leichentuch haben. Diese Erzählung gehört in den grossen Kreis derjenigen, deren Motiv das Verlegen einer Handlung in eine Zeit ist, in welcher ihr Zweck völlig verfehlt ist. Zu der hier vorliegenden besonderen Darstellung dieses Motivs ist mir nur eine Parallele bekannt, die einen feinen Nebenzug hat[1]): hier hat der Mann, der seinem Freunde Geld zum Leichentuch für den verstorbenen Bruder nach zwei Tagen geben will, während doch im Orient spätestens zwölf Stunden nach dem Ableben beerdigt wird, keinen Namen, schliesst sich also äusserlich nicht an einen der bekannten Schnurrenhelden an; neu ist in ihr die beissende Antwort des Hingehaltenen: „So gieb mir wenigstens Geld zu Salz, um den Toten bis übermorgen frisch zu erhalten.“ — Es mag hier gleich erwähnt werden, dass das närrische Verlegen einer Thätigkeit, die für eine gewisse Zeit und Gelegenheit anbefohlen oder vorteilhaft ist, auf eine solche, wo sie völlig nutzlos ist, schädlich wirkt oder zu drolligen Verwickelungen Anlass giebt, in orientalischen Geschichten ausserordentlich beliebt ist. So hat in einer arabischen Erzählung[2]) der Arzt einem Manne Medicin verordnet; der stirbt, ohne sie zu nehmen; drei Tage nachher findet eine zum Besuch kommende Verwandte den kerngesunden, zwanzigjährigen Sohn des Toten, wie er die Medicinflasche austrinkt; er erklärt: „Es wäre doch schade, wenn die Medicin verkäme, ich könnte ja von der Krankheit des Seligen betroffen werden; habe ich dann die Medicin schon intus, so ist meine Heilung sicher.“ — In einer anderen[3]) hat ein Herr seinem beschränkten und vergesslichen Diener eindringlich eingeschärft, immer drei Sachen, Stock, Überzieher und Stiefel, bereit zu halten, falls er in Geschäften auszugehen habe. Erkrankt schickt er den Diener zum Arzt; der Junge kommt mit drei Männern zurück, die er als Arzt, Schreiner und Totengräber vorstellt: wie er für seinen gesunden Herrn Stock, Überzieher und Stiefel bereit halten sollte, habe er nun für den Kranken gleich den Arzt, den Sarg und das Grab bereit gemacht. — Zum Nasr ed-dīn-Kreise gehört die verkehrte Anwendung der Formel inscha allāh, d. h. so Gott will, welche der fromme Muslim immer hinzufügen muss, wenn er von einer Handlung spricht, die er vornehmen will, um dadurch sein Bewusstsein von der Gebundenheit aller Dinge an den Willen des Allmächtigen kund zu thun:

1) Nuzhat el-chawāṭir (Beirut 1877), V, 167.
2) Nuzhat, V, 176.
3) Nuzhat, V, 169.

Dschuha, der einen Esel kaufen will, erzählt dies auf dem Wege einem Freunde, ohne jene Worte dazu zu setzen und meint, als dieser ihn darauf aufmerksam macht, das sei doch nicht nötig, die Esel seien doch auf dem Markte und das Geld in seiner Tasche. Das Geld wird ihm gestohlen, und als er jenen Freund wieder trifft, sagt er: „Ich kam auf den Markt, inschā allāh, da wurde mir das Geld gestohlen, inschā allāh, und ich kam ohne Esel heim, inschā allāh, und Gott verfluche Deinen Vater, inschā allāh![1])

Im dritten Schwank ist Karakūschs Jagdfalke davongeflogen, und er befiehlt nun, die beiden Hauptthore[2]) Kairos zu schliessen, denn dann, sagt er, findet der Falke keine Stelle, wo er hinausfliegen kann. Das Motiv ist klar: der Versuch, einem drohenden Schaden durch ein Mittel vorzubeugen, welches gänzlich ungeeignet ist, und an das eben nur jemand denken kann, der das richtige Verhältnis zwischen den Handlungen und ihren Wirkungen nicht abzuschätzen vermag. Zahlreiche Darstellungen dieses Gedankens durch Erzählungen von närrischen Menschen finden sich wohl in allen Litteraturen. Eine Parallele zu der hier vorliegenden Einkleidung ist mir nicht vorgekommen.

Ebenso wenig kann ich den vierten Schwank an anderer Stelle finden: Zwei Männer verklagten bei Karakusch einen dritten, bartlosen, er habe sie geschlagen und ihnen die Bärte gerauft. Da sie nun grosse Bärte, jener aber keinen hatte, so entschied Karakusch: Nein, ihr habt ihm den Bart ausgerissen, und liess sie einsperren, bis jenem der Bart wieder wüchse. So blieb ihnen nichts übrig, als den Mann zu versöhnen, so dass er bei Karakusch ihre Freilassung erbat. Hier liegen zwei widersinnige Vorstellungen vor, die eine, dass einem von Natur Bartlosen der Bart ausgerauft sein und wieder wachsen könne, die andere, dass von zwei Personen, von denen die eine beschuldigt ist, der anderen den Bart gerauft zu haben, notwendig die der schuldige Teil sein müsse, welche beim Erscheinen vor dem Richter bebärtet ist.

Die Motive der vier eben mitgeteilten Karakūsch-Geschichten haben etwas Gemeinsames und weisen uns auf einen der Grundgedanken, welche in den Schwänken und Schnurren ausgesprochen sind. Es ist der falsche Schluss auf Ursache oder Wirkung, in einem Falle die Nichtberechnung der Wirkung. Das erstere bei dem vom Strick gefallenen Hemd, dem

1 Kairo 5, Beirut 6, Fourberies 2. Abweichend Decourdemanche No. 76: N. kommt vom Felde heim; seine Frau: „Hast Du viel geschnitten?“ N.: „Ich habe noch bis morgen Mittag zu thun.“ Sie: „Du musst inschā allāh sagen.“ N.: „Ich werde auch so fertig werden.“ Am nächsten Morgen wird er jedoch von Reitern gezwungen, als Führer zu dienen (echt orientalisch!): erst gegen Mitternacht kommt er nach Haus. Sie: „Wer ist da?“ N.: „Ich, inschā allāh, mach auf.“ — Vgl. Allaoua, recueil de thèmes etc. (Mostaganem 1890), No. 86.

2) Das Bāb en-Naṣr und das Bāb Zuwēle, die noch heute so heissen s. Baedeker², Unterägypten, 291 und 300.

Schliessen der Thore, um den Falken festzuhalten, der Verurteilung der unschuldigen Bärtigen; Nichtbeachtung der Wirkung bei der Vertröstung der Frau, die um das Leichenhemd bittet, auf das nächste Jahr. Sehr zahlreich sind die Schwänke, welche dieser Klasse angehören.

Handelt es sich bei dieser Art Geschichten um Darstellung der Unfähigkeit, richtig zu denken, so ist die Zahl derer, welche eine Verherrlichung der Schlauheit sind, kaum minder gross. Fast immer zeigt sich die Findigkeit des Schlauen darin, dass er sich oder auch einem anderen, dem er dienen will, einen Vorteil verschafft, zu Ungunsten eines Dritten, der dabei mehr oder minder empfindlich geschädigt oder gefoppt wird. Zuweilen ist der Schlaue von Anfang an der Handelnde: er verfolgt ein Ziel, besonders mit Rechnung auf menschliche Schwächen und Leidenschaften und führt die von ihm ersonnene List, dasselbe zu erreichen, mit Geschick durch. In anderen Fällen sieht er sich ohne sein Zuthun der Begehrlichkeit oder der Dummheit eines andern gegenüber und kann nun nicht umhin, dieselben auszubeuten. Das von dem Schlauen verfolgte Ziel ist bisweilen auch Rache. Mehrfach finden sich in ein und demselben Schwank Züge, welchen das schlaue Rechnen auf menschliche Schwächen gemeinsam ist, die aber im einzelnen interessante Verschiedenheiten zeitigen.

Ein Beispiel für das einfache Erreichen eines Vorteils durch List bietet die Geschichte, welche sich im Volksmunde von Tunis[1]) und in einer Suaheli-Fassung[2]) an den Namen des Abū Nuwās, jenes lied- und witzreichen Dichters am Hofe des Hārūn er-Raschīd und seiner Söhne el-Amīn und el-Ma'mūn knüpft. A. N. hat eines Tages gar kein Geld mehr, einfach betteln kann er nicht, er geht daher zu Hārūn er-Raschīd, lügt diesem vor, seine Frau sei gestorben, und erbittet die Mittel zu ihrer Beerdigung. In gleicher Weise geht seine Frau zu Zubēde, der Gemahlin des Chalifen, und erhält das Nötige, um ihren angeblich verstorbenen Gatten würdig bestatten zu können. In der Suaheli-Version finden die Leute, welche der Sultan ausgeschickt hat, um sich von der Richtigkeit der Nachricht zu überzeugen, die Frau mit dem Toten beschäftigt, der aber, als sie ihn auf die Bahre legen wollen, aufspringt und dem Chalifen erklärt: „Ich habe die Wahrheit gesagt: am Morgen starb ich, da meldete meine Frau meinen Tod, dann bin ich auferstanden und sie starb, da meldete ich ihren Tod.“ Weit witziger ist der Schluss der Geschichte in der arabischen Fassung: Ärgerlich über den Widerspruch seiner Frau schickt der Chalife den Oberstthürsteher, um nachzusehen; Abu Nuwās sitzt vergnügt mit seiner Frau am Fenster; als der Abgesandte sich zeigt, muss sie sich schnell tot stellen. Zubēde will die Nachricht nicht glauben

1) Stumme, Tunisische Märchen, II, 112 ff.
2) Büttner, Anthologie, II, 92 f.

und schickt den Eunuchenobersten aus, der natürlich mit der Nachricht zurückkommt, Abu Nuwas sei wirklich tot. So bleibt dem Fürstenpaar nichts übrig, als sich selbst an Ort und Stelle zu begeben. Da lagen sie beide, lang und gerade hingestreckt, kalt und tot. Der Chalife rief: „Wer mir das erklären kann, dem gebe ich gern tausend Goldstücke." Da setzte sich Abu Nuwās aufrecht hin. „Her damit!" Und seine Frau stand auch auf, und alle lachten. — Dieses Motiv des Sichtotstellens, um dadurch einen Geldvorteil zu erwerben, ist ein auch sonst beliebtes: eine Parallele bietet der romänische Pakalakreis: in dem sicher dem Volke nacherzählten Heftchen Pakăla şi Tăndala von Silvestru Moldovan[1]) kommt Tăndala, um Pacala an eine Schuld zu mahnen: dieser lässt sich zum Schein im Garten begraben. T. wird von P.s Frau zum Grabe geführt und ahmt nun durch Springen und Brüllen auf demselben einen Ochsen nach: P. fällt darauf herein und fängt innen zu schreien an. Noch ein zweites Mal sucht er durch verstellten Tod seinen Gläubiger zu täuschen: dieser hält, damit der Verschmitzte ihm ja nicht entwische, bei dem in der Kirche Aufgebahrten die Totenwache. Um Mitternacht versteckt er sich aus Furcht. Es kommen Diebe, um dort ungestört die Beute zu verteilen: der Tote springt auf, die Diebe fliehen entsetzt. P. und T. teilen sich in den Raub.

Einfacher Art ist auch die lustige Erzählung vom Kessel, der ein Junges bekommen hat: sie findet sich in den meisten Sammlungen von Nasr eddīn-Schwänken. Der Hodscha leiht eines Tages von einem Nachbarn einen Kessel, nach einiger Zeit bringt er ihn zurück mit einem kleineren. Auf die Frage des erstaunten Besitzers erklärt er, der Kessel habe ein Junges bekommen. Erfreut nimmt jener den unerwarteten Zuwachs in Empfang. Bald darauf leiht der Hodscha den Kessel wieder. Der Nachbar wartet und wartet, vergebens, der Hodscha bringt ihn nicht zurück. Endlich mahnt er ihn. „Ja, der Kessel — der Kessel ist längst gestorben!" — Natürlich entscheidet der Richter, der angerufen wird, zu gunsten des Hodschas: Kann der Kessel ein Junges bekommen, so kann er eben auch sterben.[2]) — Ist in dieser kleinen Erzählung die Hauptsache die List, durch welche sich der Held in den Besitz einer Sache setzt, so spielt doch durch die Haltung des Geschädigten, die der Schlaue sich zu Nutze macht, ein anderes Motiv hinein, das nicht selten in besonderen Erzählungen seine Darstellung findet, der Gedanke: wer sich einen Vorteil, der gegen alle

1 Biblioteca poporala a Tribunei No. 5. Sibiiu (Hermannstadt) 1886.

2) Kairo 14, Beirut 16, Decourdemanche No. 111, Cam. No. 35, Dieterici 34 und danach Ethé 246 f. mit dem Nebenzuge, dass der Nachbar beim zweiten Entleihen einen recht grossen Kessel giebt, damit das Junge, das dieser etwa haben werde, auch recht gross gerate; Clouston or. wit 67, Mallouf No. 279, Pharaon 179, Machuel 220, Stumme, II, 130 f. mit dem hübschen Nebenzuge, dass der zweite Kessel „im Wochenbette" gestorben ist; Büttner, II, 88 f. Bei Reclam fehlt die Geschichte sonderbarerweise. In den occidentalischen Litteraturen scheinen sich zu diesem Beispiel für das Motiv: Beilegung unmöglicher Fähigkeiten an unvernünftige Dinge, keine Parallelen zu finden.

Vernunft ist, gefallen lässt, muss auch den widersinnigen Schaden, der jenem entspricht, hinnehmen.[1]) Dass der naturwidrige Vorteil und Schaden darauf hinausläuft, dass einem leblosen Dinge Eigenschaften der lebenden Wesen beigelegt werden, ist ein Nebenzug, der sich ausserordentlich häufig in den Schwänken findet, ebenso wie auch den unvernünftigen Tieren nicht selten Verstandes- und Willensäusserungen, wie sie nur dem Menschen eigen sind, zugeteilt werden.

Angrenzend an eine sehr ausgedehnte Klasse von Schwänken, die in allen Litteraturen zahlreiche Vertreter hat, ist die Unterart der Schlauheitsgeschichten, in welchen der Listige sich den Vorteil durch eine geschickte Verteilung verschafft[2]). Die beiden folgenden Schwänke sind der Mouliéras'schen Sammlung berberischen Ursprungs entnommen[3]), und wie Basset zu beiden keinen einzigen Vergleich beibringt, so kann auch ich eine gleiche oder ähnliche Fassung aus einem anderen Litteraturkreise nicht belegen. Si Dscheha bringt mit zwei Freunden zwei Schafe und einen Hammel vom Markt; als es zum Teilen kommt, übernimmt er das Geschäft und entscheidet: „Ihr beide nehmt ein Schaf, der Hammel und ich nehmen das andere Schaf." Ein anderes Mal ist Si Dscheha mit mehreren Freunden auf der Reise. Bei der Rast sollen die mitgenommenen Brote verteilt werden; bescheiden erklärt Si Dscheha, er verzichte auf ein ganzes Brot, das sei ihm zu viel; er sei schon zufrieden, wenn jeder ihm die Hälfte von seinem abgebe.

In allen diesen Erzählungen ist das Hauptmotiv ein einfaches: der Schlaue verschafft sich durch List einen Vorteil. Mannigfaltiger ist der folgende Schwank, in welchem zwei Schlauheitsproben hübsch miteinander verknüpft sind, in der Weise, dass der bei der ersten Geprellte seine Rache nimmt und dem, der ihn betrogen hat, einen Schaden zufügt. Die älteste mir bekannte Fassung ist die in dem Kitab el-adkijā des Ibn el-Dschauzi[4]), wo als der betrogene Betrüger kein geringerer erscheint, denn der berühmte Stifter der einen der vier kanonischen Schulen des sunnitischen Islams, Abu Ḥanīfa[5]). Eines Tages, heisst es, klagte ein armer junger Mann, der

1) Vgl. die Geschichte von dem Krämer, der einen Hammel als Geschenk des Erzengels Gabriel hinnimmt, dafür aber auch nachher, obwohl er ganz gesund ist, den Tod erleiden muss, der ihm vom Todesengel ʿIzraïl geschickt ist. Stumme, II, 127 ff.

2) Andere Arten von Verteilungsgeschichten s. Räuber und Richter bei Cam. 69 f. Huth, Reisen der drei Söhne etc., 20.

3) Fourberies No. 12 u. 14.

4) S. 178.

5) Dass Ibn el-Dschauzi das Geschichtchen mit offenbarem Behagen erzählt, ist nicht so sehr wunderbar, denn er folgte der Schule des Ibn Ḥanbal und ist sogar verdächtig, mit den Schiiten geliebäugelt zu haben; aber merkwürdig ist es, dass das Ḥanefitische Publikum an der etwas respektlosen Erzählung keinen Anstoss genommen zu haben scheint. Vielleicht ist die ungünstige Beleuchtung des Meisters eine absichtliche Übertreibung seines in den Augen mancher wohl nicht gottgefälligen milden Sinnes, von dem eine lustige Probe im Kitāb el-aghāni, I, 165 gegeben ist (nacherzählt bei Kremer, Kulturgeschichte, I, 493 f.).

sich in ein Mädchen verliebt hatte, dem A. H. seine Not, man werde sie ihm nicht geben, weil er arm sei. A. H.: „Verkaufst Du mir Deinen kleinen Finger[1]) für 12000 Silberstücke?“ — Er: „Nein!“ — Abu H.: „Sage nur den Verwandten des Mädchens, dass ich Dich kenne.“ — Der Bursche hält an und beruft sich auf Abu H. Man geht zu ihm. Abu H.: „Ich weiss von dem Menschen nur, dass man ihm eines Tages in meiner Gegenwart für etwas, was er besass, 12000 Silberstücke bot, und er es doch nicht verkaufen wollte.“ Natürlich halten ihn die Verwandten für reich, und er heiratet. Das Mädchen sieht sehr bald, dass er nichts hat. „Warte nur“, sagt sie bei sich zu Abu H., „das sollst Du mir büssen!“ Sie putzt sich auf, tritt, angeblich um ein Rechtsgutachten zu holen, bei Abu H. ein und entschleiert sich, will sich auch nicht wieder bedecken, denn, sagt sie, „nur Du kannst mich aus meiner fatalen Lage retten. Ich bin nämlich die Tochter des Krämers an der Strassenecke, bin im Heiratsalter und will einen Mann haben. Mein Vater schickt aber alle Freier fort, weil ich einäugig und kahlköpfig sei und verkrüppelte Hände hätte (dabei zeigt sie den dichtbehaarten Kopf und die wohlgeformten Hände) und behauptet, ich sei schon ältlich (und dabei macht sie kokette Bewegungen). Ich will nun, dass Du mir hilfst.“ A. H. ist erregt geworden: „Willst Du meine Frau werden?“ Sie küsst seine Füsse: „Gieb mich Deinem Diener, wenn Du willst!“ — Abu H. lässt den Krämer kommen und bietet ihm als Heiratsgut für die schöne Tochter 150 Goldstücke, wovon er ihm 50 sofort zahlt, die übrigen 100 im Falle der Scheidung. Der Krämer macht Ausflüchte: „O Herr“, sagt er, „verdecke, was Gott verdeckt hat. Ich sollte eine Tochter haben, die ich Dir verheiraten könnte?“ A. H.: „Lass nur, Freund, ich bin mit Deiner einäugigen, kahlköpfigen, ältlichen Tochter mit den verstümmelten Händen zufrieden.“ Der Handel wurde abgeschlossen um 150 Goldstücke, und am Abend brachte sie der Vater in einem Korbe, den er mit seinem Diener trug, zu Abu H. Der war sehr bestürzt, der Krämer aber verschwor sich, er habe keine andere Tochter. Abu H.: „Sie soll unwiderruflich von mir geschieden sein, ich trete vom Heiratsvertrage zurück, und Du magst Deine 50 Goldstücke behalten.“ Einen ganzen Monat dachte A. H. nach über das, was ihm passiert war; da kam die Frau zu ihm, die ihm den Streich gespielt hatte, und als er ihr Vorwürfe machte, entgegnete sie: „Was hat Dich denn getrieben, uns mit einem armen Manne zu betrügen?“[2] — Sehr hübsch sind in dieser Geschichte verschiedene Motive miteinander verknüpft. A. H. betrügt zu gunsten seines Schützlings das Mädchen und ihre Verwandten, indem er auf ihre leichtgläubige Begehrlichkeit rechnet; die betrogene

1) So Nuzhat, IV, 5: bei Ibn el-Dschauzī obscön.

2) Eine etwas abweichende Fassung, in welcher A. H. nicht genannt ist, und der Rachestreich nicht von dem Mädchen, sondern von ihrer Mutter ausgeführt wird, siehe Nuzhat, IV, 5 ff.

Frau betrügt, um sich zu rächen, und A. H. geht in die Falle, die sie seiner Sinnlichkeit stellt.

Höchst mannigfaltig sind die Formen, unter denen der Schlaue seine Zwecke erreicht, die Schwächen, deren Ausbeutung ihm als Mittel dient, in jener Reihe sich aneinander knüpfender Schwänke, deren bekannteste Repräsentanten die lustigen Geschichten vom Bürle in den Grimmschen und vom grossen und kleinen Klaus in den Andersenschen Märchen sind.[1]) Sehr charakteristisch sind hier die Abweichungen der orientalischen Fassung von den uns bekannten occidentalischen, die ja auch Varianten, aber doch verhältnismässig unbedeutende zeigen. Von orientalischen Fassungen kann ich allerdings nur eine beibringen, die jener zusammenhängenden Reihe entspricht; einzelne Züge finden sich auch sonst verstreut. In Tunis hat die Bürle-Reihe, wie sie genannt werden mag, folgende Form: Dschuha besass nur ein Kalb, dieses aber gedieh besser als das Rindvieh seiner Verwandten, mit dem er es auf die Weide trieb. So wurden jene sehr zornig, schlachteten es und assen es, und Dschuha konnte nur noch das Fell von ihnen erbetteln. Er verkauft es auf dem Markt für einen Heller, in diesen macht er ein Loch, zieht einen roten Faden durch und schlingt ihn um seinen Finger. Auf dem Heimwege sieht er zwei Männer, die sich in das Gold, das sie in einem Kasten gefunden, teilen. Er schleicht sich hinzu, wirft den gekennzeichneten Heller in ihr Gold und zwingt sie, mit ihm Halbpart zu machen, „denn", sagt er „dieses Gold ist ein von mir vergrabener Schatz, wie der Heller mit dem roten Faden beweist, der sich darin finden muss." Wie viel witziger ist doch die Art, wie das Bürle, der kleine Klaus, der romänische Pakāla, und wie alle die Vettern dieser lustigen Personen heissen mögen, aus dem Felle Kapital schlagen! Da ist der betrogene Ehemann, der für das wertlose Leder, das seine Wahrsagerkunst zeigt, oder für eine Bethätigung dieser Kunst — wie bei Grimm — eine hohe Summe zahlt, woran sich in der romänischen Fassung der heitere Nebenzug schliesst, dass die treulose Frau dem Schlauen auch noch eine grosse Summe zahlt, um den lästigen Wahrsager durch ein sicheres Mittel wieder los zu werden, während bei Andersen der auf verbotenen Wegen ertappte Pfaff sich teuer loskaufen muss, um nicht die verdiente Strafe zu erleiden. Nichts dergleichen in der arabischen Fassung, welche dagegen in der nächsten Episode dieses komischen Dramas einen feinen Streich hat, der allen anderen Versionen zu mangeln scheint. In diesen schlachten einfach die dummen Bauern alle ihre Kühe, um die Felle

1) Aus dem reichen Material, das nun schon zu dieser Schwankreihe zusammengetragen ist, sei hier nur hingewiesen auf die kurzen, aber höchst inhaltreichen Artikel „Unibos" von K. Goedeke in Germania, I, 359 f., zu welchem R. Köhlers „Die Schwänke vom Bauer Einhirn und dem Bauer Grillet", Germania, XVIII, 152 ff. eine weitere Ausführung mit Nachträgen ist, und auf die höchst witzige romänische Fassung in Slavici, Pacala în satul lui „Bibliot. Popolara a Tribunei, No. 28, Sibiiu 1886). Reich an hübschen Sonderzügen ist auch die Version bei Jahn, Schwänke 125—139 „Der Kuhhirt und die Bauern".

auch so teuer zu verkaufen, wie der Schlaue das seine verkauft haben will, und werden mit ihren Forderungen ausgelacht; im tunisischen Schwank giebt ihnen Dschuha ausserdem noch den guten Rath, die Häute nicht einzusalzen, damit sie stinkig und also noch wertloser werden, und erst, als er nach drei oder vier Tagen die Würmer auf den Häuten herumkriechen sieht, schickt er die Dummen damit auf den Markt zum Verkauf, die natürlich nicht bloss ausgelacht werden, sondern noch Schläge bekommen.[1]) Gemeinsam ist allen Fassungen der nun folgende Entschluss der Betrogenen, den gefährlichen Menschen in einem Sacke zu ersäufen; abweichend sind, wie auch bei den verschiedenen westlichen Fassungen unter einander, die näheren Umstände und die List, durch welche das Opfer einen Hirten, der mit seiner Herde vorbeikommt, in den Sack lockt.[2]) Bei Stumme entfernen sich die Leute etwas, um in der Nähe einen Trunk Milch zu nehmen; dem Hirten spiegelt Dschuha vor, wenn er in den Sack krieche, werde er zu einem Meister gebracht werden, durch dessen Unterricht er zum Erblicken des von Gott verwahrten Schicksalsbuches gelangen werde. Als Dschuha mit der Herde ins Dorf kommt, sind alle erstaunt. „Ja", erklärte er ihnen, „die Schafherde habe ich aus dem Meere heraufgeholt." Bekannt ist, wie nun alle gierig sind, auch solch Wasservieh zu bekommen, und sich schleunigst in den Fluss oder See stürzen, um den gleichen Gewinn zu haben. Im Tunisischen schliesst damit die Reihe dieser Erzählungen nicht ab, wie in den anderen Lesungen; denn hier giebt Dschuha den Leuten den Rat, ihre Kinder in Säcke zu stecken und ins Meer zu werfen, die würden dann gegen Sonnenuntergang die Schafe bringen. Als die Kinder nicht zurückkommen, lacht Dschuha die Betrogenen aus: „An Euren Kindern haben sich heut die Fische gütlich gethan!" Vielleicht darf man in dieser Fassung einen Ausfluss jener besonderen Grausamkeit finden, von der nach einer schon oft gemachten Bemerkung das Volk mit Vorliebe Züge in seine Märchen und Erzählungen einflicht. In der tunisischen Fassung geht es nun weiter, freilich ohne Abschluss: Dschuha wird in einsamer Gegend an einen Baum gebunden, um von den Tieren zerrissen zu werden. Da kommt ein stattlicher Greis herangeritten, auf vieles Drängen erklärt Dschuha, er sei 100 Jahre alt gewesen, da sei er an diesen Baum des Sidi ʿAbd el-Kadir gebunden und zu einem Dreissigjährigen geworden, das sei so eine Eigenschaft dieses Baumes. Dschuha lässt sich endlich erbitten, sich losbinden zu lassen, und den Greis an den Verjüngungsbaum zu fesseln. Auf dessen Ross und in dessen kostbaren Kleidern kommt er in sein Dorf zurück.

1) Parallelen zu dem geschickten Verkauf eines wertlosen Felles s. Fourberies No. 35, wozu Basset vergleicht Marion, nouvelle méthode etc., No. 15.

2) Am witzigsten sind ohne Frage die Einzelnheiten dieser Episode und überhaupt der ganzen Erzählnng in der romänischen Fassung dargestellt.

Von den zerstreuten Varianten der einzelnen Episoden dieser ganzen Reihe erwähne ich hier nur die sehr originelle Suaheli-Version der Seeviehgeschichte, in welcher auch Leute aus Eigennutz ins Wasser springen, nur dass sie nicht Tiere finden wollen, sondern Datteln. Ein Araber, heisst es[1]), verschifft eine Anzahl Säcke Datteln nach Lamu. Das Schiff ist zu schwer, die Schiffsleute halten die Datteln für Tamarinden und werfen alle Säcke bis auf einen über Bord. Ein Mann schneidet den Sack an und findet, dass der Inhalt sehr süss ist. Die anderen probieren die köstliche Speise auch, und der Kapitän bestimmt, zurückzufahren dahin, wo man die Säcke über Bord geworfen hatte. Der erste taucht und ertrinkt. „Aha", sagen sie, „der sitzt unten und schmaust." Der zweite ertrinkt auch, und so springen alle nach einander hinein, um ja etwas von den süssen Früchten zu bekommen. — Noch sei hingewiesen auf die Mannigfaltigkeit der Triebe, deren der Schlaue in der Bürle-Reihe sich bedient, um seine Zwecke zu erreichen: wird doch in dem letzten Gliede der tunisischen Geschichtenkette der Greis mit der Sehnsucht nach der entschwundenen Jugend geködert; der Hirt muss in den Sack, weil er durchaus im Schicksalsbuche lesen lernen will — in der That Züge, welche uns mehr anmuten als die grobsinnlichen Begehrlichkeiten, deren Reizung in den meisten anderen Fällen die Hauptrolle spielt.

Einer besonderen Unterklasse kann man wohl die Schlauheitsgeschichten zuweisen, in welchen, wie schon angedeutet, der Schlaue durch die Dummheit und die Begehrlichkeit anderer gleichsam gezwungen wird, diese Schwächen zu seinem Vorteil auszubeuten oder auch zu der List seine Zuflucht nehmen muss, um sich für einen erlittenen Schaden zu rächen. Eine recht lustige Geschichte, die hierher gehört, und für die mir Parallelen nicht bekannt sind, knüpft der Volksmund in Tunis an den Namen des trink- und liebefreudigen, aber auch wegen seiner genialen Verlumptheit berüchtigten arabischen Dichters Abu Nuwas, von dem bereits die Geschichte erzählt ist, wie er sich zugleich mit seiner Frau totstellt.

Abu Nuwas hat vom Chalifen Harun er-Raschid einen kostbaren Pelz zum Geschenk erhalten; er kommt in demselben an dem Hause eines befreundeten Vezirs vorüber; dessen Frau sieht ihn vom Fenster aus, lässt ihn zu sich rufen, bittet ihn um den Pelz und erhält ihn dafür, dass der Dichter sie küssen darf.[2]) Beim Fortgehen bereut A. N. den Verlust; die Dienerin muss ihm ein Glas Wasser reichen, er trinkt, lässt das Glas fallen, dass es zerbricht und fängt bitterlich zu weinen an. Da kommt der Vezir nach Haus: „Was hast Du, Abu Nuwās?" — „Man hat mir meinen Pelz abgenommen, weil ich das Unglück hatte, das Glas zu zerbrechen." Die Dienerin erklärt: „Der Mann ist geistesschwach!" — Abu

1) Büttner, Anthol. II, 107 ff.

2) So in Stummes Übersetzung; das Original obscön.

Nuwâs: „Ich habe in meiner Geistesschwachheit gesprochen, Du kannst ja nun die Sache mit klarem Verstande erzählen.“ Er erhielt natürlich seinen Pelz wieder.[1])

Dieser Schwank ist eine der lustigsten Einkleidungen des Gedankens, wie der Gierige um den Gegenstand, den er gewonnen zu haben meint, von dem Schlauen, der auf diese Gier spekuliert, um sich einen Genuss zu verschaffen, geprellt wird. Die Geschichten, welche das Gefopptwerden des Lüsternen darstellen, sind besonders zahlreich. In dem eben erzählten Schwanke von Abu Nuwâs und dem Pelz ist es die Putz- und Gefallsucht, die der Begierde die Richtung giebt; der sinnliche Genuss ist nur ein Nebenzug, denn ebenso gut wie das hier dem Abu Nuwâs Gewährte hätte irgend etwas anderes genannt werden können, von dessen Fortgeben an einen Fremden der Gemahl nichts erfahren durfte. In der Regel ist es aber der sinnliche Genuss selbst, der begehrt wird, und zu dessen Erreichung Opfer gebracht werden, um den aber der Lüsterne geprellt wird.

Sehr charakteristisch ist die Geschichte: Eine Frau für 100 Rinder, welche sich in Büttners Anthologie aus der Suaheli-Litteratur findet.[2]) Ein junger Mann besitzt nur hundert Rinder. Sie alle muss er hingeben, um die Tochter eines sehr reichen Viehbesitzers zur Frau zu bekommen. So hat das Paar nichts zu leben, und sie sind auf die Gutherzigkeit der Nachbarn angewiesen. Ein Nichtswürdiger schleicht um die junge Frau herum. Eines Tages erhält sie Besuch von ihrem Vater. Da sie nichts hat, ist sie wegen seiner Bewirtung in grosser Not; da stellt sich der Verführer ein, will ein gutes Stück Fleisch gegen Gewährung ihrer Gunst herbeischaffen und bringt auch ein Rinderviertel. Sie bereitet es zu, man setzt sich zum Essen. Es erscheint auch wie zufällig der Geber und wird nach orientalischer Sitte gebeten teilzunehmen. Die Frau lädt ein zuzulangen mit den Worten: „So esst nun, Ihr drei Narren!“ Ihr Vater ist höchst entrüstet und will durchaus seine Narrheit wissen. Sie: „Du hast etwas Teures für etwas Billiges verkauft: ich bin Dein einzig Kind, und Du hast 6000 Rinder, und mich hast Du für hundert hingegeben.“ Nun will auch ihr Mann seine Narrheit kennen. Sie: „Du hattest nur hundert Rinder, schon für zehn oder zwanzig hättest Du eine Frau haben können, Du gabst aber alle für mich hin, und nun hast Du nichts und musst anderen dienen.“ Der Fremde muss Folgendes hören: „Du bist der grösste Narr, Du wolltest etwas, was für hundert Rinder gekauft war, für ein einziges Rinderviertel bekommen. Ist das nicht dumm?“ Der Vater aber schenkte dem jungen Paare die hundert Rinder, die er bekommen, und noch zweihundert dazu.

Einem anderen Kreise gehören die Schlauheitsgeschichten an, in welchen der Held sich durch eine geschickte Wendung in Wort oder That

1) Stumme II, 121 f. (No. 11).
2) Büttner II, 128 ff.

aus einer Verlegenheit befreit, sei es, dass er durch eigene Schuld in dieselbe geraten, sei es, dass andere ihn plötzlich in eine schwierige Lage gebracht haben. In den Schwänken der ersten Art läuft der Witz meist auf eine geschickte Entschuldigung des bei einer Unredlichkeit oder einer niedrigen Handlung Ertappten hinaus. In zahlreichen Litteraturen findet sich die hübsche Geschichte von dem unerlaubten Verzehren des einen Beines eines gebratenen Vogels. In einer deutschen Fassung sind es Christus und Petrus, von denen der letztere dem Herrn und Meister ein Hühnerbein wegisst, als er den gebratenen Vogel bringt, und dann behauptet, hier zu Lande hätten die Hühner nur ein Bein, das auch an Hühnern, die gerade in der Nähe auf einem Beine herumstehen, ad oculos demonstriert. Der Herr ruft putt, putt, und sofort kommen die Hühner auf beiden Beinen angelaufen. „Ja", sagt Petrus, „hättest Du zum gebratenen Huhn auch putt, putt gemacht, so hätte es auch zwei Beine bekommen." Von den türkischen Fassungen sei die der Reclamschen Sammlung erwähnt, in welcher die Geschichte zwischen Nasr eddīn und einem Richter spielt, und der gebratene Vogel eine Gans ist. Auch hier wird der Lügner sofort überführt, indem der Richter die Gänse mit grossen Stöcken aufscheuchen lässt. Aber auch hier ist der Überführte um eine Antwort nicht verlegen: „Bekämt Ihr diese Stöcke zu kosten, Ihr würdet vierbeinig werden!" Ganz ähnlich ist die Geschichte bei Camerloher erzählt, wo an die Stelle des Richters der Mongolenfürst Timurlenk getreten ist.[2]) — Plumper sind die türkischen Scherze, in denen Diebesgelüste beschönigt werden: Eines Tages brach Nasr eddīn in einen fremden Gemüsegarten ein und füllte einen mitgebrachten Sack mit allerlei Früchten. Gärtner: „Was suchst Du hier?" — Nasr eddīn: „Ein heftiger Wind hat mich hierher geschleudert." — G.: „Wer hat das hier ausgerissen?" — N.: „Der Wind warf mich hierhin und dorthin, woran ich mich auch immer festhalten mochte, das blieb in meiner Hand." — G.: „Und wer hat das in den Sack gefüllt?" — N.: „Sieh mal an, darüber wundere ich mich auch!"[3]) — Ein anderes Mal ist Nasr eddīn mit der Leiter in einen fremden Garten geklettert; ertappt entschuldigt er sich, indem er zu der nachgezogenen Leiter läuft: „Ich verkaufe Leitern!"[4]) — Auf einem fremden Obstbaum betroffen, erklärt er: „Ich bin eine Nachtigall und singe gerade." Auf die Frage, „was ist das für eine Art Singen?" antwortet er: „So singt eine ungelernte Nachtigall."[5]) Nicht viel witziger sind die Geschichten, in denen Buadem seine Trunksucht oder Betrunkenheit entschuldigt.[6])

1) Mitgeteilt von Direktor Schwarz in der Sitzung des Vereins vom 27. April 1894.
2) Reclam No. 39, Cam. No. 75.
3) Reclam No. 21.
4) Reclam No. 47, Cam. No. 18.
5) Reclam No. 57, Cam. No. 125.
6) Recl. Buad. No. 58. 60. 66.

Geschickter ist die Art, wie Si Dscheha sich weiss brennt, als man den Mantel, den er dem betrunken und schlafend von ihm angetroffenen Kadi weggenommen hat, bei ihm findet. Vor den Kadi gebracht, erklärt er: „Ich fand einen Betrunkenen an der Strasse liegen, habe ihn verunreinigt und nahm ihm den Mantel weg. Ist er Dein, so kannst Du ihn haben.“ [1])

Unter den Schwänken, welche die Fähigkeit verherrlichen, sich in kritischer Lage schnell Rats zu wissen, und die, die aus Bosheit dieselbe herbeigeführt haben, heimzuschicken, ist einer der originellsten der von Nasr eddīn und seinen Freunden im Bade. Diese wollen die Bezahlung aller Bäder Si Dscheha aufhalsen, indem sie plötzlich erklären: „Wer im Bade kein Ei legt, muss für alle bezahlen.“ Jeder gackert und legt ein mitgebrachtes Ei unter sich. Si Dscheha aber, nicht verlegen, schlägt mit den Armen, als ob es Flügel wären, und kräht gewaltig: „Haben soviel Hennen nicht einen Hahn nötig?“ [2])

Das Wesentliche in dieser Erzählung ist die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit welchen hier Handlung gegen Handlung gesetzt wird. Verwandt ist sie mithin jener zahlreichen Klasse, in welcher der Scharfsinn auf die Probe gestellt wird, und es auf die schnelle und sichere Beantwortung scheinbar unlösbarer Rätselfragen ankommt. Zu bekannt ist die Geschichte vom Kaiser und dem Abt, als dass sie hier erzählt zu werden brauchte.[3]) Von den orientalischen Parallelen sei hier zunächst die No. 70 der Camerloherschen Sammlung angeführt. Einst, heisst es, erschienen bei dem Sultan ʿAlā eddīn drei christliche Mönche, die zum Islam übertreten wollten, wenn ihnen drei Fragen beantwortet würden. Keiner der Weisen konnte sie lösen. Es blieb nichts übrig, als den weisen Narren Nasr eddīn zu rufen. Der erste Mönch: „Wo ist der Mittelpunkt der Welt?“ — Nasr eddīn: „Da, wo der Fuss meines Esels steht.“ — Mönch: „Woher weisst Du das?“ - N.: Glaubst Du nicht daran, so miss.“ — Der zweite Mönch tritt vor: „Wie viel Sterne stehen am Himmel?“ — N.: „Soviel mein Esel Haare auf sich hat; wenn Du es nicht glaubst, so zähle.“ — Mönch:

1) Fourberies No. 17: in der Fassung Cam. No. 120 ist die mit dem Kadi vorgenommene Prozedur so türkisch roh, dass selbst Cam. die bezüglichen Stellen nur lateinisch wiedergiebt.

2) Kairo 11 f., Beirut 12, Cam. 26, Reclam No. 50, Decourdemanche No. 171 (Timurlenk spielt herein; der wichtige Zug, dass der, der kein Ei legt, zahlen soll, fehlt), Fourberies No. 13, Kaljūbī 53.

3) Über Bürgers Kaiser und Abt und die Parallelen dazu s. R. Köhler, Or. u. Occ. I zu Camerloher No. 70. Von orientalischen Parallelen nenne ich Nuzhat V, 173 ff.: Ein Kaufmann wird zum nächsten Morgen zum Könige bestellt, um bei Todesstrafe sofort auf drei Fragen zu antworten; sein Diener geht an seiner Statt. Frage 1: Wie viel Fuss ist das Meer tief? — Antwort: „Mein Vater schlug vor einem Jahre im Meere Holz, da entfiel ihm sein Beil; er ist ihm nachgesprungen in die Tiefe; wenn er wiederkommt, wird er mir sagen, wie viel Fuss das Meer tief ist.“ Frage 2: Wie viel Piaster bin ich wert? — A.: „27 Silberpara; denn für dreissig Silberlinge wurden Jesus und Joseph verkauft.“ Frage 3: Was denke ich? - A.: „Dass ich der Kaufmann bin; bin aber nur sein Diener.“

„Lassen sich die Haare Deines Esels zählen?“ – N.: „Und soviel Sterne, lassen die sich zählen?“ – Der dritte Mönch tritt vor: „Wieviel Haare hat mein Bart?“ — N.: „Genau so viel, als im Schwanz meines Esels sind; wenn Du es nicht glaubst, zähle!“ – Der Mönch will sich mit dieser Antwort nicht abspeisen lassen. „Komm“, sagt N., „machen wir die Probe. Wir ziehen immer ein Haar aus Deinem Bart und ein Haar aus dem Schwanze des Esels aus. Du wirst sehen, es stimmt.“ – In der Reclamschen Sammlung finden sich nur die beiden ersten Fragen und zwar getrennt[1]); in der ersten ist es ein Atheist, der Nasr eddin in Versuchung führt, in der zweiten erklärt sich Buadem auf die Frage nach der Zahl der Sterne für unfähig, sie zu lösen; denn dazu müsse man ja nach dem Himmel gehen und die Sterne zählen; bei Tage lassen ihm seine Geschäfte dazu keine Zeit, in der Nacht aber werde er, da er im Himmel nicht bekannt sei, weder ein Wachslicht noch eine Kerze finden, und in der Finsternis sei doch ein Zählen der Sterne nicht möglich.

In dieser letzten Fassung tritt uns nicht der weise Narr, sondern der dumme Narr entgegen, derselbe närrische Kauz, der, als nachts seine Frau zu ihm sagt: „Zünde das Licht an, das rechts vom Bett steht“, ärgerlich erwidert: „Es ist doch stockfinstre Nacht, wie kann ich denn da sehen, wo rechts und links ist?“[2]) – So gehen in den Schwänken, welche die Volksbücher an den Namen dieser und anderer mehr oder minder historischen Persönlichkeiten knüpfen, die Schlauheit, welche die grössten Schwierigkeiten zu überwinden vermag, und die Einfalt, welche den Wald vor den Bäumen nicht sieht und alles verkehrt macht, durcheinander; nicht selten ist die Grenze zwischen ihnen eine flüssige. Nasr eddīn und seines Gleichen erscheinen als ein Gemisch von Einfalt und Geist.

Welchen Wert aber auch immer die Früchte der ernsteren Durchforschung der Schwanklitteratur der arabisch-islamischen Kulturwelt haben mögen, ob das, was dabei als verwertbares Material für die höheren Ziele der volkskundlichen Forschung sich herausstellt, bedeutend oder unbedeutend ist — keiner, der hier durch den Weg seiner Studien mitzuarbeiten berufen ist, darf diese Mitarbeit von sich weisen oder dieser Pflicht durch eine scherzende Wendung sich entziehen wollen, etwa wie Nasr eddīn es that mit der Pflicht, am Freitage, dem islamischen Feiertage, zu predigen. „He, Ihr Gläubigen“, rief er die in der Moschee Versammelten an, „wisst Ihr, was ich Euch sagen werde?“ — „Nein“, riefen alle. — „Nun, dann braucht Ihr es nicht zu wissen.“ — Am folgenden Freitage antwortete die Gemeinde verabredetermassen auf die gleiche Frage: „Ja, wir wissen es.“ — „Nun, dann brauche ich es Euch nicht erst zu sagen.“ – Und wieder stieg er von der Kanzel. — „Den wollen wir fangen“, sagten die klugen Leute und

1) Reclam No. 51 und Reclam Buadem No. 96.

2) Reclam No. 27.

hielten Rat, was zu thun wäre. Am folgenden Freitag fragte der Hodscha abermals: „Ihr Gläubigen, wisset Ihr, was ich Euch sagen werde?" — Da antworteten sie weislich: „Einige von uns wissen es, andere wissen es nicht." — Der Hodscha: „Das trifft sich gut, so mögen die, welche es wissen, es denen sagen, welche es nicht wissen!" Und damit stieg er von der Kanzel.[1])

Nachträgliches.

Zu Seite 42, Zeile 6 ff. Die hauptsächlichen Parallelen zu der Milchmädchen-Geschichte sind bereits beigebracht von Benfey, Pantschatantra I. 499 ff. (§ 209). Eine musterhafte Behandlung ist der Geschichte dieser Fabel zu teil geworden in dem Vortrage Max Müllers „On the Migration of Fables", der in Contemporary Review, vol. XIV (April-July 1870), S. 572 ff. abgedruckt ist, und in welchem der berühmte Sprach- und Mythenforscher das erste Auftreten der Milchverkäuferin an Stelle des Brahmanen, Büssers oder Bettlers in dem wahrscheinlich im 13. Jahrhundert verfassten, zuerst im Jahre 1480 gedruckten Dialogus Creaturarum optime moralizatus nachweist. Zu den von Benfey und M. Müller gegebenen Parallelen trage ich nach: Eine zigeunerische Version aus Südungarn und eine ungarische der Siebenbürger Szekler bei von Wlislocki, Beiträge zu Benfeys Pantschatantra in Ztschr. d. Dtschen Morgenl. Ges., Bd. 42, p. 136 ff. und die mit behaglicher Breite ausgeführte und mit einer langen „Allegoria, das ist geistliche Deutung" versehene Wiedergabe der Geschichte in Kirchhofs Wendunmuth ed. Österley I. 205 ff.

Zu Seite 47, Zeile 4 ff. Das, was hier von der uns vorliegenden Redaktion der 1001 Nacht gesagt ist, dass sie kaum früher als 1450 wird angesetzt werden dürfen, gilt nur von den Handschriften und Ausgaben, welche die ägyptische Fassung darstellen. Nach den Ausführungen Noeldekes Wiener Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenl., II. 172 wird man annehmen müssen, dass die Entstehung der Stücke, welche allen drei von Zotenberg, histoire d'Ala al-Din ou la lampe merveilleuse angenommenen Handschriftengruppen gemeinschaftlich sind, in einer ziemlich frühen Zeit liegen muss (etwa 900?). Ob auch in diese ältesten Stücke schon Schwänke eingestreut sind, wird erst eine eingehendere Untersuchung feststellen können.

Zu Seite 51, Zeile 2 ff. Eine wertvolle Monographie unter dem Titel „Karakouch" veröffentlichte Casanova in den Memoires publies par les membres de la Mission Archéologique française au Caire, Bd. 6, fasc. 3 (Paris 1893), p. 447–491. Sein Resultat ist: Karakûsch war ein tapferer, etwas rauher Haudegen, der in der politisch bewegten Zeit nach dem Tode Salah eddins keine glückliche Rolle spielte und aus politischer und persönlicher Feindschaft von dem Bureaumenschen Ibn Mammati in dem Pamphlet Kitab elfaschusch etc. (s. S. 50) als ein grausamer Schwachkopf hingestellt wurde. Von einem Zusammenhange des türkischen Schatten-

[1]) Reclam No. 39, Cam. No. 1.

spieles Karagöz mit dem so arg verunglimpften ägyptischen Baumeister, Soldaten und Staatsmann, wie ihn auch Casanova als möglich anzunehmen scheint (s. S. 465) ist keine Rede. Sehr merkwürdig ist, dass derselbe Karakusch bei den westlichen Historikern der Kreuzzüge als eine durch Weisheit und Tugenden ausgezeichnete Persönlichkeit erscheint: ihr Caracois ist ein sagenumwobener, ehrwürdiger Patriarch. Casanova giebt den Text der Handschriften eines Auszuges des Ibn Mammatischen Werkes (Ms. Kairo), des Sujutischen Werkchens (Ms. Paris a. f. ar. 1548) und des aṭṭarz elmanḳûsch (Ms. München 637) mit Übersetzung. Die hier mitgeteilten Erzählungen finden sich auch bei Casanova.

Zu Seite 51, Anmerkung 2. Die Frage ist bejahend zu beantworten: Karakusch entstammte in Wirklichkeit einer der Provinzen des byzantinischen Reiches, vielleicht Armenien (vgl. die folgende Anmerkung, Schluss); in der Bezeichnung des Dschuha als er-rûmî spricht sich das Bewusstsein der fremden Herkunft der Schwänke aus.

Abzählreime aus dem Bergischen.

Gesammelt von **O. Schell.**

1. Ine, mine, mine;
Kamen drei Kanine.
Josef ist der beste Mann,
Hat die schönsten Kleider an.
Mutter tot — Vater tot,
Gieb mir eine Butterbrot.
Butterbrot mag ich nicht;
Zuckerplätzchen kriegst du nicht.
Eins, zwei, drei
Und du musst sein. (Wülfrath.)

Ganz ähnlich in Hambach bei Heppenheim an der Bergstrasse. Dort lautet der Reim nach einer Aufzeichnung im handschriftlichen Nachlass von Prof. Wilh. Crecelius:

Âne, mâne, Dienche;
Es kamen drei Kaninche,
Fragten nach dem Josef.
Josef ist der beste Mann;
Er hat die schönschde Kleider an.
Mutter tot — Vater tot,
Gebt dem Josef Zuckerbrot.
Zuckerbrot verlang' ich nit,
Hansel Dänel heiss' ich nit.

2. Wie welle nit lang Hukespukes mâken; du mots sin.
(Wülfrath, Kronenberg und Elberfeld.)

3. Is, mis, mûs;
On du bös ûs. (Wülfrath.)

4. Eine kleine Mi — Maus
Lief über's Rathaus;
Schîne — wipp, schîne - wapp —
On du bös ab. (Wülfrath.)

5. Ine mine Mitz
Gong en der Laden,
Waul för en Penning Zucker han.
För en Penning Zucker kritt man nit.
Ine mine Mitz
Dat ärgert sich.
Eins, zwei, drei
On du bös frei. (Wülfrath.)

6. Eine, zwei, drei — acht,
Die Kirsche kracht,
Das Haus fällt ein
Und du musst sein. (Wülfrath.)

7. Et sôt en Düffchen op dem Dach,
Dat hat sich baul kapott gelacht.
Zehn, zwanzig — hundert;
Und du musst sein. (Wülfrath.)

8. Ipp, tipp, tapp,
Und du bist ab. (Wülfrath.)

9. Kuckuk woer am Muhren schrappen,
Woss nicht, wie he et an saul packen.
Pack an;
On du bös dran. (Wülfrath.)

10. Abraham und Isaak
Schlugen sich mit Hackepack (Zwieback).
Abraham kaun besser schlaun,
Isaak moss laupen gon. (Wülfrath und Elberfeld.)

11. Ech deil ut.
We do nit met tefreden es,
De kritt wat öm die Schnût. (Wülfrath.)

12. Min Vâder leid (liess) ein old Karrenrat beschlonn;
Roəd ens, wievöll Näel to tau saulen gonn. (Wülfrath.)

13. Iəne, wiəne, wessla,
Titlatessla,
Titlatei,
Du biss frei. (Kronenberg.)

14. Henken, Penken, Schorstenken.
Tien môl honget es dûsend.
(Kronenberg.)

15. Âken, backen, Buanenstâken;
Piff, paff, aff;
Ongen kömmt de Paff:
Ongen kömmt de Mûs —
Du bös ûs. (Elberfeld.)

16. Aprikûsen schmûsen;
Konterbank;
En wat för Hank?
Em N. N. sing Hank! (Elberfeld.)
(Nur bei einem bestimmten Ballspiel angewandt.)

17. Eins, zwei, drei — sieben;
Wo bist du so lang geblieben?
In Stadt Hagen, in Stadt Hagen,
Wo die sieben Kaninchen waren.
Sieben Kaninchen backen Brot.
Schlagen alle Mäuse tot.
(Elberfeld.)

18. Eine alte Schwiegermutter
Mit dem krummen Fuss,
Sieben Jahr' im Himmel g'wesen
Muss sie wieder rus.
Ist das nicht ein dummes Weib,
Dass sie nicht im Himmel bleibt?
I — a — u — s = aus. (Elberfeld

19. Ên, twei, drei —
Dat Pucklen-Gretschen kockt den Brei. (Elberfeld.)

20. (Vergl. No. 12.)
Use aule Bestevader
Liət ens en aul Kârenradt beschlonn.
Rôt ens, wivöll Nägel dat dotu gonnt?
Seg du, wat du woss! (Elberfeld.)

Eine beliebige Zahl wird genannt und zwar von einem Kinde, dem ein anderes mit der Hand die Augen verschliesst, etwa 7. Dann zählt man die Umstehenden bis zum Siebenten ab und sagt hierauf:

Dô böstu van den allerersten êner drût.

Auch in Barmen und anderen Teilen des Bergischen ist der Reim bekannt. Ebenfalls in Westfalen (Woeste, Wörterbuch der Westfälischen Mundart. S. 28) und Oldenburg (Strackerjan, Aus dem Kinderleben, S. 53).

Nach Bindewald lautet derselbe im Vogelsberg folgendermassen:

Es wollt ein Schmied ein Pferd beschlagen.
Wieviel Nägel muss er haben?
Eins, zwei, drei;
Magd hol' Wein:
Knecht, schenk ein:
Herr, sauf aus —
Du bist aus.

Ähnlich bei Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Aufl., No. 788.

21. Sö vî ens wedden
Öm en Fûst voll Pedden?
Eck well se hacken;
Du söss se backen:
Eck well se mêten:
Du söss se frêten. (Elberfeld.)

22. Aenneken, Aenneken (auch Êne, dêne) Dintenfass,
Geh' zur Schul' und lerne was;
Wenn du was gelernet hast
Komm nach Haus und sag' mir was.
(oder: Steck die Feder in die Tasch'.)
Mein Vater ist ein Schreiner.
Schreinert mir ein Hölzchen,
Da pfeif' ich jeden Morgen drauf.
(oder: Schreinert mir ein Häuschen
Und darin ein Mäuschen). (Elberfeld.)

23. Bauer, bind' den Pudel an,
Dass er mich nicht beissen kann;
Beisst er mich, verklag' ich dich;
Hundert Thaler kost't es dich.

24. Eins, zwei, drei, vier,
Wein oder Bier?
Bier oder Wein?
Du musst sein! (Elberfeld.)

25. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs,
Kraut ist ein Gewächs:
Kraut ist ein gut' Gericht,
Liebes Kind, verschmäh' es nicht. (Elberfeld.)

26. Eins, zwei, drei — sieben,
Wo bist du so lang geblieben?
In Berlin, in Stettin,
Wo die schönen Mädchen blühn.
Mädchen, das sind Zuckerengel.
Knaben, das sind Gassenbengel;
Mädchen tragen Myrthenkränze;
Buben tragen Rattenschwänze;
Mädchen gehen früh nach Haus,
Buben bleiben lange aus. (Elberfeld).

(Eine Variante dazu bringt Norrenberg in seiner Geschichte der Herrlichkeit Grefrath.)

27. Eins, zwei, drei,
Und du bist frei. (Elberfeld.)

28. Eins, zwei, drei:
Meine Mutter die kocht Brei:
Meine Mutter die kocht Speck:
Ich oder du musst weg!

Die beiden ersten Verse lauten auch wohl:

Eins, zwei — sieben;
Meine Mutter die kocht Rüben. (Elberfeld.)

Im Vogelsberg lautet dieser Reim nach Bindewalds handschriftlichen Aufzeichnungen:

Eins, zwei, drei:
Meine Mutter die kocht Brei:
Mein Vater der heisst Sauerkraut:
Meine Schwester ist 'ne schöne Braut.

29. Eins, zwei — sieben.
Wo sind die Franzosen geblieb'n?
In Russland, in dem tiefen Schnee.
Da riefen alle: „O weh, o weh!“
(Elberfeld.)

30. Um was wollen wir wetten?
Um drei gold'ne Ketten:
Um ein Gläschen Wein.
Peter, du musst sein!
(Elberfeld.)

31. Op der Sê[a] ess grô[a]te Nôd,
Ess ĕn Feschken blêven dô[a]t;
On we nit met der Lîk well gonn,
De mot de Kost betâlen.

Ammer, wammer,
Rotterdammer.
Piff, paff, puff:
Schlag aff! (Elberfeld.)

32. Oewer ûse hôge Hûs
Flôg ene gelle Gôs (= Gans),
De say: Giga bôs:
Zehn, zwanzig — hundert;
Dô bösstu van den alleriaschten ênen drut. (Barmen.)

33. En, twei, dreï,
Rische rasche, reï;
Rische rasche,
Plûdertasche.
Ên, twei, dreï. (Barmen.)

Àken, bâken,
Bônenstâken.
Ri — ra — rutsch.
(Barmen. Vergl. No. 15).

35. Èn, twei, dreï, fîer, fôf, sess, sewen, acht:
Op die Jagd;
Sûre Kappes on Speck —
Du böss leck. (Barmen.)

36. Inne winne witsel,
Wë mag Britzel?
Wë mag Kauken?
Dë mot raupen.
Wë mag Breï?
Dë ess freï
Van de Börgemêsterî.
(Barmen.)

37. Ène mêne metze;
Wer mag Bretze?
Wer mag Kôken?
Der môt soeken.
A — B — bût:
Du böss drût:
Du schërst dich ût dem Kreïs herût.
(Leichlingen.)

38. Ich ging einmal in meines Grossvaters Garten
In dem Garten stand ein Baum.
An dem Baum da war ein Ast.
Auf dem Baum da war ein Nest.
In dem Nest da war ein Ei.
Auf dem Ei da war geschrieben:
Wer bis hundert zählt, der muss kriegen.
(Dann zählt man bis 100.)
(An verschiedenen Orten.)

39. Ich und du,
Müllers Kuh;
Müllers Esel
Der bist du. (An verschiedenen Orten.)

Einige Litteraturnachweise mit besonderer Berücksichtigung Rheinlands:
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn (Reclamsche Ausgabe). S. 827 ff.
Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I. 459. II. 556. 560.
Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Ausgabe, No. 737—814.
Woeste, Wörterbuch der Westfäl. Mundart. an verschiedenen Stellen.
Woeste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark, S. 9.
Kehrein, Volkstümliches aus Nassau, S. 115 ff.
Birlingers Alemannia, namentlich Band 14, S. 207 ff.

Zwei orientalische Episoden in Voltaires Zadig.

Von **Dr. Gaetano Amalfi.**

Es ist erwiesen, dass Voltaire in Nachahmung orientalischer Geschichten und voll Erinnerungen daran, diesen kleinen Roman verfasste.[1]) Ja, bis zu einem kleinen Grade, könnte derselbe für ein dem geläuterten modernen Geschmacke angepasstes Rifacimento (Wiederherstellung) gelten.

Hiervon unterrichtet uns Voltaire selbst in seinen Widmungsworten an die Sultanin Sheraa: „Ich bringe euch die Übersetzung eines Buches eines alten Weisen dar . . . Es wurde in altchaldäischer Sprache geschrieben, die weder ihr versteht noch ich. Man übertrug es ins Arabische, um den berühmten Sultan Ulungbeh zu unterhalten. Es war zu der Zeit, wo die Araber und die Perser Tausend und eine Nacht[2]), Tausend und

1) Oeuvres etc., Paris, Furne 1836, Band VIII, S. 329—57 „Zadig, ou le destinée, histoire orientale, 1747".

2) Les mille et une nuits. Contes arabes, trad. en français par Galland etc., herausg. v. A. Loiseleur-Deslongchamps, Paris, 1838. — Tausend und eine Nacht, zum erster Mal u. s. w. von Max Habicht u. s. w., Breslau, 1835.

einen Tag u. s. w. zu schreiben anfingen. Ulug hatte die Lektüre des Zadig lieber, aber die Sultaninnen bevorzugten Tausend und ..... Und er sprach zu ihnen die tadelnden Worte: „Wie könnt Ihr nur für Erzählungen, die ohne Zusammenhang und ohne Motiv sind, Vorliebe hegen?“ Sie entgegneten: „Gerade deswegen lieben wir sie!“ ....

Lässt man den Witz und den mehr oder weniger wahren .... oder erfundenen Ursprung bei Seite, so ist die orientalische Nachahmung offenkundig. Es würde genügen das 2. Cap. „Le nez“ anzuführen, eine Variante der „Matrone von Ephesus“[1]), die vielleicht aus der „Matrone von Soung“ in den Chinesischen Novellen[2]); und das 3. Cap. „Le chien et le cheval“[3]). Aber diese Darlegung ist nicht erforderlich. Kommen wir vielmehr zu unserer Aufgabe.

Im 13. Cap. „Le rendez-vous“ wird folgende kleine Geschichte erzählt:

Als Zadig sich auf der Reise nach Bassora befand, beschlossen die Priester der Gestirne ihn zu strafen, indem sie als Vorwand gebrauchten, er habe sich astronomischer Ketzerideen schuldig gemacht! Er hatte, welch Verbrechen! zu behaupten gewagt, dass die Gestirne nicht im Meere ausruhten! Sie hatten ihn zu langsamer Verbrennung — zum Vivicomburium, würde man in andern Zeiten gesagt haben — verurteilt. Der verzweifelte Setoc bemüht sich vergebens, den Freund zu retten. Die junge Witwe Almona, die sehr viel Gefallen am Leben gefunden hatte und die sich Zadig verbindlich fühlte, weil er sich über den Missbrauch des Scheiterhaufens aufgeklärt hatte, nimmt sich vor, ihn zu retten. Sie sagt niemandem ein Wort davon. Die Vollstreckung sollte am folgenden Tage stattfinden, und so gewann sie nur die Nacht für sich. Die wunderschöne Frau putzt sich in verführerischer Weise und stellt sich so dem Oberhaupte jener Priester vor. So lange macht sie und redet sie, bis der ehrwürdige Greis in seinen alten Gliedern das Prickeln der Liebe wieder erwachen fühlt. Sie verheisst sich ihm in ihrer Wohnung, und so erreicht sie die Unterzeichnung des Begnadigungsbriefes. Aber das reicht nicht hin! Es bedarf noch der Zustimmung dreier Ordensbrüder. Sie wiederholt die Scene auch mit diesen, und die Unterzeichnung ist vollständig. Mit allen giebt sie sich das Stelldichein auf dieselbe Stunde. Inzwischen lässt sie die Richter benachrichtigen, sich in einer wichtigen Angelegenheit zu ihr zu begeben. Sie zeigt ihnen die vier Unterschriften, indem sie ihnen angiebt, für welchen Preis jene Herren Zadigs Begnadigung verkauft hätten. Alle kommen zur festgesetzten Stunde an. Sie sind erstaunt, die Ordensbrüder und obendrein

1) Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltlitteratur, Berlin, Lehmann, 1866, S. 86—88.

2) Contes chinois, Paris 1827, Band I. Einleitung. — Loiseleur-Deslongchamps, Essai sur les fables indiennes, etc., Paris, Techner, 1838.

3) Prato, Zwei Episoden aus zwei tibetanischen Novellen in der orientalischen und occidentalen Überlieferung in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1894. Heft 4 und Sonderabdruck.

die Richter dort zu treffen, bevor ihre Schande bekannt geworden. Zadig ist gerettet. Setoc, der von Almonas Gewandheit entzückt ist, macht sie zu seiner Frau.

Für den ersten Teil der Erzählung kommt einem jeden der Name Galileis auf die Lippen, der gezwungen worden, die Bewegung der Erde zu widerrufen; und in der anmutigen Gestalt der Almona entdeckt man eine gewisse flüchtige Ähnlichkeit mit Judith, die sich zu Holofernes begiebt. Aber nicht hiermit will ich mich beschäftigen.

Gedachte Erzählung ist in Wirklichkeit orientalischen Ursprungs, und findet sich in dem Buche: Les Mille et un jours[1]), unter dem Titel „Geschichte der schönen Arouya". Und zwar handelt es sich in dieser um Folgendes:

Ein alter Kaufmann aus Damaskus, mit Namen Banu, der sehr reich ist und eine sehr schöne Frau hat, gerät in Not, und wendet sich vergeblich an seine Freunde, denen er früher so viel Gutes erwiesen hatte. Unter diesen hatte er dem Doctor Danischmende tausend Zechinen geliehen, und er schickt nun seine Frau aus, um sie zurück zu fordern. Er verweigert sie; aber er ist bereit zweitausend Zechinen herzugeben unter der Bedingung . . . dass sie sich in seine Wünsche ergebe. Sie sträubt sich hiergegen, und so entlässt er sie auf wenig höfliche Manier. Auf Banus Verlangen nimmt sie zum Cadi und zum Statthalter ihre Zuflucht, und alle zeigen sich bereit sie zufrieden zu stellen, vorausgesetzt dass . . . der Gefälligkeit die Erkenntlichkeit vorhergehe. Die schöne Aronya kommt trostlos nach Hause; zuletzt aber giebt ihr der Gatte volle Handelsfreiheit in der Absicht, seinen Zweck zu erreichen. Sie geht zu einem Korbmacher und versieht sich mit drei gut gefertigten Körben, deren jeder einen Menschen zu fassen vermag. Sie putzt und parfümiert sich verführerisch; dann begiebt sie sich wieder auf ihre via crucis. Sie zeigt sich reuig über ihren früheren Starrsinn und verspricht einem jeden in ihrem Hause für die folgende Nacht, so zwar, dass sie die Zeit vom einen zum anderen nur gering sein lässt, — Liebesumgang. Der erste, der kommt, ist der Doctor. Während er Konfitüren nascht und Liköre schlürft, wird endlich ein Geräusch vernehmbar: es ist der Cadi. Indem man vorschützt, es sei dies der Bruder der Frau, der aus Cairo gekommen, wird der Doctor in einem der erwähnten Körbe verborgen. Der Auftritt wiederholt sich im grossen und ganzen mit den beiden anderen: auch sie werden in die Körbe gesteckt. Am Morgen eilt sie zum Vezir und erzählt ihm den Vorfall — bis auf den letzten Teil und versichert, die Zeugen dafür in den Körben zu haben. Diese werden geöffnet — und nun spielen jene drei die köstliche Rolle, die man sich vorstellen kann. Der Vezier tadelt sie öffentlich heftig; er

1) Contes Persans, trad. en français par Petis de Lacroix etc. Paris, Desrez, 1850. S. 190—198. Es giebt auch eine italienische Übersetzung von G. C. Neapel, Grimaldi, 1856, S. 350—354, mit einigen operativen Eingriffen.

verurteilt den Doctor zur Zahlung von viertausend Zechinen, setzt den Cadi ab und vertraut den Statthalter einer hohen Persönlichkeit des Hofes an. Nachdem er darauf die Körbe hat entfernen lassen, fordert er die schöne Aronya auf, ihren Schleier hochzuheben, indem er sagt: Zeigt uns diese gefährlichen Züge, deren Anblick für jene drei Personen so verhängnisvoll geworden ist, dass sie sich dadurch haben betören lassen!

Zu den falschen Freunden, die den Wohlthäter in seiner Not verleugnen, kann man vergleichen, abgesehen von dem, was in meiner Schrift: Un fonte dei Cento Racconti di M. Somma, Neapel, Priore, 1892, S. 22 gesagt ist, das oben erwähnte Buch Mille et un jours, S. 117—8; La Fontaine, Le Trésor et les deux hommes (IX, Fab. 16), eine aus Ausonius, Epigr. 22—23 geschöpfte Erzählung, die er selbst aus der Griechischen Anthologie entnommen hatte; Rua, Di alcune novelle inserite nell' „Esopo" di Francesco del Tuppo, Torino 1889, S. 15, Fab. LXII u. s. w.

Die Geschichte im ganzen wurde unter die Inder durch persische Erzähler verbreitet. Ihr Typus findet sich in einer Erzählung der Sanskrit-Sammlung Urihat-Kathà, die etwa folgendermassen lautet:

Upakosà, eine ehrbare und tugendhafte Frau, zieht während der Abwesenheit ihres Gatten, des Brahmanen Vararutchi, die Blicke vieler Liebhaber[1]) auf sich, unter denen sich der Kaplan des Königs, der Befehlshaber der Leibwache und der Hofmeister des jungen Prinzen befinden. Diese belästigen sie dermassen mit ihren Bitten und Drohungen, dass sie sich endlich entschliesst, sie zu züchtigen. Sie bestellt die drei Buhlen auf denselben Abend, mit einer Stunde Abstand vom einen zum anderen, zu sich. In der Absicht, die Götter sich günstig zu stimmen, schickt sie zu einem Bankier, eine hinterlegte Summe einzuziehen, um sie als Almosen auszuteilen. Dieser, der gleichfalls in die Frau verliebt ist, antwortet, es nur unter der Bedingung thun zu wollen, dass sie darinwillige, ihn zu empfangen. Aus Furcht, das Geld zu verlieren, gewährt sie wie den anderen so auch ihm das Stelldichein, doch eine Stunde später. Zuerst kommt der Hofmeister des kleinen Prinzen an. Nach einem freundlichen Empfange schlägt sie ihm vor ein Bad zu nehmen; jener geht darauf ein. Sie führt ihn in ein dunkles Gemach, wo das Bad fix und fertig steht. Nachdem er sich entkleidet, legt sie auf den Platz seiner Kleider ein wohlriechendes, mit Russ bestreutes Betttuch. Er benutzt es zum Abtrocknen, als er aus dem Bade heraustritt, und wird schwarz, schwarz wie Ebenholz vom Scheitel bis zur Sohle. Zwischen diesen Vorbereitungen vergeht eine

1) Vgl. Penelope und die Freier in der Odyssee etc. Zu dem Argumente von den Possen, die die Damen ihren Liebhabern, um sie zu hintergehen, spielen, s. Boccaccio, Dec. VII, 2; IX, 1; passende Erläuterungen bei Landau, Quellen etc.; Straparola, Piac. Not. II, 2 u. 5; vgl. ferner die Studie von Rua, Intorno etc., Torino, Loescher, 1890, S. 50—51; 53—54; übrigens ist es ein bei den Novellisten verarbeitetes Thema.

Stunde. So wird es für den zweiten Buhlen Zeit zu erscheinen.' Die Mädchen geben zu verstehen, es sei ein Freund ihres Herrn, und so drängen sie den ersten in einen grossen Korb und sperren ihn dort ein. Auf die andern beiden Galane findet das gleiche Rezept Anwendung. Es ist nur noch der Bankier übrig. Als er angelangt, führt ihn Upakosâ in die Nähe der Körbe und lässt ihn schwören, dass er das anvertraute Geld zurückerstatten werde. Auch ihm macht sie das Anerbieten mit dem Bade. Er nimmt es an. In dem Augenblicke, wo er das Bad verlässt, beginnt er weiss zu werden, und ganz nackt setzen ihn die Dienerinnen vor die Thür . . . Er bringt sich in Sicherheit, indem er in seine Wohnung flüchtet, von allen Hunden des Stadtviertels verfolgt. Am nächsten Morgen geht sie in den Palast des Königs Nanda, um den Bankier anzuklagen, er wolle sich das Geld, das ihr gehöre, aneignen. Herbeigerufen bestreitet er die Hinterlegung. Sie antwortet: „Als mein Gatte abreiste, steckte er unsere Hausgötter in drei Körbe. Sie haben gehört, wie dieser das hinterlegte Geld anerkannte, und werden zu meinen Gunsten Zeugnis ablegen können. Die drei Körbe werden gebracht. Upakosâ befragt ihre Gefangenen, die aus Furcht, der Deckel möge abgenommen werden, sich beeilen, ihrem Wunsche gemäss zu antworten. Der Bankier wird gezwungen, seine Schuld anzuerkennen. Aber der König, der begierig ist, die Hausgötter zu sehen, lässt die Körbe öffnen und zieht aus ihnen, unter dem Gelächter der ganzen Versammlung . . . die drei armen Teufel hervor. Entrüstet jagt der König sie aus seinem Reiche.[1])

Es fehlt nicht an ferneren Rezensionen und Umarbeitungen dieser selben Erzählung. Vor allem ist anzuführen die „Geschichte der Dame von Cairo und ihrer vier Liebhaber" aus dem Nachtrage von Tausend und eine Nacht, den Jonathan Scott, Arabian Nights, Band VI, S. 380, in englischer Sprache veröffentlicht hat (in der französ. Übersetzung von Destains auf S. 285). Von ihr stammt auch die „Geschichte von Cohera" in der Béhar-danisch, Band III, S. 279 der englischen Übersetzung her. Sie bildet auch eine der Erzählungen des kleinen Romans von den Sieben Vezieren, mit dem Titel: „Die Frau des Kaufmannes und ihre Galane". Ein junges Mädchen hat ihren Liebhaber im Gefängnis und dringt der Reihe nach in den Polizeimeister, den Cadi, den Vezier und den Gouverneur der Stadt, ihn frei zu geben. Sie sind von ihrer Schönheit geblendet und machen ihr sämtlich Anerbietungen, — die sie nicht annimmt. Sie bestellt einen jeden von ihnen, und zwar immer auf eine andere Stunde zu sich. Als sie eintreffen, lässt sie sie unter einem Vorwande in einen eigens so angelegten Schrank mit Abteilungen einsperren. So rettet sie sich vor den Liebhabern. Der Mann bemerkt bei seiner Rückkehr diesen Schrank, aus dem Stimmen an sein Ohr dringen, und lässt ihn in den Palast des Sultans

1 Quarterly oriental magazine, Calcutta. März 1824, S. 71.

schaffen. Dort kriechen sie denn übel zugerichtet und mit Schande bedeckt aus ihrem Behälter heraus.[1]) Nur hat der Verfasser des Romans hier die moralische Seite der Erzählung etwas verändert, um sie seinem Zwecke anzupassen, nach welchem alle Erzählungen darauf gerichtet sind, die Verworfenheit der Frauen darzuthun[2]), als ob diese allein die Schuldigen wären und wir Männer nicht auch unsere Schuld hätten!

Ausserdem ist diese Erzählung eine von denjenigen, die frühzeitig nach Europa gedrungen sind. Zweifelsohne ist sie das Urbild des Fabliau, das den Titel führt: De la dame qui attrapa un prêtre, un prevôt et un forestir.[3]) Eine entfernte Übereinstimmung könnte man auch mit der Fabel Lafontaines: Le Remois, und anderen Erzählungen feststellen. Aber das wenige hierher Gesagte kann für meinen Zweck genügen.

Und nun gehen wir zur zweiten Episode des Zadig, Cap. XX „L'ermite" über, die gleichfalls orientalischen Ursprung hat.

Auf seiner Wanderung stösst Zadig auf einen durch sein greises Haar ehrwürdigen Einsiedler, der das Buch des Schicksals in der Hand hat. Aber unser Held bringt es, obwohl er in vielen Sprachen bewandert ist, nicht zur Entzifferung irgend eines Wortes. Der Alte weissagt ihm Unheil und erbietet sich, ihn zu begleiten, indem er versichert, die Unglücklichen manchmal getröstet zu haben. Zadig ist von ihm begeistert und fleht ihn an, ihn bis zu seiner Rückkehr nach Babylon nicht zu verlassen. Sie brechen auf und kommen am Abend zu einem prächtigen Schlosse. Man nimmt sie dort gastfreundlich auf, trägt ihnen ein auserlesenes Mahl auf und lädt sie ein, sich in einem goldenen, mit Smaragden und Rubinen gezierten Becken zu waschen. Am nächsten Morgen erhält jeder von ihnen vor dem Aufbruche eine Goldmünze. Unterwegs nimmt Zadig, während er sagt, der Hausherr scheine ihm ein hochherziger, wenn auch etwas stolzer Mann zu sein, wahr, dass der Eremit in geschickter Weise jenes kostbare Becken gestohlen habe und in einer Art Tasche bei sich trage. Er wagt kein

1) Loiseleur-Deslongchamps, Notice sur les contes turcs, trad. par Petis de la Croix, et sur le livre de Sendabad, in dem erwähnten Buche Les mille et un jours etc., S. 294. Vgl. Behrnauer, Die Vierzig Veziere etc., Leipzig 1851.

2) Quid aliud est mulier, nisi inimica amicitia, ineffugax poena, necessarium malum, naturalis tentatio? St. Joh. Chrysostomus, in Matth. 19. Ausser der Satire auf die Frauen von Simonides, und vielen anderen Schriften über den Gegenstand, s. Imbriani, Posilecheata di P. Sarnelli, Neap. Morano 1885, S. 5 u. 129, Anm. 10: Lu vivu mortu, etc., v. Antonio Damiani, Palermo 1816, in sizil. Dialekt, etc.

3) Fabliaux v. Legrand d'Aussy, Band IV, S. 246—55. Vgl. Bedier, Les fabliaux, etc., Paris, Bouillon, 1893.

Wort zu sagen, aber es befremdet ihn sehr. Gegen Mittag klopft der Eremit an die Thür eines Häuschens, das ein reicher Geizhals bewohnt, und begehrt für einige Stunden Gastfreundschaft. Ein alter Diener empfängt ihn barsch, führt ihn in den Stall, wo er ihnen verfaulte Oliven, verdorbenes Brot und umgeschlagenes Bier anbietet. Der Eremit speist munteren Sinnes, giebt dem Diener die beiden Goldmünzen, die sie am Morgen empfangen, und dankt ihm für seine Zuvorkommenheit. Dann lässt er sich zum Hausherrn hineinführen und schenkt diesem das goldene Becken. Zadig findet dieses Verfahren sonderbar: wie könnt ihr, sprach er, das kostbare Becken einem Herrn stehlen, der euch grossartig aufgenommen, und es einem Knicker schenken, der euch so schlecht behandelt hat? Der Alte erwidert: Mein Sohn, der Reiche, der aus Eitelkeit und um seine Schätze bewundern zu lassen Fremde beherbergt, wird weiser werden, der Geizhals wird Gastfreundschaft üben lernen: wundert euch über nichts, und folgt mir. Am Abend kamen sie zu einem anderen Häuschen, wo man weder etwas von Verschwendung noch von Geiz merkte. Der Eigentümer war ein von der Welt zurückgezogen lebender Philosoph, der in Frieden Weisheit und Tugend pflegte, und der sich inzwischen nicht langweilte. Er nimmt die Fremden mit einem Edelsinn auf, der nichts von Prahlsucht an sich hat. Er empfängt selber die beiden Reisenden, lässt sie in einem bequemen Raume ausruhen und lädt sie zu einem schmucken Mahle ein, während dessen er mit Umsicht über die letzten Aufstände in Babylon etc. spricht und den Satz aufstellt, dass die Dinge auf dieser Welt nicht vernunftgemäss vor sich gehen. Der Eremit widerlegt ihn mit der Behauptung, er kenne die Wege der Vorsehung nicht, und die Menschen thäten Unrecht über ein Ganzes zu urteilen, von dem sie nur ein kleines Teilchen begriffen. Mit einem Worte, er beherbergt sie auf die beste Weise. Beim Aufbruch sagt der Eremit, er wolle ihm ein Zeichen seiner Achtung und seiner Zuneigung zurücklassen, ergreift eine Fackel und steckt das Haus in Brand. Vergebens sucht Zadig es zu verhindern: die Flammen verschlingen alles. Der Eremit betrachtet die Feuersbrunst und findet Vergnügen an ihr, während der andere verdutzt dasteht. Man geht zu einer barmherzigen und tugendhaften Witwe, die einen lieblichen, vierzehnjährigen Neffen, ihre einzige Hoffnung, hat. Sie bemüht sich so gut wie möglich die Gäste zu ehren, und am anderen Morgen lässt sie sie sogar von dem Neffen begleiten. Aber wie sie auf die Brücke gekommen sind, packt der Eremit den Jüngling bei den Haaren und ertränkt ihn in dem Strome. Zadig entrüstet sich hierüber, doch der andere entgegnet: Ihr habt mir grössere Geduld versprochen. Wisset, dass der Hausherr unter den Trümmern des verbrannten Gebäudes einen gewaltigen Schatz gefunden hat; der junge Mann hier würde binnen einem Jahre seine Tante, und binnen zweien euch ermordet haben, etc. Unnötig hinzuzufügen, dass der Greis ein Engel ist, der darauf verschwindet.

Im Gegensatze zu dem, was auf den ersten Blick scheinen könnte, ist die Erzählung nicht neu; auch fehlt es nicht an abweichenden Darstellungen und Umarbeitungen.

Hervorragend ist eine Version, die in jener bekannten prächtigen Sammlung mittelalterlicher Novellen, den Gesta Romanorum, unter dem Titel[1]): De versutia diaboli et quomodo dei judicia sunt occulta, enthalten ist.

Ein Eremit befindet sich in seiner Hütte. In geringer Entfernung davon weilt ein Hirt, der seine Herde weidet. Eines Tages kommt plötzlich, während er schläft, ein Räuber heran, der sämtliche Schafe fortträgt. Er bringt es nicht dahin, sich vor seinem Herrn zu rechtfertigen, der ihn vom Zorne hingerissen tötet. Der Eremit, der über den Tod eines Unschuldigen empört ist, entsagt der Einsamkeit und beginnt durch die Welt zu schweifen. Es begleitete ihn ein Engel in menschlicher Gestalt. Sie kommen zu dem Hause eines Kriegers, der ein einziges angebetetes Söhnchen hat, und werden dort freundlich beherbergt. Während der Nacht erhebt sich der Engel und erwürgt dieses in seiner Wiege. Einem sie glänzend bei sich aufnehmenden Edelmanne, der einen goldenen, ihm sehr teuren Becher besitzt, entwendet diesen der Engel. Auf die Brücke eines Flusses gekommen, lassen sie sich von einem Bettler die Strasse, die nach der Stadt führt, zeigen und dann ertränkt ihn der Engel im Wasser. In der Stadt klopfen sie an die Thür eines reichen Mannes, der sie im Schweinestall ruhen lässt, und am anderen Morgen schenkt ihm der Engel den Becher. Der Eremit ist davon dermassen betroffen, dass er glaubt, es handele sich statt des Engels um den Teufel. Jener legt ihm dar, dass der Hirt wegen alter, ungesühnter Vergehen getötet worden: der Knabe, weil sein Vater seit seiner Geburt ein arger Geizhals und ein schlechter Christ geworden war. Der Becher wurde weggenommen, weil sein Herr, seitdem er ihn bekommen, dadurch, dass er viel daraus trank, ausschweifend geworden war, und der Bettler ertränkt, weil er, ein wie guter Christ er auch war, der Todsünde zu verfallen drohte. Er gab den Becher dem, der ihm den Schweinestall einräumte, um ihm zu beweisen, dass auf Erden nichts grundlos ist, und der dort nach seinem Tode in die Hölle fahren wird. Als der Eremit diese Dinge vernommen, fällt er dem Engel zu Füssen, bittet um Verzeihung und wird ein guter Christ.

Diese Erzählung könnte man betiteln „Der Eremit und der Engel", und füglich vereinigt sie sich zum Vergleiche mit einer anderen Novelle der gleichen Sammlung, die den Titel führt[2]): De justitia et equitate dissertissimi judicis Christi per occulta judicia.

Die ferner angedeuteten Seitenstücke[3]) sind Jac. de Vitriaco: Scala

1) Ausg. von Oesterley, Berlin 1872, II, S. 396—99, cap. 80.

2) Ibid. S. 178—80, cap. 127.

3) Ibid. S. 724—25, No. 80; 733, No. 127.

celi, 15; Promtuar. exemplor. de temp. 24. Doch ich will nicht verfehlen, einige andere mit unserer Erzählung zu vergleichende Stücke mitzuteilen, die von dem ausgezeichneten Herausgeber ebenfalls angegeben werden:

Vitae patrum, 5, 93; Alb. Patavius, evang. domin. passionis, 93; Pelbartus, aestiv. 32, H. (J. de Vitr.); Discipulus de temp. 109, K.; Specul. exemplor. 2, 210; Maj., S. 571; Wright, 7; Exemplos, 161, vgl. 34; Doctrinal de sap., bl. 8; Le Grand, 1779, 2, 1 (5, 211); Méon, 2, 216; Bluet d'Arberes, oeuvr. 1604, 105; Hist. littér. de la France, 23, S. 116; Geiler, arbore hum. 129 b; Pauli, 682; H. Sachs, 3, 1, 236, vgl. 1, 95; Schiebel, 2, 254; Zuschauer, 3, S. 332; Gellert, 1, S. 116; Grimm, Deutsche Mythol. XXXVII; Parnell, The hermit. 6; Swan 1, 376; H. More, Div. dialogues, 1669, I, S. 321—22; Howell, Lettres, 4, 7; Pt. Herbert, Conceptions, I, 1650; Warton, I, CLVIII; Koran, 18, 64; Hammer, Rosenöl, I, 162; Hurwitz, Hebrev tales 8; Weil, bibl. legend. d. muselm.; Dunlop-Liebrecht, Gesch. d. Prosadichtungen, Berlin 1851, S. 309; und schliesslich Tausend und ein Tag, 27—29, etc. Doch zu welchem Zwecke fortfahren?

Wie man sieht, ist der Ursprung orientalisch. Und noch in unseren Tagen lebt dieser Schwank bei dem Volke; mehr als einmal habe ich ihn in Abendunterhaltungen erzählen hören. Nur wird der Engel bisweilen durch den himmlischen Herrn in eigener Person ersetzt.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit eine Version von partieller Übereinstimmung, die Pitrè: San Petru e lu vacili d'argentu[1]) berichtet. Er selbst verweist in einer Anmerkung auf eine römische Variante mit einigen Verschiedenheiten (in Einzeldingen) im einzelnen, die von Busk, Folk-Lore of Rome, S. 117, No. 5 gegeben wird, und für den Schluss auf Gesù e S. Pietro, No. 27 seiner Novelle toscane.

Teilweise Übereinstimmungen zeigt auch Michele Somma, Cento Racconti No. 64 „Quello che sembra ingiusto agli occhi degli uomini, è giusto agli occhi del Signore" (s. meine Schrift: Un fonte etc., Neapel, Priore, 1892).

Mir kommt eine fast identische Version in Piano di Sorrento ins Gedächtnis. Aber nach meiner Meinung müssen wir bei dieser Erzählung zwei Stadien in Anschlag bringen: ein anfängliches, in dem sie vom Volke erzählt wurde und aus der mündlichen Überlieferung in die Bücher drang, und ein späteres — das gegenwärtige —, in dem sie aus den Büchern unter das Volk zurückgewandert ist. Sie gleicht dem, was der Volksglaube von den Flüssen sagte, nämlich dass sie, nachdem sie aus dem Meere heraustreten, zum Meere zurückkehren.[2])

1) Bibl. Fiabe e Leg., vol. unico, Palermo 1888, S. 168—69, No. 40.

2) Es bildet dies eine der vier Fragen, die von Turandot dem Calaf vorgelegt werden, s. Tausend und ein Tag, in der erw. ital. Übersetzung S. 187.

Zum Schlusse können wir sagen, dass Voltaire unter Hinzusetzung eines prickelnden und witzigen Tones diese alten Erzählungen umgearbeitet hat, deren er sich als einer Waffe voll komischer und karrikierender Kraft bediente. Ebenso hat Boccaccio gethan und viele andere echte Dichter, die, angewidert von dem Gedanken, nur das Alte wiederholen zu sollen, aus den alten Wurzeln die Keime des modernen Lebens haben spriessen lassen.

Neapel.

Die Weber-Zenze.

Eine Tiroler Dorffigur nach dem Leben.

Von **Marie Rehsener.**

(Mit Bildnis, Tafel I.)

Die Weber-Zenze (Creszenz Holzmann), der wir das Meiste unserer Sammlungen von Gossensass verdanken, ist am 9. März 1813 auf dem Ausser-Giggelberg geboren.[1]) Dort, wo ihr Elternhaus steht, glaubt man noch Spuren des höchsten Gletscherrandes aus der Eiszeit zu erkennen.

Von der heiligen Crescentia, nach der sie getauft, weiss sie nur, was einmal ein „Herr" in der ‚Predige' gehabt — man habe die Heilige für eine Hexe gehalten.

Der Zuname Weber kommt, wie hier meistens gebräuchlich, vom Hause[2]) und ist bekannt; nicht so der eigentliche Name Holzmann. Wir machten, als wir ihn bei unserem ersten Ausgange gebrauchten, eine alte Gossensasserin ganz welsch (verwirrt). Erst als wir die Lage unserer Wohnung beschrieben, rief die Frau lebhaft: „Ja, so! jetzt bin ich schon deutsch[3]) (jetzt verstehe ich). Sie wohnen bei der Weber-Zenze."

Uns, wie anderen Deutschen, fielen diese Bezeichnungen angenehm auf, und wir achteten ferner auf die Ausdrucksweise des Volkes.

Unsere treuherzige Erzählerin ist die letzte Stolle[4]) der Nocker Geschwister, „Naturen wie aus Eisen", nannte sie bezeichnend ein alter Arzt.

1 Über den Giggelberg führt ein steiler Weg von Schelleberg nach Brennerbad.

2 In dem ihrigen ist früher Weberei betrieben.

3) Hängt wohl mit der Lage Tirols zwischen Deutschland und Italien zusammen. Eben höre ich auch bedeutschen = jemandem etwas deutlich machen. Und spottweise „deutsch auf einer Seiten (halbverstanden)!"

4 Stollen heissen Geschwister, Äste Geschwisterkinder. Die Ausdrücke stammen aus der Knappenzeit. Stollen sind die Haupt- und Äste die Nebengänge im Bergwerk.

„Die hat wohl eine Antwort hergegeben", sagte ein Jugendbekannter von ihr, und zu ihr ein junger Mann: „Da hast Du wohl die Wahrheit derfragt, Zenze!" (Doch thut sie keine Frage, zu der sie nicht berechtigt wäre.)

Sie ist gleich „reasch" (heftig, gradaus; aber nicht bösartig), klagte eine junge Magd.

„Ich denke, so seid Ihr alle hier", erwiderte ich. Nein, es giebt auch milde Leute.

Die Zenze selbst aber sagte, als ich sie um Geduld mit dem Mädchen bat: „Das hab' ich allm (immer) so zu einem Brauch gehabt: eine jede Rede wägen und etwa schmeicheln[1]), das kann ich nicht. Wegen der steck ich die Gosche nicht in den Sack. Wenn sie das nicht derleidet, was ich gesagt habe, dann ist sie noch delikater (empfindlicher) als eine Kindsbetterin." Und als sie einem Manne etwas nicht recht gemacht, meinte sie: „Der wird einen Zorn kriegen! Wegen dem gehe ich nicht rechts und nicht links und nicht die Quer. Ich leugne nicht, was ich gesagt habe: ich habe nie gelogen, und bei der Wahrheit bleib ich." —

Am Herde schiebt sie den Deckel auf der plappernden (wallenden) Suppe etwas zurück; denn „einen Athem muss der Hafen haben, sonst wirft er die Platte (Deckel) überschi (über sich = aufwärts)." Bald hat sie die Suppe am Schwanz, die Erdäpfel sperren das Maul auf, und es wäre eine Beleidigung gegen die Pfanne, nicht wenigstens eine Kartoffel zu kosten. Ja, die Zenze hat allm (immer) Hamor (Humor): „Sieden ihre Erbsen gern (leicht, schnell)?" fragt sie scherzend, und dann das Wort „gern" im eigentlichen Sinne nehmend, fügt sie hinzu: „dann werden Sie lang Arbeit haben, dann sieden sie lang."

Eine Kaffeebohne fällt zur Erde und ist nicht zu finden. „Wegen der fallt der Himmel nicht öer (herab), und wenn er fallt, hupfen wir alle eini." Heute ist es wohl so schön, dass man in den Himmel steigen möchte. „Binden Sie sich die Loatern (Leitern) nur z'sammen, es sein genug da, aber es wird Sie wohl noch einer von oben auseilen (heraufziehen) müssen." —

Ihr Kunter (Kleinvieh) erbarmt sie: „Mich wundert, dass die Lasche (Hündin, Schimpfname für Mädchen) die Tiere nicht derbarmen; aber ein Galgviech hat nie eins derbarmt. Es giebt Menschen, die alles können und alles thun (auch hexen), weil sie mit niemand Erbarmen haben."

Sie spricht auch zu den Tieren, als wenn sie sie verständen. Mit einem Hausierer war dessen Hund ins Haus gekommen und schnupperte in den Ecken umher. „Du", rief die Alte, „in einem fremden Hause lauft man nicht überall umanand (ringsherum, hin und her), da hockt man still in einem Ort nieder!" Der Hund blieb stehen, sah zu ihr auf, wedelte und setzte sich. „Ich sehe, dass Du verstehst."

1) G'schmackige (die nach dem Geschmack der Menschen reden) ertappt man auch auf Lugen (Lügen).

„Schwarze Laster, mühselige Schwänz', seid Ihr schon wieder über der Milch!" rief sie den Katzen zu, und „Napoleon (das galt dem Kater) wie thut es, muss ich Dich einsperren!" Wissen Sie denn, wer Napoleon war? „Nein, es ist mir nur so eingefallen. Der Lotter geht so weit, bis er etwas kriegt." Die Katze knaute. „Mehr willst Du zu fressen? Ich kann Dir nicht helfen: z'wui (warum) hast Du eine Katze ögeben (abgegeben) und keinen Fåken" (der wird gemästet).

Als etwas Verkehrtes geschehen sollte, sagte sie: „Da lacheten recht (wohl) die Gänse! Gäbig, gäbig (verkehrt) hat der Ganter beim Kanner (einem Verwandten von ihr) gesagt, als man ihm statt der Gansin auf die Oare (Eier) zum Brüten gesetzt hatte. Er wird wohl verstanden haben, dass man den Unrechten derwuschen hat." Und als das Verkehrte wirklich geschehen war, rief sie: „Da wird man noch lachen, wenn man nur noch ein halbes Maul hat, und sellenes (selbes) auf einer Seiten sitzen."

Die Zenze kommt gewöhnlich Samstag Abend, um die Wochenrechnung zu berichtigen, zu uns ins holzgetäfelte Stübchen. Was wir schuldig sind, weiss sie nicht, sie vertraut, dass wir das Genommene richtig aufschreiben und zahlen; was sie aber mitunter von uns leiht, und seien es nur ein paar Kreuzer, das weiss sie genau.

Es ist für sie ein Augenblick der Ruhe: das Haus ist bestellt, das Nachtmahl verzehrt und die Heiligen sind gezahlt (es ist gebetet). Sie sitzt uns gegenüber auf der Bank am Ofen, und das Lämpchen steht ausgelöscht vor ihr.

An solchen Abenden erzählte sie manches aus dem Dorfe und der Gegend, Redensarten, Sprüche, die im Volke leben; manches, was an ihren Glauben sich schliesst. Standen wir zusammen am Herde, da flossen Bemerkungen über die Lebensweise und den Brauch in das Gespräch, und traten wir zu ihr auf den Söller oder auf das Feld, so waren es Beobachtungen in der Natur und was sich daran knüpft, die uns als merkwürdig auffielen.

Aus dem eigenen Leben erzählte sie im Laufe der Zeit: Unsre Leut (die Familie, die Vorfahren) sollen von Obernberg ummer (herüber) kemmen sein. Von dort ist auch der Engel über der Thür und das Hirschgeweih. Andere sind vom Ziller- und Pusterthal hergezogen. Ein Pusterer wurde gefragt, was er aus seiner Heimat mitgebracht habe. „O", antwortete er, „eine Kuh, zwei Goase und einen alten Vater."

Der Nenl (Grossvater), unserer Mutter Vater, wohnte nicht weit von uns; sein Haus ist später vom Donner niedergebrennt. Er hat vor langer Zeit, als hier noch die Charfreitagsspiele gegeben wurden — es wird wohl so gewesen sein wie noch im Bairischen — dabei unseren Herrgott gemacht. Da haben sie ihm mit einem Schindelmesser den Bart abgeschnitten — das hätte wehe gethan — erzählte er, und den Herrgott machte er

nicht wieder. Ich glaube nicht, dass einer allein alle Leiden auszustehen gehabt hat, es werden wohl mehrere dafür gewesen sein.

Der Nenl ist 80 Jahr alt geworden und hat alle seine Zähnde gehabt, und es hat ihm nie einer wehe gethan. Auch war er bis in sein Alter ganz gesund, da — er hatte das Kirchendach gedeckt und ging heim — hat ihm aber einer etwas in den Weg gelegt, damit er krank würde — einen mehrmals geknoteten Spaget (Bindfaden) — auf diesen ist er getreten und wurde krump. Nachdem er 28 Wochen gelegen und alle Medizin heimlich zum Fenster hinausgegossen hatte, wurde er wieder gesund. „Der Tuifel hat mich arg abgenagt", sagte er aber doch zum Kuraten, und als dieser ihn zu versehen da war (mit dem Abendmahl): „Sprecht e wenig läuterer, ich verstehe zu wenig."

Die Nandl (Grossmutter), meiner Mutter Mutter, ist aufgestanden, als sie mit ihrem neugeborenen Kind zur Taufe gegangen waren und hat für die Leute etwas gekocht. Und ihre Mutter haben sie auch allein gelassen, als sie zur Kirche gingen, und fanden sie tot, als sie hoamkamen.

Lang vor mein (mir) hat der Vater einen halblappeten (halbschwachsinnigen) Buabn mit einem Kalbl zum Markt geschickt, hat ihm aber noch nachgerufen: „Einem Ploderer giebst Du es nicht!" Der Bua meinte, er dürfe es keinem geben, der redte, und da er nur solche auf dem Markt fand, die redeten, trieb er das Kalb wieder hoam. Unterwegs fragte er einen Herrgott (Wegkreuz), ob er es haben möchte, und als der nicht redete, dachte er: das ist kein Ploderer, dem giebs, band das Kalbl am Kreuze fest, sagte, was er dafür wolle und ging, und — er soll, als er ums Geld kam, es wohl gefunden haben. —

Im Kriege 1809 sind die Franzosen — nein, jetzt besinn ich mich, es waren die Baiern - auch auf unseren Berg kemmen. Die Kinder (älteren Geschwister) waren schon aus dem Hause geflohen; eines trug einen Sack mit Brot, und der ging auf, und die Loaben (Laibe) rollten alle davon. Sie waren hinterher, das Brot einzufangen, und das hat sie aufgehalten. Die Baiern kamen über den Rain auer (herauf) und haben auergeschossen — sie waren schien (schön), haben geglitzet, und die Kinder freute das — sie blieben an der Hecke stehen und lachten, weil sie es nicht verstanden, dass sie getroffen werden konnten. Doch da kam schon einer von den Grossen und hat sie fortgebracht. Die Mutter war auch schon geflohen, aber noch einmal zurückgegangen, dem Vater etwas zu kochen, und da hat ein Soldat ihr mit dem Säbel in den Arm gehauen. Schleunig haben unsre Leut' vom lötzen (kleinsten) Bruder, der noch in der Fatsche (Windel) lag, das Zeug genommen und die Mutter verbunden. Nachher wollten die Soldaten die Häuser anschüren (anzünden), aber ein Knecht von uns ist zu ihnen gangen und hat gesagt, es wohnten nur Nothige (arme Häuter) drein — da haben sie es gelassen. Drei Mal ist auf dem Giggelberge geplündert worden. Wir haben alles im Walde

vergraben und nicht mehr verloren als ein Gollerle (weissen Halskragen). —

Wir hatten die Blattern, und es war ein Wächter aus Sterzing wegen der Erblichkeit (Ansteckung) da. Er musste 18 Kreuzer den Tag kriegen und eine gute Kost. Ein Wasser hat er uns Kranken wohl gereicht, wenn die Mutter zu der Arbeit aussnging. Drei Wochen blieb er bei uns und bei den Huiselers nebenan nur drei Tage — dort stellte er die schwarze Tafel auf — und doch waren bei uns nur zwei krank und bei den Huiselers fünf. Die Mutter sprach darüber. „Hättst Du", sagte er, „auch Butter und Oare (Eier) oehn(hinab)gebracht, wäre ich nicht so lange geblieben." Jene hatten ihn geschmirbt (durch Geschenke ihren Wünschen geneigt gemacht).

Ein Bruder ist an der schiechen (bösen) Krankheit gestorben, und von mir sagte der Docter zur Mutter: „Morgen habt ihr sie schon da auf dem Tische liegen!" Ich hörte das und musste immer darüber nachdenken, weshalb ich auf dem Tische liegen sollte; der Doctor aber hatte damit gemeint, den nächsten Tag würde ich tot sein.

Ins Nachbarhaus, zur Huiselern, ist der Knappen Thumme (Thomas) oft in Hoamgart kemmen. Wir haben gerne gelost (gehorcht), aber seine Kinder kamen ihn bald zum Essen holen. Dann sagte er zur Huislern: „Auehn (hinauf) geh ich zu Dir auf einer Loater (Leiter), wie ein Junger die Sprissel (Sprossen) in die Höhe klettert, und oehn (hinab) mit einem Stecken (wie ein Alter, der sich stützen muss)." —

Ehnder (früher) passierte mehr spassiges Zeug, und e Weile (eine Zeit lang) gingen auch mehr umanand (herum), die es erzählten. Da war der Holer-Simen (Simon). Weisst Du noch, Huis, wie er die Schnecken, die er sich selbst mitgebracht, lendig (lebendig) gekocht hat und sie sein ausser krochen. Wir haben ihn mit der Ofenschaufel geschlagen und aussngejagt. „Ihr Tuifelskinder, rief er, ihr schlagt zu grobe!" Wir waren allein, er hat sich, wenn er kam, alles gleich selbst im Hause zusammengeholt.

Der Peter und die Urschl kamen immer mitanand betteln, aber sie waren nicht Mann und Frau. Oft haben sie bei uns zunacht gelegen. „Urschl", sagte der Peter, „Du gehst auf den Ofen und ich liege auf der Ofenbank — sie ist lang und breit."

Ein anderer, der Thumme, ist am Lueg tot liegen geblieben, und man hat einen grossen Packen mit Geld bei ihm gefunden. Als man ihn aufmachte, um ihn in den Bach zu werfen, sollen Fuirglansterln (Funken) aufgeflogen sein. Es war zusammengebetteltes, nicht redlich verdientes Geld.

Jetzt, wenn ein Lotter (Bettler) kommt, giebt man ihm gleich den Kreuzer, und er geht. Der Vater hat wohl allm (allwege, immer) gefragt: „Wer bist Du, wo kommst Du her", jetzt fragt man nicht mehr. —

Wie mühsam war es früher, vom Berge in die Kirche und zur Schule zu kommen! Was war für Schnee! so fällt er nimmer.

Einmal an einem Königstage (Heil. Drei König) mussten, als die Mutter mit mir zur Kirche wollte, zwei Männer vor uns her Schnee schaufeln, und ein andermal wären wir Kinder vor Schnee gar nicht hoamkemmen, wenn nicht auch Branntweinträger des Wegs gegangen wären. Da nahmen die Buabn die Branntweinfässer auf den Rücken, und die Männer trugen uns Gitschen (Mädchen).

Die Mutter ist, mein ich, gar nicht in die Schule gangen; aber sie wusste immer, wenn eins falsch las, wie es heissen sollte, und eine Schwester von ihr ist nur sieben Tage in die Schule gangen und konnte doch lesen und schreiben. Jetzt lernen die Kinder alles anders als früher. Keinen Buchstaben sprechen sie mehr so aus wie wir; die alten Bücher sind verworfen und in den neuen steht gar drein, wie man beim Sprechen das Maul machen muss; beim N muss man es zukneifen.

Wenn wir zum goldenen Amt — d. h. in der Adventszeit zur Frühmesse — kirchengingen, bekamen wir ein Bündel ganz feingespaltenen speckigen (harzigen) Holzes mit, dass an mehreren Stellen mit einem Faden zusammengebunden war. Die Nanne musste diese Kentel (Zünder, Kienspäne) anstecken und sich und uns damit zünden, dass wir den Weg durch die Schlucht und den Wald nicht fehlten - es reichte gerade so lange —; doch einmal, ich weiss es noch ganz genau, hat sich die Nanne auch damit die Kappe angeschürt (angezündet), dass man das Fuir g'schmeckt (gerochen) hat, aber wir haben es bald derdruckt.

In dem Hause, in dem wir mit Schulegehen zukehrten, war ein Mann, der mit dabei gewesen, wie sie eine ‚gefährliche Schule, Leichen-Totenburg' gemacht haben. Das geschah, um sich unsichtbar zu machen und das Wild zu stellen. Ich weiss nichts Ebnes (Genaues). Zwölf Mann mussten in der Christnacht eine Leiche ausgraben — ich meine eine Kindsbetterin — und diese um die Kirche tragen. Auf der Leiche hockten die Geister und Teufel auf, und die mussten og'schlagen (abgeschlagen) werden. Die Menschen konnten ums Leben kemmen. Einer war immer verloren, aber man wusste nicht, welcher. Oft derwehrten sie sich nicht der Teufel; mussten alles liegen lassen und davon laufen.[1])

Sie meinen, in der Apotheke brauchen sie kein Menschenfleisch? O, woll. Ich weiss, wie sie einen tranchirt haben: ich habe das Herz selbst gesehen. Sie hatten es auf einen Teller gelegt und aufs Fenster gestellt zum Kuhlen (Abkühlen). „Fürs Zaubern verschaffte man sich junges Blut wegen der Unschuld. Die Macht, welche gesucht wurde, gab die Unschuld", hat ein Mann (Ehemann) gesagt.[2])

---

1) Zu diesem abergläubischen Brauch: Zingerle, Sitten, Bräuche Meinungen des Tiroler Volkes, No. 312, 880. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain, 45. Wlislocki, Volksglaube der Zigeuner, 141.

2) Es war vom Doppelfrauenmorde in Ambras die Rede.

An einem Allerheiligenabend liessen wir, wie der Brauch, Krapfen (ein Gebäck) für die armen Seelen auf dem Tische stehen. Wir hatten vorher Scherz gemacht und die Ranftlen (Ränder) von den Krapfen ögessen, weil die armen Seelen sie doch nicht derkäuen könnten. Nachher sein nachts Arme kemmen, haben die Fensterscheibe aus dem Blei genommen und die Krapfen durch, und auch einen teigigen Torten, den wir rundummer ogessen, haben sie mit fortgenommen und beim Tenniges, unserem Nachbarn, sich aufgewärmt.

Den Niklas hat uns ein Knecht vor Weihnachten gemacht. Er hatte ein Goasfell um, die Hörner obendran auf dem Kopfe und Stegeisen an den Füssen. Fangen wollte er mich und trat mir auf den Fuss, den Eisenstachel durch das Fleisch, dass ich nicht weiter konnte.

Ich war 13 Jahr alt, als die Mutter mit mir zum Kuraten ging, mich von der Schule losbitten. Der Kurat sagte: „Wenn Du nicht gern kommst, so kannst Du auch zu Hause genug lernen" und gab mich frei. Es war aber eben von ihm ein Bübl getauft, was vom Giggelberge her war: ich nahm es auf meine Arme und hab es den ganzen Weg heimgetragen.

Bald darauf starb der Vater, und der älteste Bruder bekam den Hof, wurde Schaffer (Besitzer, Herr). Zwei Jahr bin ich wohl noch auf dem Giggelberg umanandg'schachert (herumgestossen), und dann kam ich in den Schwarzen Adler nach Sterzing in Dienst.

War das ein Leben dort! Die vielen Fuhrleute, die zur bestimmten Zeit durchfuhren, wie jetzt die Buhne (Eisenbahn). Die verlangten alles fein, und wenn es nicht so war, hiess es gleich: „Man wird wohl auch noch anderwärts etwas zu essen finden!" Die herrischen (vornehmen) Reisewagen hatten Postpferde und alle Postknechte trugen hellrote Jacken.

In Sterzing hab ich auch viele wilde Tiere gesehen; aber ich wüsste nicht, dass ich davon g'scheiter geworden wär. Ich hatte das Essen hinzutragen für die Männer, die sie zeigten, und durfte einmal hinter den Fürhang lugen. Ich weiss nimmer, was ich alles gesehen habe, doch auch Kameltiere und Affen.

Die Affen, sagen sie, stammen von uns Menschen her. Haben Sie das nie gehört? Es hat einer Kinder „Affen" geheissen, und da sind sie als Affen davongelaufen. Von denselbigen stammen alle anderen ab.

Ein Tier hatten sie, so gross wie mein Arm — hinwärts hat man es streichen können, aber herwärts nicht, da hat es geschnitten —; sie haben es ins Wasser geworfen, und da ist es so dick geworden, wie das grösseste Fatschkind (Wickelkind). Krokodil haben sie es geheissen. Am besten, ich muss es rein sagen, hat mir eine Goas (Geis) gefallen, deren Beiner ganz wie hölzern waren, und die lange Haare gehabt hat. —

Die Kinder aus dem schwarzen Adler sind mir beständig nachgerennt: sie waren gut gezogen. Wir Ehhalten (Dienstboten) mussten in ihrem

Spielzimmer unsre Sachen flicken; aber sie durften nichts vertragen. Das thaten sie auch nicht. Es ist sogar oft geschehen, dass ich gerufen wurde und schleunig gehen musste, ehnder ich das Zeug zusammenlegen konnte und dass, wenn ich zurückkam, es zu thun, die Kinder mir schon entgegenkamen und riefen: „Zenz, Zenz, wir haben Dir alles sauber aufgeraumt!"

Ich schützte sie vor dem Niklaus und Klaubauf, die ein altes Weib ihnen vor Weihnachten machte, sie zu schrecken. Wozu die kleinen Kinder so ängstigen, das ist ja Dummheit!

An einem Kirchtage haben mich die Männerleut wollen sternvoll anfüllen, — machen, dass ich einen Rausch bekäme wie die Kindsin (Kindermädchen), die gespieen hat wie eine Katze —: aber ich hab mich durchgemacht (davon gemacht).

Im Adler war ein sonderbarer Spiegel (wohl ein Guckkasten). In ihm sah man ein junges Mädchen, wenn man ihn aber drehte einen Mönch, drehte man weiter ein Gerippe und zuletzt sah man den Tuifel. —

Von Sterzing kam ich nach Gossensass zum Karl-Wirt.

Sie hatten nur ein Kind, die Kattl. Die ging schon etliche Jahre zur Schule, und man hat nie gehört, dass ihr etwas gefehlt hätte. Da erkrankte sie. Sie sagten, sie hätte die Blattern, und die wären nicht ausserkemmen — nur drei hatte sie am Bein. Sie hat allm verlangt, die Krummer-Moidl sollte zu ihr ummer (herum) kemmen — eine andere Gitsche (Mädchen), mit der sie zur Schule ging — aber deren Leut' liessen das Kind auch ihr einziges — nicht ummen (hinum), weil sie sich so viel geforchten haben vor der Erblichkeit Ansteckung). Wenn die drei einzigen Kinder — die Karlwirt-, Krummer- und Schmiedgitsche sterben — dann mag unser Herr im Himmel nur aufpacken, hiess es.

Zuletzt bekam das Kind noch die Freisen (Krämpfe) und hat so geschrieen, dass man es bis auf die Strasse gehört hat. Unter den Fenstern standen Fremde, und da stand auch der Weber-Huisele — ein Webersknecht, der es mit der Kattl allm (immer) hatte; Sie wissen wohl, wie man es mit einem Kinde haben kann. Er hat mich gefragt, ob er wohl einikemmen dürfe zur Kattl. „Ja, Huisele", hab ich gesagt, „wenn Du willst, kimm nur eier (herein)." Als er kam, fragte ich die Kranke: „Kennst Du den Huisele?" Ja, gekannt hat sie ihn wohl und schleunig ihm die Hand gereckt!

Aber allm hat sie wieder nach der Krummer-Moidl verlangt, und in der Nacht, kurz ehe sie starb, ist die auch kemmen. Schleunig hat das Kind ihr die Hand gereckt; aber die hat die ihrige zurückgezogen — sie hat sich geforchten. „Die Hand geben, magst Du ihr wohl, Moidl", sagte ich, „deshalb stirbst Du nicht früher; sieh' nur, wie sie Dich anschaut!" und endlich, und endlich hat sie sie der Sterbenden gereckt. Nicht drei Vaterunser lang hat die Kattl stille gelegen. Am Kopfende stand die Seilersfrau und an der Seite ich, und einmal hat ihr Kopf auf der Seilerin

Hand gelegen und einmal auf der meinigen, und auf der meinigen ist sie gestorben. Dann haben sie es wohl eilig gehabt, die Tote zu begraben, weil es vor Ostern war, und sie haben gesagt, dass sie etliche Stunden früher gestorben wär, als es war; damit sie es sobald thun durften. —

Vor ebbis (etwa) vierzig Jahren kam ich nach Gasteig, eine Stunde von Sterzing, am Aufsteig zum Jaufen. Die alte Wirtin hatte den Spruch: Von geschehenen Dingen ist es gut allm im Besten zu reden. Zerbrachen wir etwas, mussten wir es schleunig in den Bach werfen. Wenn sie einen guten Sinn hatte, hat sie mir manches angezeigt. Sie sagte gleich zu mir und den anderen Ehhalten: „Dass sich keines untersteht, bei meinen Lebzeiten eines meiner Kinder" — und sie hatte grosse Söhne — „zu ihritzen" (ihr, im Dialekt ös[1]) statt du zu ihnen zu sagen). Das bäurische Gewand, was ich dort getragen, hab ich noch, auch die Pfoaten (Hemden), die ich zum Lohn erhalten. Ich trage sie nicht, sie sind für meine Godlen (Pathen), damit, wenn ich tot bin, sie etwas haben, an mich zu denken.

Von Gasteig führt der Weg ins Passeier und nach Marun (Meran). Früher sah man täglich lange Züge von bepackten Maultieren mit ihren Führern vorbeikommen und Kraxenträger (Männer, die in einem Holzgestell auf dem Rücken Waaren trugen). Wenn wir die Passeirer mit ihren nackigen Knieen den sticklen (steilen) Weg öer(herab)kommen sahen, haben wir allm gerufen: „Da kommen die Drei-G'sichter!"[2]) — Auch die Tochter des Sandwirth (Andreas Hofer) kam durch. Es war schon vorher gesagt, und wir passten alle auf, „aber war die dick!" so etwas glaubt man nicht; sie nahm ein Pferd und ritt weiter.

Einmal warf ein Fuhrmann gerade vor unserem Hause um, und ein Mensch kam unter die Räder. Sie riefen: „Bringt etwas für ihn!" und ich lief mit Essig — denen im Unverwoas (den Besinnungslosen) muss man ja Geist (spirituöses) anstreichen — der Mann erholte sich auch wieder, hat sogar etwas gegessen, wenn auch nicht viel. Nachher will der Fuhrmann weiterfahren den sticklen (steilen) Weg auchn, sieht aber einen Pfarrer und einen Schullehrer mitanand ihm entgegenkommen. Diese ruft er an: „Habt ihr etwa einen Tuifel auf dem Wege gesehen unter einer Staude ausserlugen (hervorsehen)? Bei mir geht heut alles z'unters-öbers (durcheinander)!" Und als sie gesagt, dass sie keinen gesehen hätten, trieb er die Rosse an und rief: „Dann mag ich weiter fahren."

Derselbige Fuhrmann fuhr einmal, als er um die Ecke bog, gegen den Widum (Pfarrhaus). „Dass es aber auch just am Widum sein muss", rief er zornig, wo ich nicht fluchen kann; anderwärts ging es schon."

1) Die alten Bauern, wenn sie fein reden wollen, nennen auch den Pfarrer ös: Schmeller, Die Mundarten Bayerns, §§ 718, 721.

2) Die zwei nackten Knie und das Gesicht.

Sider (seit) der Buhne (Bahn) ist alles anders. In Hall, hat der Huis erzählt, wär ein Halbzritter gewesen — einer, der nicht ganz gescheit und auch nicht ganz narrit war — der habe laut gerufen: „Es werden nicht viel Leute mehr über den Brenner gehen! Es wird ein Wagen kommen und viele drangehängt und Alle werden auhocken.“ Und der . . . hat gesagt: „Noch wisset ihr es nicht, wie es werden wird; aber ihr werdet es schon erfahren!“ Er selbst ist auf nichts kemmen (verarmt).

Die Apotheker menglen (vermissen) nicht das Geld, was jetzt sider der Buhne weniger ist, aber die Wirte und die Färber. Was waren da für Sachen zur Färbe: rot, blau, die ganze Stube voll! Die Geldmühle hat man die Färberei genannt, weil dort am meisten Geld verdient wurde. In Pflersch wurde der Loden gewalkt.

Ich bin nicht weit umanand kemmen.[1]) Mit der Luegerin (sie war narrit) bin ich zum blinden Herrgott nach Bardaun, rechts vom Brenner See, kirchfahrten gangen (gewallfahrtet). Unterwegs sagte sie: „Jetzt ist zu Hause lauter Unglück: die Schnapsflasche ist dersprungen, die Reifen von den Meltern (Eimern) springen ô (ab)“ und noch etwas hat sie gesagt, das hab ich aber vergessen. Und es war so, als wir zurückkamen. Der Tuifel wird es ihr wohl so fürgebracht haben. Einmal war sie im schwarzen Adler in Sterzing und wollte den anderen Morgen weiterfahren. Sie hat alles bereit gehabt, ist aber nachher doch nicht gefahren. Dann ist sie zu uns kemmen und hat erzählt: „Alles, was mein Bruder und ich Gutes gethan haben, dafür hab ich allein zu büssen, und wenn man von allem Holz auf der Erde kleine Kreuzlen machte, gäbe es nicht so viel ab, als ich Kreuz habe.“

Nach Steinach und auf Innsbruck aussn bin ich wohl kemmen und auch von dort nach Absam kirchfahrten gangen. Dort ging ich mit einer Innsbruckerin. Da kam uns ein ganz altes Weibis, ein kurzes, entgegen. Es hatte ein Körbl auf dem Rücken und einen Stecken in der Hand. Als die Frau, die mit mir war, die zu sehen bekam, rief sie reasch: „Na, Du Teufelsweibis, lebst Du â (auch) noch?“ Und reasch und lachend erwiderte die Alte: „Ich werde â nicht ehnder hin, bevor ich nicht muss.“ Es hat mich gefreudet, dass das alte Weibis so frisch geantwortet hat.

Von Gasteig kam ich hierher. Die Nanne war Witwe geworden und hatte den Hof ihres Mannes, des Webermeisters, gekauft. Sie war länger als ich, aber schaffen konnte sie nie recht; weil sie keine Kinder hatte, wollte sie, ich sollte da bleiben, und das that ich.

Sider (seit) sie tot ist, wirtschafte ich mit dem Huisum.[2])

---

1) Sie ist nicht einmal in Strassberg und Steckholz gewesen, eine halbe Stunde von hier. „Ich habe dort nichts zu thun gehabt“, sagte sie.

2 Dass Bruder und Schwester einen Hof bewirtschaften, findet man hier häufig.

Das Haus — eine alte Knappenhütte — hatte kugelitte Fensterscheiben (Butzenscheiben), die Nanne hat sie erst fortgeschafft.

Früher haben ja die mehrigsten Häuser in Gossensass den Knappen gehört, auch das Warbles-Kirchl[1]) und fast das ganze Pflerschthal. Sie haben in den Bergen gearbeitet und viel Erz gefunden, Silber und Blei. Ehnder sie eichn hineingangen sein in die Löcher, haben sie allm lange gebetet. Einer konnte hier noch das Gebet:

O, heilige Barbara, Du edle Braut,
Mein Seel und Leib sind Dir anvertraut, u. s. w.

Ihr Hochmut war gross: sie hatten selbst silberne Schuhnägel. Als es am ärgigsten mit ihnen war, hat ein Bauer, wenn er heiraten wollte, keine Dirn kriegt: sie gaben alle den Knappen den Vorzug. Einmal aber schunden sie einen Ochsen bei lebendigem Leibe und streuten Salz auf ihn. Der Ochse schaute zum Himmel auf und rêrte. Da hat man von den Bergen ein Klingen von Silber und Gold gehört, und das Bergwerk war verfallen.

„In Rom haben sie gesagt", unterbrach ich die Erzählerin, „die Knappen wären lutherisch gewesen."

„Lutterisch müssen sie wohl gewesen sein", rief unerwartet die mehr als achtzigjährige Moidl (eine ältere Schwester der Zenze[2]) von ihrem letzten Lager unter dem Herrgott: „sonst hätten sie das ja nicht gethan!" —

Als wir im Frühling 1889 von einem Winteraufenthalt in Innsbruck, wo wir die Aufregungen über den Tod des Kronprinzen Rudolf mit durchlebt hatten, nach Gossensass zurückkamen, fanden wir die Geschwister noch in gewohnter Weise thätig. Die Zenze fragte in der ersten Stunde: „Wissen Sie, wie es mit dem Kaiserssohn gewesen ist, der den Winter gestorben? Ich weiss es. Ein Handwerker — er war gut montirt — der von Wien kam und bei Silbergassers über Nacht lag, hat es ungesagt (angesagt, erzählt).

Der Kaiserssohn hat dem Kaiser drei Rosse hingeführt: ein blindes, ein mageres und ein fettes. Zuerst hat er das blinde hingeführt und gefragt: „Verstehst Du das, was das heisst?" — „Nein", sagte der Kaiser, „ich verstehe es nicht." — „Nicht? so will ich es Dir sagen. Das heisst, dass Du blind bist gegen Deine Monister (Minister)." Nachher hat er das magere Ross vorgeführt und gefragt: „Dieses verstehst Du doch?" — „Nein", hat wieder der Kaiser gesagt, „ich verstehe es nicht." — „Nicht! so will ich es Dir sagen. Das sind die Kleinbauern und armen Leut', die hungern, und um die Du Dich zu wenig kümmerst." Und endlich hat er das fette Ross vorgeführt und gesagt: „Aber das verstehst Du doch."

1 Die schöne, kleine Barbara-Kapelle ist 1515 von den Knappen erbaut und nach dem Verfall der Gruben 1786 geschlossen worden.

2 Als Witwe fand sie im Hause Aufnahme und Pflege, überstand im hohen Alter drei Lungenentzündungen und starb 81jährig.

– „Nein", sagte wieder der Kaiser, und der Kaisersohn sagte: „Das sind Deine guten Leut', die Du viel zu sehr mästest." Da haben die guten Leut', als sie gehört, was der Kaisersohn von ihnen gesagt hatte, diesen umgebracht und tot ins Bett gelegt." —

Ein Jahr darauf kehrten wir aus Deutschland wieder. Da konnte die Zenze ihre Arbeit nicht mehr allein leisten. Es war früher Morgen, sie melkte die Kühe, und auf der Schwelle neben ihr hockte der treue Huisum, um ihr den Melter (Milcheimer) zu tragen. Beiden stürzten die Thränen aus den Augen, als sie uns erblickten.

Waren Sie sehr allein den Winter? fragte ich. „O woll, manchmal hab ich gewünscht, wenn die (verstorbene) Moidl nur wenigstens einmal in die Thüre träte."

Doch bald scherzte sie wieder in alter Weise: „Sie waren bei den Schwaben (in Stuttgart)? Sein Sie sicher gewesen vor ihnen?" und erzählte lachend von einem alten Mittel gegen Schwaben und Wanzen. „Man fängt drei Schwaben und thut sie lebendig mit drei Vierlern (alte Kreuzer) in eine Büchse; diese trägt man auf den Freithof und stellt sie dort nieder. Wer sie aufhebt, der hat die Schwaben, ebenso die Wanzen, d. h. nicht nur die in der Büchse, sondern alle, die man im Hause hatte. Der M. hat es hier versucht, aber ich glaube, er ist kaum mehr loskommen von der Beichte; weil man damit andern etwas schlechtes zuwendet. Ich thäte es nicht."

Diesen Sommer (1894) verlor sie auch ihren bis zum letzten Augenblicke arbeitenden Bruder. Er wurde 84 Jahre alt.

„Ich dachte, wir gingen mitanand!" sagte die Vereinsamte mit bebenden Lippen.

Als sie nach der Beerdigung wieder in der grossen Stube den Rosenkranz betete und zwar mit einer alten Giggelbergerin, die ihr die nötigste Hilfe geleistet hatte, sagte diese: „Auch etwas für den Huis beten!" „Willst Du vorbeten, Liese?"

„Nein, vorbeten muss der Bauer[1])" (der Besitzer oder die Besitzerin des Hauses). —

„Was mach ich jetzt" — sprach die Zenze vor sich hin, das sonst so lebhafte braune Auge gesenkt, „das Land ernährt schon drei Leut', wenn man sich plagt, aber für alles Tagewerker anstellen, das tragt es nicht aus. Die Arbeit hat keinen Furwärtsgang. Ja, wenn ich arbeiten könnte, wär ich glückselig!

1) Einmal fragte ich einen jungen Burschen, der vor dem Hause seines verstorbenen Onkels mit dessen Schwester und seinem Bruder sass, ob er jetzt der Schaffer wäre. „Nein", antwortete dieser, „Schaffer ist er" und zeigte auf die Tante; „ich bin es erst, wenn ich mündig."

Verkauf ich den Nutzen vom Felde (was dieses Jahr darauf gewachsen ist? Gebe ich es zu Bestande (verpachte ich es)? Den Hof verkaufen könnte ich alle Tage. Aber soll ich mit anderen zusammenwohnen und andere über mir haben!

Kleinweis hat der H. ums Haus gefragt. Zuerst fragte er um etwas Land für Kohis, dann für Erdäpfel. Nachher meinte er, es wäre schade das Land, was für Roggen so gut wäre, von jenem zu trennen; nachher sprach er von der Tenne und dem Stall, die er auch noch für seinen ältesten Sohn zu einer Werkstatt brauchen könne und endlich vom Haus, was er für den jüngeren Sohn, der aber erst zu spielen (zum Soldaten zu losen) hätte — kaufen könnte, man müsste sich bei Zeiten vorsehen u. s. w.

Haben möchten die drei Äschte[1]) (erbende Geschwisterkinder) es ein jedes; aber dass sie so schnurgrad alles derzwingen, selle glaube ich nicht."

Schon längst kommt die Weber-Zenze ohne ‚Stecken' nicht mehr weiter; ihre grosse, schlanke Gestalt ist gebeugt, als müsste sie zusammenbrechen. Schwer wird es ihr, sich eine Dirn zu verschaffen, denn sie sagen hier: Jung und Alt geht nicht zusammen.

Zur Kirche kommt sie schon seit Jahren nicht mehr, aber sie betet während der Kirchzeit und liest in ihren grossgedruckten Gebetbüchern. Vor hohen Festtagen kommt der Geistliche mit ‚unserm Herrn' sie zu versehen, nachdem sie abends zuvor dem Teufel die Herbige aug'sagt (die Herberge gekündigt, gebeichtet hat).

So oft die Sonne scheint, sitzt sie vor der Thür und hütet die Hennen. Jetzt kehrt eine Nachbarin zu. Wie geht es Dir, Zenze?

„O, weiter gut", ist die Antwort.

Hat es sie aber die ganze Nacht ög'kehrt (umgedreht) und struppelantig gemacht, dann heisst es:

„Wie es geht? Das ist bald gesehen. Ja, wenn die Krumpe (Rheumatismus) nicht wär und ich gehen könnte wie andere!

Das Jörgele ging auch erst mit einem Stock, hat viel unnötig verdoktert, jetzt geht es mit zwei Krücken. Heute hab ich es gesehen und gesprochen. Für mein Schinkenweh, sagte es, hat mir nur der Bold (Leopold, ein beliebter Arzt) die Wahrheit gesagt: „Du, Dein Weh musst Du mit Deinen Schinken zu Grabe tragen!" Die Wahrheit muss ein jedes derleiden!

Ob ich noch einen Docter frage? Ich habe nicht das Herz. Die alte Krippe (das alte Gestell) ist nicht drum wert; anschüren sollte man sie.

Wenn man mal so weit ist, soll der liebe Gott ein Mittel machen; ich dermach keins!"

1 Im Bergwerk heissen Äste die Nebengänge, die in die Stollen münden.

Unter ihren Kleinodien hebt sie ein grösseres Goldstück auf, welches ihr der . . . . . der sie heiraten wollte, als Caparo (Harre, arrha, Drangeld[1])) gegeben hat. „Es war in Gasteig in der Kuchl und alle haben es gesehen", erzählte sie uns; „aber seine Verwandten haben ihm abgeredet — er blieb ledig. Als ich ihm nachher das Geld, wie es der Brauch, zurückgeben wollte, sagte er, ich solle es kalten (behalten). — Ich bin im Jungfrauenbund."

Auch ihr schönes Taufzeug — rot, weiss, grün mit Goldspitzen — zeigte sie uns, und als wir das lebhafteste Wohlgefallen über die feine und frische Färbung und noch besonders über das kleine Häubchen äusserten, in welchem sie, alle ihre Geschwister, Mutter und Grossmutter getauft worden, sagte sie: „Nehmen Sie es, und wenn Sie sterben, müssen Sie es jemand lassen, den Sie lieb haben."

Gossensass.

Einige Beispiele von Hexen- und Aberglauben aus der Gegend von Arnstadt und Ilmenau in Thüringen.

Von **M. Lehmann-Filhés.**

Ein durch viele Jahre fortgesetzter Sommeraufenthalt in Arnstadt gab mir Gelegenheit, dort und in den Dörfern der Umgegend, namentlich im Verkehr mit Pfarrersfamilien, Kantoren und Landleuten über den dort noch herrschenden Glauben an Hexenkünste und allerlei abergläubische Ansichten und Gebräuche einiges zu erfahren, was ich in Folgendem mitteilen möchte.

Zunächst mögen einige Beispiele des Hexenglaubens hier stehen.

Ludwig Schr. in Unterpörlitz bei Ilmenau, jetzt etwa 75 Jahre alt, hat in seiner Jugend Folgendes erlebt. Bei seinen Eltern daselbst wurde ein Stück Jungvieh krank; es war eine einjährige Kuh, die bekam entsetzlich viel Läuse und wurde immer elender. Der Tierarzt wurde geholt und sagte, das wären keine natürlichen Läuse, sondern Hexenläuse. Das Tier ging zu Grunde und wurde vergraben, nachdem man ihm die Zunge ausgeschnitten hatte; der Tierarzt sagte nämlich, die sollte man in den Schlot hängen, denn sobald sie verdorrte, würde auch die Zunge derjenigen Person verdorren, welche das Tier verhext habe. Und so geschah es auch. Eine arme Witwe, die immer ins Haus gekommen war, wo sie spann und

1) Italienisch caparra.

allerlei bekam, fing, während die Zunge im Schlote hing, plötzlich an zu lallen und konnte seitdem bis an ihr Lebensende nicht wieder ordentlich sprechen. Der alte Schrickel aber sagt an einer Stelle beim Dorfe allemal zu seinen Enkeln: „Da unten liegt unsere Kalbin."

In Unterpörlitz giebt es noch jetzt verschiedene Leute, die Läuse machen können. Eine junge Frau sass in der Kirche und hatte eine ganz neue Mütze auf. Da verspürte sie auf einmal ein heftiges Jucken am Kopfe, das von Läusen herrührte. Sie war überzeugt, dass ihre Schwiegermutter ihr dieselben angehext habe.

Ein Mann in Unterpörlitz, R., ist ein Hexerich. Alles Geld, das er anderen auszahlt, hext er wieder zu sich zurück; er ist dadurch schon ziemlich wohlhabend geworden und hat alle auf seinem Hause lastenden Schulden abzahlen können, obgleich er nur Holzhauer und Vater von vielen Kindern ist. — Ein in demselben Dorfe ansässiger Bauer, Günther Kr., hatte bei ihm Geld stehen; er bemerkte nun, dass die Geldstücke, die R. ihm als Zinsen brachte, nachher unter seinem übrigen Gelde nie wieder zu finden waren. Da gab ihm jemand den Rat, er sollte sogleich, wenn R. ihm die Zinsen abgeliefert hätte, das Geld in ein Glas thun und dieses fest zubinden, dann würde das Geld wohl im Glase unruhig werden. Kr. machte es so, und richtig, als R. eine Weile fort war, so dass er etwa mitten im Dorfe angelangt sein konnte, begannen die Geldstücke in dem Glase zu hüpfen und in die Höhe zu springen, als wollten sie mit Gewalt hinaus, bis sie sich nach einer halben Stunde beruhigten. Von nun an verfuhr Kr. immer auf diese Weise mit dem ihm von R. gezahlten Gelde und büsste es nie wieder ein. — Auch der Schenkwirt hat bemerkt, dass R. sein Geld wieder zu sich hext, denn in der Schenke lässt R. sich stets aus einem Thaler herausgeben, doch ist der Thaler hernach niemals vorhanden.

Ein anderer Mann im Dorfe, St., bat R. einmal, ihn seine Künste zu lehren. Da bestellte ihn dieser auf zwölf Uhr nachts nach der oberhalb des Dorfes bei einem Teiche belegenen Kräkelswiese. Als St. sich zur festgesetzten Zeit daselbst einfand, erschien auch R.; gross war aber St.'s Entsetzen, als jener, nachdem er einen Spruch hergesagt, plötzlich ganz von Flammen umgeben war. Voll Todesangst lief er davon und sagte später, nie in seinem Leben würde ihn wieder danach verlangen, das Hexen zu erlernen.

Dass R. mit dem Teufel im Bunde ist, wissen die Dorfbewohner ganz bestimmt, denn wenn sie nachts sein Haus beobachten, sehen sie um zwölf Uhr allemal eine Menge Funken oder feurige Strahlen in den Schlot hinein fahren; das ist der Böse, der da zu ihm kommt. Wenn bei ihm im Hause die „Gesellschaft" ist (nämlich die jungen Mädchen und Bursche, die jeden Abend in irgend einem Hause zusammen kommen), so hören sie um Mitternacht, wie es draussen an der Thür einen Bums thut, und dann

kann R. nicht in der Stube bleiben, sondern muss hinaus, weil der Teufel kommt, ihn zu besuchen.

R. ist ein kleines, schmächtiges Männchen und sehr furchtsam. Wenn im Walde die anderen Holzhauer, mit denen er auf Arbeit geht, zu schnell gehen und er zurück bleibt, graust er sich so, dass er ganz jämmerlich schreit: „Nehmt mich doch mit! nehmt mich doch mit!“ Dann müssen sie ihn in die Mitte nehmen.

Vor wenigen Jahren ging in dem Dörfchen Espenfeld (eine Stunde von Arnstadt) die „Speckdoctern“ aus und ein. Etwa die Hälfte der rund 200 Seelen zählenden Einwohnerschaft Espenfelds steht im Verdachte der Hexerei, und die andere Hälfte glaubt daran, wodurch viel Zank und Feindschaft entsteht. Die „Speckdoctern“, eine in dem unfern gelegenen Dosdorf wohnhafte Frau, gab den Espenfeldern Schutz- und Heilmittel gegen Hexerei, zu welchem Zwecke sie allwöchentlich nach Espenfeld wanderte. Wenn sie auf die Höhe kam, wo man des Dorfes zuerst ansichtig wird, schwenkte sie ein Bündel Kräuter nach jedem der Häuser, in denen sie verkehrte. Den Kindern gab sie irgend etwas — ich weiss nicht was — das diese unter der Kleidung um den Hals tragen mussten; dies entdeckten die anderen, d. h. die Kinder der aufgeklärten Leute; sie verhöhnten nun ihre Gespielen, und es kam zu so heftiger Erbitterung, dass der Schullehrer Frieden stiften musste, indem er alle Spöttereien untersagte. — Ihren Namen hatte die Speckdoctern davon, dass sie ihr Honorar in Speck und Würsten ausgezahlt bekam; es fiel oft so reichlich aus, dass sie noch eine Person zum Tragen mitnehmen musste; darum riefen die Dorfkinder, sobald sie sich blicken liess: „De Speckdoctern kömmt!“ Eines Tages machte sie ihren Hokuspokus bei einem erkrankten Schweine und versicherte beim Verlassen des Stalles, das Schwein werde gesund werden; sie war jedoch noch nicht zum Dorfe hinaus, da verendete es. Seitdem ging es mit ihrem Ruhme bergab und jetzt kommt sie nicht mehr nach Espenfeld.

Eine Frau in Espenfeld hatte von ihren Manne Geld bekommen, um auf dem Arnstädter Wochenmarkt ein Schweinchen zu kaufen. Dies hat sie, wie sie sagte, gethan, aber als sie heimkehrte, war das Schwein aus ihrem Tragkorbe verschwunden. Auf dem Heimwege hat sich ein Mann zu ihr gesellt, mit dem sie ein Weilchen am Chausseerande gesessen hat; dieser soll das Schwein aus ihrem Korbe gehext haben. Der Mann, Christoph Elias S., gleichfalls in Espenfeld ansässig, steht ebenso wie seine älteste Tochter im Verdachte der Hexerei; seine zweite Tochter hat lange bei uns gedient, und ich kenne die ganze Familie als sehr rechtschaffene und kluge Menschen, die selber nicht an Hexenkünste glauben.

Eine arme Frau in Arnstadt kam eine Zeit lang oft in unser Haus; sie schlich dann immer, ohne zu klingeln, die Treppe hinauf und in die Korridore und stand, wenn man aus dem Zimmer trat, unversehens vor einem; als Vorwand bot sie dann z. B. Mottenkraut (Melilotus) und Scheuer-

kraut (Equisetum) an, hatte jedoch nie welches bei sich, wenn man es kaufen wollte. Da sie als sehr diebisch bekannt ist und gern Dinge, die sie erwischen kann, unter ihrem grossen Thüringer Mantel mitnimmt, war sie dieses Einschleichens wegen schon oft bei uns zurecht gewiesen worden. Eines Tages kam ich mit einer Freundin aus der Stadt, da trat uns draussen von unserem Hause her die Sp. entgegen. Als sie an uns vorüber und etwa 20 Schritte hinter uns war, sahen wir uns zufällig um. Da stand sie auf der Chaussee uns zugewendet, bewegte die Hand, als schriebe sie Figuren in die Luft, und sprach dabei etwas vor sich hin, was wir der Entfernung wegen nicht verstehen konnten. Zu Hause erfuhren wir, dass sie dagewesen und wieder bis an die Zimmerthüren geschlichen war, weshalb meine Mutter sie sehr nachdrücklich zur Rede gestellt hatte. Dafür hatte sie uns etwas anthun wollen, denn dass sie selbst an ihren Zauber glaubte, nehme ich deshalb an, weil sie ihn hinter unserem Rücken ausübte.

In Dannheim, eine Stunde von Arnstadt, wurde vor einigen Jahren ein Junge krank. Als es schlimm wurde, liessen die Eltern den alten Sanitätsrat N. aus Arnstadt kommen, der den Jungen untersuchte und dann, ohne sich etwas dabei zu denken, kopfschüttelnd sagte: „Ich weiss nicht, was der Junge hat; es ist gerade, als wäre er behext." Das nahmen die Leute für Ernst und gingen zu einem berühmten Hexenmeister in Rudisleben, ein paar Stunden von Dannheim. Derselbe verordnete allerlei Verhaltungsmassregeln: u. a. durfte kein Glied der Familie „ja" oder „nein" sagen oder etwas verborgen; selbst die Pfarrerin konnte nichts dagegen ausrichten, sondern musste — was sonst nicht üblich war — alles ihr Gelieferte, z. B. Milch, sofort bezahlen. Die Hexe sollte die Schmiedsfrau sein, die täglich an dem Hause vorbei gegangen war; sie verstärkte den Verdacht dadurch, dass sie gerade jetzt kam, um sich von den Eltern des Jungen Thee zu borgen. Die Sache wurde so ernsthaft, dass es zu einer Beleidigungsklage vor Gericht und in gewissem Sinne zu einem Hexenprozesse kam. Der Junge wurde übrigens wieder gesund.

Die Frau des Kantors H. in Dannheim war vorigen Sommer lange krank und konsultierte ohne Wissen ihres Mannes eine alte Frau, die ihr unter anderem streng verbot, etwas zu verborgen oder zu erlauben, dass ihr Mann dies thue. Nun kam aber gerade der Tischler zu ihm, klagte, dass es ihm zur Ausführung eines dringenden Auftrages an einem passenden Brett fehle und sagte, der Kantor habe ein solches, das möge er ihm doch geben. Der Kantor liess sich endlich erbitten und gab dem Tischler das Brett. Seine Frau hörte zum Unglück etwas davon, entlockte ihrem Manne die Wahrheit und geriet darüber in solche Aufregung, dass er hingehen und sich das Brett bezahlen (oder wiedergeben?) lassen musste.

Der Festtagsaberglaube sei durch folgende Beispiele hier vertreten.

In der Christnacht werden um elf Uhr zwölf Häufchen klar geschnittene Zwiebeln rundum auf den Tisch gelegt und erhalten die Namen der zwölf Monate. Alle Viertelstunden (soll wohl heissen: nach einer Stunde) sieht man nach, welche von ihnen trocken geworden sind und erfährt dadurch, welche Monate des nächsten Jahres trocken und welche nass sein werden.

Ebenso werden in der Christnacht um elf Uhr vier Tassenköpfe voll Roggen abgemessen und auf den Tisch geschüttet. Um zwölf Uhr werden sie wieder gemessen, ob ihrer mehr oder weniger geworden sind; danach wird der Getreidepreis in den nächsten vier Vierteljahren vorhergesagt.

In der Neujahrsnacht um zwölf Uhr stellt man sich auf den Friedhof, an einen Kreuzweg oder auf die grüne Saat; dann ziehen die an einem vorüber, die im nächsten Jahre in der Gemeinde sterben werden.

In der Neujahrsnacht horcht die Jungfer in die Wasserblase im Ofen; dann hört sie das Gewerbe ihres Zukünftigen, das Hobeln des Tischlers, das Hämmern des Schmieds u. s. w.

Ein Brauch, der in der Andreasnacht geübt wird, ist aus folgendem Vorfall zu ersehen. Beim Kantor H. in Dannheim war ein Verwandter zum Besuch. Am Abend legte er einen preussischen Thaler auf die Schwelle, drehte sich mit dem rechten blossen Fusse dreimal von der Linken zur Rechten darauf um und sagte dabei einen Vers, dessen der Kantor sich nicht entsinnt. Alsdann legte er sich in die Hölle und schlief. Um zwölf Uhr nachts springt er mit einem Schrei auf und stürzt barfuss zur Thür hinaus und nach Hause. Nach langer Zeit erst hat er erzählt, er habe seine Liebste gesehen, die ihn an der rechten grossen Zehe gepackt und mit sich fort gezogen habe. Diese hat er geheiratet.

Die beiden letzten Stücke gehören auch unter die Ehestandsorakel: als solchen seien ihnen noch die folgenden angereiht.

Bauernhochzeiten werden nur bei zunehmendem Monde gefeiert, sonst geht es mit dem Vermögen zurück.

Zu Hochzeiten wird der sogenannte „dicke Kuchen" gebacken; es ist ein gewöhnlicher gemangelter Kuchen; je höher er aufgeht, desto glücklicher wird die Ehe. (Gerät er nicht nach Wunsch, so bäckt man indessen rasch einen anderen, wohl gar einen dritten, bis er hoch genug aufgeht.)

Vom Totenaberglauben konnte ich ausser einem oben bereits mitgeteilten Zuge (aus der Neujahrsnacht) folgende Beispiele erfahren.

Der Totengräber verwahrt Spaten und Hacke in einem Winkel seines Hauses, der sich manchmal in seiner eigenen Schlafkammer befindet und die Grabes- oder Todesecke heisst. In dieser Ecke stehen Spaten und Hacke ganz allein, nichts anderes dabei. Wenn nun im Dorfe ein Todesfall bevorsteht, klingen sie nachts aneinander.

Wenn der Totengräber vor einem Begräbnisse die Bahre von der Glockenhauskammer nach dem Leichenhause trägt und es begegnet ihm dabei eine männliche Person, so stirbt im Dorfe demnächst ein Mann.

während die Begegnung mit einer weiblichen Person den Tod einer solchen bedeutet. Dieser Todesfall wird sich in der Familie dessen ereignen, der dabei zufällig zunächst hinter der Bahre einhergeht.

Die Schwiegermutter des Kantors H., Frau Pfarrer G. in Möhrenbach, hat den Tod ihres Mannes (1851) vorher gewusst, weil sie im Garten unter ihren Bohnenpflanzen eine ganz weisse gehabt hat. Auch weisse Kohlstauden und dergleichen haben dieselbe Bedeutung. Der Kantor glaubt, dass dieser Aberglaube von den Wenden stamme, auf die verschiedene Ortsnamen jener Gegend hinweisen.

Der Schwiegervater des Kantors studierte in Jena und verlobte sich mit einem Mädchen dort in der Nähe. Darauf wurde er Pfarrer in Möhrenbach (auf dem Thüringer Walde), konnte aber wegen seines geringen Gehaltes noch nicht heiraten. Da erfuhr er, seine Braut sei erkrankt und grämte sich sehr, dass er nicht zu ihr konnte. In dieser Zeit geht er einmal spazieren nach Gehren zu; plötzlich hört er seinen Namen rufen und das Rauschen eines seidenen Kleides vor sich, ohne etwas zu sehen. In derselben Stunde ist seine Braut gestorben.

Nun zum Schlusse noch ein paar kleine Züge verschiedenen Charakters.

Wenn eine Kuh gekalbt hat, wird die erste Milch ausgemolken und, mit Ei gebacken, kleinen Kindern zu essen gegeben; davon werden sie in ihrem Geiste sehr verständig.

Auf einem Arnstädter Gehöft wurde mein Bruder von einem Hunde gebissen; sogleich schickte die Besitzerin ein Büschel Haare, die sie demselben Hunde abgeschnitten hatte, damit sie auf die Bisswunde gelegt würden, wovon diese schnell heilen sollte.

„An änn Fuchse is kei gut Haar", sagte eine bei uns dienende Thüringerin beim Anblicke eines rotscheckigen Schweinchens, das ihre Mutter auf dem Arnstädter Markt gekauft hatte.

Kleine Mitteilungen.

Zur Volkskunde Islands.

In No. 31—34 der Zeitschrift „Þjóðviljin ungi" giebt der verdienstvolle isländische Geograph Þorvaldur Thoroddsen einige vorläufige Mitteilungen über eine Zaubergeschichte, welche im 17. Jahrh. auf Island spielte, und über welche der noch ungedruckte Teil seiner Geschichte der Erdkunde Islands (Landfræðissaga Íslands) Bericht geben wird. Um einen Hexenprozess handelt es sich dabei, der mehrere Unglückliche auf den Scheiterhaufen führte: interessant ist aber dabei die eigentümliche Mischung einheimischen und fremden Aberglaubens, welche der Prozess zeigt. Die Zurückführung der Zauberei auf die Hilfe des Teufels

und die Strafe des Feuertodes ist offenbar aus der Fremde herübergenommen, doch wohl zunächst aus Deutschland, durch Vermittelung des dänischen und norwegischen Gesetzbuches des Königs Christians V.; aber von einem eigentlichen Teufelsbunde, einer Buhlschaft mit dem Teufel, einem Hexensabbath u. dergl. ist in dem Berichte nicht die Rede und ebenso wenig vom Wettermachen, während die Heimsuchungen der Verhexten durch höllische Geister wesentlich den Charakter von „sendingar", d. h. Zuschickungen tragen, wie sie den nationalen isländischen „galdrasagnir" geläufig sind. Ich behalte mir bevor, beim Erscheinen der Fortsetzung des angeführten Werkes auf den Gegenstand zurückzukommen, da dieses jedenfalls noch weitere Mitteilungen über das Zaubertreiben auf Island im 17. Jahrh. bringen wird; dagegen möchte ich noch eine kurze Notiz besprechen, welche No. 33 der genannten Zeitschrift in einem Nekrologe enthält, den sie über einen am 12. Juli letzten Jahres zu Skálavík im Mjóafjörður der Ísafjarðarsýsla verstorbenen Gemeindevorsteher (hreppstjóri) namens Gunnarr Halldórsson bringt. Es heisst hier: „Während die Mutter Gunnars mit ihm schwanger war, träumte sie eine Nacht nach der anderen von Gunnar von Hlíðarendi, dass er, wie man es nennt, um des Namens willen komme (að hann vitjaði nafns, sem kallað er), und als ihr dann ein Sohn geboren wurde, wollte sie diesen nach ihm nennen lassen; der Vater Gunnars war aber dem entgegen, bis er einmal des Nachts träumte, dass Gunnarr von Hlíðarendi sehr zornig zu ihm komme, mit gezücktem Speer, und dass er ihn durchbohren wolle; daraufhin hörte der alte Mann auf, sich gegen den Namen zu widersetzen."

Wir wissen, dass es in der alten Zeit als ein Glück betrachtet wurde, wenn jemand nach einem Verstorbenen benannt wurde. So lässt sich nach der Vatnsdæla, Cap. 3, Jökull Ingimundarson von Þorsteinn Ketilsson, der ihn tötlich verwundet hat, als Lohn für das ihm geschenkte Leben versprechen, dass er, wenn er einst einen Sohn gewinnen werde, diesen nach ihm benennen werde; „denn", sagt er, „davon erwarte ich mir Vorteil." Dieselbe Forderung erhebt später, Cap. 6, der alte Ingimundr demselben Þorsteinn gegenüber, und seinem Wunsche wird entsprochen, wogegen dann Ingimundr Þorsteinsson einem seiner Söhne den Namen Jökull giebt. So schenkt ferner nach der Finnboga s. hins ramma, Cap. 9 der sterbende Finnbogi Bárðarson dem Urðarköttr zum Dank für ihm geleistete Hilfe seinen Namen, in der Hoffnung, dass er selbst Ehre davon haben werde, wenn ein so tüchtiger Mann seinen Namen trage; ebenso wünscht ferner, Cap. 36, der sterbende Ásbjörn dettiáss, dass Finnbogi einen Sohn seinen Namen tragen lasse, weil er davon Glück erhoffe. Nach der Svarfdæla, Cap. 5 richtet der totwunde Þórólfr eine ähnliche Bitte an seinen Bruder Þorsteinn, und ähnlich bittet, Cap. 26, Karl, seinen Tod ahnend, seine Frau, den Sohn, mit dem sie schwanger geht, nach ihm benennen zu lassen, beide Male mit derselben Begründung. Aber auch das kommt bereits in älteren Quellen vor, dass ein Verstorbener durch eine Traumerscheinung seinen Wunsch zu erkennen giebt, ein bestimmtes Kind nach seinem Namen genannt zu sehen, wie etwa K. Ólafr Geirstaðaálfr nach der Flbk., II, S. 8—9 diesen Wunsch bezüglich des heiligen Ólafs ausspricht, oder wie der Hügelbewohner, d. h. doch wohl in einem Erdhügel begrabene Held Brynjarr nach Flbk., I, S. 255 im Traume den Þorstein uxafót einen zukünftigen Sohn auf seinen Namen taufen zu lassen bittet. Auch die Ármannssaga, allerdings ein Machwerk aus dem vorigen Jahrhundert, lässt an ihrem Schlusse den Riesen Ármann von dem Pferdeknechte Hallvarð im Traume verlangen, dass er seinen Namen unter die Taufe und das Christentum bringe (skalto koma nafni mijno under scijrn oc christni). Aus dem vorigen Jahrhundert habe ich ferner in meinen Isländischen Volkssagen, S. 193—94, und hat dann auch

Jón Árnason in seinen Íslenskar þjóðsögur og æfintýri, II, S. 22—23 die Geschichte des Natan Ketilsson erzählt, zu dessen Mutter während der Dauer ihrer Schwangerschaft der Teufel im Traume gekommen war, mit der Bitte, ihrem Kinde seinen Namen zu geben; „að vitja nafns" lautet auch hier der Ausdruck. Dem Volksglauben folgend, dass solchen Wünschen nachzukommen, dem Kinde Glück bringe, wollten die Eltern das Kind wirklich Satan taufen lassen: der Pfarrer ging hierauf nicht ein und taufte das Kind dafür Natan, dennoch wurde dieses zwar sehr begabt, aber auch sehr schlimm und starb schliesslich eines gewaltsamen Todes. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 311, und nach ihm Nyrop, Navnets magt, S. 197 (in den Mindre Afhandlinger udgivne af det philologisk-historiske Samfund) hat einen ganz ähnlichen Glauben aus Norwegen nachgewiesen, wo man von der Traumerscheinung des Verstorbenen sagt, dass er „gaaer efter Navnet", d. h. dem Namen nachgeht; so fasst wenigstens Ivar Aasen, Norsk Ordbog, S. 523, die Redensart auf, während Liebrecht „gaar efter Navne" schreibt, und vom Suchen eines Namensvetters spricht. Ich bin schon früher einmal, bei Besprechung der angeführten Abhandlung Nyrops in Band I, S. 111 dieser Zeitschrift auf diesen Aberglauben zu reden gekommen: der Eingangs erwähnte Beleg für dessen fortwärendes Fortleben auf Island dürfte aber eine eingehendere Behandlung des Gegenstandes rechtfertigen.

Konrad Maurer.

Bekleidete Götterbilder.

Ich erlaube mir die geehrten Leser der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde auf einen interessanten Zweig des primitiven Kultus aufmerksam zu machen, für dessen Erläuterung ich dieselben um weitere Thatsachen ersuche.

Die Darbringung des Peplos an die Athene an dem Haupttage der Panathenaeen könnte als Typus angenommen werden für das Opfer eines Gewandes an ein Götterbild; aber es scheint wahrscheinlich, dass ähnliche Gebräuche sich durch alle Stadien der Kultur ziehen. Ich frage also: Können weitere Beispiele angeführt werden der Opferung von Gewändern oder Bedeckungen für Götterbilder oder geweihte Gegenstände insbesondere bei Festen oder ausgezeichneten Anlässen?

Als Beispiele für das Bekleiden von Götterbildern und geweihten Gegenständen kenne ich: 1. Die sehr primitive Bekleidung eines heiligen Steines durch Zweige in Samoa, „um den Gott warm zu halten:" die Zweigbekleidung ward sorgfältig erneuert, wenn man wegen Krieges, Dürre, Hungersnot oder einer Epidemie betete[1]). 2. Die Einhüllung einer Paradiesfeige in weibliche Gewänder während der Ceremonien, welche bei der Weihung des Bildes der Hindostanischen Göttin Durga (Parvati) stattfanden[2]). 3. Die Einhüllung der Götzenbilder in die Haut von Opfertieren im alten Ritual. 4. Das mexikanische Fest von Huitzilopochli, wo ein Götzenbild aus Teig und Holz gemacht wurde und mit dem Gewande bekleidet ward[3]), und das grosse mexikanische Fest von Tezcatlipoca, an dessen Vorabend das Götzenbild mit neuen Gewändern angethan wurde[4]).

Wenn die Gottheit durch eine lebende Person dargestellt wird, wie in dem Hindostanischen Ritus der Anbetung der Töchter eines Braminen als Vertreterinnen

1) Turner, Samoa, p. 62.
2) Ward, Hindoos. 1817, Vol. II, p. 13.
3) Bancroft, Native Races of the S. Pacific, Vol. II, p. 321.
4) Bancroft ibid., Vol. II. p. 318.

der Göttin, wo man denselben Tücher, Farben und Schmucksachen während der Ceremonie darbietet[1]): oder im mexikanischen Ritus, in welchem Menschenopfer mit dem Putz der Thaloc Götter geschmückt werden, denn man sagte: sie wären Bildnisse dieser Götter[2]), so hat dies natürlich dieselbe Bedeutung als die Darbringung an die Götterbilder.

Beispiele für solche Bekleidungen würden von grossem Werte sein, besonders im Zusammenhange mit Festen bei der Geburt (oder der Wiederkehr), der Hochzeit oder dem Tode eines Gottes; wie auch alle Beispiele irgend welcher Bekleidung von dem barbarischen Bemalen bis zu Tempel-Gewändern erwünscht wären.

Ridgefield, Wimbledon, England. G. M. Godden.

Die Jungfer im Bade.

Eine volksmedizinische Rarität aus der Anatomia culinaris.

A. Birlingers Volkstümliches aus Schwaben enthält folgende Mitteilungen (I, 122, 360):

Vom Schwein.

Die Sau hat unter dem „Hochrucken" im Genick ein Wirbelbein, das da aussieht, als sitze ein Mädchen im Zuber. Dies nennt man die „Saujungfer": wer diese beim Essen bekommt, wird ausgelacht — denn es ist eine Jüdin.

(Vgl. die Legende vom Juden, der Christum gefragt, was unter dem Metzgerzuber sei.)

Ertingen.

Jesus und der Pharisäer.

Mal gingen Jesus und Petrus über Feld und kamen in eine Stadt; da sass ein Pharisäer auf seiner Hausbank; dachte der, den Gescheidten da will ich geh' doch fragen. He, he, ihr Herren, rief er, was meint ihr, was unter diesem Zuber sei? Es hatte der Pharisäer am selbigen Tage eine Sau geschlachtet, und war der Zuber zum Austrocknen umgestürzt worden. Es hatten sich aber des Pharisäers Kinder spielend darunter gesetzt. Entgegnete der Herr: Deine Kinder sind drunten. Lachte der Pharisäer und rief: Weit gefehlt, meine Sauen sind drunten. Sprach der Herr: „Nun, so sollen's auch Sauen sein", und plötzlich rannten des Pharisäers Kinder grunzend unter dem Zuber als Säulein hervor. Von dorther schreibt sich's, dass die Juden kein Saufleisch essen dürfen, und dass die Sauen Eingeweide haben gleich denen der Menschen; ist auch von selbiger Stunde an den Sauen im Rückgrat ein Bein gewachsen, welches aussieht wie ein Zuber, in dem eine Jungfer sitzt, „die Saujungfer", nach der man bei Tische so gierig langt.

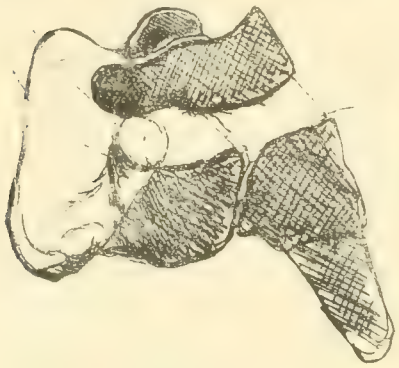
Auf der Suche nach diesem Knochen in der Litteratur wurde das Finden desselben etwas schwierig, da unter diesen beiden Namen „Saujungfer" und „Jungfer im Bade" nichts zu finden und auch die Nachforschungen bei den Vertretern der Anatomia culinaris, sowie bei den Tierärzten hierorts ebenfalls erfolglos waren. Der Fund eines „Judenknochens" bei Kulmus (1740) und A. von Haller (1756) machte die Birlingersche Notiz noch etwas schwerer erklärlich. Kulmus (Anatomie, S. 52) sagt: „Es träumen die Rabbinen noch von einem besonderen Beinlein, so sie Lus nennen, welches ausser allen diesen bemeldten Knochen am menschlichen Körper zu finden und so hart sein sollte, dass es durch keine Gewalt zerschlagen, noch durch Feuer oder einige andere mögliche Zernichtung verdorben werden könne, sondern bis an den letzten Tag unverweslich dauern, woraus alsdann

1) Ward, Hindoos. 1817, Vol. I, p. 245—46.

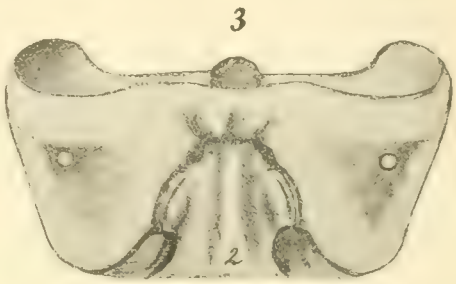
2) Bancroft ibid., Vol. III, p. 342.

der ganze Mensch wieder solle gebildet und aufgewecket werden. Sie sind aber bei dieser Fabel selber nicht einig, indem es einige bald hier, bald da zwischen den Wirbelbeinen, im Genicke, in den Lenden, am Heiligbeine, bald auch am grossen Zehen vergeblich suchen wollen". A. von Haller Onomatologia medica, II, S. 925 sagt über dasselbe Judenknöchlein: „Es soll dies ein besonderes kleines Bein am menschlichen Leibe sein, so hart und fest, dass es weder durch das Feuer, noch auf irgend andere Art zernichtet werden kann, und die Juden sollen sich davon bereden, es bleibe bis an die Auferstehung der Toten unverändert, und aus ihm werde bei der Auferstehung der ganze Mensch gleichsam wieder von neuem hervorgebracht; inzwischen sind sie noch nicht unter einander einig geworden, was dies eigentlich für ein Knochen sei: denn einige behaupten, er liege zwischen verschiedenen Wirbelbeinen; andere geben vor, er sitze im Nacken, und wiederum andere setzen ihn ins Kreuzbein."

Da in der menschlichen Osteologie ein derartiger Knochen, wie ihn die schwäbische Volkssage bei dem Schweine annimmt, sich nicht vorfindet, so waren Kulmus und Haller in vollem Rechte, wenn sie die Existenz des Judenknochens beim Menschen in das Gebiet der Volksfabel zu verweisen geneigt waren. Immerhin konnte aber doch beim Schweine ein solches Knochengebilde vorhanden sein,



Figur 1.



Figur 2.

welches eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Wanne oder einem Zuber hätte, und wenn dies der Fall wäre, so musste dasselbe im sogenannten Kränzl, dem gesuchtetsten Stücke beim Ferkelbraten, zu suchen sein. In der That zeigen der erste und zweite Halswirbel beim Schweine eine solche Bildung (Fig. 1), dass man sie beiläufig mit einem solchen Geräte bei einiger Vorstellungsgabe vergleichen kann: den Badezuber stellt dann die Gelenkhöhle des sogenannten Atlasbeines (Fig. 2) dar, welche dieser erste Halswirbel mit den Gelenkflächen des Hinterhauptbeines bildet; der in diesen wannenförmigen Raum hineinragende Zahn oder Reibnagel (processus odontoideus), welcher einen zapfenförmigen Fortsatz des zweiten Halswirbels axis oder vertebra dentata) (Fig. 2) darstellt, müsste dann, wie beigegebene Zeichnung beiläufig illustrieren könnte, den aus der Badewanne noch hervorragenden Kopf der Jungfrau vorstellen (No. 3). Da der Bruch dieses Knochenfortsatzes durch den Druck auf das verlängerte Mark sofortigen Tod herbeiführt, so möchte sich damit auch erklären, dass die Juden nach Kulmus und Haller in ihn den Sitz der unsterblichen Seele verlegten. Diese anatomischen Ergebnisse beim Schweine (Lus = weibliches Schwein) wurden vielleicht schon früh, d. h. ehe menschliche Leichen ein anatomisches Objekt waren, auch auf den Menschen übertragen. In der Nachbarschaft dieses Knochens, in der sogenannten

Zirbeldrüse des Gehirns suchte schon Cartesius den Sitz der Seele, fand ihn aber nicht; die stets schaffende Volksseele aber knüpfte an den Knochennamen eine Sage an, um dieses oder jenes ihm Unverständliche zu erklären. So bilden sich Volkssagen.

Tölz. Dr. Höfler.

Die Hillebille.

Von **Richard Andree.**

Als ich im Sommer 1894 zu Lauterberg am Südrande des Harzes weilte, erregte der Name „Hillebille" meine Aufmerksamkeit. So nannte man einen gut bewaldeten, etwa 600 *m* hohen Berg im Norden des Städtchens zwischen Oder und Sperrlutter. Nach langem Umfragen wusste ein alter Mann Bescheid: Die Hillebille, so sagte er, sei ein Gerät gewesen, mit dem die Köhler sich Zeichen in die Ferne gegeben hätten; vor Zeiten möge wohl ein solches auf dem Berge gestanden haben, der davon seinen Namen erhalten hätte.

Heute ist es schwer, noch eine Hillebille aufzutreiben; sie ist in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verstummt, und es bleibt mir nur übrig, ihr den Nekrolog zu schreiben, nach Berichten, die ich bei Förstern und ehemaligen Köhlern gesammelt habe, welche das Gerät noch kannten, dessen helle Stimme einst weit durch die Thäler und Berge des Harzes erschallte. Die Hillebille verschwand mit der Köhlerei aus dem Harze, denn heute giebt es dort keine herrschaftlichen Köhler mehr, wie früher, sondern nur noch kleine Privatköhler, welche hier und da Holz aufkaufen und es zu Schmiedekohlen verkohlen. Als die Hochöfen noch mit Holzkohlen gespeist wurden, statt wie jetzt mit Steinkohlen, da blühte die Köhlerei. Das Holz lässt sich als solches jetzt besser verwerten, es wird auf den guten Wegen und Eisenbahnen schnell fortgeführt und braucht nicht mehr in die leichte transportfähigere Kohle verwandelt zu werden.

Noch erinnern aber ausser den leicht kenntlichen kreisförmigen Meilerstätten die „Köten" an die alte Köhlerei; sie werden von Waldarbeitern oder Jägern genau in der alten Kegelform aus Fichtenstämmen zusammengesetzt und mit Rasen oder Rindenlappen gedeckt. Und wie die Köte die uralte Form der Behausung ist, vergleichbar den kegelförmigen Hütten, die durch den ganzen Norden der alten Welt gehen und bis zu den Stämmen in Nordamerika reichen, so ist die Hillebille die älteste Form eines Signalgerätes.

Die Hillebille besteht aus einem fingerdicken, ungefähr 75 *cm* langen und 20 *cm* breiten glatten Brette aus hartem Buchenholze, das an zwei Schnüren oder Lederriemen an einer Stange hängt, die in ein paar gegabelten, im Boden stehenden Ästen befestigt ist. Sie wird mit einem hammerförmigen Klöppel aus Hainebuchenholz geschlagen und giebt dann einen hellen Ton, der mindestens auf eine halbe Stunde weit, bei gutem Wind und Wetter noch weiter gehört werden kann.

Die verschiedenen Meiler, die von einer Köte aus überwacht und regiert wurden, oft fünf oder sechs an der Zahl, lagen in mehr oder weniger grossen Entfernungen zerstreut in den Bergen und Wäldern, je nachdem das zur Verkohlung gelangende Holz von den Förstern den Köhlern angewiesen war. Alle diese Meilerstätten bildeten zusammen den „Kohlhai" (hai von hauen). Sollten nun die an entfernten Meilern mit ihren „Hulpen" (Gehilfen) beschäftigten Köhler zusammenkommen, so wurde mit der weithin schallenden „Hillebille" dazu das Zeichen gegeben.

Nach einer Mitteilung des Herrn Oberförsters Bäbenroth, jetzt in Riddagshausen, der früher lange Jahre Förster im Harze war, wurden mit der Hillebille vier verschiedene Signale gegeben:

1. Das Gefahrsignal. Zuweilen geraten die Meiler aus ihrem ruhigen, schwelenden Glimmen in völligen Brand, der durch Dämpfen erstickt werden muss. Dann erschallen schnell hintereinander die Schläge der Hillebille, etwa in dem Takte der Sturmglocken.

2. Die Hilfsignale ertönen in langsamen Schlägen hintereinander, wenn der Köhler bei der Meilerarbeit mit seinen „Hulpen" nicht allein auskommt und die Unterstützung der benachbarten Genossen gebraucht.

3. Der Ruf zum Essen: Dreimal drei Schläge, wenn der „Köhlerpuff" aus Brotscheiben (daher „Schiebensuppe") fertig war, und die Köhler bei der Köte zu diesem spartanischen Gerichte sich versammelten.

Die Hillebille.

4. Der Jägerruf, ein zwischen dem Förster des Reviers und dem Köhler des Reviers verabredetes Zeichen, welches den ersteren herbeirief, falls der Köhler ihm über Wild oder sonstige Dinge eine Mitteilung zu machen hatte. Gewöhnlich bestand dieses Signal in zwei kurzen Schlägen, die nach Bedarf wiederholt wurden.

Nur zu diesen Signalen durfte die Hillebille benutzt werden, und es war streng untersagt, sie grundlos zu schlagen. So galt sie als eine Art Palladium der Köhler, und die Köhlerjungen widmeten ihr besondere Liebe und Aufmerksamkeit, indem sie das Gerät mit Sprüchen und Schnitzerei in freien Sonntagsstunden verzierten. Gewöhnlich wurde darauf ein Tannenbaum oder die Harzer Hirschhörner eingeschnitzt, dazu die Sprüche wie „Bet' u. arbeite" oder der Harzspruch:

Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz.
Gott schenke uns allen
Ein fröhliches Herz.

Schambach hat das Wort Hillebille in sein Wörterbuch der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen aufgenommen und erklärt es von niederdeutsch hille, schnell, eilig und mittelhochdeutsch billen, klopfen. Zu erinnern wäre auch an das englische bell, Glocke.

Ob aber diese Ableitung die richtige, erscheint mir zweifelhaft, denn ich möchte die Vermutung aufstellen, dass die Hillebille, Sache und Namen, aus Mitteldeutschland nach dem Harze gekommen ist. Es steht fest, dass die Bevölkerung des Oberharzes, namentlich diejenige der sogenannten Bergstädte, aus dem Erzgebirge eingewandert ist[1]) und den Bergbau im Harze in Schwung gebracht hat. So bildet die Umgebung von Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg u. s. w. noch heute eine oberdeutsche Sprachinsel im niedersächsischen Gebiete. Mit dem Bergbau und Hüttenwesen aber eng verschwistert ist die Köhlerei, und wenn die „Hillebille" sich auch im oberdeutschen Sprachgebiete nachweisen lässt, so ist die Ableitung des Namens zur Hälfte aus niederdeutschem Sprachgute hinfällig. Und diesen Nachweis vermag ich in der That zu führen.

In landläufigen Schilderungen des sächsischen Prinzenraubes (1445) hatte ich gelesen, dass die Köhler, welche dem Kunz von Kauffungen die Prinzen Ernst und Albrecht bei Geyer im Erzgebirge wieder abjagten, sich Zeichen gegeben hätten, auf welche hin alle zusammengeströmt und den Raubritter überwältigt hätten. Waren diese Zeichen mit der Hillebille gegeben, so war nicht nur ein Zeugnis für deren Alter gewonnen, sondern auch deren Herkunft aus dem Erzgebirge wahrscheinlich gemacht.

Auf eine in diesem Sinne gehaltenen Anfrage hatte Herr Professor Pückert in Leipzig die Güte, die Quellenberichte über den Prinzenraub nachzusehen, und dabei ergab sich folgendes. Albinus (Meissner Land- und Bergchronik. Dresden 1589. S. 270. Tit. XXI) erzählt: „Da sie (des Kölers Weib) nun ihren Mann auf Cuntzen schlagen sieht, denket sie es sei ein Reuber, gibt alsbald ein Zeichen, welches bei den Kölern und Weldnern breuchlich ist, das sie mit ein Zschöper oder grossem Messer auf ein Holzaxt schlagen. Hierauf laufen alsbald die andern Köler zu, kommen mit ihren Äxten und Scheuerbeumen" u. s. w. Hier haben wir also das Köhlersignal, doch ist das Gerät der Schilderung nach anderer Art: dass es aber Hillebille genannt wurde, dafür liegt das Zeugnis des Ursinus vor (Chronicon Thuringic. bei Mencke, Script. rer. German. III, 1333), wo es heisst: Do ergreif alsbald der Köler Curthen (statt Kuntzen) von Kouffungen Pferde bei dem Zeune und sein Weib schlugk an die hellebylle, das ihme die andern Koeler zu Hilffe kämen..

Hellebille scheint danach die ursprüngliche Form zu sein, womit das niederdeutsche hille hinfällig wird. Nimmt man, wie Ursinus schildert, für das Signalgerät die Form einer Holzaxt an, so stellt sich für die Ableitung des Namens das Wort Bille zur Verfügung, was Grimm (D. W.) als ligo, ascia, doppelschneidige Flachhaue giebt. Für „Helle" wäre alsdann auf „Helm" zurückzugreifen, womit der Stiel einer Waffe bezeichnet wird (Axthelm, Hellebarte, vergl. Grimm, D. W. unter diesen Wörtern). Allein dem widerspricht die ganze offenbar uralte Form des Gerätes, wie es sich bis auf unsere Tage im Harze erhalten hatte, und wie mit einer Holzaxt, die mit einem Messer geschlagen wurde, weithinschallende Signale gegeben werden konnten, erscheint mir nicht klar.

Mit der Hillebille, die der Neuzeit, wie so vieles andere, weichen musste, ist sicher eines der ältesten und urwüchsigsten Geräte im Harze verstummt und diesem

[1]) Em. Bochmann, Zusammenhänge zwischen den Bevölkerungen des Erzgebirges und des Oberharzes. Dresden 1889 (Progr. des Gymnas. zu Dresden-Neustadt). — Haushalter, Die Mundarten des Harzgebietes. Halle 1884. S. 18 f.]

ein Stückchen Poesie geraubt worden. Ethnographisch genommen, ordnet sich die Hillebille neben manchen ähnlichen weit verbreiteten Geräten bei Naturvölkern ein. Es sind zunächst damit zu vergleichen die Trommelsignale, die weit durch Afrika gehen und von Kamerun bis Südabessinien reichen (Andree in Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1888, S. 410): die „Trommel" ist nur ein ausgehöhlter Holzklotz. Über diese Trommeln ist in der letzten Zeit viel geschrieben worden, und ich brauche bloss darauf zu verweisen. Nahe verwandt ist der Hillebille auch der ausgehöhlte Signalklotz (Angramut) Neu-Guineas, der mit Klöppeln geschlagen wird, zu Festlichkeiten und Tanz mit bestimmten Signalen ruft und weit über Melanesien verbreitet ist (O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen aus der Südsee. Wien 1893. Erste Abteilung, S. 111). Wenn auch der Stoff wechselt und Stein an die Stelle des Holzes tritt, so sind doch die mannichfach vorkommenden Klangplatten, die in Venezuela und auch in China vorkommen (Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1885, S. 128 u. 312. 1888. S. 467), genau mit der Hillebille in Parallele zu stellen. Im metallenen „Gong" der Chinesen hat die Hillebille schliesslich ihren vornehmsten Vetter, und in unseren Gasthöfen ruft es heute zur Wirtstafel, wie einst die Hillebille die Harzer Köhler zu ihrer urwüchsigen „Schiebensuppe".

Das Kinderlied vom Herrn von Ninive.

Da Hr. J. Bolte (oben S. 182) nicht die dänische Variante zu kennen scheint (die Hinweise zu Grundtvig betreffen andere Spiellieder), füge ich dieselbe zu, wie sie in meinem Buche „Dansk Bondeliv", S. 241, als ein Spiel in der „Juulstube" sich findet:

1. Nu kommer de kække Nonner, Hr. Dominik, ædru, ædru, sandelig, Hr. Dominik.
2. Hvad vil de kække Nonner, Hr. Dominik? u. s. w.
3. De vil med Paven tale.
4. Paven er ikke hjemme.
5. De vil med Bispen tale.
6. Bispen er ikke hjemme.
7. De vil med Præsten tale.
8. Præsten er ikke hjemme.
9. Hvor monne han vel være?
10. Han er på Skrivekontoret.
11. Hvad gör han på Kontoret?
12. Han skriver de Kærlighedsbreve.
13. Hvad står der i de Breve?
14. Der står: de to skal sammen, Hr. Dominik, ædru, ædru, sandelig, Hr. Dominik.

H. F. Feilberg.

Zu dem Liede vom Pater Guardian.

(Zeitschrift IV, 335. 437.)

Es ist mir eingefallen, dass wir vielleicht in dem allbekannten Kinderspiele „Put Bælte", „verbirg den Gürtel" eine Parallele zu diesem Liede haben. A. steht in der Mitte, rund herum sitzen im Kreise die Mitspieler, im Schosse eines derselben verbirgt A. den Gürtel. B. steht etwas entfernt und muss erraten, wo der Gürtel verborgen ist. Ohne das Spiel weiter zu erklären, füge ich noch hinzu, dass am Schlusse A. oder B. verlieren muss; ein Richter wird ernannt, sagen wir,

B. verliert, dann wird er zum Tode verurteilt, sein Kopf soll abgehauen werden, und er muss zuerst beichten, A. ist der Beichtvater. Ich gebe den ursprünglichen Text, wie ich denselben in jütländischem Dialekte kenne, nebst deutscher Übersetzung:

A. „Hwa hår do sondet å hwa hår do brøt, hwa hår do gjor, do hår ett fåtrøt?
B. A hår æt en sæt surmjælk ufløt!
A. — Hwa hår do gjor mier?
B. Vælt en kand' tier.
A. — Hwa hår do gjor war'?
B. A hår pesset i æn fad gjar.
A. A. b. bak', di hue skal å atter di nakk."

A. Was hast du gesündigt, was hast du verbrochen, was hast du gethan, das du nicht hast gereuet?
B. Ich habe einen Teller Sauermilch mit dem Rahm gegessen.
A. Was hast du mehr gethan?
B. Eine Kanne voll Theer umgestossen.
A. Was hast du schlimmeres gethan?
B. Ich habe in einen Teller Gäscht gepisst.
A. A. b. bak, dein Kopf soll von deinem Nacken![1])

Darnach werden ein paar Mützen auf des Sünders Kopf gelegt, welche A. durch einen raschen Schlag mit seiner flachen Hand weit fortschleudert. Hiermit spielt sich die Sache ab, und man kann von vorn anfangen. Die Beichte scheint mir einen fernen Anklang an das obige Lied, das man wohl als weit verbreitet voraussetzen darf, zu enthalten.

H. F. Feilberg.

Das Lösen des Zungenbandes.

Das Zungenbändchen wird in Schlesien in der Reichenbacher Gegend noch oft gelöst. Früher thaten es die Bademuttern (Hebammen), ob mit oder ohne „Sprüchel", ist nicht mehr zu erfragen. Jetzt machen die Ärzte, wenn nötig, die Operation.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich von einem anderen Brauche, der auf den hiesigen Dörfern vor nicht langer Zeit noch vorkam. Bald nach der Geburt eines Kindes kocht die Bademutter der Wöchnerin eine Wassersuppe, wovon diese einen Teller voll essen muss. Der noch tropfende Teller wird ihr dann über die blosse Brust gestülpt und ein blecherner Löffel ein paar Mal längs und quer darüber gelegt. Unterbliebe das, so würden Mutter und Kind krank werden.

Reichenbach i. Schl. L. Weinhold.

Nachrichten aus dem Bereiche der Volkskunde.

Wir haben die erfreuliche Mitteilung zu machen, dass die Regierungen und Stände der Grossherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz auf dem letzten Landtage in Malchin 7000 Mark für das Sammelwerk mecklenburgischer Volksüberlieferungen bewilligt haben, das von Oberlehrer R. Wossidlo in Waren seit längerer Zeit begonnen worden ist. Eine Kommission wird die Leitung der

1) Vgl. auch Feilberg, Bidrag til en Ordbog over Jyske almuesmål, I, 153. Kopenhagen 1886—1893.

Arbeiten übernehmen. Es ist sehr dankbar anzuerkennen, dass die Schätze, welche in Mecklenburg an Sagen, Märchen, Gebräuchen, an altem sprachlichem Gute noch liegen, durch diese staatliche Bewilligung gerettet werden.

In Wien hat sich am 20. Dezember im alten Rathaussale die Gesellschaft für österreichische Volkskunde unter zahlreicher Beteiligung aller Schichten der Bewohner Wiens konstituiert. Der Obmann des vorbereitenden Comités, Dr. Mich. Haberlandt, begrüsste in einer längeren Ansprache über die Aufgaben und Ziele der neuen Gesellschaft die Anwesenden, die dann zu der Wahl von Vorstand und Ausschuss schritten. Zum ersten Vicepräsidenten ward Wirklicher Geheimrat Baron Helfert, zum zweiten Graf Franz Coronini gewählt, zum ersten Schriftführer Dr. Haberlandt. Die Stelle des Präsidenten blieb vorläufig unbesetzt. Zum Schlusse hielt Dr. W. Hein einen Vortrag über das nordische Museum in Stockholm. Das Hauptziel der Gesellschaft ist die Gründung eines Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Ausserdem sollen eine Zeitschrift, periodische Versammlungen mit Vorträgen und Ausstellungen, allenfalls auch eine Reihe von Monographieen die Zwecke der Gesellschaft fördern.

Der Verein für Volkskunde in Berlin hat die Wiener konstituierende Versammlung vom 20. Dezember durch seinen Vorsitzenden telegraphisch begrüsst, was von derselben mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden ist.

Von den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von F. Vogt und O. Jiriczek, sind die ersten drei Nummern erschienen. Das Blatt ist bestimmt, die Verbindung unter den Mitgliedern aufrecht zu halten und Anregungen für das Sammeln zu geben.

Bücheranzeigen.

Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Mit 590 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln, sowie 2 Karten. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894. SS. XIV. 748. 8°.

Prof. Ratzels Völkerkunde hat schon in der ersten Auflage einen bedeutenden Platz unter den deutschen Büchern gewonnen, welche die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in gediegener Form dem gebildeten Volke vermitteln. Die zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage ist noch wertvoller geworden durch noch reichere Mitteilungen aus dem täglich sich füllenden Schatzhause der Völkerkunde und durch die reiche Erläuterung und Veranschaulichung des ethnologischen Materials in den sehr zahlreichen Abbildungen, die dem Texte ein- und angefügt wurden. Sie sind kein illustrierender äusserlicher Schmuck, sondern sie bilden einen wertvollen Bestand der Arbeit: von wirklichen Künstlern gezeichnet nach den Originalen unserer Museen, namentlich des grossen Völkermuseums in Berlin, dienen sie vortrefflich, die Worte und Schilderungen des Gelehrten dem Verständnis einzuprägen und zu beleuchten.

In diesem ersten Bande giebt Prof. Ratzel zuerst eine Einleitung in die Völkerkunde, dann beschreibt er den pazifisch amerikanischen Völkerkreis (Ozeanier,

Australier, Malayen und Madagassen, Amerikaner und die Arktiker der alten Welt). Die hellen Völker Afrikas (Buschmänner, Hottentotten, Zwergvölker) bilden den Schluss dieses Bandes. Die Körperbeschaffenheit und das geistige Leben, Sprache, Religion, Familie und Staat, Tracht und Waffen, Arbeit, Haus und Nahrung der verschiedenen Gruppen werden behandelt. Der Grundzug geht durch das Ganze, die Verbindungsglieder zwischen den tieferen Schichten der Menschheit, den Naturvölkern, und den höchst entwickelten, den Kulturvölkern zu finden, und die Völkerkunde als die Wissenschaft von dem Werden der Menschheit zu erweisen. Wie falsch es ist, auf die sogenannten Wilden als auf Völker, die von uns durch eine tiefe Kluft getrennt seien, herabzublicken, erkennen wir, je genauer wir die Kulturentwicklung des eigenen Volkes geschichtlich durchforschen. Wir stossen da in noch fortglimmenden uralten Gebräuchen auf Spuren einer uns erschreckenden Rohheit und Wildheit, die uns beweisen können, wie die Germanen in einer nicht bloss prähistorischen Zeit auf derselben Stufe gestanden haben, als die heutigen Naturvölker. Das im einzelnen nachzuweisen, wird sich der Mühe lohnen.

K. W.

Ch. Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. II. Heft. Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 1894. 112 SS.

Das erste Heft dieser sehr dankenswerten Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols habe ich im Jahrgang 1893 dieser Zeitschrift, S. 464 f., einer kurzen Besprechung unterzogen, die zu meiner grossen Freude auch von dem bekannten Romanisten W. Förster als eine zutreffende bezeichnet worden ist. Den Inhalt dieses zweiten Heftes bildet zunächst eine Abteilung unter dem Titel „Zur Verständigung" (S. 1—16), in welcher Sch. sich mit einigen abweichenden Ausführungen des Herrn Dr. W. Götzinger und zweier Recensenten des ersten Heftes dieser Beiträge auseinandersetzt. Ich werde darüber später Bericht erstatten, indem ich zuerst eine Übersicht des in dem umfangreicheren zweiten Teile enthaltenen Stoffes gebe. Es wird behandelt „Das Wasser in Namen" und „Landschaft, Bodengestaltung". Die Gliederung des ersten Abschnittes ist nach folgenden Gesichtspunkten erfolgt: A. Fliessendes Wasser (amnis, aqua, fons, fontana, gurga, rivus, torrens). B. Stehendes Wasser (lacca, lacus, lama, mosa, palus, puteus). C. Kanäle und Gräben (canalis, fossa, *refortia). D. Am Wasser befindlich, durch dasselbe bewirkt. In dieser letzten Unterabteilung werden folgende Etyma für die in Betracht kommenden Ortsnamen aufgestellt: *alluviosa sc. terra, arca „Arche, Dammbau", arena, glarea lat. „Sand, Kiesfläche", grava rät. „Kiesfläche, Bachgeschiebe, Gerölle", pons. In dem folgenden Abschnitte sind zehn Unterabteilungen: A. Ebene, Platz (area, planus, platea, *tabulaceum). B. Vertiefungen (concha, fovea, panna). C. Thal, Schlucht (bucca, chrinna [ahd., auch ins Romanische übergegangen] gula, vallis). D. Winkel, Gründe (angulus, fundus, saccus). E. Strich, Stand (plaga, ora, sponda). F. Abhang (clivus, podium, ripa). G. Hügel, Kegel, Ecke (collis, dorsum [dossum], grumus, tumulus, connus, canthus, costa, flexus). H. Berg, Bergübergang (fastigium, furca, *fissa, iugum, mons, mota). I. Felsen, Gestein (cingulum, cornu, corona, covalum, crep- [churw. crap lad. crap crep „brüchiger Felsen, Stein"], crista, musna [mittel- und westrätisch „Steinhaufe"], petra, platta, saxum). K. Felsabsturz, Erdbrüche (frana it. „Erdbuch, Abrutschung", ganda lomb. tirol. churw. „Steingetrümmer", labina, *marra, ruina, ruptus). Unter die eben aufgezählten Rubriken, die ich absichtlich ausdrücklich aufgeführt habe, um den Lesern dieser

Zeitschrift eine richtige Anschauung dessen zu bieten, was sie in diesem Hefte finden können, werden etwas mehr als 1100 Namen eingereiht, die zum grössten Teile gewiss richtig gedeutet sind. Freilich, auch kühne Deutungen fehlen nicht, aber, wenn ich mich nicht täusche, sind sie in geringerer Zahl vertreten, als in den früheren Schriften unseres Verfassers

In dem „Zur Verständigung" überschriebenen ersten Teile wird unter spezieller Berücksichtigung einer Äusserung Götzingers der Übergang von — cl — in — dl — auch nach vorausgehendem Konsonanten in der ladinischen Mundart von Gröden nachgewiesen und demselben Gelehrten gegenüber die schon in den Tirol. Namenforschungen, 27 f., aufgestellte Ansicht von der deutschen Herkunft der unter dem Stichworte *braida gesammelten Ortsnamen mit Glück verfochten. Auffallend ist nur, dass gerade in Oberitalien diese Namen in frühmittelalterlicher Zeit so häufig vorkommen. Doch mag dies ja durch die langobardische Besiedlung seine Erklärung finden. Auch die gegen Dr. R. Müller gerichtete Verteidigung der Ansicht über die Herkunft von Tri- und Rosanna aus Drusiana muss als wohlgelungen bezeichnet werden. Von besonderem Belange natürlich ist die für das Jahr 1394 nachgewiesene Namensform Truschana und das Vorkommen der gleichen Namen „auf beiden Abdachungen des Gebirges und der Wasserscheide, in Montavon und in Patznaun" (Vermont-Thal, Verbeller- oder Verbellner-Thal in Vorarlberg, Verwall-Thal in Tirol, Kafluna-Thal auf vorarlbergischer Seite und Pfliu-Thal auf tirolischer). — Ein vierter Abschnitt ist gegen eine vom Referenten vorgebrachte Einwendung gegen die Erklärung der Namen Stams, Zams u. s. w. gerichtet. Um die Erklärung von Stams zu retten, nimmt Sch. jetzt an, dass „das s des Plurals sich an eine schon feststehende Singular-Form auf -m, -me gefügt habe, also sedame-s, sedilume-s, pilume-s, solume-s, und dann m teilweise verdoppelt worden sei, was bei dem Umstande, dass diese Namen im Munde von Deutschen auch deutschen Lautregeln unterliegen mussten, garnicht verwunderlich erscheinen kann." Dadurch erscheint die lautliche Seite dieser Frage allerdings in einem anderen Lichte. Dagegen vermag ich nicht einzusehen, mit welchem Rechte bei dem Übergange des romanischen Zannes in den Mund der Deutschen Wandel in Zammes angenommen wird. Die beigebrachten Analogien rechtfertigen diese Annahme nicht. Denn it. pam u. s. w. für pane ist eine satzphonetische Erscheinung, die mit dem Übergange unseres intervokalischen — nn — in — mm — ganz und garnichts zu thun hat. Dagegen ist allerdings, wenn der Zusammenhang von Schams und Sexamnes richtig ist, wahrscheinlich, dass möglicherweise nicht im ganzen rätischen Gebiete dieselbe Behandlung der Inlautsgruppe — mm — obwaltete. Ich bemerke dies ausdrücklich, weil ich früher leider übersehen habe, der eben angeführten Namen Erwähnung zu thun. Im ganzen, muss ich gestehen, bin ich auch jetzt noch keineswegs von der Stichhaltigkeit der Deutung der Namen Stams, Zams u. s. w. überzeugt, wenn ich auch nichts Besseres vorzubringen weiss.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Grimm Library. No. 2. The Legend of Perseus. A study of tradition in story custom and belief: by Edw. Sidney Hartland. Vol. I. The superstitional birth. London, David Nutt. 1894 SS. XXXIV. 228. 8°.

Mr. Edw. Sidn. Hartland, der Verfasser des Buches The science of fairy tales (London 1891) hat sich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, den Perseusmythus wissenschaftlich zu untersuchen. Der Held ist der gottgeborene

Drachentöter, der zum Erlöser der Welt wird. Die Mutter des Helden ist die Jungfrau, die auf wunderbare Weise das Kind empfängt. Im 1. Cap. behandelt der Verf. die Sage nach den antiken Quellen (den Danaetypus) unter Herbeiziehung einiger modernen Überlieferungen; im 2. tritt die moderne Überlieferung in den Vordergrund (der Fischkönigstypus, nach einem bretonischen Märchen von H. betitelt), worin zu den Motiven der übernatürlichen Geburt, des Drachensieges und des Medusazaubers noch das Motiv des Lebenszeichens (the Life-token) kommt; im 3. Cap. verfolgt der Verf. die Mythengestalt, die er den Seejungfer(Mermaid)-typus nennt, durch die verschiedensten Volksgeschichten. Es sind vier Hauptmotive, die für die Perseuslegende von H. aufgestellt werden: die übernatürliche Geburt, das Lebenszeichen, die Erlösung der Andromeda und das Suchen nach dem Gorgonenhaupt. In den vier letzten Capiteln des ersten Bandes verfolgt nun der Verf. das erste Motiv, die übernatürliche Geburt, in allen möglichen Analogien durch mündliche Überlieferung und Sitten der verschiedensten Völker. In dem letzten wird Geburt und Tod als Wiedergeburt und Verwandlung in die verschiedensten Gestalten in Märchen, Sage und Aberglauben aufgesucht. Der zweite Band des interessanten Werkes wird die drei übrigen Motive ebenso durch die Völker verfolgen und dann die Urform und die Mittel der Verbreitung über die östliche Erdhälfte festzustellen suchen.

More Celtic Fairy Tales selected and edited by Joseph Jacobs, illustrated by John D. Batten. London, David Nutt, 1894.

Mr. J. Jacobs hat das Buch seinen vielen kleinen unbekannten Freunden gewidmet, die er sich durch seine Bücher erworben hat, die English Fairy Tales, More English Fairy Tales und die Celtic Fairy Tales, von denen wir in unserer Zeitschrift, II, 95. III, 467 gesprochen, und die wir als allerliebste Geschenke an die englische Kinderwelt gerühmt haben. Diese neue Folge keltischer Märchen, zwanzig an Zahl aus Irland und den Gaelisch sprechenden Teilen Schotlands, soll den letzten der vier Bände bilden, obgleich Mr. Jacobs selbst sagt, dass das keltische Märchengebiet noch lange nicht erschöpft sei. Es sind nur Proben von dem reichen Ertrage, den Erin und Alba gewähren. Als ein Beispiel der mittelalterlichen Heldensagen Irlands hat Mr. J. die Geschichte von den Kindern König Lirs aufgenommen, die mit den Märchen von den sieben Raben oder Schwänen verwandt ist, und welche Dr. Joyce in seinen Old Celtic Romances 1—36 frei wiedergegeben hat. In der Vortragsart der Märchen blieb Mr. J. seiner früheren Methode treu; da das Buch für Kinder bestimmt ist, erzählte er oft schlichter als seine keltische Quelle, und ausserdem nahm er zuweilen aus parallelen Versionen ein Motiv auf, das ihm zur Verstärkung der Erzählung geeignet schien. In den Anmerkungen gab er jedesmal Rechenschaft darüber.

Auch in der allgemeinen Schätzung dieser Volksgeschichten hat Mr. J. seinen Standpunkt gewahrt, d. h. skeptischer als manche seiner Freunde verhält er sich zu dem Werte der Märchen als anthropologischen Niederschlägen.

Auch die More Celtic Fairy Tales hat der treffliche Künstler J. D. Batten mit seinen Zeichnungen geschmückt. Ausser vielen in den Text gedruckten Holzschnitten und hübschen Initialen zieren acht Vollbilder das schön ausgestattete Buch. Wie in den Märchen selbst Trauriges und Heiteres wechselt, so spricht auch aus den Bildern Ernst und Schrecken, wie Scherz und Humor.

K. W.

A. Olrik, Sakses Oldhistorie. (Norröne Sagaer og danske Sagn.) En literarhist. Undersøgelse. (Kilderne til Sakses Oldhistorie II.) Kobenhavn 1894. S. XII. 316

Die vorliegenden Untersuchungen über die ersten neun Bücher des Saxo grammat. sind in Bezug auf Methode wie auf Inhalt ein Werk von hoher Bedeutung. Der Verf. lehrt durch das Beispiel den unanfechtbaren Satz, dass ein saggeschichtliches Werk nicht zerrissen werden darf, sondern dass es zunächst als litterargeschichtliches Produkt aus seiner Zeit und vom Standpunkte seines Verfassers aus zu erklären ist. So wird aller phantastischen Kombination, die gerade auf dem Gebiete der nordischen Sagenkunde in letzter Zeit wieder angefangen hat sich breit zu machen, Thor und Riegel vorgeschoben. Im ersten Teile der Arbeit (Forsog pa en Tvedeling af Kilderne til Sakses Oldhistorie in den Aarboger 1892, 1 ff.) hatte A. Olrik den Beweis geführt, dass sich in dem saggeschichtlichen Teile von Saxos dänischer Geschichte deutlich zwei ganz verschiedene Quellen erkennen lassen: eine norröne, die sich mit ihrem bunten Leben und Treiben, mit den Vorstellungen vom Eingreifen der Götter, besonders Odins in die menschlichen Geschicke, mit ihren Schilderungen von Riesen, Schildmädchen, Berserkern u. dergl. ganz zu den isländischen Fornaldarsögur stellt, und eine dänische, die mit ihrer Ruhe und Einfachheit die dänische Heldendichtung und Volkssage erkennen lässt. In dem zweiten Teile wird nachgewiesen, dass auch ob ihrem Inhalte die einen Sagen norwegischen, die anderen dänischen Ursprungs sein müssen: jede Sage wird darauf hin geprüft und ihr die Heimstätte zugewiesen. Bei einigen, wie z. B. in der Sage von Hithinus und Höginus, lässt sich eine Mischung norröner und dänischer Sagenelemente nachweisen, andere — und zwar dänische (wie die von Amlethus) — lassen deutlich den Zufluss mittelalterlicher Märchen- und Novellenstoffe erkennen.

Am Schlusse des Werkes erörtert A. O. die Verfasser der Quellen, er schaut sich in dem Werke Saxos und dem Bekanntenkreise des Historikers um und kommt dabei zu dem Resultate: die norrönen Sagas gehen auf den Isländer Arnaldr Þorvaldsson zurück, der sich 1168 bei dem Erzbischof Absalon, Saxos Gönner, aufhielt; er hatte eine Skjöldungasaga nach norwegischen Schiffersagas erzählt. Die dänischen Sagen dagegen gehen auf Heldenlieder und auf die lebendige Volkssage zurück, wie sie namentlich auf Seeland und Nordjütland blühte. Mit letzteren wurden zuweilen die mittelalterlichen Märchen und Legenden verknüpft, die durch den Engländer Lukas am Hofe des Erzbischofs Absalon bekannt geworden waren.

So wird durch Olriks Arbeit die gesamte Sagendichtung Saxos in ein ganz neues Licht gerückt: die ersten neun Bücher der dänischen Geschichte erhalten eine ganz hervorragende Bedeutung sowohl für die isländisch-norwegische Litteraturgeschichte, indem sie uns einen bisher unbekannten Sagakomplex aus dem 12. Jahrhundert erschliessen, als auch für die dänische, indem sie uns ein Bild von deren ältester Periode gewähren und die Anfänge einer neuen Litteratur zeigen, die sich unter abendländischem, besonders englischem Einflusse entwickelt hat.

Leipzig. E. Mogk.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Neubearbeitet und fortgesetzt von Frz. M. Böhme. Dritter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894. S. IV. 919. gr. 8°.

Den beiden ersten Bänden dieses für das deutsche Volkslied hochwichtigen Werkes, die wir in unserer Zeitschrift, IV, 338 f. anzeigten, ist der dritte gefolgt und damit der Schluss erreicht. Der dritte Band enthält eine Auswahl von Rätsel-, Wett- und Wunschliedern, von Trinkliedern, Ansingeliedern an Volks- und Kirchenfesten, Ständeliedern (darunter auch Soldaten-, Hofe- [höfische Liebeslieder] und einige Studentenlieder No. 1682—1700), dann von Scherz-, Spiel- und Spottliedern, Kinderliedern und zuletzt von geistlichen Liedern. Nachträge und zwei Register (Sachregister und Register der Liederanfänge) beschliessen das Werk.

Mehr als in den beiden früheren Bänden tritt der eklektische Charakter heraus. Das XIV. Kapitel „Einige Kinderlieder" wird nach dem ganzen Reichtum des Vorhandenen Herr Prof. Böhme in einem besonderen Buche ausführen, an dem er schon seit 25 Jahren sammelt. Als Supplement des Liederhortes sollen noch die Volkstümlichen Lieder des 18. und 19. Jahrhunderts folgen; sie werden wahrscheinlich im Frühjahr zur Ausgabe gelangen, können aber auch nur eine Auslese aus dem grossen Vorrat bringen.

Schon in der neulichen Anzeige ward bemerkt, dass der Hauptwert des Liederhortes in dem Musikalischen liegt, denn wie Erk, so ist auch Herr B. Musiker, dem Philologischen und Litterargeschichtlichen steht er ferner. Zu No 1061, dem Traugemundsliede, hätten die Anmerkungen Müllenhoffs zu dem Texte in seinen und Scherers Denkmälern No. XLVIII benutzt werden sollen. — Zu den Schles. Sommerliedern waren herbeizuziehen die Texte in meinen Beiträgen zu einem Schles. Idiotikon S. 91: F. Ens. das Oppaland. 3, 100 f.: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glaz. IV, 30—33. — Das Kölner Judaslied, No. 1230 ist aus Firmenichs Völkerstimmen, leider auch mit den missratenen Worterklärungen, herübergenommen. Es hatte mit dem Judasbrennen ursprünglich nichts zu schaffen, sondern war ein Frühlingsbettellied, bei dem die Jungen ein rotes Eichhorn herumtrugen: die Worte rôde rôden eichhôn (von J. W. Wolf, der es selbst als Knabe gesungen, in seinen Beiträgen zur Deutschen Mythologie, 1, 74 rade rate eichhan geschrieben weisen darauf hin, und das Eichhorn ist als Frühlingstier überhaupt bekannt. — Das flämische Schlachtlied No. 1280 ist zum mindesten in dem durch nichts zu verteidigenden letzten Verse Met Vlanderens mannen is God en Wodan albern gefälscht. — Zu den Nummern 1743—45 hätte mit Nutzen auf den Aufsatz von R. Köhler in Pfeiffers Germania V, 463—67 verwiesen werden können. — In der Anmerkung zu No. 2145 würde man statt der letzten Zeile lieber lesen: Vgl. auch aus Konrads v. Würzburg Goldner Schmiede Vv. 256 ff. — Doch genug dieser Korrekturen, welche die Freude an der grossen Arbeit nicht schmälern sollen. K. W.

Chansons populaires recueillies en Franche-Comté par Charles Beauquier. Paris 1894, Emile Lechevalier. S. 388. 8°.

Diese Sammlung enthält 193 Lieder, wovon 108 mit der Musik. In seinem Vorwort giebt der Sammler eine kurze Darstellung der Art und Weise, wie erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts in Frankreich die Volkslieder gesammelt und geschätzt worden sind.

M. Charles Beauquier ist der Verfasser von zwei geschätzten Büchern: Philosophie de la Musique, La Musique et le Drame.

Charles Marelle.

Schneeballen. Erste Reihe. Von Heinrich Hansjakob. Zweite vermehrte Auflage. Heidelberg, Georg Weiss, 1895. S. VII. 250. 8°.

Heinrich Hansjakob ist ein wohlbekannter Schriftsteller im badischen Lande. Er steht fest auf seinem heimischen Boden und saugt aus demselben die Säfte seines zeugenden Lebens. Aus einem kleinen Landstädtchen im Schwarzwalde entsprossen, ist er von Kindheit mit Kleinbürgern und Bauersleuten vertraut gewesen und hat im geistlichen Stande genug Gelegenheit und Förderung zur Erkundung ihres geheimsten Lebens gefunden. Nun stellt er diese Menschen in diesen Bergen und Thälern, auf ihren Höfen und Hütten dar, nicht mit künstlerischen Umzeichnungen und Kompositionen und mit allerlei ihnen fremden Zuthaten, wie dereinst Auerbach that, sondern in schlichten Umrissen, in photographischen Aufnahmen, nur selten mit dem Versuche einer dichtermässigen Entwickelung. In den Wilden Kirschen hatte er mit grossem Beifall Originalmenschen seiner kleinen Vaterstadt dargestellt, in den Schneeballen greift er seine Leute aus dem Bauernstande heraus. Er nennt die Bauern Schneeballen aus verschiedenen Gründen. „Um einen Schneeball zu machen, kostets wenig Studium, um ein Bauer zu werden, ebenfalls." „Mit Schneeballen werfen die kleinen Buben den grossen Leuten die Fenster ein, mit dem Bauernvolk werfen die grossen Herren einander die Grenzpfähle ihrer Länder um." „Auf dem Schnee fahren die Kulturmenschen Schlitten. Auf dem Bauer prügelt seit Jahren alles herum." „Der Schnee schützt die Saaten, damit im Sommer alles Brot habe, und der Bauer schützt die Staaten und verhütet, dass nicht alles revolutionär wird." „Der Schnee kommt vom Himmel und kehrt mit den Dünsten der Erde wieder dahin zurück, und der rechte Bauer bewahrt vorab den schönen Glauben, dass er vom Himmel komme und dahin zurückkehre. Und wie im Frühjahr der Schnee vergeht, einsam vergeht in den Thälern und Bergen und spurlos versinkt in der Erde, so vergeht des einfachen Landmannes Leben – Unbeschrieen vergehen diese Schneeballen des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen."

Der Verfasser unterscheidet zwei Sorten der Schneeballen: die weicheren sind seine Bauern vom Schwarzwald, die härteren, poesieloseren sind die Rebleute vom Bodensee, die er in einer dritten Reihe dargestellt hat. „Meine Schneeballen, versichert er (und wir glauben es aus dem Buche), haben geleibt und gelebt und leben teilweise noch, so wie ich sie dargestellt habe."

Diese erste, umgearbeitete Reihe bringt vier Erzählungen: Die Karfunkelstadt, Der Wendel auf der Schanz, Der letzte Reichsvogt, Der Gotthard auf dem Bühl. Weil die Leute dieser Schilderungen wirkliche Schwarzwaldleute sind und man an ihnen einen deutschen Volksstamm studieren kann, haben wir die Schneeballen Hansjakobs in unserer Zeitschrift zur Anzeige gebracht. K. W.

Prostonárodní hry divadelní. Díl I. Vánocní hryvydal Ferd. Menčík. V Holešove 1894 (F. Menčík Volksschauspiele. I. Teil. Weihnachtsspiele). XXVI und 168 Ss. 8°.

Hatte 1864 Julius Feifalik Volksschauspiele aus Mähren herausgegeben, so umfasst die Menčiksche Ausgabe nordböhmische Stücke, die durch Alter und Umfang zugleich jene mährischen weit übertreffen. Nach einer Einleitung über böhmische Volksaufführungen im allgemeinen, wo über Inscenierung, Schauspieler, Bühne, Kosten u. dergl. gehandelt ist, und über Weihnachtsspiele im Besonderen,

wo Daten ihrer Aufführung gesammelt, Verfassungszeit der erhaltenen Texte und dergleichen ermittelt wird, druckt der Herausgeber (S. 1—23) den „frommen Aktus über die Geburt etc.", von Vác. Kozmánek, Schullehrer in Deutschbrod und Prag, aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, hierauf ein kürzeres (S. 27 bis 60) und ein längeres (S. 63—167) Weihnachtsspiel ab; das längere war die Quelle des kürzeren, und da es den Einfluss des Leben Christi von Martin von Cochem — vgl. darüber Zeitschr. 1893, 208 ff. — nicht verleugnet, so bestimmt Menčík als Abfassungszeit die Jahre zwischen 1698 (erstmalige Ausgabe der böhmischen Übersetzung Cochems) und 1769 (Abschaffung der Tortur, auf welche noch angespielt wird). Es ist interessant, diese letzten Ausläufer der Mysterien und Schuldramen (als solches tritt dasjenige des Kozmánek noch deutlich auf) zu beobachten; die Zähigkeit, mit der sie haften: sie wurden noch in diesem Jahrhundert aufgeführt, die letzte Darstellung der Passion fand 1891 statt, gerade das längere Weihnachtsspiel stammt aus der Abschrift eines Regisseurs aus dem Anfange des Jahrhunderts; charakteristische Züge namentlich im Schäferspiel, beim Auftreten der Obrigkeit, in den Judenscenen; die Gewandtheit und Redseligkeit des oder eher der Verfasser, weil auch hier ein älterer Text fortwährend Änderungen und Zusätze erfuhr; endlich in der Sprache dialektische Eigenheiten. Der Wert dieser Publikation wird durch die sachkundigen Bemerkungen des Herausgebers, durch die sorgfältige Wiedergabe des Textes und auch durch die gediegene äussere Ausstattung nur noch vergrössert. Wie Hr. Ammann, vgl. Zeitschrift a. a. O., möchte auch Menčík für das Wiederbeleben dieser Volksschauspiele eintreten, für die er, wohl nicht ohne Grund, ein lebhafteres Interesse beim einfachen Volke noch voraussetzt. A. Brückner.

Dr. Č. Zíbrt. Seznam pověr a zvyklostí pohanských z VIII věku etc. (Cz. Zibrt, Indiculus superstitionum et paganiarum. Dessen Bedeutung für allgemeine Kulturgeschichte und für das Studium kultureller Überlebsel in der heutigen Volksüberlieferung mit besonderer Rücksicht auf böhmische Volkskunde.). Prag 1894. (Abhandlungen der böhm. Akad. d. Wiss. I. Kl., Jahrg. III, No. 2.) 174 Ss. gr. 8°.

Der Titel der Arbeit klärt über die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, hinlänglich auf. Er ist kein Germanist von Haus aus und beabsichtigte daher keineswegs neue Deutungen, etwa von 'dadsisas, nimidas und yrias'; für ihn ist der Indiculus nur der Rahmen, in welchen er entsprechenden mittelalterlichen Aberglauben bei allen Völkern, am ausführlichsten jedoch den böhmischen, hineinstellt; weitere Ausblicke auf ähnliche Erscheinungen bei Wilden oder Barbaren, werden ebenfalls geboten; besonders reich fallen dann die Nachweise der gesamten einschlägigen Litteratur aus. Das Material für den deutschen und romanischen Aberglauben wird zumeist aus den Beschlüssen der Synoden und aus Bussbüchern, für den böhmischen aus der gesamten Litteratur, von der Chronik des Cosmas und dem Homiliar des Prager Bischofs an bis zu modernen Publikationen herab gesammelt; durch diese Fülle des Stoffes werden einmal die einzelnen an sich so lakonischen Bezeichnungen des Indiculus deutlicher gemacht, andererseits ergiebt sich eine durchgreifende Übereinstimmung des Aberglaubens bei Romanen, Germanen und Slaven. Auf letzteren Umstand und was daraus zu folgern wäre, geht Zibrt allerdings nicht ein, es würde dies auch aus dem Rahmen des Indiculus vollständig heraustreten. Einzelnheiten bleiben allerdings zweifelhaft — so bezieht sich das

Kornwerfen auf den Heerd bei Burchard von Worms kaum auf das Aufsuchen einer für die Errichtung des Heerdes günstigen Stelle (S. 79 und 97): eine und die andere Deutung dürfte vielleicht zu weit hergeholt sein, wenn z. B. das Pflugziehen ledig gebliebener Mädchen zu Fasten aus dem Umpflügen gegen Pest und dergleichen hergeleitet wird (S. 128); aber für Herbeischaffung und lichtvolle Darstellung eines überreichen Stoffes bleiben wir dem Verfasser zu Danke verpflichtet.

A. Brückner.

Sam. Adalberg. Liber proverbiorum polonicorum cum adagiis ac tritioribus dictis ad instar proverbiorum usitatis, collegit et illustravit S. A. (Derselbe Titel polnisch: Ksiega przysłów etc.) Warschau 1889—1894. XVIII, 31 und 805 Ss. 4°.

Sammlungen polnischer Sprichwörter beginnen mit des Rysiński proverbiorum polonicorum centuriae decem et octo vom Jahre 1618 und des Cnapius Adagia von 1632; dann nimmt unser Jahrhundert die Sammelarbeit auf, und unter den einschlägigen Schriften verdient auch eine deutsche genannt zu werden: Dr. Const. Wurzbach die Sprichwörter der Polen historisch erläutert u. s. w., zweite Ausgabe. Wien 1852.

Von Jahr zu Jahr wächst seitdem das Material, namentlich in ethnographischen Publikationen, in Aufsätzen für Zeitschriften und Sammlungen für Kalender und dergleichen; von mehreren Seiten wurde auch der Versuch unternommen, das zerstreute Material zu sammeln und zu ordnen, doch gedieh derselbe meist zu keinem völligen Abschlusse; grössere Arbeiten blieben in Handschriften liegen.

Was anderen nicht gelungen, vollbrachte der aufopfernde Fleiss eines jungen Sammlers, S. Adalberg; trotz aller Hindernisse, namentlich Umfang und Zerstreutheit des Materials, sowie ungünstige äussere Verhältnisse des Sammlers selbst, führte er sein Werk nach angestrengter zehnjähriger Arbeit aus und schuf damit die feste Grundlage polnischer Paromiographie für alle Zeiten. Wie in Wanders Lexicon sind in dem seinigen die Sprichwörter nach Stichwörtern geordnet; unter einem jeden Stichworte folgen dann die einzelnen Sprichwörter, z. B. die 412 Sprichwörter unter dem Stichworte ‚Gott' wieder nach der alphabetischen Ordnung ihres Eingangswortes, jedes einzelne mit allen Varianten aus dem Volksmunde und reichlichen Citaten aus der älteren Litteratur, zumal des XVI. und XVII. Jahrhunderts, eventuell mit Erläuterungen seines Ursprunges oder Sinnes. Bei dieser Einordnung ergiebt sich eine Schwierigkeit: Sprichwörter enthalten oft mehrere Nennworte, für die alphabetische Ordnung kann aber nur eines massgebend sein; soll man — wie dies wirklich gemacht worden ist — die Sprichwörter unter den einzelnen Wörtern, z. B. „Viele Hunde sind des Hasen Tod", unter „Hund", „Hase" und „Tod", jedesmal wiederholen? eine einmalige Anführung des Sprichwortes genügt ja nicht, man vermisst Verweise. Diesem Mangel hilft bei Adalberg ein umfassender Index ab (S. 713—805), in welchem z. B. sowohl unter „Hase" wie unter „Tod" auf „Hund, No. x" verwiesen würde; so kommen z. B. zu den 412 mit den Nachträgen 444) Sprichwörtern unter dem Stichwort „Gott", im Index weitere 380 Sprichwörter hinzu, in denen Gott erwähnt wird; gerade auf die Ausführung dieses Index mit seinen etwa 40000 Verweisungen ist die grösste Sorgfalt gelegt worden.

Allerdings ist auch so das Material noch nicht vollständig: manches konnte offenbar aus Rücksicht auf die Warschauer Zensurbehörden nicht aufgenommen werden, und es dürften nicht ausschliesslich obscoena gewesen sein, die unterdrückt

werden mussten; ausserdem würde eine intensivere Durchforschung der älteren Litteratur manchen schönen Beitrag gewähren, zumal die älteste erreichbare Form des Sprichwortes feststellen helfen — in erster Linie kommen hier die Predigtwerke des XV. Jahrhunderts mit ihren Hinweisen auf das proverbium vulgare oder commune in Betracht, dann die satirische und dramatische Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts; vieles davon muss freilich erst durch Neupublikationen wieder zugänglich gemacht werden. Dann sind manche Sprichwörter unerklärt geblieben, andere sind unvollständig oder gar unrichtig gedeutet. Ausserdem wird der Hinweis auf den Ursprung eines Sprichwortes (aus Bibel, Klassiker u. dgl.), sowie die Vergleichung mit fremden, zumal böhmischen Sprichwörtern, die öfters geradezu die Quelle des polnischen gewesen sind, unterlassen.

Offenbar jedoch hält der Verfasser selbst seine Arbeit nicht für bereits für immer abgeschlossen; er nimmt für sich nur das Verdienst in Anspruch, die unerschütterliche, breiteste Grundlage für jedes weitere Studium des Sprichwortes in Polen geschaffen zu haben. Und in der That, die Parömiographik der Slaven wenigstens kann kein Werk aufweisen, das mit der „Księga przysłów" Adalbergs an Fülle des Materials, Genauigkeit der Anlage wetteifern könnte; nur Dahls Sammlung russischer Sprichwörter verdiente daneben genannt zu werden, wenn nicht das Stoffgebiet beider Arbeiten so erheblich auseinander ginge. Es sei hier noch bemerkt, dass über die einschlägige slavische Litteratur und einiges Allgemeinere der deutsche Leser sich aus Gr. Kreks Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte, zweite Auflage 1887, S. 787—797 orientieren kann.

A. Brückner.

Katalog der Bibliothek der Finnischen Litteraturgesellschaft. Litteratur über Finnische Sprachen und Völker. Helsingfors 1894. S. IX. 276. 8°.

Die seit sechzig Jahren bestehende Finnische Litteraturgesellschaft hat eine sehr wertvolle Bibliothek gesammelt, die in dem neuen Gesellschaftsgebäude nunmehr eine würdige Stätte fand. Der Bibliothekar, Hr. Gustav Grotenfelt, veröffentlicht im vorliegenden Werke einen Katalog über den Teil der Büchersammlung, der sich auf finnische Sprache, Ethnographie, Landeskunde und Geschichte, sowie auf die Geschichte anderer finnisch-ugrischer Völker bezieht, und bietet damit nicht bloss den Benutzern der Bibliothek in Helsingfors, sondern allen, die sich für finnische Sprache, Litteratur und Geschichte interessieren, eine sehr willkommene Gabe.

Julius Krohn, Suomen suvun pakanallinen jumalanpalvelus (des finnischen Volkes heidnische Gottesverehrung). Helsingissä (Helsingfors) 1894. S. 193. 8°. Mit 62 Holzschnitten im Text.

Leider ist dieses hinterlassene Werk des verdienten finnischen Forschers für alle, die nicht finnisch verstehen, ein geheimnisvolles. Wenn Berichterstatter, der in derselben Lage ist, dennoch auf dieses Buch, das Prof. Karl Krohn einleitete, hier aufmerksam zu machen wagt, so geschieht es wegen der Bedeutung aller Arbeiten Jul. Krohns, und weil die Bilder, die das Buch schmücken, doch eine Vorstellung des für Kultus, Sitten und Mythen der Finnen, Lappen, Wotjaken, Tscheremissen, Ostjaken und Samojeden ungemein reichen Inhalts geben. Wir können nur wünschen, dass sich ein Übersetzer finde, der für uns die Schätze dieses Werkes zugänglich mache.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 26. Oktober 1894. Herr Privatdozent Dr. R. M. Meyer spricht über Berlinische Legenden. Sie knüpfen sich 1. an Denkmäler. So an das Standbild des Grossen Kurfürsten, Blüchers, Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten, an die Viktoria auf dem Brandenburger Thore und die Granitschale im Lustgarten. 2. An Hausmarken: an den sogenannten Neidkopf in der Heiligengeiststrasse, an den Mann mit dem Thor in der Wallstrasse. 3. Entstanden Legenden oder Anekdoten aus falschen Namendeutungen, wie bei der Link- und Lützow- (richtiger Lietzow-) Strasse. 4. Hefteten sie sich an bekannte Persönlichkeiten, namentlich aus und seit der Zeit Friedrich Wilhelms III., wobei mitunter ältere und auch anderwärts verbreitete Nachreden und Aberglauben erneut wurden. Madame Dutitre, Alex. von Humbold, Neander, Dove, Wrangel u. a. spielen hierbei eine Rolle. Herr Geheimrat Friedel gab Nachträge, machte auch auf die Sammlung der märkischen Hauszeichen im Märkischen Provinzialmuseum aufmerksam. Herr Geheimrat Dr. Weinhold handelte sodann über die Rê- oder Totenbretter, ihre Beschaffenheit und geographische Verbreitung. Es darf hierfür auf den 4. Band unserer Zeitschrift, S. 463 f. verwiesen werden. Herr Prof. Dr. Roediger gab Nachricht von eigentümlichen Schutzdächern für Getreidevorräte, Wagen und Geräte, die er in Allermöhe und Reitbrook an der Elbe oberhalb von Hamburg gesehen. Sie lassen sich mit einem aufgespannten Regenschirm vergleichen, der nicht nur in der Mitte, sondern auch am Rande gestützt ist. Über ein Vorkommen an anderen Orten liess sich nichts ermitteln.

Freitag, den 23. November 1894. Herr Prof. Dr. Rud. Lange handelt über Lokalbräuche und Lokalfeste in Japan. Er benutzte dabei namentlich volkskundliche Zeitschriften, die in japanischer Sprache erscheinen und die es sich zur Aufgabe machen, das nationale Volkstum zu fixieren, ehe es von den vordringenden europäischen Sitten vernichtet ist. Immerhin hängt das Volk an seinen alten Bräuchen und Festen noch mit Zähigkeit, wozu eine deutliche Liebe zu Aufzügen und Feiern beitragen mag. Der Vortragende schilderte eine ganze Reihe, kam auch auf den Werberaub der Japaner, Hochzeitsgebräuche, den Aberglauben vom Zusammenhange gewisser Familien mit Tieren (Fuchs, Hund) zu sprechen. Zum Schlusse erläuterte er die mehrere Meter lange Kopie eines altjapanischen Festzuges. Herr Bankier Alex. Meyer Cohn berichtet über die galizische Landesausstellung in Lemberg, eine grosse Zahl von Photographieen vorlegend. Man konnte die ganze Ausstellung als eine volkskundliche bezeichnen. Sie überraschte durch die Fülle einheimischen, dem Lande eigentümlichen Materials, wenn man damit z. B. die winzigen Reste vergleicht, die der Thüringer Waldverein trotz aller Mühe für die Erfurter Ausstellung hatte zusammenbringen können. Die eigentliche ethnographische Abteilung bestand aus einer Gruppe von Häusern mit Edelhof und Kirche, letztere so ganz aus Holz hergestellt, dass selbst metallene Nagel und dergleichen vermieden waren. Die Ausstellung umfasste alle Erzeugnisse des Landes, sogar die Gebäcke. Belebt war sie durch Gruppen von Landesbewohnern, die ständig in ihr verblieben, und die ergänzt wurden durch die höchst manigfachen Typen der ländlichen Besucher.

Freitag, den 28. Dezember 1894. Herr Sanitätsrat Dr. M. Bartels spricht über Krankheitsbeschwörungen. Der Vortrag ist in erweiterter Form oben S. 1

bis 40 gedruckt. Herr Professor Rud. Lange beendet seine Mitteilungen über japanische Lokalfeste und Lokalbräuche. Brückenweihen durch Hinübergehen einer Familie von möglichst vielen Generationen. Feste des Wegegottes, Teufelsfeste, das Rinderfest in einem alten Tempel, während dessen es nie regnen soll, das Fest des Drachengottes, der Wolken und Regen erzeugt, kommen zur Sprache. — Bei der Vorstandswahl wird auf Antrag des Herrn Oberlehrers Dr. Lübke durch Zuruf der bisherige Vorstand auch für das Jahr 1895 eingesetzt.

Max Roediger.

Zugabe.

Zur süddeutschen Namenskunde.

In Steiermark haben sich feste Beinamen, die man als erbliche Familiennamen auffassen kann, schon gegen Ende des 13. und im 14. Jahrhundert selbst in kleinen Städten und unter den Bauern festgesetzt. Ich gebe einige Belege aus obersteirischen, meist Leobener Urkunden, die ich vor Jahren im Joanneums-Archiv durchsah.

1298. Leoben: Fridrich Haller, Heinrich Stôzel, Heinrich Muntvol, Chunrat Vogel, Otto Hevsnabel, Vngefugel, Hainrich Mûlner.

1330. Leoben: Jacob Frûhstuchel, Nicla Judenhaubpt, Wulfinch der Haerb, Rapot der Pônstadel.

1345. Admont. Nicla der Gugell. Nikla der Lâner. Paul der Mosinger (Landleute).

1358. Leoben: Dominik vnd Hainrich Glesein, Otten svn von Edling, paid purger zu Lewben.

1363. Leoben: Chvnigunt Dietleins des Spiez wittyb. Vellein der Lercher.

1370. Hartberg: Agnes die Englin. Hans der Mörl pfarrer. Merichlein der Slaher richter.

Ungemein reich an Namen von bäuerlichen Holden ist die grosse Teilungsurkunde der Brüder Ott, Jakob und Wulfing v. Stubenberg, vom 23. April 1390. Es überwiegen hier die Beinamen, die von der Lage des Hofes genommen sind, z. B.:

Michel an der ôd, Wulfing am puchl, Chunrat am graben, Peter an der haide, Wulfing am feld, Hainrich im slag, Chunrat im filezmoss, Chunrat in der grueben, Andre am wisenthof, Lewpold am rigel, Maister am rewt, Giessink im dorf, Guetmann in der awen, Heinzel am hawgenperg, Herman im chlachl, Jekl im dorfllein, Vedl an der mul, Vll in der alben, Chuncz an der gassen, Chuncz pawr in der aynot, Ottel vnder der linden, Ottl im pach, Dietrich in der swarczalben, Ottl an der stikchl, Vlrich am aichperg, Chunigund am stain, Hainrich am chogel, Lewtold am ort, Vll vnderm holcz, Chunrat an der leitten, Ludweig an der hinderleitten, Eberhart an der svnleitten, der Goldl am mittergraben, Lewpold am swaighof, Seyfrid bey der pirchen, Hainzel am hiershof, Perman in der lakchen, Chunz auf der wisen, Perchtold an der schutt, Lewtold am lchen, Hainrich am schergenhof, Ekhart am hart, Ruedl am puech.

Allein es kommen auch Beinamen vor, die für erblich gewordene Geschlechtsnamen zu nehmen sind:

Haidung der pucheler, die Himelpachin, Chunrat amptman, Ortl faist, Chunrat chuerssner, Vlrich Toppler, der Geyr, Ottel der Stainpach, Jekel christaner, Vlrich hager, Vll awer, Vll plewmair, Hainczl Glukch, Wulfing Costh, der Selczsam, Hainrich lanczing, Vll Snabel, Vlrich Chlachel, Vlr. has, Fridl Reinisch, Hainrich der ayrer, Ottl hasauf, Dietrich grasser, Hainczl czedler am steg, Chunrat swaiger im wolfspach, Vll chuning, Peter riser, Ottl perrner, Jekl cholross, Hainczl chueczagl, Chuncz piligreim, Hainrich meissner, der schrimph, Herman chaiser, Wulfing chrannester, Chunczl vingerhuet, Lewpold pair, Herman Vnger, Wulfing fruewnt, hainczl der menschein, Lewtl menschein, Jekl atakchr, Dyemut atakcherin, Dietrich swentenpein, Wolfl herdegen, Herman dawcher, Greiml pinkenschrot, Dietrich posch, Rudolf Eysnein, Lewpold swarcz, herman flekch, Vll Rawchman, Hainrich Gozzler.

In Salzburg waren, wie sich aus Zillner, Geschichte der Stadt Salzburg 1, 415 (Salzburg 1885) ergiebt, um 1400 unter der Bürgerschaft erbliche Familiennamen durchaus Brauch. Anziehend sind in den einzelnen Zünften charakteristische, bedeutsame Geschlechtnamen. Dr. Zillner hat zusammengestellt:

Die Bäcker: Fruo vom nest, Urkauf, Semler, Suespeckh, Schuspeck, Hüebl, Sterzl, Garber.

Die Rotschmiede: Keilhau, Schwingenschlägl, Peugnzain, Schlag in den kessel, Praunseysen, Stürznkessel, Velseysen, Schwingenhammer, Segenseysen, Ringseysen.

Die Kupferschmiede: Marchschlager, Warmschlager, Eisencholb.

Die Fassbinder: Stubenvol, Crafftmayr, Vollnhals, Singhammer, Balleis.

Die Zimmerleute: Schrott, Stützenpruckl, Schnaidmann, Klampffrer, Swinginmuet.

Die Metzger: Sengsbratl, Trenkskalb, Lunglschmid, Kälbl, Weisshappl (-häuptl), Pankmaister.

K. Weinhold.

Die
WEBER ZENZE
aus GOSSENSASS

Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen.

Von **Karl Weinhold.**

Die deutschen Nixensagen, wie unsere Sammlungen sie überliefern, lassen die Grundvorstellungen des germanischen Heidentums von diesen weiblichen Wassergeistern, sowie die Veränderungen, die darin im Laufe der Zeit geschahen, sehr gut erkennen. Im allgemeinen erscheinen die Nixen der Flüsse und Landseen in der Volksvorstellung als wohlgebildete, den menschlichen Frauen durchaus gleiche Wesen, mit langem Haar gleich diesen; auch kommen sie in gewöhnlicher Kleidung unter die Menschen und verraten nur am nassen Saum des Rockes oder der Schürze ihre Herkunft, wenn sie auf den Märkten oder bei den Tänzen in Dörfern oder Städten sich einfinden. Zuweilen sind sie auch kenntlich durch die Augen (Köhler, Volksbrauch im Voigtlande, S. 474); denn die Augen sind an göttlichen Wesen, die ihre Gestalt ändern, nicht wandelbar. Sie lieben, wie alle elbischen Geister, Gesang und Tanz, man hört sie zuweilen wunderbar singen, und an den Ufern der Wasser sind ihre Reigen von den Menschen oft belauscht worden. Dabei verlieben sich die Jünglinge nicht selten in sie, noch mehr aber knüpft sich solche Liebschaft auf den Tanzplätzen der Dörfer, meist mit tragischem Ausgang: denn wenn der Bursche seine Tänzerin heimgeleiten will und er sie plötzlich im Wasser verschwinden sieht, erschrickt er so, dass er in drei Tagen stirbt (Gödsche, Schlesischer Sagenschatz, S. 90). Öfter aber zieht die Nixe ihn mit hinab in das Wasserhaus, und er muss nun immer bei ihr bleiben oder kommt erst nach Jahren zu den Seinen zurück. Die Kinder solcher Verbindungen folgen der Mutter und sind Wassergeister.[1])

Gewöhnlicher aber erzählt die Sage vom Unheil, das über die Nixe kommt, wenn sie von dem Tanze und dem Geliebten sich nicht trennen kann und die Stunde versäumt, welche die Ihren für die Rückkehr bestimmten. Dann sieht der Bursche, der sie bis zu dem Wasser geleitete, einen Blutstrahl aufsteigen und erfährt damit den Tod der Geliebten.

1) J. Grimm, Deutsche Mythol., S. 462, Ausg. 2 hat aus Holbergs Melampus 3, 7 den dänischen Aberglauben ausgehoben, dass ein auf See von einem Fischerpaare erzeugtes Kind als Seejungfer (havfru) geboren wird.

Zuweilen sieht man die Wasserjungfern ihre Wäsche auf den Bach- oder Seewiesen bleichen oder trocknen. Sie ist blendend weiss.

Im Gegensatze zu dem menschenfeindlichen Wassermann gelten die Wasserfrauen nach den Sagen meist als freundlich, wie das Erzählte schon beweist. Doch zeigt sich ihre älteste wilde Natur, die aus der unheimlichen, oft verderblichen Gewalt der tiefen Wasser entspringt, in der Nachstellung nach dem Leben derer, die den Flüssen oder Teichen nahen; bei den Meerfrauen auch in den Gefahren, worein sie die Schiffer bringen.

Die prophetischen Gaben der Wasserfrauen hat die jüngere Volkssage nur in soweit im Gedächtnis, als ihr Erscheinen anderes Wetter, meist Sturm, verkünden soll. Über die leibliche Bildung der deutschen Nixen seien noch Bemerkungen gestattet.

Die Sage lässt sie in zwei Gestalten sich zeigen: 1. in ganz menschlicher Form, 2. von oben Weib, unten vom Nabel ab geschuppter Fisch mit Schwanzflossen. In der Volksüberlieferung mischen sich beide Bilder, so dass die Nixe, die eben als Weibesbild geschildert ist, gleich nachher als Jungfer mit Fischende erscheint (z. B. die Sage in Mones Anzeiger VIII, 178); oder dass die Wasserjungfer z. B. der Leine in der einen Sage ganz menschengleich (Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen No. 83), in der anderen als halb Mensch, halb Fisch (No. 92) beschrieben wird. In der einen Gegend von Pommern stellt man sich die Seejungfern als Mischgestalten, in der anderen ganz menschlich vor (U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 141). In der Oberpfalz scheidet das Volk die Halbgestalten als Meerfräulein (Mirfräl) von den weibergleichen Wasserfräulein (Wasserfräl: Schönwerth aus der Oberpfalz 2, 190), und weiss, dass die Meerfräulein jeden siebenten Tag ganz menschlich werden können.[1]) Es scheint dies also eine zeitweise Entzauberung zu bedeuten.

Es liegt sehr nahe, bei unseren fischschwänzigen Nixen an die Meerweiber des ausgehenden Altertums zu denken[2]), bei denen neben der Zusammensetzung halb Mensch, halb Vogel (mit Flügeln und Klauen) bekanntlich die von halb Mensch, halb Fisch hervortritt und immer mehr von den bildenden Künstlern angenommen ward. Seit dem 10. Jahrhundert sah das deutsche Volk an den Säulenkapitälen, an Friesen und Portalen diese fischgeschwänzten Sirenen und Meerwunder, und das dauerte durch die romanische und gotische Stylperiode und die Renaissancezeit bis heute fort. Am Sebaldusgrabe in Nürnberg stellte Peter Vischer die Leuchterträgerinnen der vier Eckpfeiler als zierliche, geflügelte Jungfrauen mit Vogelbeinen und Vogelschwanz dar; andere Nürnberger Meister aber bildeten

1 Die Niederlausitzer Wenden glauben, dass die Wasserjungfern in der Mittagsstunde Menschengestalt annehmen, sonst sind sie anders gestaltet (meist oben Mensch, unten Fisch), den Menschen feindlich und wild gefrässig: v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche, S. 128 f.

2) Piper, Mythologie der christlichen Kunst 1, 377—393 (Sirenen).

sie als Mädchen mit Fischschwanz, gerade auch zum Dienst als Kerzenträgerinnen, aber in der Schwebe gedacht (die bekannten, für sogenannte altdeutsche Zimmer nachgeahmten Lichtelweibel). Auch als Schiffsbild war diese Fischjungfrau beliebt geworden und sie musste bei den Seefahrern und Fischern auf die phantastische Vorstellung von den Meerweibern einwirken.

Dennoch lässt sich fragen, ob sich diese Phantasiegestalt nicht auch unabhängig von der Fremde bei den Deutschen und Skandinaviern erzeugen konnte. Eines der Tierbilder für die Wasserdämonen ist der Fisch: norddeutsche Sagen und Märchen erzählen von dem Wassermann oder Nix als Fisch.[1]) Eine Annäherung an menschliche Bildung ist, wenn der Nickelmann halb Mensch, halb Fisch erscheint und rohe Fische frisst, gleich der Fischotter (Kuhn-Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 197, 1).

So kann denn auch die Nixe als Fisch von der Phantasie des Volkes in früher Zeit vorgestellt worden sein; durch die gemischte Bildung, halb Fisch, halb Mensch, ging sie allmählich in die volle Mädchengestalt über. Vergleichen kann man dieser Gestaltenfolge die der Sirenen in der alten Kunst: zuerst als Vögel mit Mädchenkopf, dann als Mädchen mit Vogelfüssen gebildet, erschienen sie endlich ohne jede tierische Gliedmassen.[2])

Das christliche Volk hatte zu den Wesen des alten Heidenglaubens allmählich ein eigentümliches Verhältnis bekommen. Wie die Priester ihm sagten, waren es Unholde und Teufel, mächtig genug, um Leib und Seele zu verderben, aber durch festen Glauben und die kirchlichen Segenmittel vermochte man ihnen zu widerstehen. Mehr und mehr wurden sie im Zeitlaufe machtloser. Sie sanken zu unseligen, verfluchten oder verzauberten Geistern herab, die nach Erlösung verlangten und durch berufene Menschen erlöst werden konnten. So die weissen Frauen der Berge und Burgen, die letzten Nachfolgerinnen der in den Wolken verschlossenen Erdgöttin, und so auch die Wassergeister. J. Grimm hat in der deutschen Mythologie, 2. Ausg., S. 461, die rührenden schwedischen und dänischen Sagen vom Neck berührt, der bitterlich weint, wenn ihm Menschen zurufen, er dürfe auf keine Erlösung und Auferstehung hoffen.

So begehren denn auch die Seefräulein der schwäbischen Sage[3]) die Erlösung und erlangen sie, wenn die dazu bestimmten Menschen das Werk nicht verderben. Es ist nun begreiflich, dass sich der Glaube bildete, diese Wasserwesen seien nur durch Verwünschung in ihren Zustand ge-

1) Grimm, Deutsche Sagen No. 54. Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen No. 86 bis 88, 90 und Anm. Grimm, Kinder- und Hausmärchen No. 19. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen, S. 270. 274. Gander, Niederlausitzer Volkssagen No. 151. 152. Die ahd. Glosse crocodillus nichus Graff, Ahd. Sprachsch. II, 1018 f. beweist auch die alte Vorstellung des Wassermanns als Wassertier.

2) So stellt sich auch der neugriechische Volksglaube die Neraïden in voller weiblicher Schönheit dar; nur selten werden ihnen Beine oder Füsse von Ziegen oder Eseln angedichtet: Bernh. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen 1, 105.

3) E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, S. 68.

kommen, sie seien eigentlich Menschen, die verzaubert wurden, und von denen der Zauber genommen werden könne. In Mönkgut auf Rügen gelten die Seejungfern für verwünschte Prinzessinnen.[1]) Das Brunnenfräulein in der oberpfälzischen Melusinensage (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 2, 194) hat ihre Mutter dazu verflucht. Und auch die schlesischen Sagen, die ich näher behandeln will[2]), beruhen auf dem Gedanken von Fluch und Lösung.

Der schlesische Name der Wasserjungfer ist Lisse oder Wasserlisse: durch die in mehreren Gegenden (nördlich vom Zobten, auch in Breslau) auftretetende Wortform Lixe führt sich Lisse ohne weiteres auf Nixe zurück durch den Wechsel von l und n, der auch sonst im schlesischen Dialekt an- und inlautend vorkommt, ganz entsprechend dem Tausche der Laute in lympha und nympha. Das ss in Lisse ist durch Assimilation aus chs entstanden.

Die erste jener Sagen lautet:

Eine Magd aus Neudorf (bei Reichenbach in Schl.) ist einmal an den grossen Teich gegangen, um Schilf zu sicheln. Da hört sie ganz in ihrer Nähe ein Kind schreien, und wie sie dem Weinen nachgeht, kommt sie zu einer grossen Kröte. Die spricht nun zu der Magd, sie solle sich nicht fürchten und näher zu ihr kommen, sie werde ihr nichts thun, und dann bittet die Kröte, die Magd möge am anderen Morgen wieder an denselben Ort kommen. Die thut es auch, und da war aus der Kröte eine Wasserlisse geworden, die war oben wie ein Mädchen, aber unten hatte sie einen Fischschwanz. Da schlug die Lisse mit einer Rute in das Wasser und bat die Magd, mit ihr zu gehen, und es war ganz trocken, wo sie gingen. Sie kamen nun in eine schöne Stube, da kriegte die Magd gut Essen und Trinken, soviel sie mochte, und beim Fortgehen bat die Lisse, sie möchte noch dreimal wieder kommen. Das hat sie auch gethan, und beim dritten Male stand anstatt der Wasserlisse ein schönes Mädchen da, das dankte der Magd gar vielmal dafür, dass sie es erlöst habe und erzählte, es sei die verwünschte Tochter vom herrschaftlichem Hofe. Dann hat es der Magd die Schürze mit frischem Schilf voll geschüttet und hat Abschied genommen und ist zu den Eltern aufs Schloss gegangen: da hat es noch ein paar Jahre gelebt. Das Schilf aber war zu Gold geworden, und da hat die Magd gleich ihren Dienst aufgesagt.

Die Nixe erscheint hier zuerst dem Mädchen als Kröte. Auch in einer Lechthaler und in einer schwäbischen Sage nimmt die Wasserfrau Krötengestalt an[3]): nach der Vorstellung der Niederlausitzer Wenden zeigt sich

1) U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 142.

2) Ich habe dieselben schon in meinem Buche: Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, Wien 1851, S. 46 mitgeteilt. In der zweiten Auflage (1882) wurden sie nicht wiederholt. Eine Bauersfrau aus Neudorf Kr. Reichenbach erzählte sie 1846 einer meiner Schwestern.

3) Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. A., No. 328 und Anm., und E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, S. 69.

der Nix gern als Frosch, źaba (v. Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 128).[1]) Doch kommt für unsere schlesische Sage, in der die Nixe ein verzaubertes Menschenkind ist, auch die Wandlung der armen Seelen zu Kröten in Betracht. Gleich der Schlange ist die Kröte ein unterirdisches Wesen. Tiroler Sagen wissen von den armen Seelen in Krötengestalt oft rührend zu erzählen, auch wie aus der Kröte nach der Erlösung eine schöne Jungfrau wird.[2])

Das erlöste Mädchen vom Neudorfer Schlosse wird nicht alt: Menschen, die in das Über- oder Unterirdische entrückt waren, sterben nach ihrer Heimkehr entweder gleich oder in kurzer Zeit.

Die zweite Geschichte lautet also:

Es war einmal in Langseifersdorf ein Junge, der ging zu dem neuen Teiche, und da war eine Wasserlisse, die sprach zu ihm, er solle mit ihr gehen. Da gingen sie denn in den Teich hinein und kamen in ein schönes grosses Haus. Der Junge musste in der einen Stube bleiben, und die Lisse sagte ihm, er solle ihr beileibe nicht nachkommen. Der Junge aber war neugierig und lief ihr doch nach. Da sass die Lisse in der Kammer in einer Wanne und badete sich: sie war aber halb Mensch, halb Fisch und schrie laut auf und jammerte, dass sie nun nimmer erlöst werden könne.

Hernach ist eine andere Wasserlisse gekommen und hat den Jungen auf den Boden hinauf geführt und ihm auch gesagt, er solle da warten und hat ihm strenge verboten, ihr nachzulaufen. Sie stieg eine Stiege höher, der Junge aber lief ihr bald nach. Da stand die Lisse und schrie vor Freuden auf: sie gab ihm drei Ohrfeigen, und da war der Junge augenblicklich in eine Wasserlisse verwandelt. Sie aber war nun erlöst.

In dieser Geschichte sind zwei ganz verschiedene Nixensagen mit einander verknüpft: das Gefühl, die Ungezogenheit des Bengels der ersten müsse bestraft werden, war der Grund dazu.

Die erste Sage finden wir für sich am böhmischen Erzgebirge[3]):

Neben dem Eisenberger Walde am Erzgebirge liegt ein kleiner Teich, der Haderwiesteich. Vor Zeiten kam die Seebergjungfer oft herab, um sich in dem Teiche zu baden, sie war halb Fisch und halb Mensch. Einstmals war ein Hütbub auf der Wiese, da stund sie plötzlich vor ihm und fragte, ob er sie erlösen wolle, sie werde ihm dann soviel Geld geben, dass er die Haderwiese kaufen könne. Der Junge war damit zufrieden.

1) Mein Vater, der mehrere Jahre seiner Kindheit bei seinem Grossvater Fr. Th. Lademann in dem damals wendischen Madlow bei Kotbus verlebte, erzählte uns, wie die wendische Hausmagd ihn vor dem Gange zur Spree mit den Worten zu warnen pflegte: Karlchen, geh nich wosserku, wosserku źabka, źabka norschku beiss.

2) I. Zingerle bei J. W. Wolf, Zeitschrift für d. Mythol. 1, 7—18, 2. Anm. und Sagen aus Tirol, S. 196—198.

3) Bei Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, S. 197; daraus entlehnt von V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 143.

Hierauf sagte sie ihm, er solle nun fortgehen und nicht eher wiederkommen, bis sie ihm winken werde. Wenn er aber ohne Erlaubnis komme, solle es ihm nicht gut gehen. Der Hütbube lief darauf eiligst weg zu seinem Vieh, und indessen badete sich die Seebergjungfer im Teiche. Als sie fertig war, winkte sie dem Jungen. Der kam zwar, aber er schimpfte sie und warf mit Steinen nach ihr. Da kehrte sie weinend nach dem Seeberg zurück, und in der nächsten Nacht hörte man sie hinab bis Bartelsdorf jammern und weinen.

Die Grundzüge der Sage gleichen denen der schlesischen. Wir dürfen aber diese auf eine weit ältere Gestalt zurückbringen, wie schon Adalbert Kuhn (Westfälische Sagen 1. 81) für unsere schlesische Geschichte vermutet hat. Darnach würde der Junge auf einen Geliebten der Nixe zurückweisen, der gegen das Verbot sie in ihrer wahren Gestalt schaute, worauf sie für immer von ihm getrennt ward. Es ist das Motiv der Melusinensage, die sich in Schlesien an das Zeiskenschloss oder Czeschhaus, eine zwischen Fürstenstein und Adelsbach gelegene Burgruine, geknüpft findet.[1])

Von dem zweiten Teile unserer Doppelsage müssen wir die Nebenschösslinge abschneiden. Als Kern bleibt: ein Mann thut gegen eine dämonische Frau etwas, das ihm verboten ist, und wird dafür verzaubert. In unserer Sage beruht die Schuld auf der Wiederholung des Ungehorsams, der Mensch soll die Nixe nicht im Bade belauschen. Die Strafe durch Ohrfeigen ist zugleich ein Mittel der Verwandlung, wie auch die griechischen Märchen bei v. Hahn, Griech. und albanesische Märchen No. 25 und bei Bernh. Schmidt, Griech. Sagen, Märchen und Volkslieder No. 15. 24 lehren. Der Junge wird zum Weibe, und weil nun das Erlösungsverlangen der Wassergeister hineingetragen ist, zur Nixe, während die Nixe erlöst wird.

Beweise für die mythische Strafe der Verwandlung des Geschlechts sind zur Hand.

Eine neugriechische Sage von Nord-Euboea[2]) berichtet, dass eine Neraïde einen Mann, der ihrer Schwester sein Wort nicht gehalten hatte, verflucht: „Wenn du ein Mann bist, so sollst du eine Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden.“ Und so geschah es.

Antoninus liberalis berichtet im 17. Cap. seiner Metamorphos. synagoge[3]) nach Nikander von der Verwandlung des Kreters Siproites in ein Weib, als dieser auf der Jagd die badende Artemis erblickte. Nahe liegt natürlich die Erinnerung an Aktaion, der in einen Hirsch verwandelt ward, als er auf der Jagd — es war nach Ovids Metamorph. III, 144 f. in der Mittagstunde — die nackte Göttin im Bade schaute.

1) Das ergiebt sich trotz aller Verballhornung aus der Erzählung bei Gödsche, Schlesischer Sagenschatz, S. 319.

2) v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen I, No. 58.

3) Mythographoi. Scriptores poeticae historiae graeci ed. A. Westermann, S. 217 f.

Nach diesen Parallelen dürfen wir behaupten, dass der Junge im zweiten Teile der schlesischen Doppelsage gleich dem ersten die Nixe im Bade sah und deshalb in ein Mädchen verwandelt ward. Unsere Sage ist daher von grossem mythologischem Werte, und ich weiss ihr aus dem deutschen Mythenschatz nichts entsprechendes zur Seite zu stellen. Nur vermuten will ich, dass der Beiname die Nixe, welcher von L. Uhland an schwäbischen Rittern des 13. und 14. Jahrhunderts nachgewiesen ward, und der sich im 14. Jahrhundert als fester Geschlechtsname findet[1]), auf eine ähnliche Sage zurückgehe.

Nach westfälischem Aberglauben wird ein Mädchen zum Knaben, wenn es unter einem Regenbogen durchlauft, gleich der wilden Johanne in Gravenhorst bei Münster.[2])

In Nordgermanien begegnet im Mittelalter der Geschlechtswechsel freilich in dem Volksglauben häufiger. Männern wird vorgeworfen, ein Weib gewesen und sogar geboren zu haben. So schilt im ersten Helgiliede (Str. 37—39. 43) Sinfjotli in gräulichem Gezänk den Gudmund, dass er eine Hexe (volva) und lüstern nach ihm, dem Sinfjotli gewesen; ferner, dass er eine Walkürie war und die Einherjar, die seligen Odinskämpen, zu eifersüchtigem Kampfe verführte, und er erfrecht sich selbst zu rühmen, mit dem Gudmund neun Wölfe gezeugt zu haben. Gudmund dagegen beschuldigt den Sinfjotli, dass er einst eine Stute gewesen sei.

In der Lokasenna wirft Odin dem Loki vor, in der Unterwelt acht Winter als Weib gelebt und Kinder geboren zu haben (Lokas. 23, zum Teil 33 wiederholt). Loki verwandelte sich nach der Gylfaginning C. 43 in ein Weib (brá ser í konu), als er Frigg das Geheimnis der verwundbaren Stelle an Baldrs Leibe entlocken wollte und zeugte, in eine Stute sich wandelnd, mit Svadilfari, dem Hengste des Riesen, das achtfüssige Ross Odins, den Sleipnir (Gylfaginning C. 42).

Aber nicht bloss in den mythischen Liedern, auch in den Sagas begegnen wir solchen Schelten. Im erbitterten Rechtsstreit spricht Flosi Thordarson zu seinem Gegner Skarphedinn, Njáls Sohn, man wisse nicht, ob dessen Vater ein Mann oder ein Weib sei, was den Skarphedinn zu den Worten reizt, nach dem Gerücht sei Flosi der Geliebte des Svínfellsáss und werde durch diesen jede neunte Nacht in ein Weib verwandelt (Njálss. C. 124). Das muss eine auch in Norwegen verbreitete böse Nachrede gewesen sein. In den Gulathingslog C. 138[3]) wird Friedlosigkeit darauf gelegt, wenn jemand überführt wird, dass er von einem gesagt habe, er sei jede neunte Nacht ein Weib und habe Kinder geboren.

In der Kristnissaga C. 4 wird erzählt, dass auf dem Dinge, wo Thorwald Kodransson den aus Deutschland mitgebrachten Bischof Friedrich zur

1) Germania von Frz. Pfeiffer 1, 311.

2) Colshorn, Märchen und Sagen. Hannover 1854. No. 54.

3) Dazu Gulathingsl. C. 196 und Frostathingsl. X, 35.

Predigt des Christentums aufforderte, Hedin, ein vornehmer Mann aus Svalbard sich dem widersetzte und anwesende Skalden anreizte, Scheltlieder auf Thorwald und den Bischof zu machen. Darin hiess es: „Neun Kinder hat geboren der Bischof, Thorwald ist der Vater von allen.“ Thorwald schlug dafür sofort zwei Männer tot.[1])

Es sind scheussliche Lästerungen, die hier erschallen, aber sie fanden ihre Stütze in uraltem Aberglauben.

Durch Fluch und Zauberei galt es in unserem Heidenthume für möglich, dass ein Mann ein Weib werden könne; vornehmlich die oberen Gottheiten vermochten diese Verwandelung zu verhängen, aber auch die unteren waren mächtig genug dazu. Bestätigung giebt die Vergleichung griechischer und indischer Überlieferungen.

Am bekanntesten ist das Beispiel des Teiresias, der aus einem Manne ein Weib und später wieder vom Weibe ein Mann ward, zur Strafe dafür, wie Hesiod zuerst berichtet hat, dass er auf dem Kithäron oder dem Kyllene, also auf geheiligtem Boden, ein Schlangenpaar in der Begattung störte. In Thessalien erzählte man von Kainis, des Atrax Tochter, die Poseidon, der sie liebte, in den unverwundbaren Lapithen Kaineus verwandelte. Die Phaistier auf Kreta feierten die durch Leto bewirkte Verwandelung der Tochter der Galateia in den Knaben Leukippos durch das der Phytia Leto gewidmete Fest der *Ἐκδύσια* (Antonin. liber. Metamorphos. synag. c. 17). In seinem Dialoge vom Haushahn verwendet Lukian von Samosata den Geschlechtstausch in seinem Spott gegen die Pythagoräische Seelenwanderung.

In den altindischen Geschichten kommt die Fabel vom Geschlechtswechsel häufig vor. Das älteste Beispiel findet sich nach A. Weber (Episches im vedischen Ritual S. 35[2])) bei Çaunaka (bṛihadd. 6, 40) in der Legende von dem Könige Âsaṅgâ, der zum Weibe verwandelt, durch einen ṛishi in Folge der Frömmigkeit der Gattin das männliche Geschlecht wieder erhielt. Die Verwandelungen treten gewöhnlich ein während eines Bades oder durch einen Trunk (so in den Geschichten des Sindabadkreises) oder beim Aufenthalt an gefeiten Orten, so in dem Walde des Siva, worin jeder Mann zum Weibe werden muss. Zuweilen wechselt das Geschlecht monatlich; so erzählt das Siva-Purana vom Purûvaras, dass er durch den Fluch der Parvatī einen Monat Mann, den anderen Weib sein musste.[3]) Auch kommt vor, dass ein Geschlechtswechsel nach der Wiedergeburt sich vollzieht, so nach dem Mahâbhârata an der Amba, der Tochter des Königs von Kâçi (Benfey a. a. O. S. 42 f.).

In sehr vielen der angeführten Beispiele erfolgt die Geschlechtswandlung, wenigstens die des Mannes in ein Mädchen oder Weib, als

1) Vgl. auch Thorsteins thättr Siduhallssonar C. 3.

2) Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaft 1891, No. 38.

3) Über die Geschlechtsfabeln Benfey, Pantschatantra 1, 41—52.

Strafe eines überirdischen Wesens: man denke an Aktaion, Siproites, Teiresias, an die indischen Geschichten und die schlesische Nixensage. Es ist eine Erniedrigung der Natur, denn, so ungalant es klingt, das Weib gilt als zweite Klasse des Menschen.

Die Möglichkeit des Geschlechtswechsels[1]) musste einer Kulturperiode, welche göttliche Zwitterwesen schuf und an Gestaltenwechsel, namentlich Tierverwandlungen, fest glaubte, unbedenklich erscheinen.

In einer gewissen Beziehung steht zu dem körperlichen Geschlechtwechsel der äusserliche, der Kleidertausch von Mann und Weib.

Ich meine hier nicht die romanhafte Verkleidung, die oft als List vorgenommen worden ist. So, wenn Odin die Göttin Rinda (Rindr) berückt und bewältigt durch die Verkleidung als heilkundiges Weib (Saxo Grammat. hist. dan. I, S. 128, Müller). Oder, wenn sich Hugdieterich in der Maske einer kunstreichen Stickerin zu der im Thurm versperrten Prinzess von Salneck schleicht. Sondern ich denke an die Verkleidung von Männern als Weiber, auch von Weibern als Männer in Aufzügen bei gottesdienstlichen Festen, die zu dem Naturleben in nächster Beziehung stehen.

Beschränken wir uns dabei auf deutsche Landschaften, so lassen sie sich vom Mittelalter bis in die neuste Zeit verfolgen, von der Weihnacht bis Pfingsten; und auch an Hochzeiten waren sie üblich.

In der märkischen Grafschaft Ruppin ziehen in den Adventen im Gefolge des Schimmelreiters und des Christmanns als Weiber verkleidete Knechte mit geschwärzten Gesichtern umher, Feien genannt. Ebendort treten sie auch bei Hochzeiten auf und stören den feierlichen Kirchgang durch allerhand Possen.[2]) Bei Eberswalde erschienen solche verkleidete Männer am Abend des zweiten Hochzeittages, mit ihnen gewöhnlich der Erbsbär. Bei Templin kamen sie früher am dritten Hochzeittage, trieben Possen und tanzten mit der Braut.[3])

Eine Brandenburg-Kulmbachsche Polizeiverordnung von 1622 verbot die Fastnachtvermummungen, wobei die Frauen in Manns-, die Männer in Frauenkleidern sich verstellten (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 544). Ein Jahrhundert früher berichtet Joannes Boemus in seinen 1520 zuerst erschienenen Omnium gentium mores leges et ritus im 3. Buche von der fränkischen Fastnacht, wie die Leute allerlei Unfug mit Larven, Manns- und Weiberverkleidungen und geschwärzten Gesichtern treiben, was dann

1) Die zwölf Exempel, die Heinrich Kornmann in seinem Buche de miraculis virorum seu de varia natura, variis singularibus proprietatibus, affectionibus mirandisque virtutibus, facultatibus et signis hominum virorum liber novus et singularis, Francof. 1614 von der Wandlung einer Frau in einen Mann aus alter und neuer Zeit, namentlich aus Italien und Portugal gesammelt hat, sind ganz natürliche Fälle, wie sie auch aus neuster Zeit berichtet sind. Kornmann sagt ausdrücklich: nunquam vero mares viri in foeminas mutantur. Vgl. auch Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 362. 507.

2) A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, S. 346. 362.

3) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 433.

Seb. Franck in seinem Weltbuch (1534) wiederholt hat. Über ein Jahrhundert früher hatte schon Nicolaus von Jauer in seinem Tractatus de Superstitionibus (1412) die Kleidertausche der Geschlechter zu Fastnacht unter Beziehung auf Deuteronom. 22. 5 als schändliche Sitte verworfen.

Dieser Kleidertausch der Geschlechter ist namentlich bei den Mai- und Pfingstaufzügen Brauch gewesen: am frühesten, von 1224, ist er aus deutschen Landen für Lüttich bezeugt (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1. 377). Aus unserem Jahrhundert lässt er sich für Schwaben, Thüringen (zugleich mit Larven), die Altmark nachweisen.[1] Im Elsass sind diese Verkleidungen beim Feste der Weinlese üblich (Mannhardt a. a. O. 314).

Es sind uralte Gebräuche. Die Verkleidungen von Männern als Weiber und umgekehrt geschehen noch heute bei den Tänzen und Festspielen der Naturvölker, wie sie zusammen mit der Schwärzung der Gesichter, die auch bei den römischen Saturnalien vorkam, mit Larven und Verhüllungen in Tierfellen von dem Altertume her durch das Mittelalter hindurch, wie die Verbote der abendländischen Concilien beweisen, sich bis in die Gegenwart verfolgen lassen. Dramatische Scenen, Gesang und Musik begleiteten die gottesdienstlichen Auf- und Umzüge an den Jahresfesten, den Ernte- und Frühlingsfeiern. Die Vermummungen, zu denen die Verstellungen der Männer in Weiber, der Weiber in Männer gehören, sollten ursprünglich die der Gottheit sich nahenden nicht in ihrer wahren Gestalt vor die mächtigen Augen stellen, sie gewissermassen decken, und sollten auch feindliche Dämonen schrecken. Das hat Pfannenschmid (Germanische Erntefeste, S. 583) wenigstens zum Teil erkannt, während Mannhardts Deutung (Wald- und Feldkulte 1. 442. 546) dieser Verkleidung der Geschlechter aus übergrossem Liebesdrang im Frühling verfehlt ist.

Ein direktes Zeugnis giebt ein Corsischer Brauch. In Niolo auf Corsica gingen früher die Mädchen vom achten Jahre bis zur Verheiratung als Knaben verkleidet, nicht bloss zum Schutz gegen Nachstellungen der Männer, sondern auch zur Abwehr der Hexen (streghe).[2])

Den oben mitgeteilten Nixensagen aus der Gegend zwischen Eulengebirge und dem Zobten lasse ich eine Sage aus dem Glogauer Kreise folgen, die in Firmenichs Germaniens Völkerstimmen II. 334—339 in nordniederschlesischer Mundart sehr ausführlich vorgetragen ist. Ich bringe sie hier auf die Hauptzüge zurück.

Sie lässt sich an ein schlesisches Kinderspiel anknüpfen. In der Mitte des Kreises sitzt ein Mädchen, das die Wasserlisse vorstellt. Um sie tanzen

1 E. Meier, Sagen aus Schwaben 398. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1. 440. Kuhn, Märk. Sagen 327.

2 Revue des traditions populaires IX. 466.

in geschlossenem Ringelreihen die anderen Mädchen herum, indem sie sagen:

Wasserlisse zieh mich rein,
Schenk mir ein Gläsel Brantewein!

Die Lisse hascht dann ein Kind aus dem sich drehenden Reigen und dieses muss an ihrer statt Wasserlisse werden.[1])

Unsere Sage lautet:

Es waren einmal zwei arme Waisenmädchen, die Mutter musste als Magd ihr Brot suchen, und die Kinder hatten sich als Hütemädel zu einem geizigen Bauer vermietet. Es war ein dürrer Sommer, und die Kühe fanden bald nichts mehr auf der Weide. Sie magerten schrecklich ab, und der Bauer prügelte deshalb die Kinder täglich. Endlich zwang er sie, das Vieh zum Lissteiche zu treiben, wo es Gras genug hatte, denn alle Hirten mieden den Platz. Aus Furcht vor den Prügeln trieben die Mädel am nächsten Morgen richtig zu dem Teiche, und wie sie nun dort waren, da sangen sie, tælsch wie die Kinder sind, dèn Spielreim:

Wasserlisse zieh mich rein,
Wasserlisse zieh mich rein!

Da hören sie auf einmal vom Teiche her schön singen, und eine hübsche, vornehme Frau kommt mit einer Weidengerte auf sie zu. Die Mädel wollen zwar fortlaufen, aber sie können sich nicht von der Stelle rühren; die Lisse aber war sehr freundlich zu ihnen und fragte, was ihnen fehle, denn sie sah die rotgeweinten Augen. Die Mädel erzählten ihr alles, und da sagte die Wasserjungfer zu ihnen: „Kommt mit mir, ich will euch eine Weide weisen, wie sie in der ganzen Schlesing nicht schöner ist." Da gingen sie hinter der Lisse her und das Vieh hinterdrein, und die Lisse schlug mit der Weidengerte ins Wasser. Da lag ein breiter Viehweg da und eine schöne Wiese mit hohem Grase. Dort durfte das Vieh fressen, so viel es mochte; die Kinder aber führte die Wasserlisse in ein schmuckes Haus, wo sie schöne Kleider und gut zu essen und trinken kriegten, und andere Wasserjungfern thaten sie bedienen.

Wie nun die Zeit zum Eintreiben kam, wurden die Mädel wieder in ihre alten Klunkern gesteckt, und die Wasserlisse gab ihnen ein Weidenrutel in die Hand und sagte: „Wenn ihr dass ihr mit dem Rutel hinter den Kühen auf die Erde schlagt, dann seid ihr gleich dort, wo ich zuerst bei euch war. Hernach treibt ein, hebt aber das Zweigel gut auf, dass es nicht verdorrt. Thut es ins Wasser, denn wenn es dürre wird, werden auch die Kühe wieder dürre. Wollt ihr aber wieder zu mir kommen, so schlagt mit der Rute dort in den Teich, wo ich rein geschlagen habe, dann seid ihr gleich bei mir. Aber grün muss sie sein, sonst ist sie nichts nütze.

1) Ich kenne das Kinderspiel aus Reichenbach in Schl. — J. A. E. Köhler, Volksbrauch im Voigtlande, S. 184 beschreibt aus Reichenbach im Voigtlande ein verwandtes Spiel: Nix in der Grube. Vgl. auch Erk-Böhme, Liederhort III, No. 1891. 1893.

Das zweite Mal geht es aber nicht so wie heute. Dann kostet's ein Stückel von eurem Leibe. Freilich thut's nicht weh, und ihr kriegt schöne Dukaten dafür. Nu wir werden ja sehn, und nu geht in Gotts Namen!"

Hat der Bauer die Augen aufgerissen, da sie mit dem glatten, fetten Vieh heimkamen! Er peinigte sie bis aufs Blut, und da mussten sie alles erzählen. Die Mädel steckten nun das Zweigel in ein Töppel mit Wasser, aber der Bauer nahms in der Nacht heraus und legte es auf den Ofen, dass es am Morgen ganz verdorrt war, und da waren auch die Kühe wieder dürre, dass man alle Rippen sah. Da flennten die Mädel, und der Bauer fluchte und befahl ihnen, dass sie wieder zum Teiche trieben. Nu half eben keine Widerrede, und da sie dorthin kamen, mussten sie wieder die gute Wasserlisse rufen. Die kam auch, und es ging zuerst alles wieder wie gestern. Aber da sie heim wollten, sagte die Lisse: „Halt! heute gehts nicht so leicht fort. Jede von euch muss ein Glied vom kleinen Finger hergeben, oder ihr müsst Lissjungfern werden wie die hier, die euch bedient haben. Das sind alles Hütemädel gewesen, wie ihr seid." Da sagten die Kinder: „Nee! Lissjungfern mögen wir nicht sein, lieber wollen wir ein Fingerglied weniger haben", und da schnitt ihnen die Wasserlisse mit einer Scheere ein Glied ab, aber es that garnicht weh und heilte auch gleich, und der Nagel war auch wieder drauf. Aus jedem Blutstropfen war ein neuer Dukaten geworden und die durften sie alle mitnehmen. „So lange die Dukaten alle beisammen bleiben, sagte die Wasserjungfer, könnt ihr das Fingerglied wieder kriegen, wenn ihr sie auf einmal ins Flusswasser schmeisst. Aber dass keiner fehlt, und die gleichen müssen es sein, die ihr von mir gekriegt habt. Sonst fängt der Finger zu bluten an und blutet immerfort, und aus jedem Blutstropfen wird ein ganzer Zuber Wasser und das fängt zu wirbeln an und reisst alles weg. Vergesst das nicht, was ich euch jetzt gesagt habe und nun zieht ab in Gotts Namen."

Das Ding war gut. Sie kamen mit den sattgefressen Kühen heim zu ihrem Bauer, und der nahm ihnen gleich die Dukaten weg, und den anderen Tag jagte er sie wieder zum Lissteiche, und da gings eben wie den Tag zuvor, und die Lisse schnitt ihnen das zweite Fingerglied ab, und so kam es Tag für Tag, bis die armen Dinger nur noch den Daumen und den Spiessfinger an jeder Hand und nur noch die grosse Zehe und die zweite an jedem Fusse hatten. Der Bauer aber kriegte sein ganzes Beikästel in der Lade von Dukaten gepropft voll und wurde immer gieriger auf die gelben Gröschel. An einem Morgen prügelte er die Hütemädel selber zum Lissteiche, sie sollten sich nun die Ohren stückweise abschneiden lassen, er aber wollte selber einmal die Wasserjungfer sehen. In ihrer Angst schrieen da die Hütemädel: „Wasserlisse zieh uns nei!" Die kam auch, und wie der Bauer sie genug angegäult hatte, wollte er heimgehen. Aber er konnte nicht von der Stelle, und dann riss es ihn mit Gewalt ins Wasser nunter, immer hinter der Lisse her. Die hat ihn zuerst tüchtig

ausgemacht wegen seiner Unbarmherzigkeit und seines Geizes und gesagt: „Eigentlich müsste ich dir das Genicke brechen, aber ob dus auch nicht verdienst, ich will barmherzig sein. Strafe musst du aber kriegen und deine Finger und Zehen musst du hergeben, denn die Hütemädel müssen ihre wieder haben und da machen wir sie von Bauers seinen.“ Da kamen die Lissjungfern und schnitten dem Kerle von jeder Hand drei Finger und von jedem Fusse drei Zehen mit der Scheere runter und machten daraus den zwei Kindern ihre Hände und Füsse wieder ganz und heil. Aus den Blutstropfen kamen aber keine Dukaten, sondern bloss Tantusse (Rechenpfennige) und schmerzen thaten ihm die Sturzel auch tüchtig. Dann jagte die Wasserjungfer ihn fort, aber die Mädel behielt sie vor der Hand bei sich.

Da der Bauer nun heimkam, merkte er bald, dass er sich zu allererst ein paar Finger wieder verschaffen müsste, denn die brauchte er zu notwendig. Deswegen nahm er, obs ihm auch sauer ankam, ein paar von den Dukaten aus dem Beikästel, ging zur Bach und schmiss sie nein, wie ihm die Hütemädel gesagt hatten. Weil er aber nicht die rechte Zahl genommen, so fingen seine Finger von neuem zu bluten an, und da wurde aus jedem Tropfen Blut Wasser, ach so viel Wasser, einen ganzen Zuber voll, und das Wasser lief durch die Stube zu Thür und Fenstern hinaus, und es drehte sich im Rade als obs kochte, die Finger aber bluteten immer weiter und das Wasser wuchs immer höher, dass alle Sachen, Tische und Stühle und Bänke drinn rumschwammen und den Bauer ganz einmauerten. Da schrie der Kerl unsern Herrgott wohl um Hilfe an, doch der kam nicht, aber die grosse Säge kam angeschwommen und schnitt ihm in den Leib, und zuletzt sägte sie den Bauer mitten entzwei.

Nu, da war er tot. Dann verlief sich das Wasser, aber mit dem Wasser schwammen die Dukaten aus der Lade weg und zurück zu der Wasserlisse. Die aber schenkte sie den beiden Kindern und hiess sie damit zu ihrer Mutter gehen. Die hat sich wohl tüchtig gefreut, und dann sind die drei beisammen geblieben und ihre Lebtage glücklich gewesen, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

Diese schlesische Sage enthält sehr wichtige Beiträge zur Nixenkunde. Wir erfahren:

Mädchen, die von den Wasserfrauen ins Wasser gezogen sind, werden in Nixen verwandelt und müssen Nixen bleiben, wenn sie sich nicht durch ein Glied ihres Leibes lösen.

Die Nixe giebt für Blut und Fleisch Gold, sucht aber dasselbe wieder zu gewinnen Berührt Wasser das Gold, so kehrt dieses zur Nixe zurück.

Diese hier gewonnenen Sätze entsprechen dem Charakter der elbischen Geister, im besonderen der Wasserelben. Sie sind meines Wissens noch aus keinen deutschen Sagen geschöpft worden.

Anfänge der Webe-Kunst.

Vortrag im Verein für Volkskunde gehalten am 28. April 1894.

Von **Ernst Friedel.**

(Mit Tafel II. III.)

Nicht von dem Anfange der Spinn- und Webekunst will ich sprechen, sondern nur von Anfängen derselben, denn der eigentliche Anfang ist in völliges Dunkel gehüllt und wird es bleiben, wie der Anfang der Schiffahrt, des Ackerbaues und so vieler anderer Kulturübungen unseres Menschengeschlechtes.

Es scheint das denjenigen verwunderlich welche sehen und darauf hinweisen, wie manches der Textilkunst ähnliche sogar in mehrfachen Zweigen, innerhalb der Tierwelt ausgeübt wird und welche deshalb meinen, dass die letztere hierin die Lehrmeisterin des Menschen schon von dessen frühestem Auftreten ab gewesen sein müsse.

In erster Linie wird allemal hier das Geschlecht der echten Webespinnen (Araneïda), der Rad-, Nest-, Sack- und Röhren-Spinnen als Lehrmeister des Menschengeschlechts ins Feld geführt. Man sollte diese Tiere beiläufig vielmehr „Weben" als „Spinnen" nennen, denn das Weben ist das Kunstvollere und setzt das Spinnen voraus.

Allein bei näherer Überlegung zeigt sich leicht, dass der Urmensch von der Kunstfertigkeit der so viel gefürchteten und gehassten, andererseits auch wieder so interessanten und bewunderten Spinnen sich für lange, lange Zeitläufte nichts anzueignen imstande war. Denn die Spinne erzeugt zunächst aus ihrem eigenen Leibe, aus dem Drüsensystem, einen kunstvollen Faden und bringt diesen wiederum mit ihr angeborenen Werkzeugen, welche den Webestuhl darstellen, in ein nicht leicht übersichtliches, vielmehr recht verwickeltes System von Kreuz- und Querlinien, die sich allmählich zu einem Gewebe verdichten. Der Mensch besass an natürlichen Fäden nur seine Haare und es hat sicherlich eine gar lange Zeitdauer erfordert, bevor er auf die Idee gekommen sein mag, an seinem Körper selbst, wie es bei den civilisierten Völkern die Frauen, bei manchen halb- oder uncivilisirten Völkern auch die Männer thun[1]), die Haare zum Zweck des Schmuckes und der Verschönerung zu verflechten. Abgeschnitten aber bilden die menschlichen Haare nicht Masse genug, um zu grösseren

1) Das Einflechten der Haare seitens der Männer fand und findet zum Teil noch bei den südfinnischen und südslavischen Volkern statt, bei ugrisch-tatarischen Magyaren, bei den slavischen Bosniaken, Kroaten u. s. f. Bei den nach ungarischer, bezw. bosniakischer Art errichteten Reitervölkern Friedrichs des Grossen wurde das Flechten des Vorderzopfes sogar von den deutschen Offizieren nachgeahmt.

Kleidungsstücken, Säcken, Matten und dergleichen verarbeitet werden zu können.

Ähnlich verhält es sich mit vielen Kerftieren, z. B. dem Seidenspinner (Bombyx mori), dessen Raupe der Spinnstoff aus zwei Öffnungen der Unterlippe quillt; der Seidenfaden kann bis 600 *m* Länge erreichen, wird kunstvoll hin- und hergezogen und verklebt, bis er den beutelartigen, die Puppe umschliessenden Cocon bildet

Viel eher demjenigen, welches wir heut unter Flechten, Weben und dergleichen verstehen, nähert sich die fast handwerksmässig zu nennende Thätigkeit von verschiedenen höher organisierten Wirbeltieren. Namentlich unter den Säugetieren und Vögeln giebt es vollendete Künstler.

Unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris) polstert in hohlen Baumstämmen ein Nest mit einer filzartigen Masse aus und flickt sogar im Bedarfsfalle die Lücken mit weichem, biegsamem Material aus.

Die Zwergmaus (Mus minutus) wird von Alfred Brehm eine Künstlerin genannt, wie es wenige giebt unter den Säugetieren, eine Künstlerin, welche mit den begabtesten Textil-Vögeln zu wetteifern versucht. Die äussere Umhüllung des zierlichen Nestbaues besteht aus den von dem Tierchen mit unendlicher Sorgfalt und Ueberlegung gänzlich zerschlitzten Blättern des Rohrs oder Riedgrases, deren Stengel die Grundlage des ganzen gänseeiförmigen Baues bilden. Die Zwergmaus nimmt jedes Blättchen mit den Zähnen in das Maul und zieht es mehrere Male zwischen den nadelscharfen Spitzen durch, bis jedes Blatt sechs-, acht- oder zehnfach geteilt, gleichsam in mehrere gesonderte Fäden getrennt worden ist; dann wird alles ausserordentlich sorgfältig durcheinander geschlungen, verwebt und geflochten. Das Innere wird weich ausgefüttert und geglättet. Die einzelnen Bestandteile sind so dicht miteinander verfilzt und verwebt, dass das Nest einen wirklich festen Halt bekommt. Wenn man die viel weniger brauchbaren Werkzeuge dieser Mäuse mit dem geschickten Schnabel der Künstlervögel vergleicht, wird man, wie Brehm meint, jenen Bau nicht ohne Verwunderung betrachten und die Arbeit der Zwergmaus über die Baukunst manches Vogels stellen. Die Zwergmaus verfertigt Fäden (spinnt), flicht, filzt und webt.

Unter den Vögeln denkt man bei der Textil-Branche zunächst immer an die namentlich im Süden hausenden Webervögel, für deren kunstgerechte Thätigkeit gewöhnlich als Zugführer der Ploceus textor aufgerufen wird. Die Nester dieser Künstler können u. a. in dem von Dr. Otto Hermes geleiteten Berliner Aquarium in Menge an Baumzweigen hängend beobachtet werden. Beim Aufbau des Nestes wird zuerst aus langen Grashalmen ein Gerippe gefertigt und an den äussersten Spitzen von langen, biegsamen Zweigen befestigt. Man erkennt in ihm die Gestalt des Nestes bereits deutlich; doch ist es noch überall durchsichtig. Nun wird es verdichtet. Die ersten Halme werden von oben nach unten gezogen, die

später verwandten quer durchgestickt. Ganz zuletzt wird das Innere mit einer Unterlage von äusserst feinen Grashalmen vom Männchen, das überhaupt der Künstler ist, ausgefüttert. Das Weibchen schlüpft kurz vor dem Legen hinein und bessert lediglich kleine Unvollkommenheiten aus. Der Webervogel flicht und filzt.[1])

Wir brauchen aber nicht bis nach Afrika zu gehen, um bewährte Textil-Künstler in der Vogelwelt zu finden. Unsere Beutelmeise (Parus pendulinus) verarbeitet zum Nestbau namentlich Schafwolle, aber auch Ziegen- und Hundehaare zu einem so gleichmässigen und haltbaren Filzgewebe, dass die aufgeschlitzten Nester von polnischen und russischen Bauern ihren Kindern bei der Winterkälte als wärmende Fausthandschuhe gegeben werden.[2]) Die Beutelmeise konnte im Weben, Wirken und Stricken dem Menschen zum Vorbild dienen.

Wann aber hat der Homo sapiens dies Vorbild benutzt? Sicherlich erst in, kulturgeschichtlich und vorgeschichtlich gesprochen, sehr später Zeit.

Auffallend ist es auch, dass die hochbegabtesten Säugetiere, die Vierhänder, die uns am nächsten stehenden menschenähnlichen Affen, als der Gorilla, der Schimpanse, der Tschego, der Orang-Utan und die Gibbons von der Kunst des Spinnens, Flechtens, Wirkens, Strickens und Webens durchaus nichts verstehen. Freilich sind sie durch ein haariges Fell vor Nachtkälte und Regen einigermassen geschützt und bedürfen wegen des tropischen Klimas ihrer Heimat besonders künstlicher Erwärmungsmittel nicht.

Das mag auch der Grund sein, weshalb die Anfänge der Textil-Kunst beim Menschen erst so ausserordentlich spät bemerkbar werden. Ist der Urmensch der Tertiärzeit oder welcher geologischen Formation er seine allerfrühste Entstehung verdanken mag, in warmen Klimaten entstanden, war er, wie Sir Charles Darwin vermutet, stark behaart, so konnte er der Webekunst noch lange entraten.[3])

1) Eine südafrikanische Art der Webervogel lässt sich an den kunstvollen Nestgeflechten nicht genügen, sondern verfertigt ausserdem noch über mehrere derselben ein gemeinsames, wie eine Matte geflochtenes Schutzdach, um Regen und Sonnenbrand abzuhalten.

2) Vgl. u. a. hierzu Friderich, Naturgeschichte der deutschen Zimmer-, Haus- und Jagdvögel. III. Aufl., 1876, S. 153.

3) Die viel berufene, viel gepriesene, aber auch viel angegriffene Stelle bei Darwin, The Descent of Man, I. 1871, S. 206 lautet: The early progenitors of man were no doubt once covered with hair, both sexes having beards; their ears were pointed and capable of movement; and their bodies were provided with a tail, having the proper muscles. So behaart stellte Gabriel Max den Urmenschen, Mann, Weib und Jüngling, auf dem berühmten Bilde dar, welches er dem Anthropologen Prof. Haeckel in Jena zum Jubiläum im Jahre 1894 verehrte. — Auch Geikie, Prehistoric Europe, a geological sketch, 1881, S. 545 ff. nimmt für das Erscheinen des Menschen in Europa mindestens die wärmere, auf das Miocän folgende Pliocänepoche an, wo der Mensch, zumal falls er behaart war, der Kleidung noch entraten mochte.

Unter unserer ältesten — altsteinzeitlichen — europäischen Bevölkerung sind zwei geologische Altersklassen zu unterscheiden, und als die älteste Menschenwelt gilt diejenige, welche vor der ersten Vergletscherung sich vom Süden her bis nach Frankreich, aber nicht bis nach England hinein bewegte. Wie wir von den körperlichen Verhältnissen dieser Geschöpfe fast nichts wissen, so kennen wir ausser ihren eigentümlich geformten Steingeräten von ihren wirtschaftlichen Verhältnissen ebenfalls nahezu nichts, wissen auch nicht, ob sie etwa bereits das Zusammenstücken von Fellen, das Vorstadium aller Webekunst verstanden. Wo diese Menschheit geblieben ist, scheint bis jetzt ebensowenig bekannt. Diese Bevölkerung mag durch die erste Vereisung, die gewaltigste von allen unseren Eisperioden, verdrängt worden sein.[1]) In den Zwischeneiszeiten finden wir jedoch eine insbesonders, aber nicht ausschliesslich, durch Höhlenfunde festgestellte Bevölkerung, welche jener erstgenannten sich bereits durch die Anfertigung von Töpferware, die Kunst, Menschen, Tiere und Pflanzen bildnerisch wiederzugeben und u. a. auch ferner durch rohe Knochennadeln überlegen erweist. In den erwähnten Darstellungen der Höhlenmenschen wird der Mensch stets unbekleidet gezeichnet, und so mag er in der wärmeren Jahreszeit einher gegangen sein. Aber die zum Teil durchbohrten Nadeln beweisen doch, dass er bereits die Felle des von ihm erlegten Wildes (Haustiere gab es noch nicht) mit Tier-Sehnen oder Pflanzen-Fasern aneinander zu heften verstand, also die, wie erwähnt, elementarste Form der Textil-Industrie schon ausübte.

Daneben wird diese primitive Rasse in ähnlicher Weise auch bereits Rinde, Bast und Mark geeigneter Pflanzen, zähe Pilze u. dgl. zu grösseren Stücken ausgeschlagen und zusammengenäht haben. Dieser Ersatz des Gewebes durch ausgeschlagene Pflanzenfaser war auf manchen Inseln des stillen Oceans von jeher üblich, wo man dagegen die Webekunst nicht angetroffen hat. Ein ebenfalls uralter, wahrscheinlich aus der paläolithischen Zeit stammender Ersatz für Gespinnst und Gewebe wird dadurch gewonnen, dass man getrocknete Pflanzenbündel, Faserpäckchen, die nicht zu wirklichen Fäden gedreht sind, nebeneinanderlegt und durch Fäden oder Faststreifen zusammenbindet. Diese ziemlich rohe Übung findet sich noch jetzt bei den Maoris auf Neu-Seeland und bei Indianerstämmen des nordwestlichen Amerikas. Bei uns hat sich diese primitive Vorläuferform des Gewebes noch bei der Anlegung einer dadurch bestimmt gekennzeichneten Art von Strohdächern, z. B. in der Lausitz, ferner beim Reisbesenbinden, namentlich bei den aus grünen Stengelpäckchen des Ginsters hergestellten sogenannten Pfingstbesen erhalten, die man in der erwähnten Festzeit auf unseren Märkten feilbietet. Ausserdem finden wir diese Päckchenflechterei bei Matten und Flaschenfuttern für feine Weine und Liköre noch immer

1) Vgl. Geikie a. a. O.

vertreten. Wie langsam es mit der Herstellung des gesponnenen Fadens, ohne den doch eine eigentliche Weberei nicht recht denkbar ist, vorwärts geht, kann man daraus ersehen, dass in Asien, Afrika, Nord- und Süd-Amerika sich Stämme finden, welche ihren Zwirn oder Faden nicht besser herzustellen verstehen, als durch Drehen der Fasern auf dem Schenkel mit der hohlen Hand. Sonderbarerweise findet man in der Nachbarschaft von dergleichen Horden mitunter Stämme, welche die Spindel handhaben und sehr zweckmässig Garn damit zu verfertigen wissen.

Damit sind wir an den Schluss der paläolithischen Zeit (Altsteinzeit), geologisch gesprochen, an das Ende des Diluviums gekommen.

Getrennt ist diese Altsteinzeit in den meisten Teilen Europas ohne Übergänge von der Jungsteinzeit oder dem Altalluvium. Die wenigen, angeblich vermittelnden Übergänge, welche zwischen den zwei grossen letzten Erdepochen und Kulturabschnitten der Menschheit liegen, seien hier übergangen, ebenso die problematischen Antworten auf die Frage, wo die kunstfertig schnitzende und zeichnende Rentierhöhlen-Bevölkerung geblieben sein mag.

Es genüge, um den Unterschied zu charakterisieren, dass die vom Altalluvium ab in Europa wohnende Bevölkerung, von der wir in der weit überwiegenden Mehrzahl uns persönlich abzuleiten haben, zwar die eigenartige plastische Zeichenkunst ihrer Vorgänger nicht besass, dass sie dafür aber, neben den Anfängen der Vieh- und Landwirtschaft, eine bereits kunstvoll und kompliziert ausgestattete Spinnerei und Weberei aufweisen konnte.

Wie und wo zuerst diese verfeinerten Textilkünste entstanden sind, wissen wir nicht; plötzlich entstanden können sie, nach alledem, was wir von der überaus trägen Kulturentwickelung des Menschengeschlechts gelernt haben, nicht sein. Es müssen darüber viele Jahrtausende vergangen sein, wenn man erwägt, wie alt die kunstgerechte Webekunst bei vielen halbcivilisierten amerikanischen Völkern, z. B. den Alt-Peruanern ist, und wie eine hochentwickelte Kunstweberei bei den Ägyptern, Assyrern, Indern und Chinesen bereits Jahrtausende vor Christi Geburt nachgewiesen werden kann.[1])

1 N. Joly, Der Mensch vor der Zeit der Metalle, 1880, kennt aus der altsteinzeitlichen Epoche keine Spinn- oder Webegeräte, aus den Höhlenwohnungen der französischen Pyrenäen einen Wirtelstein und eine Spindel von Hirschhorn, S. 168. Die letztere entstammt zwar einer Höhle, soll aber jungsteinzeitlich sein. In den jungsteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und Süddeutschlands existierte bereits das Weberschiffchen, die Spuhle der Spinnerei, der zur Erleichterung der Umdrehung bestimmte Wirtel, ja sogar der Webestuhl mit seinen Zettelstreifen zum Spannen des Fadens und Gewebes (S. 303). Der verwendete Flachs war aber nicht unsere Spezies Linum usitatissimum, sondern die mediterrane Spezies L. angustifolium. — Hanf kannte der protohelvetische Pfahlbauten-Bewohner nicht. — S. 297 Weberläufer und Spinnwirtel von rotem Sandstein aus dem Zeitalter des polierten Steines.

Was will es gegen diese Zeitberechnungen bedeuten, wenn wir 900 bis 1000 v. Chr. Homer über die Spinn- und Webekunst singen und sagen hören? Der Göttin Artemis wird in der Ilias als Attribut die goldene Spindel beigelegt; die Göttin der Jagd kann so als Schutzgeist der Spinnerei, wie die hehre Göttin der Weisheit Pallas Athene als Schutzgeist der Weberei und wie im Mittelalter die heilige Athanasia als Schutzpatronin der Weber, bezeichnet werden. Der Andromache, die am Webestuhl kunstvoll wirkt, entsinkt das Webeschifflein, als sie den Tod des Hektor erfährt, und was Odysseus treue Gattin als Wirkerin geleistet, wie sie das bei Tage Geschaffene nachts wieder auftrennt, um die lästige Vermählung mit den frech andringenden Freiern hinauszuschieben, ist als eine Heroisierung der edlen Webekunst Gemeingut in der Volksvorstellung aller civilisierten Nationen geworden.[1])

Mit einem angelegentlichen, leidenschaftlichen Eifer liegt das weibliche Geschlecht dem Spinnen und Weben ob, wie das aus der Sage der von Athene in eine Spinne verwandelten Arachne hervorgeht. Die Überlieferung hiervon ist nicht bloss deshalb, sondern auch wegen der technischen Schilderung der hohen Vollendung der Webekunst bereits im sagenhaften heroischen Zeitalter lehrreich. Es sei mir daher vergönnt, aus dem VI. Buch der Verwandlungen des Ovid wenigstens einige der einschläglichen Verse zu citieren:

„Solchen Erzählungen hatte das Ohr Tritonis geliehen
— — — — — —
Und nun lenkt sie den Sinn auf das Loos der Mäonschen Arachne,
Die ihr, wie sie gehört, in der wollebereitenden Kunst nicht

M. E. Dupont, L'homme pendant les Ages de la Pierre en Belgique 1873, spricht sich für lediglich aus Fellen zusammengestückte Kleidung in der Altsteinzeit aus. Nadeln waren bekannt S. 148 u. 152.

Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, 1874, Bd. I führt S. 186 jungsteinzeitliche Spinnwirtel aus der Schweiz, S. 187 Zeug aus Flachsfaser oder Stroh von Robenhausen bei Zürich an.

Fr. Troyon, Habitations lacustres, 1860 erzählt S. 265 bei den jungsteinzeitlichen Ausgrabungen von Robenhausen u. a. auch von Hanf: dies beruht auf der damaligen ungenügenden Erkenntnis der botanischen Funde und ist ebenso unrichtig, wie wenn Joly a. a. O. S. 144 von Linum usitatissimum in den Pfahlbauten von Robenhausen und Wangen, statt von L. angustifolium spricht.

Ed. B. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwickelung der Civilisation, 1870, S. 228: Die Webekunst war in den meisten der von Asien abgelegenen Inseln unbekannt. — S. 229: Die einfachste Art eines Webestuhls hat sich im indischen Archipel gefunden. — S. 241: Die Spindel kommt in Asien, Afrika, Nord- und Süd-Amerika unter Völkern vor, deren rohere Nachbarn ihren besten Zwirn oder Faden nicht besser zu verfertigen verstanden, als durch Drehen mit der Hand auf dem Schenkel. In Neuseeland und unter den Indianern von Nordwest-Amerika kommt es vor, dass Faserbündel, die nicht zu wirklichen Fäden gedreht sind, nebeneinander gelegt und durch Querbinden oder Bänder zusammengebunden werden. Dergleichen findet sich bereits in den jungsteinzeitlichen Pfahlbauten, z. B. von Wangen.

1) Ilias, XXII, 440. 448. — Artemis, die Göttin mit der goldenen Spindel XVI, 184.

Nachstehn wollt' an Ruhm. Nicht durch Stand und Geschlecht war sie ruhmreich,
Sondern durch Kunst. Ihr Vater, der Kolophonier Idmon,
Taucht' einsaugende Woll' in die Purpurmuschel Phocäas;
— — — — — —
Anzuschauen ihr Werk, das bewundernswerthe, verliessen
Oft des Tymolus Gebirg mit Weinpflanzungen die Nymphen,
Von des Paktolus Fluth auch nahten die Nymphen nicht selten;
Und es ergötzte nicht nur, die gefertigten Zeuge zu schauen,
Nein, auch wie sie entstehn; so gross bei der Kunst ist die Anmuth.
Ob sie die rohere Wolle zuerst aufwickelt' in Ballen,
Ob mit den Fingern den Stoff ausschlichtete, oder mit langem
Zuge hinwiederum zupfte das Vliess leichtflockig wie Wolken,
Oder mit hurtigem Daumen die rundliche Spindel herumschlang,
Ob mit der Nadel sie stickte: man sah, dass Pallas sie lehrte.
Doch diess leugnet sie ab, und der trefflichen Lehrerin abhold,
Spricht sie: sie kämpfe mit mir! Nichts ist, was besiegt ich verweig're."
— — — — —

Nun beginnt der Wettkampf mit der als altes Mütterchen unkenntlich verkappten Athene:

„Sonder Verzug nun stellen sich beid' an verschiedene Orte,
Und mit zartem Gewebe bespannt jedwede den Webstuhl.
Fest ist der Zettel am Baum; der Rohrkamm sondert die Fäden;
Mitten geschossen hindurch wird mit spitzigem Schiffchen der Einschlag.
Den abwickelt die Hand, und zwischen die Fäden gezogen,
Dann mit gestossenem Kamm einschlagen gekerbete Zähne."

Bei der nun beginnenden, an die künstlichsten Gobelin-Darstellungen erinnernden Gebildweberei zeichnet die Arachne sich der Art aus, dass die Göttin in Neid und Zorn das Teppichgewirk zerreisst und mit einem [illegible]torischen Webschiff der Künstlerin ins Gesicht schlägt. Tief gekränkt will diese sich aufhängen, da verwandelt die Gottheit sie mit einer halben Anwandlung von Mitleid in eine Spinne.

Auch von der Spinnerei als Hausindustrie erfahren wir bereits in der Ilias XII. 433 ff.:

„Gleich wie die Wage steht, wenn ein Weib, lohnspinnend und redlich
Abwägt Woll' und Gewicht und die Schalen beid' in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen."

Solchergestalt ist das Spinnen und Weben für das gesamte weibliche Geschlecht gewissermassen typisch und symbolisch geworden, wie die kriegerische Beschäftigung für den Mann. Nichts kann dessen Erniedrigung mehr kennzeichnen, als wenn er mit den Attributen jener weiblichen Künste in Beziehung gebracht wird. Dies drückt die hellenisch-asiatische Sage aus, wenn sie die Omphale, Tochter des lydischen Königs Jordanes und Gemahlin des Tmolos, den Herakles die Keule und Löwenhaut abnimmt und ihn mit Spindel und Wocken ausrüstet. Um ein Beispiel aus

der deutschen Geschichte anzuführen, so wurde der Sohn Herzog Bogislav X. von Pommern, Prinz Barnim, der sich mit Drehen und Drechseln beschäftigte, wohl mitunter mit der Bemerkung „doar kümmt uns spilldreher" (da kommt unser Spillen- oder Spindeldreher) etwas abfällig begrüsst, weil er als Fürst sich herbeiliesse, Weibergerät anzufertigen. Das altdeutsche Recht teilt in dem Sinne die Verwandtschaft (Magschaft) in die männliche Sippe, die Schwertmagen, bezw. in die weibliche Sippe der Spillmagen, und wenn ein Lehen ausnahmsweise der Spillmagschaft zufällt, so ist es ein Kunkel-Lehen.

Fassen wir nunmehr die Technik der Textil-Industrie zusammen, so scheint dieselbe chronologisch vier Stadien der Entwickelung durchlaufen zu haben.

I. Das Verbinden grösserer mehr oder minder künstlich zubereiteter Stücke von tierischer oder pflanzlicher Masse zu Decken und Säcken, Vorhängen, Gewändern u. dgl. mittels der Nadel.
II. Die Erfindung des Filzes.
III. Die Erfindung des Flechtens. Endlich
IV. Das Spinnen und Weben.

Zu I ist zu unterscheiden, ob die Volksstämme mehr von der Jagd oder mehr von pflanzlicher Kost gelebt haben, darnach überwiegt jenachdem das Zusammennähen und Verschnüren von Fellen und Häuten oder die entsprechende Verarbeitung von Baumrinde, Bast, Pflanzenmark und weichen aber zähen pilzartigen Schwämmen.

In Afrika und Oceanien verstehen viele Naturvölker es, durch Klopfen und Walzen Rinde, Bast und Pflanzenmark zu grossen Stücken auszudehnen, die sich zu Kleidungsstücken, Vorhängen, Decken u. dgl. mit Hilfe der Schnür- oder Nähnadel verbinden und verarbeiten lassen. Die Nadeln (Heft-, Schnür-, Pack-, Nähnadeln) gehen aber in Europa, wie schon angedeutet, vermutlich bis in die interglaziäre, paläolithische Zeit zurück.

Dass bei unseren nordischen Völkern (Lappen, Finnen, Germanen, Kelten) die Vernähung von Fellen und Pelzwerk uralt sei, ist jedermann hinlänglich bekannt, weniger bekannt erscheint es, wie auch die Benutzung der vorerwähnten Pflanzenstoffe eine recht allgemeine war und teilweise noch ist.

Pomponius Mela, ein Zeitgenosse des Kaisers Claudius, sagt in seiner Schrift De chorograph. III, 3 von den Germanen: „die Männer hüllen sich in kurze Mäntel oder in Baumbast". Es ist darunter der zähe Bast der Linden und die geschmeidige Rinde der Birken zu verstehen.

Karl Weinhold in seinem Altnordischen Leben (Berlin 1856) erwähnt S. 301, 312, 317 der schweren Rindenkleider, welche die skandinavischen Recken trugen, mehrfach. Der noch jetzt im Nordland gefeierte Örvar-Odd kam unbekannt, ganz in ein Rindenkleid gehüllt, an den Hof

König Herrauds. Er nannte seinen Namen nicht und hiess deshalb bloss der Rindenmann. Immerhin scheint schon damals die Bast- und Rinden-Gewandung den Beigeschmack des altertümlichen und bäurischen gehabt und mitunter zum Spott herausgefordert zu haben. Mit Birkenrinde umwickelten sich vornehmlich die Inlandstämme die Schenkel und hiessen davon „Birkibeiner". Noch die dalekarlische Landmiliz, auf welche um 1520 sich Gustav Wasa, bei seiner Erhebung gegen Christian IV. und die dänischen Zwingherrn stützen musste, wurde zum Hohn „Birkenbeiner" genannt.

Noch jetzt hat sich unter manchen der Völkerschaften des europäischen Russlands die Bast- und Rindenkleidung erhalten.

Besonders seltsam und uraltertümlich mutet die Verwendung von Pilzen als Kleidungsstücken an. Ich lege einen siebenbürgischen Bauernhut, von den dortigen deutschen Sachsen gefertigt, vor, den ich im Jahre 1885 in Budapest auf der ungarischen National-Ausstellung erworben habe und welcher aus dem gebeizten und geklopften Gewebe des Feuerschwamms (auch echter Zunderschwamm, Polyporus fomentarius, genannt) angefertigt, sehr leicht, elastisch und brauchbar ist. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden aus demselben Pilze in den neumärkischen Dörfern der Gegend um Küstrin Mützen, Handschuhe, ja ganze Westen, die sammetartig weich gewesen sein sollen, zusammengenäht. Ob diese ursteinzeitliche Bekleidungsweise sich noch bis jetzt in unserer Provinz Brandenburg und sonst wo in Deutschland erhalten hat, vermag ich nicht zu sagen.[1])

1) Geh. Regierungs-Rat Weinhold entsinnt sich aus seiner Jugendzeit der an dem schlesischen Gebirge mit ihrer aus Polyporus fomentarius gefertigten Ware herumziehenden, im Volk sogenannten Schwammkappenmänner. Einen mit einer Schwammkappe bekleideten Mann sah ich im Juli 1894 im Vorarlberg bei Reutte. Apotheker C. Fischer in Sagan schreibt mir, dass er im Jahre 1887 während seines Aufenthaltes in Bad Landeck, Grafschaft Glatz, wiederholt bei Landleuten aus Dörfern unterhalb des Schneeberges und des Pulm, wie Seitenberg, Klessengrund, Schreckendorf, Mützen aus diesem Schwamm gesehen habe. Ausserdem befasste sich der Wirt des Waldschlösschens bei Landeck mit dem Verkaufe derartiger Kopfbedeckungen. Er bezog sie von einem „Schwammkapplamoan" in Seitenberg. — Rektor Elsner zu Königshütte O.-Schl. teilt mir unterm 30. dess. mit: Im Sommer 1889 hielt ich mich als Tourist einige Tage in dem Kaltwasserkurort Gräfenberg bei Freiwaldau in Österr.-Schlesien auf. Im Vorflur des grossen Kursaales daselbst traf ich einen Mann, welcher Mützen, Hüte, Pantoffeln und Schlafschuhe aus Zunderschwamm feilhielt. Er meinte auch, die genannten Kopfbedeckungen wirkten gegen Kopfschmerz. Im vorigen Sommer fand ich in dem Strassenwirtshaus „An der Gabel" am Fusse des Altvaters, in der Nähe der Stadt Würbenthal Österr.-Schl.) ebenfalls ein ganzes Warenlager solcher Gegenstände aus Zunderschwamm. — Herr Gustav Klein von hier schreibt mir, dass ihm Mützen von Schwamm in verschiedenen Formen, die durch rotes und grünes Band zusammengenäht sind, von herumziehenden Händlern in Österr.-Schlesien zu Lindewiese und Gräfenberg angeboten worden seien. — Da Knöpfe zur Bekleidung häufig nötig sind, will ich noch eine mir von dem hiesigen Professor der Botanik, Dr. Paul Magnus, gewordene Mitteilung anführen, dass man aus einer anderen Polyporusart, aus Polyporus annosus, in Österreich Knöpfe anfertigt.

Zu II. Die Bereitung des Filzes, d. h. das Zusammenschlagen und Verarbeiten von unregelmässig verschlungenen Fasern und Haaren bildet bereits einen wichtigen Fortschritt in der Richtung auf die eigentliche Textilübung, und hier mögen zuerst, wie schon angedeutet, verschiedene Tiere, welche in der Bereitung des Filzes eine grosse Fertigkeit erlangt haben, des Menschen Lehrmeister gewesen sein. Abgesehen von den Hüten, bei denen der Filz wegen seiner geringen Durchlässigkeit sich stets behaupten wird, ist derselbe allmählich durch die Verfeinerung der Schafwolle und die schon früh erblühende Wollenweberei zurückgedrängt worden. Er hat sich aber in den von bajuvarischen und schweizerischen Volksstämmen bewohnten Hochgebirgen, wo nur noch straffhaarige Schafe und Ziegen gedeihen, deren Haare sich zur Weberei weniger eignen, erhalten und ist bekanntlich unter dem Namen „Loden" in demselben Masse als der alpine Sport zugenommen, sogar von der Mode für salonfähig erklärt worden.

Zu III. Der eigentlichen Webekunst nähern wir uns nunmehr mit dem Flechten, das zunächst ohne Gerät, nur mit den Fingern geübt wird. In einigen Teilen Deutschlands, z. B. im osthavelländischen Kreise und in der Umgegend von Lübeck hat sich die Sitte mit je drei, also zusammen sechs, Fingern der beiden Hände Peitschenschnüre, Ketten, Plattschnüre, Schlüssel- und Griffelbänder u. s. w. aus zwei Fäden (meist aus zwei Strähnen zusammengesetzten Fäden), gewöhnlich in bunten Mustern zu flechten oder weben, wie Ihnen Beispiele zeigen mögen, bis heutigen Tags erhalten. Hierhergehörige Proben, welche meine Tochter, Gesa Friedel, gefertigt, lege ich hiermit vor. Komplizierter und dem Weben ähnlicher wird eine andere Textilkunst von unseren Schulkindern vielfach ausgeübt. Man benutzt dabei eine konzentrisch durchbohrte Scheibe aus Borke, Pappelholz oder Flaschenkork mit vier oder fünf oben eingespinnten Stecknadeln oder Dornen, an denen die Fäden befestigt werden. Man strickt oder webt mit den Fingern durch die Öffnung der Scheibe bunte, innen hohle Schnüre, in der Farbe abwechselnd, hintereinander bunt, zum Pferdespiel, zu Springleinen, Uhrketten u. dgl. Ich habe als Quartaner und Tertianer auf dem hiesigen Friedrich-Werderschen Gymnasium in langweiligen Schulstunden selbst zum Zeitvertreib mit meinen Klassengenossen auf diese Weise gewebt. Es geschieht dies noch jetzt in vielen höheren und niederen Schulen

Endlich sei erwähnt, dass ein anderer bei uns gemeiner Pilz, der Riesen-Bovist oder -Püster (Lycoperdon gemmatum, auch Wolfsrauch oder Kugelschwamm genannt, der im geschlossenen Zustande so gross wie eine ansehnliche Kegelkugel wird, der Art, dass ein einziges Exemplar für mehr als eine Person eine gesunde Mahlzeit abgiebt, in seiner Herbstform sich zu einem aus einer derben, zähen, dabei sammetweichen bräunlichen Becher ausbreitet, der nicht bloss als Zunder beim Feueranschlagen und zum Blutstillen, sondern auch als Käppchen von Kindern gebraucht wird. Es lassen sich von ihm auch grössere Mützen zurechtnähen. Paul Kummer, Kryptogamische Charakterbilder. 1878, S. 202.

Berlins und der Provinz Brandenburg, und auch sonst, wie mir gesagt ist, in manchen Teilen Deutschlands.

Zu IV. In das Spinnen greift jenes primitive Flechtweben bereits insofern über, als es sich nur mit gleichmässigen Fäden bewirken lässt, auf welche man bei der feineren Flechterei mit Gras, Schilf, Stroh allmählich selbst gekommen sein wird. Bekanntlich verstehen ausser den hochkunstfertigen Japanesen verschiedene Völker so dicht und fein zu flechten, dass sie wasserdichte Matten und selbst Gefässe zum Kochen und Wassertransport dadurch herzustellen vermögen. Ist das Spinnen als Anfertigung gleichmässiger Fäden kurz zu definieren, so die Weberei als die regelmässige Verschlingung meistens rechtwinkelig sich kreuzender Fäden mittels mechanischer Vorrichtung. Beim Webstuhl, der in primitivster Form mit den Fingern und den bei den malayischen Stämmen affenartig beweglichen Fusszehen betrieben, im indischen Archipelagus vorkommt, heissen die der Länge lang laufenden Fäden, Kette, Zettel, Werfte oder Aufzug, die meist, aber nicht immer, sich rechtwinkelig kreuzenden, der Breite nach laufenden Fäden Einschlag, Eintrag oder Schluss. Beim Wirken vereinigen sich die Fäden in verschiedenen Richtungen dergestalt, dass Maschen entstehen, wie beim Spitzengrund und der Strumpfwirkerei. In der volksmässigen blossen Handarbeit entspricht also dem Weben das Flechten und dem Wirken das Stricken.

Was das Spinnen anlangt, so ist dessen Entwickelung viele Jahrtausende hindurch eine überaus langsame gewesen, denn das Spinnrad ist erst 1530 von dem Bildschnitzer Johann Jürges in Watenbüttel erfunden. Jürges setzte an Stelle der damals noch durchaus überall verbreiteten Handspindel die Flügelspindel oder Drossel, auf welcher die Spuhle sitzt und den von der Drossel geführten Faden aufnimmt.

In den jungsteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz, welche einige tausend Jahre vor Christi Geburt zurückreichen mögen, finden wir schon die ganze Ausstattung der Spinnerei und Weberei und deren Erzeugnisse in einer bewundernswürdigen Ausbildung. Es existierte bereits der Webstuhl mit seinem Webeschiffchen, mit seinem Zettelstrecken zum Ausstrecken des Gespinnstes, selbstredend auch die Kunkel, die Spindel und der zur Erleichterung des Fadendrehens bestimmte Spindelstein oder Wirtel, den ich in Irland durch eine Kartoffelschnitte, in Neapel durch ein Rübenstück kurzer Hand und so urzeitlich wie möglich habe ersetzen sehen. (Vgl. Anm. 1 auf S. 138.)

Wie verschiedenartig, bei aller sonstigen Gleichsinnigkeit der Kulturentwickelung, nahe verwandte Völker dennoch sich verhalten haben, beweist das verwendete Material. In jenen uralten Webereien der schweizerischen Steinzeit ist bereits der Flachs versponnen und zu ansprechend gemusterten Köper- und Damast-Stoffen verarbeitet worden, aber nicht unser Flachs

oder Lein (linum usitatissimum), sondern eine mediterranne Art, später angeblich auch der vom Osten eingewanderte Hanf.

Dagegen scheint noch das Flachsgewebe bei den Germanen der ersten römischen Kaiserzeit etwas Seltenes gewesen zu sein. Zwar wird uns von Strabo (VII, c. 2) erzählt, dass die grauhaarigen Priesterinnen der Cimbern weisse Gewänder (? von Wolle) und darüber Mäntel von feinstem Flachs getragen hätten, allein dies war eine ganz besondere kostbare Auszeichnung, etwa vergleichbar den seidenen Messgewändern des frühen Mittelalters, als selbst die vermögenderen Stände Sammet und Seide wegen dessen übergrosser Kostbarkeit noch nicht zu tragen imstande waren.

Plinius (Naturg. 19, c. 1) schreibt: „In ganz Gallien webt man Linnenzeug; jetzt thun es auch schon die Feinde (d. s. die Germanen) jenseits des Rheins, und kein anderes, schöneres Gewand kennen ihre Weiber. — In Germanien betreiben sie diese Arbeit unter der Erde und gleichsam vergraben." — Das sind die Anfänge unserer von den Dichtern gefeierten, leider auf dem Aussterbeetat stehenden Spinnstuben.

Dies berichtet Plinius der Ältere, der beim Ausbruch des Vesuvs, 79 n. Chr. ums Leben kam. Tacitus, der noch den Tod des Kaisers Trajan im Jahre 117 überlebte, erzählt Germania 17 folgendes von unseren Altvorderen:

„Als Körperbedeckung dient allen ein Mantel, durch eine Spange, oder, wenn es daran fehlt, durch einen Dorn zusammengehalten. Im übrigen unbekleidet, bringen sie ganze Tage am Heerde und am Feuer zu. Die Reichsten tragen zum Unterschiede einen Rock, der nicht, wie bei den Sarmathen und Parthern, weit und bauschig ist, sondern eng anschliesst und die einzelnen Gliedmassen gleichsam abformt. Auch Tierfelle tragen sie: die, welche hart am Rhein wohnen, ohne Achtsamkeit, die weiter entfernten mit mehr Auswahl, wie ihnen ja keine Kultur durch den Handel zugeführt wird. Sie wählen sich die Tiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit anderen buntgefleckten von Tieren, die der äussere Ocean und das unbekannte Meer hervorbringt.[1]) In nichts unterscheidet sich die Tracht der Weiber von der der Männer. Nur hüllen sich die Weiber öfters in leinene Gewänder, welche sie bunt mit Purpur verbrämen und verlängern nicht den oberen Teil des Gewandes zu Ärmeln: Arm und Schulter bleiben nackt, aber auch noch der nächste Teil der Brust ist sichtbar."

Also der Hausschatz unserer deutschen Frauen, das Linnenzeug, war auch damals noch den Germanen eine Seltenheit. Die erwähnten anliegenden Gewänder werden wir uns daher aus Wolle gewebt denken müssen, und in der That kommen schon in unseren Gegenden Webe-

1) Gemeint sind die Felle der Seehunde und Robben, Phoca vitulina, und annulata, sowie von Halichoerus grypus, der bis 8 Fuss langen grössten deutschen Robbe u. s. w.

gewichte zur Zeit der ostgermanischen Gräberfelder, also etwa 500 vor Christi vor.

Auf Island und auf der Zwischenstation dahin, den Faeröer, haben sich neben vielen ursprünglichen Gebräuchen und Sitten, welche erst kürzlich in unserer Zeitschrift (III, 155 f. 285 f.) eine anziehende Würdigung von V. U. Hammershaimb gefunden, auch primitive Webstühle erhalten, von denen ich Ihnen die Abbildung eines im Nordischen Museum in Kopenhagen aufbewahrten Exemplars vorzeige. Die Webegewichte bestehen aus eingekerbten Steinen; statt des Webeschiffchens dient ein loses, aus Walknochen gefertigtes Webeschwert[1] oder ein geschäfteter Walrosszahn, wie ich Ihnen ein dergleichen, von der berühmten Vega-Expedition von Nordenskjölds herrührendes Stück, welches mir 1882 in Carlskrona verehrt wurde, vorlegen kann.

Von den während des Vortrages vorgewiesenen zahlreichen primitiven Geräten und Fabrikaten sind die nachfolgenden abgebildet worden.

1. Flecht- und Stricknadel („Löser" in der Mark Brandenburg genannt), aus Wildtierknochen, 20 *cm* lang, mit durch den Gebrauch entstandenen Kerben, aus dem Sande der Havel gebaggert bei Zehdenick, jungsteinzeitlich. MM. B. II, 18395.[2])

2. Flachhohle Platte aus feinem Kalkstein, 11 *cm* lang, 4,5 *cm* breit; war mittels der vier Löcher auf Leder befestigt und wurde durch Fäden vor die Pulsader des linken Arms gebunden, um den gefährlichen Rückschlag der Bogensehne beim Abschiessen unschädlich zu machen. Seltenes Stück, wird bei jungsteinzeitlichen, unverbrannten Leichnamen oberhalb der linken Handwurzel der Gerippe gefunden, stets nur dort und stets nur einzeln, niemals paarweise. Kleptow, Kreis Prenzlau. MM. B. II, 9052.

3. Schnürnadel aus Bein, 9 *cm* lang. Schönwerder, Kreis Prenzlau. Jungsteinzeitlich. II, 9065.

4. Falzbein aus Elentierknochen. Sehr glatt, Streicher beim Weben. Jungsteinzeitlich. 17 *cm* lang. Schönwerder, Kreis Prenzlau. II, 9066.

5. Wirtelstein aus feinem Sandstein, 4,2 *cm* Durchmesser, scharf gerieft. Königsberg in der Neumark. II, 10005.

6. Wirtelstein, Scheibe aus Sandstein, 3,5 *cm* Durchmesser. In Warnitz, Kr. Königsberg, N.-M., auf einer Burgwallstelle gefunden. Wendisch. II, 11515.

7. Verzierter hoher Spinnwirtel aus Thon, Burgwallstelle, wie vorher gefunden. Wendisch. II, 11518.

8. Mit kleinen Näpfchen verzierter Spinnwirtel, scheibenförmig, aus Sandstein. Burgwallstelle Warnitz, wie vorher. Wendisch. II, 11514.

9. Spinnwirtel aus Thon, Peripherie gezackt, 3 *cm* Durchmesser. Pfahlbau Möringen, Schweiz. Keltisch. III, 591.

10. Webegewicht aus Thon, 5 *cm* hoch, unter dem verjüngten Ende quer durchbohrt. Püritz, Kr. Sorau. Germanisch. II, 15799.

11. Leinwandsäckchen, $^2/_3$ der Grösse, wendisch, mit Münzen des 11. Jahrhunderts, in einem Thongefäss mit sechs ähnlichen Beutelchen zusammen gefunden bei Sonnenwalde, Kr. Luckau. II, 10053.

1) Worsaae, Nordiske Oldsager i det K. Museum i Kjöbenhavn. S. 159, Figur 558.

2) MM. pp. bedeutet die Katalognummer, welche das Stück im Märkischen Provinzial-Museum der Stadt Berlin führt.

12. Glättknochen, wendisch, beim Weben gebraucht. Mittelfussknochen vom Pferd. Ähnliche Knochengeräte werden in den wendischen Burgwällen des 11. u. 12. Jahrhunderts nicht selten ausgegraben. Altmark. VI, 994.

13. Glätt- oder Guiddelstein aus grünem Glas, 7 *cm* Durchmesser, 3 *cm* hoch. Märkisch. Neuzeitlich. Zum Glätten der Hausmacher-Leinwand. VI, 1000.

14. Kunkelstein aus feinem Kalkstein, 9 *cm* breit, 5 *cm* hoch, 450 *g* schwer. Mit romanischen Verzierungen, seltenes frühchristliches Gerät in dem wendischen Burgwall von Wiek bei Gützkow, Neu Vorpommern, ausgegraben 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts. MM. B. II, 7901.

15. Kunkelstein aus gebranntem Thon, 9,5 *cm* Durchmesser, Loch 4 *cm* lang, 2,2 *cm* Durchmesser. Neuendorf, Kr. Zauche-Belzig. IV, 1555.

16. Ledderings-Brett, zum Stricken der Netze für den Fang des Bleis Brachsen, Brassen, Abramis brama). Bezeichnet I. C. S. 1731, von Oderberg in der Mark. MM. VI, 4403, 15 *cm* hoch, 8 *cm* breit.

17. Netzstricknadel aus Holz mit innerem Dorn, 27 *cm* lang, 2 *cm* breit, bezeichnet X·VI. 1794. Oderberg in der Mark. VI, 1952.

18. Holzspindel, 36 *cm* lang, mit aufgewickeltem Flachs und aufgestecktem thönernem Spinnwirtel MM. VI, 1210 Provinz Posen. Dgl. Spindeln und Spinnwirtel sind noch üblich bei den Kassuben Hinterpommerns, sowie bei den Slaven Westpreussens und Oberschlesiens In letzteren zwei Landesteilen werden sie noch gefertigt. Sie sind, um ein Beispiel vom fernen Westen Europas beizubringen, auch noch üblich in den spanischen und französischen Pyrenäen. Für die Dörfler der letzteren werden noch jetzt sehr zierliche kleine Wirtelsteine, glasiert und bunt verziert, aus hartem Steinzeug und grobem Porzellan hergestellt. In der Sammlung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft befinden sich seit diesem Jahre Exemplare aus den französischen Pyrenäen.

19. Primitives Webegerät eines Berliner Schulkindes von 1894. Durchbohrte Korkscheibe, fünf Stecknadeln zur Befestigung der Fäden, Anfang des rundlichen, eine Röhre bildenden Geflechtes. MM. VI, 11 219.

20. Kammartiges Webebrett für Bandweberei, wie sie noch vielfach bei der Jugend üblich. 18. Jahrhundert. Aus der Altmark stammend. 24 *cm* hoch, 15 *cm* breit. MM. VI, 11 217.

21. Päckchen-Geflecht, rund, als Hülle für Flaschen. Zara in Dalmatien. Modern. MM. VII, 200.

22. Hut aus einem einzigen, sehr grossen Schwammpilz, Polyporus fomentarius, gefertigt, wiegt nur 35 *g*. Siebenbürgische Bauernarbeit 1885. MM. VII, 199.

23. Webestuhl der Jungsteinzeit. Nach Funden in den Schweizer Pfahlbauten. Links Figur 1, 2 und 3 zeigen die Vorbereitung zum Weben, bezw. die Fadenverschlingung. Rechts Figur 6 auf dem Webstuhl hergestelltes, damastartiges Linnengewebe. 3 und 5 derbe Geflechte. Figur 4 Probe eines geknoteten Fischernetzes. Figur 2 Päckchen-Flechtwerk. Figur 1 korbartiges Rutenflechtwerk. Nach W. Bär und Fr. v. Hellwald. Der vorgeschichtliche Mensch, der Webstuhl speciell nach den Angaben und Versuchen des Bandfabrikant Paur in Zürich.

Volksrätsel aus Tirol.

Gesammelt von **Anton Renk.**

1. Es geht ein Händler über Land, der nimmt, was er nicht findet mit; was er findet, lässt er. (Der Mensch und die Läuse.)

Vintschgau, Oberinnthal.

2. Es stehn zwei Latten[1]) aufrecht
Und obendrau a schöns Haus[2])
Und obendrau a Federkorb[3])
Und obendrau a Brotgromle[4])
Und obendrau a Wald[5])
Und da gehn die Schafe[6]) auf die Weid. (Der Mensch.) Fendels.

3. Zwei Platten, zwei Säulen,
Ein Kasten, eine Mühl,
Zwei Ringe[7]), zwei Lichter[8])
Und obendrau a Wald,
Geht spazieren jung und alt.
(Der Mensch.) Pitzthal.

4. Variante:
Ein Kasten, ein Wald,
Wo jung und alt drin ist.
(Mensch.) Pitzthal.

5. Bote: Der Herr schickt mich hieher,
Du wirst schon wissen wer.
Du sollst ihm schicken das,
Du wirst schon wissen, was!
Weib (in der Schwangerschaft):
Setz dich ein wenig nieder
Und sag dem Herren wieder:
Ich werd ihm schicken das,
Er wird schon wissen, was.
Wenn der Berg vergeht
Und es vor mir steht,
Werd ich ihm schicken das,
Er wird schon wissen was! (Das Kind.) Paznaun.

6. Es sind zwei Brüder zwischen[9]) einem Bühel, die sehen einander nie.
(Augen.) Fendels.

7. Ein Stall voll weisse Schaf. (Mund mit den Zähnen.) Pitzthal.

8. Timmerl, Tammerl,
Dunkles Kammerl
Und ein beinernes Gatterl vor.
(Mund.) Pitzthal.

9. Zehn ziehn,
Zehn schliefen
Durch'n Trantschenberg auf.
(10 Finger und 10 Zehen beim Hosenanziehen.) Lechthal.

10. Was kommt juchzender auf die Welt? (Furz.) Oberinnthal.

11. Es geht etwas Totes durch den Wald
Und nimmt das Lebendige mit. (Der Kamm beim Kämmen.) Eben.[10])

12. Was braucht der Mensch am notwendigsten,
Wenn er auf die Welt kommt? (Platz.) Eben.

13. Der Zweifuss
Hockt am Dreifuss,
Schlägt den Vierfuss
Mit dem Einfuss,
Dass er schreien muss.
(Der Schuster, am Schusterstuhl sitzend, schlägt den Hund mit dem Stock.)
Fendels.

1) Beine. 2) Rumpf. 3) Bärtiges Kinn. 4) Brotschneidemaschine, meist ein an einer Platte einseitig befestigtes Messer = der Mund. 5) Kopfhaar. 6) Läuse. 7) Augenhöhlen. 8) Zwei Lichtlein. 9) zwischen dialektisch gebraucht durch einen Bühel getrennt. 10) Eben ist ein Dorf im Achenthal.

14. Im Sommer ein Bettelmann,
Im Winter ein Edelmann. (Bauer.) Oberinnthal.

15. Es ist etwas im Himmel,
Das ist von Menschenhänden g'macht?
(Christi Wunden.) Fendels.

16. Wenn Wasser Wein wär,
Wött i wissen, wer Wirt wär?
(Herrgott, Alliteration.) Fendels.

17. Ich geh an einen Ort,
Dort seh ich einen Mann,
Der hebt dein' und meinen Vater
Mit beiden Händen dort.
(Der Priester, wenn er die Hostie erhebt.) Navis.

18. Woher kommt Christus beim jüngsten Gericht?
(Von dannen heissts im Credo.) Fendels.

19. Welcher Heilige hat kein Maul?
(Der hl. Geist, der hat einen Schnabel.) Alpach.

20. Welcher Heilige hat einen Schwanz? (Der hl. Geist.) Eben.

21. Welcher Heilige hat im Mutterleib in die Hose gesch.....?
(Jonas.) Lechthal.

22. Fürchterlich begräbt man mich.
Ich hab mein Grab, bewege mich.
Zwischen Himmel und Erden
Wird mein Grab nicht gefunden werden. (Jonas.) Lechthal.

23. Wer ist zweimal geboren? (Jonas.) Lechthal.

24. Wie schrieb sich Maria?
(Bitterlich — es weinte Maria bitterlich.) Brixlegg.

25. Welcher Heilige steht in der Kirchen auf der rechten Seiten?
(Keiner, alle auf den Füssen.) Fendels.

26. Welches ist der grösste Heilige?
(Der Wiesbaum = Heuliger.) Ganz Tirol.

27. Welcher Heilige hat vier Arschbacken?
(Der heilige Ehestand, der Mann zwei und die Frau zwei.) Lechthal.

28. Wie heisst das 11. Gebot? (Lass dich nicht erwischen.) Oberinnthal.

29. Herab zieht mans, hinauf gehts selber. (Altarlicht.) Brixlegg.

30. Es steht auf der Mauer
Und ruft alle Bauern. (Glocke.) Fendels.

31. Halb a Leines,
Halb a Schweines,
Und a hölzernes Herz. (Weihbrunnwedel.) Fendels.

32. Wo ist in der Kirche der wärmste Ort?
(Auf der Kanzel, da ist der Geistliche im Hemd.) Eben.

33. Was ist das Wehleidigste in der Kirche?
(Die Orgel. Wenn man dreinschlägt, schreit sie.) Götzis.

34. Was ist der ärgste Lügner in der Kirche?
(Der Ministrant, er sagt Amen, und es ist doch nit aus.) Götzis.

35. Es sind 700 Kinder
In einem Mutterleib,
Wenn der Vater kommt, schlägt er drein;
Da schreien die Kinder gross und klein,
Was wird das für ein böser Vater sein?
(Die Orgel und der Organist.) Fendels.

36. Ein Mann und ein Weib kanns thun,
Zwei Männer könnens thun,
Zwei Weiber könnens nicht. (Einander beichten.) Fendels.

37. Der Messner und sein Bue,
Wieviel brauchen die Schueh? (2 Paar.) Fendels.

38. Was ist mitten im Vaterunser?
(Ein Loch, in der Betkugel des Rosenkranzes.) Fendels.

39. Wer ist der Zuwiderste in der Kirche.
(Der Organist, er schlägt die Orgel.)

40. Variante: Er schlägt den hl. Geist.
(d. h. spielt das hl. Geistlied vor der Predigt.) Fendels.

41. Wer ist der Unverschämteste in der Kirche?
(Der Ministrant, er ist im Hemd.) Fendels.

42. Wer ist der Dümmste in der Kirche?
(Der Geistliche, er hat das Hemd übers Gewand.) Fendels.

43. Wer kommt zum Ersten in die Kirche. (Der Zweite.) Fendels.

44. Was macht der Messner beim Betläuten? (Krumme Finger.) Fendels.

45. Was giebts, wenn der Messner die Kirchthür aufthut?
(Einen Winkel.) Fendels.

46. Welches ist der kleinste Winkel in der Kirche?
(Der Kerzenlöscher.) Fendels.

47. Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Pater und einem Metzgerhund?
(Beide haben einen Strick an.) Kauns.

48. Wer ist der Dümmste in der Kirche?
(Der Sammler, er sagt Vergeltsgott, und ihm gehört es nicht.) Zillerthal.

49. Wer ist der Wunderlichste in der Kirche?
(Der Ministrant, er schaut unters Messkleid.) Zillerthal.

50. Wo hat Adam den ersten Nagel hingeschlagen?
(Auf den Kopf.) Alpach.

51. Was ist das Dümmste in der Kirche?
(Dass man bei Tag Lichter anzündet.) Navis.

52. Wer ist der Unverschämteste in der Kirche?
(Der Organist, er dreht dem Altar den Hintern zu.) Navis.

53. Was ist das Beste in der Kirche?
(Dass die Heiligen nicht sch ....., sonst würde man voll Dreck.) Navis.

54. Wann schauen am meisten Köpfe bei der Kirchthür aus?
(Bei der Wandlung, die Schuhnägel.) Reith.

55. Was ist in der Kirche der höchste Stuhl? (Der Dachstuhl.) Navis.

56. Was ist mächtiger als der Pabst?
(Der Pabst kann alles Bundne lösen, der Müller auch das Unterbundne.) Navis.

57. Ladein, Friss und Saufaus.
(Die drei Nachbardörfer Ladis, Viss, Serfaus.)

58. Rabazi. (Rab badt sich.)
59. Braunazi. (Brau[nes] naht sie.)
60. Bockferbers. (Bock des Färbers.)
61. Semadu. (Seh [= Nimm] mähe du.)

62. Manchmal in epischem Gewande:

Ein Bauer und eine Bäuerin mähten. Da sehen sie einen sich waschenden Raben. Da rief der Bauer: „Rabazi". Dann kam eine Dirne, ein braunes Gewand nähend. Jetzt rief die Bäuerin: „Braunazi". In der Nähe aber war eine Wiese, da weidete der Bock des Färbers. Da schrie der Mann: „Bockfärbers". Endlich wurde die Bäuerin, die bis jetzt gemäht hatte, müde und gab dem Manne, der gerechnet hatte, die Sense mit den Worten: „Semadu".

63. Ein Widum war an die Kirche gebaut, so dass der Geistliche auf der Kanzel nicht weit von der Küche war. Die Häuserin, welche Lene hiess, hatte einmal während der Predigt eine Ente über dem Feuer am Spiesse. Sie wollte aber die Predigt auch hören und ging in die Kirche. Währenddem brannte die Ente an. Der Geistliche spürte den Geruch auf der Kanzel und sah seine Haushälterin unten in der Kirche. Deshalb rief er hinab: „Lenewentantum"! (Lene wend' d' Ant' [Ente] um). Die Häuserin wusste nun, wie viel es geschlagen hatte und rannte aus der Kirche. Die Leute aber glaubten „Lenewentantum" sei ein lateinischer Spruch.

64. Viere tragen,
Zwei ragen,
Zwei zünden,
Einer besmet hinten.
(Die Kuh: Füsse, Hörner, Augen, Schwanz.) Fendels.

65. Variante:
Viere tragen,
Zwei ragen (Zitzen),
Zwei thuns Gatter auf (Hörner),
Zwei zünden,
Einer besmet hinten. Pitzthal.

66. Es geht etwas durch den Wald auf,
Macht auf und auf Loabelen[1]) auf. (Kuh.) Fendels.

67. Wenn ist die Kuh am dicksten?
(Wenn sie sich am Hintern leckt, ist sie doppelt.) Fendels.

68. Wenns klein ist, tragen's viere nit,
Wenns gross ist, tragen sie's leicht
Wenns todt ist, gehts in aller Welt herum.
(Das Kalb. Dritter Vers: das Schuhleder.) Fendels.

69. Rund wie ein Kreuzer
Und um und um voll Federn. (Kuharsch.) Fendels.

70. Vier Bübele
Brunzen in ein Kübele. (Die Kuhzitzen.) Pitzthal.

71. Hira Hara hockt,
Limpa, lampa hangt,
Hira Hara wött,
Dass sie Limpa, lampa hätt.
(Katze und Fleisch. [Hase?]) Fendels.

72. Es springt etwas um's Haus
Und hat a Lattle im Arsch. (Katze.) Patznaun

73. Nolpersteiger Annele. (Katze.) Fendels

1) Laibchen.

74. Strohschliefers Urschel. (Maus.) Fendels.

75. Wegläufers Gretel. (Hund.) Fendels.

76. Es gehn sieben übern Bach
Und nur ems wird nass.
(Fackelsau mit sechs Jungen.) Fendels.

77. Welches Tier giebt den vollständigen Kaffee?
(Die Gais, sie giebt Milch, macht Bohnen und wenn man sie zwickt, macht sie einen Zucker d. h. sie zuckt.) Paznaun.

78. Wenns aufwärts geht, schauts abwärts.
Wenns abwärts geht, schauts aufwärts. (Bockhorn.) Pitzthal.

79. Kennst du die Schaf und Gaisgagel auseinander?
(Nicht Schaf- und Gaisgagl. (Ja, das eine sind Schaf, das andre Dreck.) Pitzthal.

80. Springt etwas ums Haus,
Hat ein Panzele im Arsch. (Henne mit Ei.) Fendels.

81. Kommt der König von Engelland,
Weiss und schwarz ist sein Gewand,
Ein fleischener Kamm, ein fleischener Bart,
Wers nit weiss, erratet's hart. (Hahn.) Fendels.

82. Warum legen die Hennen?
(Wenn sie werfen würden, zerbrächen die Eier.) Lechthal.

83. Wann lügen die Weiber am ärgsten?
(Wenn sie „Hennen greifen", sagen sie: „Das Ei ist ganz vorn", es ist aber ganz hinten.) Fendels.

84. Warum müssen die Weiber Hennen greifen?
(Weil keine Fenster sind, sonst sähen sie es.) Fendels.

85. Mutter thuts Kuchelkastel auf
Und bringts nimmer zu. (Ei.) Fendels.

86. Mei Mutter hat a Kastei,
Um und um koa Schlössei,
Wenn sie's aufthut,
Gehts nimmer zu. (Ei.) Zillerthal.

Variante: 87. Mei Mutter hat a Kastei,
Hat um und um koan Astei u. s. w.
(Astloch.) (Ei.) Eben.

88. Es ist auf der Dille,
Der Mann bringts mit einem Wagen nit herab,
Aber das Weib mit einem Löffel. (Ei.) Paznaun.

89. Gigele, Gagele auf der Bank,
Wenn Gigele, Gagele abefällt,
Ist kein Doctor im ganzen Land,
Der Gigele, Gagele helfen kann. (Ei.) Fendels.

Variante: 90. Adelbadel auf der Wand u. s. w. (Ei.) Pitzthal.

91. Ein weisser See und gelbe Ilgen drin?
(Ilge, Gilge = Lilje. Ei.) Fendels.

92. Eine gelbe Ilge in weissem See,
Errätst du dies, errätst du meh(r)! (Ei.) Bei Innsbruck.

93. Ich weiss ein kleines Haus.
Da ist nichts von Fenster, Thür und Thor.
Und will der kleine Wirt heraus,
So muss er erst die Wand durchbohrn. (Ei.) Pitzthal.

94. Es schlafen sechs in einem Tod,
Der siebente jagt den achten fort!
Ihr Herren ratet, was das sei? (Ein Vogelnest mit 6 Jungen in einem Totenkopf, dem die Alten abwechselnd zufliegen.) Fendels.

95. Was hat mehr Fuss?
Ein Ross oder kein Ross?
(Kein Ross, ein Ross hat 4 Füsse, kein Ross hat fünfe.) Vorarlberg.

96. Was thut die Henne, wenn sie auf einem Fuss steht?
(Den andern aufheben.) Lechthal.

97. Wo ist der Rabe, wenn die Sonne untergegangen?
(Im Schatten.) Lechthal.

98. Der Hupfauf
Und der Baldauf
Springen durch den Wald auf.
Acht Füsse und ein Schwanz,
Das ist das Ganz'. (Frosch und Hase.) Lechthal.

99. Wer hat dem Hund den Schweif gesteckt?
(Ein Blinder, er hat ihn neben's Loch gesteckt.) Lechthal.

100. Warum ist der Vorderfuss des Hasen kürzer als der hintere?
(Weil der hintere länger ist.) Lechthal.

101. Wie bringt man eine Gais, einen Kohlkopf und einen Wolf ohne Schaden über einen Fluss? (Zuerst Gais, dann Krautkopf und Gais zurück, Wolf hinüber, zuletzt Gais nach.) Lechthal.

102. Welches ist das unverfrorenste Tier?
(Floh, er geht im Winter im Hemd spazieren.) Unterinnthal.

103. Welches ist der Unterschied zwischen Maikäfer und Gensdarm.
(Maikäfer ist braun und sch..... grün, Gensdarm ist grün und sch..... braun.)
Bei Innsbruck.

104. Was bedeutet es, dass sich die Henne schüttelt, wenn der Hahn drüber war.
(Sie bettet für ein andermal auf.) Navis.

105. Vorn und hinten patzet[1]),
In der Mitten glager â[2]). (Ameise.) Navis.

106. Braun unten,
Grün au,
Blau
Obendrau! (Flachs.) Fendels.

107. 77 Schwestern haben gleiche Kappeln auf? (Flachs.) Paznaun.

108. Klein inglat[3]),
Gross gstinglat[4])
Und obendrau ein blaus Kappel? (Flachs.) Fendels.

109. I wachs im Acker,
Toll und wacker,
Hab neun Häut
Und beiss die Leut. (Knoblauch.) Fendels.

1) dick. 2) beinahe ab gebrochen. 3) eingelassen eingesetzt. 4) gestengelt.

110. Steht ein Vogel auf ein Fuss,
Ist kein Muss,
Trinkt kein Wasser, hat kein Wein,
Rat, was für ein Vögele das wird sein? (Kirsche.) Fendels.

111. Es steht am Rain,
Hat die Wampen voll Stein. (Hagebutte.) Ried.

112. Wie viel Erbsen gehn in ein Töpfel?
(Keine, alle schüttet man hinein.) Fendels.

113. Es ist ein Pommeranzel,
Hat ein schönes Kranzel
Und ein langen langen Stiel. (Mohn.) Paznaun.

114. Wenns kommt, so kommts nit;
Wenns nit kommt, kommts.
Wenn die Vögel kommen und den Kornsamen fressen, kommt kein Korn (zur Frucht), wenn sie nicht kommen, geht es auf.) Fendels.

115. Ribele, rabele,
Z'unterst a Stabele,
Mitten a Panzele,
Z'oberst a Kranzele. (Mohn.) Pusterthal.

116. Und weisst du mir zu nennen,
Was weisser ist als Schnee?
Und weisst du mir zu nennen,
Was grüner ist als Klee?
Und weisst du mir zu nennen,
Was schwärzer ist als Kohl?
Willst du ein reiner Junggsell sein?
Erraten wirst dus wohl!

Die Schlehen, wenn sie blühen,
Sind weisser als der Schnee.
Die Schlehen, wenn sie hab'n verblüht,
Sind grüner als der Klee.
Die Schlehen, wenn sie hab'n verreift[1]),
Sind schwärzer als das[2]) Kohl:
Ich will ein reiner Junggsell sein,
Erraten hab ichs wohl!
(Die Schlehen.) Eben.

117. Wenn mans nicht sieht, klaubt[3]) mans auf,
Wenn mans sieht, lässt mans liegen.
Wenn man sieht, dass eine Haselnuss angestochen ist, lässt man sie liegen, wenn mans nicht sieht, nimmt man sie.) Fendels.

118. Kaum ist der Vater geboren,
Hängt der Sohn schon am Dach. (Feuer und Rauch.) Fendels.

119. Wir sind nicht Fische, nein,
Doch kommen wir vom Meer,
Wir sind nicht Vögel, nein,
Doch fliegen wir daher.
Wir schweben fort in obern Regionen,

Des Kahnen (?) sind wir oft
Und auch zuweil'n Kanonen.
So bilden wir ein unbeständig Leben,
Wie die Menschenkinder eben.
(Wolken.) Fendels.

120. Es geht übers Stroh und rauscht nicht. (Sonne.) Paznaun.

121. Ein wassernes Gschloss,
Und ein hölzerner Schlüssel. (See mit Kahn.) Paznaun.

122. Wann ist dem Mond schlecht?
(Wenn er durch die Wolken bricht.) Navis.

123. Es hängt an der Wand und braucht keinen Nagel.
(Schatten.) Eben.

1 ausgereift sind. 2 statt die Kohle allgemein. 3 hebt.

124. Geht etwas zwischen zwei Wänd.
Hat weder Fuss noch Händ. (Teig.) Paznaun.

125. Heut wird aufgmacht und gschossen.
Was wird gethan? (Gebacken. Das Brot wird auf die Laden gelegt und in den Ofen geschoben.) Fendels.

126. s' ist etwas im Kammerle,
Thut alleweil Timmerle, Tammerle. (Uhr.) Fendels.

127. Was ist das Dümmste im Haus?
(Die Seihe, das Gute lässt sie durch, den Schmutz behält sie.) Fendels.

128. Wiga, Waga
Hat Laub traga;
Tragt Leib und Seel,
Laub nimmermehr. (Wiege.) Fendels.

129. Krumm umbogen,
Hoch aufgstoben,
Und ein Mandel hinten dran,
Das alleweil klöppeln kann.
(Das Dreschen. Vers 1: Flegel, 2: Spreu, 3: Bauer.) Fendels.

130. Es sind viel, viel Frauen, die einander zopfen.
(Durch Zweige verbundene Zaunlatten.) Ried.

131. Es geht allweil etwas und kommt doch nicht weiter.
(Perpendickel.) Fendels.

Variante: 132. Es geht und geht
Und bleibt doch an einem Ort. Pitzthal.

133. Eine dicke Mutter,
Ein langer Vater,
Ein weiches Kind,
Rat was ist da drin?
(Treibkübel, Kübel, Stössel, Butter.) Paznaun.

134. Woll, woll, woll nenn ichs dir;
Woll, woll, woll sag ichs dir;
Woll, woll, woll ists;
Wenn's du nicht erratest, ein Narr bist!
(Wortspiel von Wohl und Wolle.) Paznaun.

135. Woll nenn ichs,
Woll deut ichs,
Woll ist's! Lechthal.

136. Ich sag dirs Tenn',
Ich nenn dirs Tenn',
Wenn dus Tenn nicht weisst,
Ein Esel heisst. (Tenne und tenn = dann.) Lechthal.

137. Nieder wie eine Maus,
Und hoch wie ein Kirchturm. (Zwirnknäul.) Paznaun.

138. Es kugelt etwas übern Rain,
Hinab gehts allein,
Herauf zieh'ns sechs Paar Ross nit. (Knäuel.) Eben.

139. Ein altes Weib trägts in einem Löffel leicht über den Bühel, aber vier Ross bringens nicht ganz hinauf. (Knäuel.) Navis.

140. Ein eiserner Hund und ein leinenes Schweiflein, je weiter das Hündlein vorwärts geht, je kürzer's Schweiflein wird. (Nadel mit Faden.) Fendels.

141. Es geht zum Trog trinken,
Lasst die Wampen dahinten.
(Bettzieche, wenn sie gewaschen wird.) Fendels.

142. Schwarz, innen hohl,
Was drin soll?
Ein grüns Bröckl Fleisch.
Spei in die Händ,
Knüttle mit dem Arsch,
Und dann gehts.
(Schuh — beim Anziehen.) Fendels.

143. Es lebt' und lebt nimmer,
Trägt Leib und Seel immer.
(Schuh.) Fendels.

144. Ein grüner See
Und weisse Gilgen drin?
(Presse.) Paznaun.

145. Es geht durch den Wald auf und schaut stets zurück. (Hacke, die mit der Schneide vom Körper abgewendet auf der Schulter getragen wird.) Fendels.

146. Vier Ravedenten (?),
Zwei haarige Schwänz,
Und hintennach
Ein Gupfermann!
Mit der Schnellbüchs.
(Fuhrwerk; die Schnellbüchs = die Peitsche.) St. Leonhard, Pitzthal.

147. Es geht etwas bleich zum Brunn
Und braun davon. (Der Krapfen beim Backen.) Fendels.

148. Der es macht, der braucht es nicht,
Der es kauft, der will es nicht,
Der es braucht, der weiss es nicht. (Sarg.) Piller, Pitzthal.

149. Es geht etwas vom Haus,
Schreit allweil: glig, glag!
Wenn ich nur alle
Meine Kapplen hatt. (Dachtraufe.) Fendels.

150. Elle noch so lang,
Dreh' den Arsch,
Zuck den Fuss,
Weisst was drin muss?
Die Schaufel, mit der das Brot in den Ofen geschoben wird.) Fendels.

151. Loch auf Loch
Und Haar ums Loch. (Pfeifenspitze.) Fendels.

152. Loch auf Loch
Und Haar ums Loch
Und vor dem Loch ists lustig. (Blasinstrument.) Navis.

153. Loch auf Loch
Und Haar ums Loch;
Lustig am Loch,
Und in dem Loch ist Kirchtag. (Blasinstrument.) Navis.

154. Welches ist das heisseste Fleisch? (Das ungesottene, es zuckt.) Fendels.

155. Ich gieb was zu raten:
Was zehne bei ein' Orschloch thaten?
(Öhrloch, Einfädeln.) Fendels.

156. Es ist fertig und wird alle Tage gemacht. (Das Bett.) Fendels.

157. Ein Schaft und ein Rohr
Und ein Schloss liegt davor
Und ein Stock steckt daran,
Greifs ja nichts an! (Schiessgewehr.) Fendels.

158. 's erste ist rund, 's zweite ist rund,
's erste und zweite ist rund,
's dritte ist rund, 's zweite und dritte ist rund,
's erste und zweite und's dritte ist rund?
(Erdäpfelknödel.) Bei Innsbruck.

159. Komm zu mir in Heimgart,
Nit bei Tag und nit bei Nacht,
Nit bei Sonnenschein,
Nit bei Mondenschein:
Wenn alle Wänd' ganz sein[1]),
Wenn der Fuchs beim Laar steht[2]),
Und der Tod das Lebendige vergräbt.[3])
(In der Dämmerung, wenn 1) die Fensterläden geschlossen sind, 2) wenn der Fuchs auf der Lauer steht (Redensart für, wenn nach dem Essen die Löffel um die lare [leere] Schüssel liegen) und 3) wenn am Herd die tote Asche über das lebendige Feuer gestreut wird.) Fendels.

160. Ein Glitter, ein Glatter,
Ein beinernes Gatter,
Eine beinerne Wiesen,
Wo die Leut umpisen (umspringen). (Friedhof.) Fendels.

161. Variante, Vers 4: Und doch wachst Gras. Pitzthal.

162. Immer und immer,
Ein hohes Getimmer,
Eine beinerne Wies;
Wenn du's erratst,
Junggsell bist gwiss! (Friedhof.) Eben.

163. Es kugelt übern Rain und wird immer länger?
(Zwirnknäuel.) Brixlegg.

164. Es sind 24 Herren,
Die regieren die Welt,
Sie essen kein Brot,
Sie trinken kein Wein,
Was wer'n das für Herrn sein? (24 Buchstaben.) Fendels.

165. Es hat eine tote Seele,
Kann weder gehn, noch fahren
Und kann doch jedermann Antwort geben!
(Kielfeder. Ausdruck für Mark: Seele.) Vintschgau, Fendels.

166. Auf einem weissen See,
Schwimmt eine rote Rose.
Willst du die schwarzen Fischlein sprechen,
So musst du zuerst die Rose brechen.
(Brief mit Siegel.) Brixlegg.

167. Wie viel Bretter braucht man zu einem gut gedeckten Dachstuhl?
(Keines.) Lechthal.

168. Ein hölzernes Steinhäusel? (Kumpf für den Wetzstein.) Lechthal.

169. Was hängt an der Wand und reisst's Maul auf?
(Die Scheere.) Lechthal.

170. Was hangt an der Wand.
Wie Totenhand? (Handschuh.) Lechthal.

171. Es geht im Holz
Und steht im Holz
Und lasst alleweil Pöllelen fallen? (Säge.) Lechthal.

172. Ein hölzernes Hafele (Töpfchen),
Ein fleischerner Deckel. (Abtritt.) Lechthal.

173. Halb von Holz,
Halb von Schwein? (Bürste.) Lechthal.

174. Der Wohlleber[1]),
Der Hitzgeber[2]),
Der Rumpum[3]),
Der Zugaus[4])?
(Das Zimmer: 1) Tisch, 2) Ofen, 3) Boden, 4) Fenster.) Lechthal.

175. Vieltausend Jungfern geben einander Wasser. (Schindeln.) Lechthal.

176. Es ist niedrer als eine Maus
Und hat mehr Fenster als ein Königshaus. (Fingerhut.) Lechthal.

177. Es geht über die Brucken,
Hat zwei Bäuche und einen Rucken. (Kohlenreiter.) Eben.

178. Es hängt an der Wand,
Hat ein Stabel in der Hand. (Wandleuchter.) Eben.

179. Vorn Fleisch,
Hinten Fleisch,
In der Mitten
Holz und Eisen. (Pflug.) Götzis.

180. Kennst du die alten Weiber und die Madlerfürtiger (Fürtücher) auseinander? (Ja, das eine sind „alte Weiber", das andere „Schürze".) Fendels.

181. Wo kommen alle Säcke zusammen? (Bei der Naht.) Fendels.

182. Wo kommen alle Schuhe zusammen? (Am Knie des Schusters.) Fendels.

183. Was braucht man zu einem gut beschlagenen Stiefel?
(Den zweiten.) Lechthal.

184. Warum schabt man den Käs?
(Wenn er Federn hätt, könnt man ihn rupfen.) Lechthal.

185. Wie viel Flöh gehn auf ein Pfund?
(Gar keiner, alle hüpfen weg.) Lechthal.

186. Unterschied zwischen einer Papierfabrik und einem Wirtshaus?
(In die Fabrik führt man die Lumpen, ins Wirtshaus gehn sie.) Lechthal.

187. Welcher Schlüssel ist für kein Schloss? (Uhrschlüssel.) Lechthal.

188. Warum verlieren die Weiber die Zähne früher als die Männer?
(Weil sie mehr reden.) Lechthal.

189. Welcher Unterschied ist zwischen einer langen Cigarre (Virginia) und einer Schwiegermutter? (Bei der Cigarre ist der erste Zug der beste, bei der Schwiegermutter der letzte.) Unterinnthal.

190. Welcher Unterschied ist zwischen einer Wurst und der Sonne?
(Die Sonne geht im Osten auf, die Wurst beim Süden [Sieden].) Lechthal.

191. Wie kennt man das vordere Ende einer Wurst vom hinteren?
(Wenn man sie um die Achsel hängt.) Lechthal.

192. Jeder Tiroler hat Schneid: Hat er sie sonst nicht, so hat er sie doch am Buckel, wie die Gais. (Rückgrat.) Brixlegg.

193. Was ist besser als eine Geldtasche?
(Der Arsch: er geht selber auf und zu.) Unterinnthal.

194. Die Unterländer habens in den Augen, da sieht mans nit viel, oder an den Füssen, da gehn sie's bald weg? (Schamgefühl.) Unterinnthal.

195. Wozu hat der Müller einen weissen Hut? (Zum Aufsetzen.) Alpach.

196. Was ist für ein Unterschied zwischen einer Sau und einer Frau?
(Sau hat den Ring im Rüssel, Frau an den Ohren.) Alpach.

197. Variante: (Frau hat den Kranz am Kopf, Sau am Arsch.) Navis.

198. Was ist stärker als das stärkste Tier?
(Der Dreck, den erhebt niemand.) Navis.

199. Welche Ähnlichkeit ist zwischen Frauenhaar und Holz?
(Beides kann gebrannt werden.) Navis.

200. Welche Ähnlichkeit ist zwischen einer Kellnerin und einem Weihbrunnkessel? (Beide greift alles an.) Zillerthal.

201. Welche sind die dümmsten Leute?
(Kellnerinnen und Messner. Sie danken für das, was andern gehört.) Zillerthal.

202. Was ist schwerer? Ein Zentner Federn oder ein Zentner Eisen?
(Ein Zentner Eisen, der geht im Wasser unter.) Eben.

203. Lindau hats und Moskau nit,
Löffel hats und Pfanne nit? (L.) Fendels.

204. Der Berg hats, aber doch nicht der Gipfel,
Die Wurst hats, aber doch nicht der Zipfel,
Der Herr hats hinten, die Frau davorn,
Und der Knecht und die Magd habens gar nit. (R.) Fendels.

205. Es ist nicht in Meissen,
Es ist nur in Preussen,
Es ist nicht in Holland,
Es ist nur in Brabant:
Konstantinopel ist eine grosse Stadt,
Die es aber auch nicht hat. (R.) Eben.

206. Ein Blinder sah den Has fürspringen,
Ein Lahmer eilt ihm nach und erwischt ihn,
Ein Nackter steckt ihn in die Tasche.
Was ist das? (Eine Lüge, weils nicht sein kann.) Fendels.

207. Einem blinden Mann winken,
Aus einem leeren Glas trinken,
Den Wind in eine Truhen sperren,
Und den Schnee im Ofen dörren.
Was ist das? (Viermal nichts.) Fendels.

208. Kaiser Karl hat einen Hund,
Nennt den Namen mit dem Hund.
Rath' wie heisst der Hund. (Rathwie.) Fendels.

209. Wer draussen ist, will hinein.
Wer drein ist, will heraus. (Die Ehe.) Fendels.

210. Ein Vater hat sechs Töchter. Jede hat einen Bruder. wie viel sind zusammen? (Acht, denn jede hat denselben Bruder.) Navis.

211. Vorn und hinten gleich, in der Mitte doppelt. (Anna, Otto.) Fendels.

212. Ein Müller hat acht Säcke. Auf jedem sitzt eine Katze mit sieben Jungen. Wie viel Füsse sind in der Mühle?
(Zwei, des Müllers; die Katzen haben Tatzen.) Navis.

213. In ein Kloster kam ein Bursch, den eine Nonne mit einem Kuss begrüsste. Die Oberin sah das und stellte die Nonne zur Rede. Sie rechtfertigte sich mit dem Worte: „Seine Mutter ist die einzige Tochter meiner Mutter.“ Was war er?
Ihr Sohn.) Unterinnthal.

214. Zwei Buben hüteten Schafe. Da sagte der eine: gieb mir eines, dann hab ich gleich viel wie du. Der andere aber antwortete: gieb du mir eines, dann hab ich doppelt so viel wie du. Wie viel hatte jeder? (5 — 7.)

215. Ein Mann fragte ein Mädel, das Gänse hütete, wie gross ihre Herde sei. Sie antwortete: zweimal so viel und halb so viel und viertel so viel, und wenn der Herr eine Gans wär, dann wärens grad hundert. Wie viel hab' ich?

$$x = \left(2x + \frac{x}{2} + \frac{x}{4} + 1 = 100;\ 11x = 396.\right)$$

216. Ist nicht Esel die vor hat sie kann
dies ein der Schrift sich und nicht lesen

217. | , ⓘ Was heisst das?
(Der ist dick, der ist dünn, der ist draussen, der ist drin.) Navis.

218. Wie schreibt man einen Hundsnamen da ○ hinein. (⊙ Tüpfl, der Punkt heisst Tüpfel, Tüpfel ist zugleich ein Tiroler Hundename.) Navis.

219. Zwei Küh haben drei Kälber. Keine hat eins. Wie geht das?
(Eine Kuh heisst „Keine“) Navis.

Innsbruck.

Zu Goethes Schweizerlied.

Von **Anton Englert.**

Auf einer Wanderung durch den östlichen Spessart, welche ich im Herbst 1892 behufs Sammlung volkstümlicher Reime unternahm, hörte ich in dem Dorfe Esselbach (westlich von Marktheidenfeld) von einem Schulknaben folgende Variante der ersten Strophe von Goethes Schweizerlied:

Douwm Boude[1]) bin i gwäe,
Häb Vogele zugschaut,
Hat gepfiffe, hat gsunge.
Hät e Nestle gebaut.

1 Dr Den auf dem Boden (Dachboden

Ich fand das Liedchen dann noch in dem südlich von Esselbach gelegenen Dorfe Schollbrunn, sowie in Kreuzwertheim in den nachstehenden Fassungen:

Drouwm Bergle bin i gsesse.
Höi m Vöigele zugschaut,
Hot gepfiffe, hot gesunge,
Hot e Nestle gebaut. (Schollbrunn.)

Douwm Boude bin i gschtanne,
Ho m Vöigele zugschaut,
Hät gsunge, hät gepfiffe,
Hät e Nestle gebaut. (Kreuzwertheim.)

Die folgende Variante aus Reistenhausen am Main (bei Stadtprozelten) verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Studierenden H. Arnold.

Ufm Bergle bin i gsesse,
Hobm Vögle zugschaut,
Hot gesunge, hot gepfiffe,
Hot e Nestle gebaut.

oder:

S hot wärkli schö glaut.

Der Reim, dessen Vorkommen mir auch für Wertheim und Amorbach bezeugt ist, dürfte wohl im südlichen Spessart und in der Maingegend von Wertheim bis Miltenberg weiter verbreitet sein. Im nördlichen Spessart habe ich ihn noch nicht gefunden. Dagegen liegt mir noch eine unterfränkische Fassung aus Forst bei Schweinfurt vor, welche mir mein Kollege Dr. Th. Link mitgeteilt hat. Sie lautet:

Aufm Range[1]) Bin i gange,
Habm Vögla zugschaut,
Hab gsunge, Bin gschprunge,
Hab gschriea gar laut.

Schliesslich teile ich noch eine Variante aus Windsheim in Mittelfranken mit:

Afn Bergla bin i gsessn,
Hob n Vögeln zugschaut,
Hem gsunga, hem pfiffen,
Hem Nestli gebaut.

Es entsteht nun die für das Abhängigkeitsverhältnis des Goetheschen Schweizerliedes[2]) wichtige Frage, ob der in den obigen Varianten vorliegende Reim auf das Goethesche Gedicht zurückzuführen ist oder ob er volkstümlichen Ursprungs ist. Dass Goethe bei der ersten Strophe des Schweizerliedes ein volkstümliches Motiv vorschwebte, ist längst bekannt. Als Vorlage galt bisher das nachfolgende Liedchen aus dem Odenwalde, welches im Anhang zum Wunderhorn, III, 1808, S. 71 mitgeteilt ist:

Auf'm Bergli bin ich gesessen,
Hab dem Vögele zug'schaut,
Ist ein Federle abe geflogen,
Hab'n (*sic*) Häusle draus baut.

1) Rain.

2) Zuerst gedruckt im 1. Bande der Werke, 1815. — Zelter erhielt das Lied am 18. März 1811.

Aus einer Vergleichung dieser Verse mit der ersten Strophe des Goetheschen Gedichtes ergiebt sich, dass diese dem Wortlaut nach nur zur Hälfte mit dem Volksliedchen übereinstimmt, während vom übrigen Teil nur der Schluss an den Odenwälder Spruch anklingt.

Anders verhält es sich mit dem in Franken vorkommenden Liedchen. Dieses stimmt mit der ersten Strophe des Schweizerliedes nahezu vollständig im Wortlaut überein. Im Falle also unsere Fassungen des fränkischen Liedchens nicht dialektische Umbildungen der entsprechenden Verse bei Goethe, sondern volkstümliche Varianten des Odenwälder Spruches sind, unterliegt es keinem Zweifel, dass Goethe den Reim in einer mit diesen Fassungen fast gleichlautenden Form gekannt und benützt hat. Für die volkstümliche Herkunft des fränkischen Liedchens sprechen aber die triftigsten Gründe.

Vor allem fällt auf, dass es überall, wo ich es fand, nur einstrophig vorkommt. Wenn es von dem Goetheschen Gedichte herstammen würde, so wäre sicher auch da und dort eine Spur von den anderen Strophen des Schweizerliedes vorhanden. Es ist ferner zu beachten, dass unser Liedchen in allen von mir nachgewiesenen Fassungen in lokalmundartlichem Gewande auftritt. Es ist dies ein weiteres meiner Ansicht nach untrügliches Zeugnis für seine Unabhängigkeit von dem Goetheschen Gedichte. Ja, diese Eigentümlichkeit lässt sogar auf ein gewisses Alter der Verse schliessen. Eine weitere Stütze für unsere Annahme liegt in dem Umstande, dass sämtliche fränkische Fassungen einzelne Textverschiedenheiten gegenüber den Goetheschen Versen aufweisen. Ausser den Varianten am Anfang kommt hier besonders die allen Fassungen, ausser der Forster, eigentümliche Lesart „geptiffe n“ in der fünften, bezw. sechsten Zeile in Betracht.

Wie der Text weist auch die Melodie des Liedchens auf seine Unabhängigkeit von dem Gedichte Goethes hin. Aufzeichnungen der Singweise liegen mir für Esselbach durch die Güte des Herrn Lehrers Anton Mayer, für Reistenhausen durch die Freundlichkeit des Herrn Studierenden H. Arnold vor. An beiden Orten wird das Liedchen nicht nach einer der Melodien gesungen, in welchen Goethes „Ufm Bergli“ weitere Verbreitung gefunden hat (vgl. Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, 3. Auflage, Leipzig 1869, S. 130), sondern nach der Weise des bekannten Liedchens „Kommt ein Vogel geflogen, Setzt sich nieder auf mein Fuss.“ Eine Dame aus Wertheim versichert mir, dass sie dortselbst in ihrer Kindheit unser Liedchen nach der gleichen Melodie singen hörte. Dasselbe bestätigt mir mein Kollega Link für Amorbach. Hoffmann von Fallersleben bemerkt a. a. O. S. 94 zu dem Liede „Kommt ein Vogel geflogen“ folgendes: „Aus der Volkszauberoper: Aline[1]. Text von Adolf Bäuerle .... Musik von Wenzel Müller. Ursprünglich in österreichischer Mundart, s. Bäuerles Komisches Theater, 6. Band (Pesth 1826).“ Der

1 Nach Wurzbachs Biographischem Lexikon 1820 zum ersten Male aufgeführt.

Hinweis auf die zuletzt genannte Sammlung ist nicht richtig. Das fragliche Lied findet sich weder in dem bezeichneten Drucke der „Aline", noch in einem anderen Stücke jener Ausgabe. Sollte es aus dem Pesther Drucke durch ein Versehen weggeblieben sein? Oder beruht Hoffmanns Quellenangabe, mit der übrigens auch eine Bemerkung in Erks Germania (No. 178) übereinstimmt, überhaupt auf einem Irrtum? Auffallend ist, dass Holtei im Vorworte zu seiner Liederposse „Die Wiener in Berlin"[1]), in welche er das fragliche Lied mit zwei eingeschalteten Strophen aufgenommen hat (S. 237 f.), über die Herkunft desselben nichts sagt, obwohl er ausdrücklich erwähnt, dass er unter anderen beliebten Liedern auch die Duette „War's vielleicht eins?" und „Was macht denn der Prater?" aus Bäuerles reizender Aline verwertet habe. Wie sich indess die Sache auch verhalten mag, soviel ist sicher, dass Bäuerle wenigstens die erste Strophe des Liedchens nicht verfasst hat. Denn eine Variante derselben findet sich schon unter den im Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol, Band 2, Innsbruck 1807 mitgeteilten „Schnodahaggen" aus dem Unterinnthal (S. 63). Der Vierzeiler lautet dort:

Ist a Vögal hea gflogn.
Hokt sie niedr auf mein Fuess.
Had a Zödal an Maul
Und von Dienal an Gruess.

Kommt also das Lied bei Bäuerle wirklich vor, so hat er, wie er es noch öfter gethan hat, ein volkstümliches Motiv benutzt. Wahrscheinlich hat er dann auch wie in anderen Fällen die Melodie des Volksliedchens entlehnt. Es mag uns daher recht wohl in jener Weise eine ältere Volksmelodie erhalten sein, nach der auch das fränkische Liedchen schon längst gesungen wurde.[2])

Zu den oben angeführten Beweisen für die volkstümliche Herkunft des unterfränkischen Liedchens gesellt sich noch ein sehr wichtiges Argument. In einer Notiz zu Goethes Schweizerlied im Goethe-Jahrbuch, Band 11 (Frankfurt 1890), S. 171 hat G. von Loeper eine „jedenfalls ältere" Fassung des Gedichtes mitgeteilt, „welche sich von der Hand von Goethes Verwandten, Friedrich Schlosser, in der Sammlung des Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg bei Heidelberg befindet". Die erste Strophe dieser Fassung lautet:

An ä Bergli bin i g'sesse,
No die Vögli han i g'schaut,
han gesunge,
han gepiffe,
han ä Nestli dran baut.

1) Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, Jahrgang 4. 1825. — Das Stück wurde zum ersten Male am 14. Juni 1824 in Berlin aufgeführt.

2) Für den Unterinnthaler Vierzeiler ist auf der Musikbeilage zwischen S. 96 und 97 eine Schnaderhüpfelweise angegeben, welche von der in Rede stehenden Melodie verschieden ist. Selbstverständlich schliesst dies nicht aus, dass Bäuerle eine andere Weise hören mochte.

Diese Fassung hat also noch nicht „gesunge : gesprunge", wie die spätere Gedichtform, sondern „gesunge : gepiffe", also genau so wie das Spessartliedchen und die Windsheimer Variante. Daraus ergiebt sich unzweifelhaft, dass Goethe für die erste Strophe seines Gedichtes ein den fränkischen Reimen ganz ähnliches Volksliedchen benützte. Bei der späteren Umarbeitung suchte Goethe, wie aus einer Vergleichung der beiden ersten Verszeilen hervorgeht, wieder engeren Anschluss an seine Vorlage (vgl. auch die Variante aus Des Knaben Wunderhorn) zu gewinnen. Wenn er dagegen die anfangs im wesentlichen beibehaltene dritte Zeile des Volksliedchens „Hat gepfiffe, hat gsunge" abänderte, so geschah dies bloss, um hier einen Reim zu gewinnen und dadurch die erste Strophe in völligen Einklang mit den übrigen zu bringen, bei denen die entsprechenden Verse schon in der ersten Fassung reimten. Auffallend ist, dass die Forster Variante: „gsunge : gschprunge" hat. Es wäre nicht unmöglich, dass hier das Goethesche Lied, welches ja da und dort eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt hat, einwirkte. Dagegen spricht freilich die abweichende Form „Hab gsunge, Bin gschprunge". Auch lässt der innere Reim in der ersten Verszeile vermuten, dass auch der in der dritten Zeile schon ursprünglich vorhanden war. In diesem Falle müsste Goethe entweder eine zweite Fassung des Volksliedchens mit den Reimworten „gesunge : gesprunge" in der dritten Zeile kennen gelernt haben, oder er müsste zufällig auf denselben Reim gekommen sein, was übrigens gar nicht unwahrscheinlich wäre.

Ich habe nun noch einiges zur letzten Strophe des Goetheschen Gedichtes zu bemerken. In dem 1882 bei Hempel erschienenen ersten Bande der Goetheschen Gedichte bemerkt v. Loeper zum Schweizerlied (S. 349), dass ebenso wie zur ersten Strophe auch zu den übrigen ältere Motive benützt sein mögen und fährt fort: „Wenn aber in Sylvester Wagners Salzburger Gesängen, 1847, das Schnadahüpfl vorkommt:

D' Finka hoben Halm trogn
Und d' Nöstar ausgmocht,
Und i und mein Dierndl
Hobn zuegschaut und glocht —

so wird Goethes Lied eingewirkt haben."

Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, dass das Salzburger Schnaderhüpfel durch Goethes Schweizerlied angeregt worden ist, und möchte darauf hinweisen, dass ein in Österreich und sonst weit verbreiteter Reim mit ähnlicher Schlusswendung schon im Wunderhorn (Bd. 3, 1808, S. 124) vorkommt. Er lautet:

Adam und Eva habens Lieben erdacht,
Ich und mein Schätzle habens auch so gemacht.

In den österreichischen Volksliedern von Ziska und Schottky, Pesth 1819, stehen S. 192 folgende Varianten[1]):

1 Die beiden Strophen erscheinen in der Sammlung als zusammengehörig, doch zeigt das beigefügte Sternchen nach einer Bemerkung im Vorwort an, dass sie erst von

D'r Ädäm und d'Everl
Han's Liab'n dadacht.
Und i und main Regerl
Hab'n 's ah a so g'macht.

Juchhe! unsa Pflega
Had's Buss'ln afbracht.
Und i und main Regerl
Hab'n 's glai nachi g'macht.

Weitere Varianten findet man in Birlingers Schwäbischen Volksliedern, S. 79, in der Ausgabe des Wunderhorn von Birlinger und Crecelius, Bd. 2, S. 324 (Württemberg), in Simrocks Deutschen Volksliedern, S. 341 (wie es scheint, nach dem Wunderhorn Bd. 3, 1808), in den Rundâs aus dem Vogtlande von H. Dunger, S. 140, und in den Deutschen Volksliedern aus Böhmen von Hruschka und Toischer, S. 277. Die folgende Fassung, welche mit der böhmischen ziemlich gleichlautet, habe ich von einer Frau aus Bruck in der Oberpfalz gehört.

De Ädam und d Ev'
Hämms Liäbm afbrächt
Und i und mai De'ndl
Hämmes grod ä so gmächt.

Die Ähnlichkeit, welche die Schlusswendung des in den obigen Fassungen vorliegenden Vierzeilers mit der Schlussstrophe des Goetheschen Schweizerliedes aufweist, lässt vermuten, dass Goethe zu dieser Strophe durch eine Variante des Schnaderhüpfels, vielleicht die im Wunderhorn, oder wenigstens durch ein ähnliches Liedchen angeregt wurde.

Für die weiteren Strophen des Goetheschen Gedichtes sind bisher keine volkstümlichen Parallelen bekannt geworden. Freilich haben verschiedene Forscher, unter anderen Düntzer, in seinen Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten (2. Auflage, Bd. 2, S. 234 f.), die Ansicht vertreten, dass das Schweizerlied überhaupt nicht Goethes Eigentum, sondern ein schweizerisches Volkslied sei, das der Dichter mit geringen Veränderungen in seine Werke aufgenommen habe. Doch konnte bis heute ein älterer Druck eines solchen Volksliedes nicht nachgewiesen werden. Düntzer (a. a. O.) und L. Tobler (Schweizerische Volkslieder, I, S. CXXVI) weisen auf ein bei H. Kurz, Ältere Dichter, Schlacht- und Volkslieder der Schweizer, S. 215 stehendes Aargauer Lied („Erinnerung") mit gleichem Anfang hin, welches sie jedoch selbst nicht für volkstümlich halten.[1]) Der Verfasser des Gedichtes, welcher bei Kurz nicht angegeben ist und auch Düntzer und Tobler unbekannt blieb, ist der Volksdichter Alois Glutz, welcher, wie mir Herr Stadtschreiber Th. Walker in Solothurn nach Aufzeichnungen im dortigen Bürgerbuche gütigst mitteilte, am 2. April 1789 in Olten geboren und am 6. September 1827 in dem Flecken Schwyz

den Herausgebern wegen ihres verwandten Inhalts und ihrer gleichen Singweise aneinandergereiht wurden.

1) Tobler bemerkt auch a. a. O., dass sich im Solothurner Wochenblatte 1828, S. 261 „einige unbedeutende Varianten" zum Schweizerliede finden. Mir war das Blatt nicht erhältlich.

gestorben ist. Nach einer im Januarheft der Zeitschrift „Alpenrosen" erschienenen Notiz, welche R. Weber in seiner Poetischen Nationallitteratur der deutschen Schweiz. Glarus 1867. Band 1. S. 413 anführt, zog Glutz, welcher blind war, von einem Knaben geführt[1]), von Ort zu Ort umher und sang seine selbst gedichteten und selbst komponierten Lieder, die bald in allen Dörfern heimisch wurden. Weber teilt auch das oben erwähnte Gedicht „Erinnerung" mit, welches zu den populärsten Liedern des Volksdichters gehört. Übrigens findet man es schon im allgemeinen Schweizer-Liederbuch, 3. Auflage, Aarau 1833, S. 111, mit Nennung des Dichters und der Angabe „Melodie vom Verfasser" abgedruckt.[2]) Vielleicht steht es auch schon in den früheren Ausgaben dieser Sammlung, die mir leider nicht zugänglich waren. Der leichteren Vergleichung halber lasse ich hier einen Teil des Gedichtes folgen:

1. Uffem Bergli bin i g'sesse.
Chönnt i numme wieder hi!
O! i chas schier nit vergesse.
O! wie lustig isch es g'si.
D'Vögel hei so lieblig g'sunge,
Schöni Nestli hei sie baut.
D'Lämmle sy im Grüne g'sprunge,
Und das alles hani g'schaut.

2. Und durs Thäli bin i gange.
Do isch's Bethli mit mer cho:
Dort am Bächli, wo so ruschet,
Hei mer blaui Blüemli gno,
Hei enander Chränzli gflochte
Und enander Strüsli g'macht.
Oebbis zelt, und ame-n-einisch
Zwische-n-ine herzlich g'lacht.

3. Über d'Matte simmer g'sprunge,
O wie het mi das erfreut!
Schöne Liedli hei mer g'sunge,
Dass es tönt het wit und breit etc.

Der Schluss der dritten Strophe schildert dann, wie die zwei Verliebten vor der Sennhütte sitzen und die Täubchen füttern, Strophe 4, wie Bethli ihren Hansli melken lehrt, und wie er dann Abschied nehmen muss, Strophe 5, wie er sich freut, sein Liebchen bald wiederzusehen.

Abgesehen von den deutlichen Anklängen der ersten Strophe an die Anfangsstrophe bei Goethe berührt sich auch die erste Verszeile der zweiten Strophe (vgl. auch Strophe 3, Zeile 1) mit Strophe 3, Zeile 1 f. bei Goethe „Uf d' Wiese Bin i gange." Auch der Anklang der Schlusszeile der zweiten Strophe an das „Und mer lache" des Goetheschen Liedes beruht wohl ebensowenig auf Zufall, wie der Umstand, dass in beiden Gedichten der glückliche Liebhaber den Namen Hans (Glutz, Strophe 5, Zeile 8 Hansli; Goethe, Strophe 4, Zeile 2 Hansel) führt.

Wie erklären sich nun die obigen Übereinstimmungen? Diese Frage lässt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, solange nicht festgestellt ist, ob Glutz sein Gedicht vor oder nach dem Bekanntwerden des Goetheschen

1 Ludwig Rotschi, später Direktor der Solothurner Liedertafel, gestorben 1864.

2 Als Quelle wird in der Vorrede eine Sammlung „Alois Glutz's Alpenlieder" mit Klavier- und Guitarrebegleitung genannt. Ort und Jahr des Erscheinens ist nicht angegeben. Eine spätere Ausgabe ist bei E. Krop in Basel erschienen.

Liedes[1]) verfasst hat. Die Annahme, dass letzteres unter Anlehnung an die Glutzsche Dichtung entstanden sein könnte, erscheint durch die enge rhythmische Übereinstimmung des Goetheschen Schweizerliedes mit dem Vierzeiler im Wunderhorn und dem fränkischen Liedchen, sowie durch die enge textliche Verwandtschaft der ersten Strophe bei Goethe mit dem fränkischen Volksreim und zum Teil auch mit der Odenwälder Variante ein für allemal ausgeschlossen. Dagegen hat aller Wahrscheinlichkeit nach ein umgekehrter Einfluss stattgefunden. Immerhin aber ist noch ein anderer Fall denkbar. Goethe und Glutz könnten aus gleicher oder ähnlicher Quelle geschöpft haben. Liesse sich das nachweisen, so würde sich daraus die Folgerung ergeben, dass Goethe nicht nur die erste Strophe entlehnt hat, sondern dass ihm seine Vorlage auch wenigstens die Hauptzüge für die folgenden Strophen lieferte. Eine endgiltige Lösung dieser Frage würde durch Ermittlung der Entstehungszeit des Glutzschen Gedichtes ermöglicht werden. Meine Nachforschungen nach dieser Richtung sind leider erfolglos geblieben.

München.

Ein paar Miscellen aus den Havellandschaften.

Von **Wilhelm Schwartz.**

Nachdem ich zufällig entdeckt hatte, wie ich in der Sitzung unseres Vereins vom Oktober 1893 schon berichtet, dass im Havellande noch heut zu Tage für die Kröte der Name Muggel volkstümlich üblich sei, kam es mir darauf an, die Grenzen festzustellen, innerhalb welcher diese Eigentümlichkeit auftritt, dann auch weiter zu untersuchen, ob etwa, wie ich Veranlassung hatte zu vermuten, für den Frosch und Regenwurm auch noch volkstümliche Sondernamen existierten.

Durch einen umfassenden Briefwechsel gelang die Orientierung in beiderlei Hinsicht über Erwarten, ja die Untersuchung zog allmählich immer weitere Kreise, so dass sie sich schliesslich über ganz Norddeutschland ausdehnte. Wenn ich die interessanten Resultate, die sich namentlich aus der überall hervortretenden landschaftlichen und damit ethnologischen Gruppierung der betreffenden Namen ergeben haben, glaube demnächst abschliessen und veröffentlichen zu können, so will ich inzwischen einige kleinere Mitteilungen nicht zurückhalten, welche mir aus den Havellandschaften, d. h. dem eigentlichen Havellande mit dem angrenzenden Teile der Zauche, sowie aus den beiden Jerichowschen Kreisen bei dem angeknüpften Verkehr zufällig geworden sind.

1) Zelter setzte das Lied am 11. Mai 1811. Reichardts beliebte Melodie stammt aus demselben Jahre.

I. Monsieur Schwarzsauer.

der Name wurde mir für die Kröte neben anderen aus dem zweiten Jerichower Kreise als ein Stück Volkshumor mitgeteilt. Er stamme, hiess es, aus der Zeit der französischen Occupation in den Jahren 1806—13 und sei bis in die sechziger Jahre oft im Scherz gebraucht worden; allmählich aber, wie jene Zeit selbst, mehr in den Hintergrund getreten. Damals also, als das ganze Land voll französischer Einquartierung steckte, hatte eine Bauerfrau einem französischen Soldaten, der bei ihr im Quartier lag, beim Gänseschlachten eine Schüssel Schwarzsauer vorgesetzt, jenes auch jetzt noch in weiteren Kreisen wohlbekannte Gericht, welches aus Gänseklein mit Birnen oder Backobst und Klössen bereitet wird und durch das Gänseblut eine schwarze Farbe erhält. Der Franzose fand die Mahlzeit „très bon" und wiederholte oft „très bon ce Schwarzsauer" und hieb tüchtig ein. Plötzlich kletterte eine Kröte (die Schüssel hatte zur Abkühlung etwas auf der Erde gestanden, und das Tier war hineingeraten,) aus der Schüssel am Rande in die Höhe. Erschreckt, aber nicht gesonnen, von der leckeren, ihm neuen Mahlzeit etwas entweichen zu lassen, spiesste der Franzose die Kröte auf seine Gabel mit dem Zurufe: „Reste ici, Monsieur Schwarzsauer", und so behielt das Tier lange den Namen.

II. „Dei hürt de Pieräser (die Regenwürmer) blaffen" (bellen),

sagt man am Filener Luch von einem superklugen Menschen, der alles besser wissen will als andere. Wie aber die Berliner Jungen statt pieräser meist „pieresel" sagen, so sagt man, wie ich höre, in den Städten Westpreussens, wohin das Wort durch vorpommersche Seefischer und weiter dann durch Schiffer verpflanzt sein soll, „pie-ratz", in Posen sogar „pirosse", indem man an andere Tiere dabei denkt.[1]) Auch in Danzig und Marienwerder zieht man nun „den pieratz" zur Vergleichung heran, indem man einen langen, hageren Menschen gelegentlich mit dem Namen „langer Pieratz" belegt, wie man einen solchen in Berlin eine „lange Latte" nennt. Der Ausdruck „langer Pieratz" ist offenbar von einem lang wie ein Regenwurm ausgestreckt daliegenden Menschen entlehnt. Wie Homer Jl. 13, 655 den vom Meriones getöteten Harpalion, als er sterbend langausgestreckt auf der Erde daliegt, in unmittelbarer Anschauung einem Regenwurm vergleicht (*θυμὸν ἀποπνείων, ὥς τε σκώληξ, ἐπὶ γαίῃ κεῖτο ταθείς*), so weckte dort bei Fischern und Schiffern ein so „bequem" hingestreckter „Schlaaks" (wie auch der Berliner sagt und davon das Zeitwort „sich hinschlaaksen" formt,) in einer Art Hohn ein ähnliches Bild.

[1]) Der ursprüngliche Name pier-aas bezeichnet das Tier als einen Wurm-Köder beim Angeln, denn pier ist ursprünglich „wurm und aas" köder, in welcher Bedeutung es sich noch namentlich in der Jägersprache erhalten hat.

III. Der Hede- oder Herbsthund.

Mit dem Namen „Hede-“ oder „Herbsthund“ bezeichnet der Volkshumor im Havelland die Brake, das Gerät, mit welchem man den Flachs, um die Ausscheidung der Hede anzubahnen, bricht. Gebrakt wird im Spätherbst meist des Abends beim Laternenlicht, nachdem der Flachs im Backofen, wenn das Brot herausgenommen, gedörrt worden ist. Früher als noch mehr auch auf den Höfen gesponnen wurde, brakten oft 20—30 Mädchen und junge Leute zusammen, und dann ging es dabei lustig her. Eine alte Frau, die nicht mehr recht die Kräfte zum Braken hatte, zog immer eine Handvoll Flachs aus dem Ofen und reichte sie dem nächsten, der gab sie weiter, bis alle damit versehen waren, und dann ging das Brechen mit der Brake los. Wenn man es so aus der Ferne, namentlich von mehreren ausgeführt, hört, dann lässt sich das Klappern an, als wenn ein alter Hofhund „klafft“, und deshalb nannte und nennt man auch noch die Brake scherzend den „Hede-“ oder „Herbsthund“.

IV. Von Überresten alter Hausindustrie.

Die reiche Hausindustrie früherer Zeit, von der u. a. das in Berlin neu begründete Museum deutscher Volkstrachten ein beredtes Zeugnis ablegt, hat in diesem Jahrhundert auf dem Lande durch das Fabrik- und Hausierwesen immer mehr abgenommen. Nichtsdestoweniger werden noch immer einzelne Zweige allgemeiner gepflegt. Eine zufällig sich anspinnende Recherche deshalb im Havellande ergab folgende Notizen.

Die Frauen beschäftigen sich vor allem noch immer mit Spinnen und Weben von Wolle und auch von Flachs. Das Spinnen der Wolle geschieht meist gleich vom Vliess aus, wie es von der Schur kommt, wo die Wolle noch wie Watte zusammenhängt. Wenn die Wolle gesponnen, wird sie noch einmal sauber gewaschen und je nach dem beabsichtigten Verbrauch meist braun oder blau gefärbt. Auch der Flachs wird teilweise blau gefärbt, namentlich zur Verwendung bei Anfertigung des karrierten Bettzeuges, welches sehr beliebt ist. Eine besondere Art Gewebe ist das sogenannte Warp mit leinenem Aufzuge und wollenem Einschlag, also ein halbwollener, tuchartiger Stoff.

Die Männer schnitzen allerhand aus Holz, z. B. Holzpantinen, fertigen sich auch Besen, Harken, Dreschflegel u. dgl. meist selbst an, flechten Körbe aus Weidenruten und den feineren, zähen Wurzeln der Kiefer. Treiben sie Fischfang, so stricken sie auch Netze und flechten Reusen. Viele — namentlich Schäfer — stricken auch Strümpfe und Fausthandschuhe, natürlich von „selbstgesponnener“ Wolle. Bei den letzteren kommt meist ein sehr mühsamer Häkelstich zur Anwendung, indem kleine Wollenflöckchen immer eingehäkelt oder eingestrickt werden, was dann vollständig eine Art Pelz giebt.

Vor 50 Jahren stand noch das Flachsspinnen ganz anders inmitten des wirtschaftlichen Lebens. Seit der Zeit hat sich die Sache aber in den Havellandschaften, wie überhaupt im nordöstlichen Deutschland, z. T. sehr geändert. Während auf der einen Seite die landesüblichen Spinnstuben mit ihrer natürlichen Ungebundenheit bei den kirchlichen wie staatlichen Organen in Verruf kamen, und man auf ihre Beseitigung drängte, wurde auf der anderen Seite auch das Interesse des Volkes daran durch besondere Umstände selbst gemindert. Je länger, je mehr griff die Verwendung der wohlfeilen Baumwolle um sich, und allmählich fingen auch Fabriken an, die Leinewand so billig zu liefern, dass die viele Arbeit, welche sie dem Einzelnen macht, kaum mehr zu lohnen schien. Eine Sache gab aber dem Spinnen den Hauptstoss, nämlich die veränderten Lohnverhältnisse. Wie der Staat prinzipiell überall Naturalleistungen in Geld „umsetzen" liess, so trachteten auch die ländlichen Dienstleute zuletzt danach, und so kam schliesslich unter Erhöhung des Lohnes das früher übliche Deputat an Leinsamenaussaat, sowie das an Flachs und Wolle bei ihnen Wegfall, und damit wurde der betreffenden Industrie die breite volkstümliche Grundlage, die sie gehabt, bedeutend geschmälert.[1])

V. Vom Abnehmen des Spinnens und vom Einfluss davon auch auf anderem Gebiete des Volkstums.

Ich bin auf dies Abnehmen des Spinnens etwas ausführlicher eingegangen, da, abgesehen von dem socialen Interesse, welches die Sache in ihrer ganzen Entwicklung hat, ich auch bei meinen jetzt erneuten Beziehungen zu dem Volkstum in den Havellandschaften erfahren habe, wie das Aufhören des Spinnens in der Allgemeinheit noch ein altes Stück Heidentum fast vollständig abgebröckelt hat, welches sich an die sogenannten Zwölften, die Zeit von Weihnachten bis Grossneujahr (6. Jan.) knüpfte und sich bis jetzt, wenn auch nur äusserlich in der Tradition, gerade in den Gegenden zwischen Elbe und Oder bis in dieses Jahrhundert fort erhalten hatte. Die Zwölften, mit denen das christliche Weihnachtsfest zusammenfiel, waren im Heidentum das Fest der Wintersonnenwende. Da musste jede Arbeit ruhen, da durfte kein Rad sich drehen, nicht gewaschen, vor allem nicht gesponnen werden. Allerhand Aberglaube knüpfte sich daran. Wenn einer wusch, hiess es: „Wer dann den tün bekledt, muss im nächsten Jahre den Kirchhof beklêden", d. h. sterben. Wenn ein Mädchen den Wocken nicht abgesponnen hatte, also die Arbeit nicht ruhte, bekam es Schwären (Geschwüre) oder, wie es in den Havellandschaften hiess: „Frau

[1]) Die Löhne der Mädchen im Havellande betrugen bis zum Jahre 1855 durchschnittlich 18 Thaler, 2 Pfund Wolle, 30 Ellen Leinewand und $^1/_4$ Scheffel Leinsamen, ausgesäet. In den sechziger Jahren stiegen die Lohnansprüche. Von 1868—70 an verlangten die Mädchen nur Geld und zwar 35—40 Thaler, erhielten aber auch meist noch 2 Pfund Wolle und das Leinen ausgesäet. Jetzt bekommen sie nur Geld.

Harke käme und besudle ihr den Wocken", während der Uckermärker dafür „die Frick", der Priegnitzer „Frau Gode", der mecklenburgische Bauer den „Wode" substituierte. Wenn in diesen Namen, wie Kuhn und ich sie überall vor mehr als fünfzig Jahren bei unseren Wanderungen durch jene Landschaften noch gleichsam mechanisch fortlebend vorfanden, damals noch alte Götternamen aus der heidnischen Zeit in der betreffenden Bevölkerung fortlebten, so hat das Aufhören allgemeinen Spinnens seit jener Zeit dies charakteristische Moment fast verwischt. Wie ich schon vor einigen Jahren in Pommern die Erfahrung machte, hörte ich jetzt auch aus dem Havellande auf verschiedene Anfragen übereinstimmend, dass mit dem Abnehmen des Spinnens auch Frau Harke mit dem betreffenden Aberglauben in Vergessenheit gekommen sei und nur einzelne alte Leute sich dessen erinnerten, dass man früher es gesagt. So gehen die Fäden im Volkstum herüber und hinüber, und Veränderungen auf einem Gebiete veranlassen unerwartet auch Wandlungen auf einem ganz anderen.

Die alte Jungfer.

Lebensbild aus dem Stubai von **Paul Greussing.**

Gerade so wie in den Städten giebt es im kleinen Dörflein allerlei Leute, gute und böse, komische und ernste.

Jeder Mensch hat seine Grillen und die zirpen nicht nur im Frühling, sondern auch zur Winterszeit.

Jedes Dorf hat seinen Sonderling, sei er männlichen oder weiblichen Geschlechtes.

Hier versieht diese Rolle auf der Bühne des irdischen Daseins ein ergrautes Weiblein; Eulalia ist ihr schöner Name. Sie ist auch einmal ein flottes „Diendl" gewesen und mancher Bursche stieg vergebens um mitternächtige Stunde, wenn der Mond die Gletscher und Wälder versilberte, zu ihrem Kammerfenster.

Neulich noch zeigte sich ein frohes Lächeln um den runzligen Mund, ein spätes Wetterleuchten jener längst entrückten Sturmeszeiten.

„I der Sepei" kichert die Alte, „da isch a Bürschl gewesen, das hat mi gefreudet. Nu! itz thut ihm a koa Baul mehr weh, dem armen Hascher. Gott sei seiner armen Seel gnädig!"

„Eulalia, erzähle mir einmal die Geschichte Deines Lebens. Du weisst ja, dass mich alles interessiert!"

„Du — du warsch mir der letzte, den i's sogen that — moanst epper, kunnst mit Zeitung an Kreuzer verdianen? - hi — hi — hi — heiliger Romedi samt dein Bären!"

„Aber Eulalia . . . . . "

„Halt dei Maul! - ondre luigen damit, — aber du luigst a mit der Tatzen!" - Fort ist das Weiblein, verschwunden hinter der Thür der kleinen Hütte.

Neulich hat man sie hinausgetragen zum Seppei, dem Liebsten ihrer Jugend, darum kann ich wohl ihre Geschichte erzählen. Der Herbst- und Frühlingssturm braust über die Gräber und schüttelt und rüttelt an den eisernen Kreuzen. Die knarren und ächzen im Winde. Der alte Wetterhahn dreht sich auf dem roten Turme. Er dreht sich immer gleich — gerade so wie das Leben unten im Dorfe, das Jahr um Jahr ein Ringelspiel führt. - - Die Macht der Gewohnheit ist das hölzerne Rösslein, welches die schlichten Leutchen zirkusmässig herumträgt.

Heut steht „der Lugenhansl", ebenfalls eine interessante Dorfgestalt, vor dem kleinen Hügelchen.

Thränen benetzen die Wangen des „Lumpen", wie ihn die Leute nennen. Der Kirchturm aber zeigt auch für den „Verlassenen" nach oben, und der kleine Friedhof wird auch ihn einst in die schweigende Gesellschaft aufnehmen. Dann muss sich der stolze Grossbauer halt auch mit diesem Nachbarn vertragen, und ihnen allen singt das Rotkröpferl im Weidenbaume ein melancholisches Liedlein.

Da steht er und wischt die schnapsgeröteten Augen.

„Herrgott — gelt Herr Herrgott", er beginnt zu schluchzen. „Gelt, Du verzeihst ihrs, dass sie mi zu an Lumpen gmacht hat?" — Er weint wohl über seinen eigenen Verfall, und er weint diese Thränen auf der Stätte, wo sein erster Jugendtraum im ewigen Schlummer ruht.

Wieder rüttelt der Herbstwind an den eisernen Kreuzen und die grauen Locken des Bettlers flattern wie Hobelspäne ums entblösste Haupt.

Er setzt sich den schmutzigen Hut auf und wandert weiter und bittet jedermann um eine Gabe. —

Frühling und Herbst kommt alljährlich nur einmal. Nur einmal im menschlichen Leben blühen die Blumen, dann kommt der Sommer, und bald bleicht der Herbst deine Haare. Der Lügenhansl hat auch seinen Lenz durchlebt, als noch die Eulalia ein junges Mädl gewesen ist.

Der kräftige und damals hübsche Hansl hatte auch ein heisses Herz in der Brust, und es wurde ihm ganz sonderbar zu Mute, so oft die Maid in seinen Gesichtskreis trat. Doch er war ja nur ein armes Knechtl, und der „Seppei" ist ein reicher Bauernsohn gewesen und gerade so gut und sauber wie der Hannes und gerade so vernarrt wie letzterer.

Der Eulalia war da die Wahl nicht schwer —, doch es kam ein sonnenheller Frühlingstag, und vier Jäger trugen den zu Tode verletzten Seppei dem Vater zu. Er war am Gamsschrofen und hat Edelweiss und Rauten geholt für sein schönes Liebchen. Wenige Tage später und wieder

trugen vier Männer den armen Burschen hinaus. Bald kollerten darnach die Steine auf den hölzernen Sarg, und aus war es.

Vorbei ist es auch mit der Eulalia gewesen, die wurde eine echte Menschenfeindin. Sie hat keine Thräne am Grabe des Liebsten geweint, aber nach sechzig Jahren ist sie noch nie über den Friedhof gewandert, ohne ein Tröpfl Weihbrunn aufs Grabhügerl des Seppei zu werfen.

Der arme Hansl hat dem „Diendl" vergebens Lieb und Hand und noch etwas dazu „a bisl Ersparts" angetragen. Fortgejagt hat sie ihn mit rauhen Worten.

Er trank im Verdruss — ein, zwei Gläslein — beim Bierwirt — vorläufig aus Ärger — später that er es aus Gewohnheit.

Ebenfalls Eulalia gewöhnte sich in alten Tagen ein „Bisserl aufs Glasl."

Wenig Wochen vor ihrem Tode hat sie ihr Lieblingslied dem Dorflumpen vorgesungen.

Draussen zog der Herbstwind raschelnd durchs welke Laub, und als letzte Frühlingsreste fielen da und dort die Blätter. Der „Lugenhannes" und die Alte tranken zusammen ein Glasl, sie waren lustig nach ihrer Art.

Und i bin halt a steinoltes Madl.
Mein Alter ist 82 Jahr —
I bin voller Kröpf — voller Tadel.
Ganz glazet und grau is mei Haar!

I hat wohl an Heirat bekemmen,
A Bäuerl, wohl a nit a groass,
Den hat i mit Kreuzgwalt sollt nehmen —:
Er füttert im Winter zwoa Goas!

Den hat mir der Herrgott nit g'lassen.
Itz schlag i mirs ganz aus dem Sinn,
Und hab mir den Gedanken glei g'fassen
Es kimmt scho a anderer um mi!

Und mit meinem so langen Warten
Da wur i a alte Maschin —
Und hun halt nix mehr z'derwarten.
Mei Schönheit ist alle dahin. —

Und Madlen thiet enk nit lang bsinnen,
Wenn aner ums Heiraten fragt,
Und thiet en holt glei zu enk nehmen,
Wenn oaner a Goasstallele hat!

So sang das runzlige Weiblein. Der Lügenhannes that aber einen gewaltigen Schluck aus der Flasche und die Alte seufzte: „Jetzts ists z'spat — gelt, Hascher, hätt di holt do nehmen sollen." Das erste Mal seit langen Jahren leuchten ihre Augen im feuchten Glanze.

Der Dorflump will etwas sagen, jedoch er bringt die Worte nicht zusammen.

Er lachte, und dabei perlte es über die gelben Wangen wie glitzernde Diamanten.

Er schlug mit dem eisenbesetzten Stocke die Dielen und erhob sich: „Leb wohl, Eulali — i verzeih dir!"

„Was du - du Lump niederträchtiger, du miar verzeichen — pack di aus meine Augen, sunsten giebts a Besenstielsuppen!"

Weiter trollte sich der Bettler. — Heute geht er vom Grabe seiner Jugendliebe — ins Wirtshaus, und es rollt hie und da ein Tröpflein vom

Auge ins Schnapsglasl: „Verzeih ihr, Herrgott, dass sie mi zu an Lumpen gemacht hat.“

Draussen stürmt der Herbstwind, und fällt das Laub der Bäume. Frühlingsblumen, Finkenschlag vorbei — vorbei! —

Telfes im Stubai, Tirol.

Die Lambertus-Feier zu Münster i. W.

Von **Paul Bahlmann.**

Über den Ursprung und die Bedeutung des seit undenklichen Zeiten in der Stadt Münster, aber an keinem anderen Orte des ganzen vormaligen Hochstiftes üblichen St. Lambertus-Festes waren die Kulturhistoriker bis in die neueste Zeit gar verschiedener Ansicht. Professor G. B. Depping in Paris, ein geborener Münsteraner (1784—1853), sucht die Feier in dem 1810 bei Waldeck in Münster erschienenen, jetzt leider nicht mehr aufzufindenden Tageblatte „Eos. Zeitschrift für Gebildete“[1]) unter Hinweis auf das Lied:

Jammer, Jammer, höret zu,
Was ich euch will sagen:
Hab verloren meinen Schatz
Wohl auf Lamberti-Abend![2])

von ägyptischen, bezw. heidnischen Mysterien herzuleiten, während sie der Münsterische Major H. A. Flensberg (1750—1824) mit der am Lambertustage beginnenden Abendarbeit der Handwerker in Verbindung bringt. „Münster — schreibt Flensberg[3]) — eine Stadt vormals voller Gewerbe, war in ältesten Zeiten von vielen kleinen Handwerkern und Gewerbsleuten bewohnt auf Stellen, die jetzt von Klöstern und anderen Prachtgebäuden eingenommen sind. Wenn die neueste Volkszählung keine 15 000 Seelen[4]) ausfindet, so glaube ich (ohne eben Volkslisten aus den ältesten Zeiten vor mir zu haben) jene vor 300 Jahren auf 40 000 in Anschlag bringen zu dürfen[5]) .... In dieser Stadt voller Gewerbfleiss war, wenn die Gewerbe

1) Extrabeilage No. 2, Pariser Correspondenz-Nachrichten: Über den Ursprung des Lambertusfestes in Münster.

2) Vgl. Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden. Münster 1825, p. 267 ff.

3) Eos, No. 71 und 72: Lamberti-Abendfeier. Nach einer früher von ihm angefertigten Abschrift abgedruckt von Josef Weingärtner (Erzählungen aus Westfalen. Münster 1890, p. 91—94 und Das Kind, 2. Ausg., Münster 1891, p. 61—64).

4) Die Stadt hatte im Jahre 1795 nur 13 976, 1816 erst 15 088 Einwohner.

5) A. Tibus (Die Stadt Münster. Münster 1882, p. 260) gelangt zu dem Schluss, dass die Bevölkerung Münsters am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts höchstens 9000—10 000 Köpfe, im 14. Jahrhundert dagegen, das ja auch die Zeit der grössten Blüte der Stadt bildete, 11 000—12 000 Köpfe betragen haben möge.

nicht unter der Willkür der Arbeits- und Hausgenossen erliegen oder diese von den Meistern misshandelt werden sollten, eine öffentliche Ordnung vonnöten, welche die Arbeitsamkeit regulierte, wobei auch auf die Zeit der Arbeit vorzügliche Rücksicht zu nehmen war. Die Arbeitsstunden waren daher für den Sommer und Winter besonders festzusetzen. Wenn in jenem, welcher von Ostern bis Michaelis gerechnet wird, die Arbeit früh um 5 Uhr anfangen und bis zum Einbruch der Nacht fortdauern sollte, so gewannen die Arbeiter ungemein. Nach dem Solstitium (der Sonnenwende) mit Ausgang Augusts kann schon um 7 Uhr abends ohne Licht nicht mehr gearbeitet werden, und das letzte Drittel des Septembers erfordert dieses schon um 6 Uhr. Hier war also der Verlust für die Brotherren und Meister zu überwiegend, wenn bis Michaelis, als dem Zeitpunkte, von welchem an auf dem umherliegenden platten Lande noch jetzt die Arbeitsstunden anfangen nach Sonnenuntergang fortgesetzt zu werden, für die grosse Menge Tagelöhner und Gesellen der städtischen Gewerbe dasselbe stattfinden sollte. Ein bis zwei Stunden Arbeit weniger auf einen ganzen Monat für viele hundert Menschen musste ein Gegenstand obrigkeitlicher Aufmerksamkeit werden. Diese wählte den Mittelweg und verordnete den Anfang der Arbeit bei Lichte auf die Mitte Septembers, als Lamberti Abendfeier[1]), welche Polizei-Verfügung noch gegenwärtig bei verschiedenen Gewerben in voller Kraft ist. Welcher Anlass ist wohl natürlicher, als dass der Abend, wo auf einmal alle Häuser und Werkstätten zuerst erleuchtet werden, der Klasse arbeitender Menschen eine besondere Feier wurde, woran Kinder und Hausgesinde ohne Unterschied Teil nahmen? Der erste Arbeitsabend wurde unter allgemeiner Freude zugebracht, das Licht aus den Werkstätten für dies einzige Mal ins Freie auf die öffentlichen Strassen getragen. Man sang, man tanzte und stärkte sich durch diese Feier zu den Arbeitsstunden des bevorstehenden Winters."

Am nächsten liegt es, unser Fest — wie dies auch von Tibus (l. c. p. 272) geschehen ist — mit dem Heiligen in Zusammenhang zu bringen, an dessen kirchlichem Gedächtnistage es gefeiert wird, zumal die Lambertikirche fast das ganze 12. Jahrhundert hindurch die einzige Pfarrkirche für die ganze Stadtmark am rechten Ufer der Aa war[2]), die ganze Stadt also

1 Als Anfangstermin einer neuen Arbeitsperiode wird Lamberti auch in den Verordnungen vom 12. Aug. 1765 und 31. Aug. 1801 bezeichnet, nach denen von Lichtmess bis Mai 10 Stunden, von Mai bis Lamberti 11½ Stunden, von Lamberti bis Martini 10 Stunden, von Martini bis Lichtmess von einem Licht bis zum anderen (exkl. 1 Stunde zum Essen gearbeitet werden sollte. Vgl. Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in ... Münster ... ergangen sind. Band II. Münster 1842, p. 19 und 372.

2 Von den Zeiten Ludgers († 809) bis zum Jahre 1040 war der Dom die einzige Pfarrkirche für Münster und dessen weitere Umgebung. Bischof Hermann I. erbaute etwa 1040 in Überwasser die Marien- oder Liebfrauenkirche und überwies derselben vom Dompfarrbezirke alles, was jenseits der Aa (trans aquas) liegt. Um das Jahr 1070 errichtete Bischof Friedrich I. die St. Mauritzkirche und etwa 20 Jahre später Bischof Erpho die Lambertikirche, worauf dann der diesseits der Aa (cis aquas) gelegene Teil des Dom-

Grund genug hatte, gerade den hl. Lambertus[1]) besonders zu ehren.[2]) Auch ist die Verehrung eines Heiligen durch „öffentliche Beleuchtung und Tänze auf offener Strasse bei nächtlicher Weile“[3]) wie die bekannte Martinsfeier[4]) zeigt — durchaus nichts Ungewöhnliches: in der Regel wurde am Martinsfeste allerdings um sogenannte Martinsfeuer[5]) herumgetanzt, doch traten später auch anstatt der Feuer Papierlaternen und Lichter auf[6]), so dass man das Lichterbrennen am Lambertusabend immerhin für einen kümmerlichen Rest früher üblicher Feuerbrände halten könnte. Da aber in keinem einzigen der am Lambertustage gesungenen Lieder dieser Heilige geschildert und gepriesen, ja sogar nur in drei (weiter unten mitgeteilten) Liedern überhaupt genannt wird, darf trotzdem die Feier auf ihn nicht zurückgeführt werden.

Hinsichtlich der von Depping und Flensberg gegebenen Erklärungen ist zu bemerken, dass die erstere, die ohnehin schon längst keinen Vertreter mehr gefunden, einer besonderen Widerlegung nicht mehr bedarf, nachdem die an und für sich nur mit Vorsicht aufzunehmenden Auslassungen Flensbergs[7]) infolge der schätzenswerten Mitteilungen des Prof. Dr. Worm-

pfarrbezirkes zwischen diesen beiden Kirchen derart geteilt wurde, dass zum Kirchspiel St. Mauritz nur ausserhalb des nachmaligen geschlossenen Umfanges der Stadt gelegene Wohnsitze gehörten. Der Dom blieb nur noch Pfarrkirche für die ihm adscribierten Geistlichen. Gegen 1180 erfolgte die Abzweigung der Martinipfarrei von der Mauritzpfarrei und der Ludgeri- und Ägidiipfarrei, sowie um 1200 der Servatipfarrei vom Lambertipfarrgebiet. — Die Jakobikirche, in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründet, war die Pfarrkirche der Dienerschaft der Domherren und seit dem 17. Jahrh. auch der bischöflichen Beamten. Sie wurde 1814 abgebrochen und die dazu gehörige Pfarrei in den Dom zurückverlegt.

1) Bischof von Maestricht, verdient um die Ausbreitung des Christentums in den Niederlanden, weshalb man die Feuer oder Lichter auch wohl als Sinnbilder des Glaubenslichtes, das er um sich ausgebreitet, betrachtet hat. Er wurde im Jahre 708 ermordet. Seine Gebeine brachte der hl. Hubertus etwa 720 nach Lüttich, als er den Bischofssitz von Maestricht dorthin verlegte.

2) Die einstige Bedeutung der Lambertipfarrei scheint Flensberg nicht gekannt zu haben, da er frägt: „Aber was könnte unsere Väter bestimmt haben, die Feier nicht vielmehr dem hl. Ludger, erstem Bischof und Patron des ganzen Stifts, zu widmen?“

3) Worin auch Flensberg das Charakteristische der Lambertusfeier erblickt.

4) Hierüber vgl. hauptsächlich H. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus, Hannover 1878, p. 193–245, woselbst sich auch p. 468 bibliographische Nachweise über Martinsfeuer und p. 469–483 Texte hannoverischer Martinslieder vorfinden. — Der hl. Martin Bischof v. Tours, † 401, ist auch in Westfalen einer der am häufigsten vorkommenden Kirchenpatrone.

5) In der Stadt Münster wird das am St. Martinsabend 11 November herkömmliche, wie jedes anderweitige brandgefährliche Anzünden von Freudenfeuern auf den Strassen am 2. Oktober 1705 unter Androhung von 25 Goldgulden Geldbusse, bezw. einer willkürlichen Leibesstrafe für Unvermögende, für alle Zukunft verboten. Sammlung der Gesetze u. s. w. l. c. No. 251.

6) O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Leipzig 1863, p. 344.

7) Seiner Abhandlung, die auch sonst nicht ganz einwandsfrei ist (vgl. p. 174 Anmerkung 5 und oben Anm. 2), fehlt jeder Beleg.

stall[1]) für zutreffend erachtet werden müssen. Wormstall sah nämlich in den Dörfern am linken Ufer der unteren Lippe neben dem Lambertustage den Tag von Petri Stuhlfeier (22. Februar) ebenfalls als eine Lichtfeier bei Abend festlich begehen und hörte dort ausser dem Drohliedchen des Gesindes gegen den Brotherrn

He sünte Lammert!
Lammerst du te fröh.
Petern wi te fröh,
He sünte Lammert![2])

das den Zusammenhang beider Lustbarkeiten deutlich bekundet, auch als Grund für den alten Brauch, dass am Lambertustage in alter Zeit regelmässig, und stellenweise noch jetzt — bei den Bauern und Handwerkern die Lampen für die Abendarbeit wieder angesteckt wurden, und dieses Abendarbeiten bei Licht — in der Spinnstube und Webekammer, wie in allen Werkstätten dann den Herbst und Winter durch bis zum St. Peterstage dauerte, an welchem das Arbeiten bei Licht wieder eingestellt wurde und mit der Dunkelheit Feierabend eintrat.

Über die Art und Weise, wie der in Rede stehende Tag gefeiert wurde, sind wir ziemlich genau unterrichtet. Am Vorabende des hl. Lambertus erbaten sich die Kinder von den Nachbarn Lichter, Öl und Geld, indem sie sangen:

Hier wuent wull en gueden Mann,
De uss wull wat giewen kann.
Laot uss hier nich lange staohn,
Wi müett en Hüesken wider gaohn.[3])

1) Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde. Herausgegeben von R. Pick, Jahrgang II, Trier 1876, p. 133 f.

2) d. h. Steckst du uns am Lambertustage zu früh das Arbeitslicht an, so werden wirs am Peterstage desto früher löschen. — In Bezug auf das Drohliedchen erinnert J. Evelt (Monatsschrift ... v. R. Pick, Jahrg. II, p. 464 an den Ausdruck „belämmern, d. h. anführen, in unangenehmer Weise überraschen, der sich vielleicht vom Lambertustage herschreibt und die gegebene Erklärung bestätigt.

3) Ähnliche Lieder sind in Herford am Hl. Drei-Königs- und St. Martinstage üblich (s. J. Weingärtner, Das Kind und s. Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster 1880, p. 37 und 41 . — Zu Sassenberg im Münsterlande wird nach einer Mitteilung von Fräulein E. Rath am Michaelisabend gesungen:

Van Aowend iss Michelis-Aowend
Da köff' mine Moor en Härink.
Min Moor en Stück,
Min Vaar en Stück,
Alle Kinner kriegt en lück.
Giewt uss enen Appel,
Dao könn'n wi gued nao schnappen:
Giewt uss ene Biäre,
Dao könn'n wi gued nao schmiären:
Giewt uss ene Prume,
Dao könn'n wi gued nao suuwen:
Giewt uss ene Nuett,
Dann schiär wi uss alle futt.
Hilgenblatt, schöne Stadt,
Schöne Jungfrau, giewt uss wat!
(Nach einer Pause:)
:,: Krieg wi auk wat? :,:
(Nach einigem Warten:)
Laot uss nich so lange staohn,
Wi müett noch en Hüesken vörder gaohn.
:,: Krieg wi auk wat? :,:
(Wenn nichts gegeben worden:)
O du olle Pirkeltirwe
Hest uss nix to friätten giewen.

Diese Verse vergleicht ein Münstermann im Münsterischen gemeinnützlichen Wochenblatt[1]) mit dem Liede der Kinder auf Samos beim Einsammeln der Gaben am Apollofeste, das uns in der etwa 140 v. Chr. abgefassten pseudoherodotischen Vita Homeri[2]) erhalten ist.

Am Lambertustage (17. September) selbst wurde[3]) die ganze Stadt beleuchtet; Kränze, in allerhand Formen geflochten und mit vielen Lichtern prangend, schwebten quer über den Strassen, wo sie, an Seilen in die Höhe gezogen, die Spitzen der Häuser und Dächer erhellten. Unter diesen Kränzen versammelten sich die Kinder, Hausgenossen, Mägde und Arbeitsgesellen und sangen im Kerzen- oder Fackelscheine (bezw. um eine mit Lichtern, Blumen und Laub verzierte Holzpyramide) unter stetem Reigen eigene Lieder[4]), teils älteren, teils neueren Ursprungs, welche hoch über alle Strassen, durch die ganze Stadt erschallten und an der umstehenden Menge, die an Gesang und Tanz nicht teilnahm, aufmerksame Zuhörer fanden. Begonnen wurde in der Regel mit dem Liede

Lambertus sall liäwen,
De hett uss so leif:
Well dat nich will gleiwen,
Dat iss'n rechten Sleif!

statt dessen Joseph Annegarn[5]), der von 1819—1830 Vikar an der St. Lambertikirche zu Münster war, vor etwa 70 Jahren ein von ihm verfasstes hochdeutsches Lied (16 Strophen) einführte.[6]) Dann folgte

Lammert in den Sekenkranz,
Röret uss nich an,
Dao wi noch so stille staoht,
Röret uss nich an!

Lam pack to!
Krieg se bi de Schoh,
Krieg se bi de Wips
Un smiet se mi to!

1) Jahrg. VII, Münster 1791, p. 159 f. Auch erwähnt in G. Fischers Beschreibung typographischer Seltenheiten. Lief. 5. Nürnberg 1804, p. 168.

2) Biographi ed. A. Westermann. Brunsvigae 1845, p. 17, 445 bis p. 18, 464. — Abgedr. in: Homeri Hymni, Epigrammata . . . ed. E. Abel. Lipsiae 1886, p. 124 f. (Epigr. XV).

3) Nach Flensberg. Ganz ähnlich waren die von dem münsterischen Domkantor Melchior Röchell († 1606) beschriebenen Feuertänze am Fastnachts-Dienstage s. P. Bahlmann i. d. Zeitschr. f. Kulturgesch., Bd. I. Berlin 1894, p. 227 f., in denen deshalb auch L. Schücking (Westermanns illustr. dtsch Monatshefte, Bd. 51. Braunschweig 1882, p. 771) die Anfänge der Lambertusfeier erblickt.

4) d. h. für diese Feier üblich gewordene, wenn auch nicht eigens für sie verfasste Lieder.

5) Annegarn war am 13. Oktober 1794 zu Ostbevern im Münsterlande geboren, besuchte von 1808–1818 das Gymnasium und die Universität zu Münster, wurde 1830 Pfarrer in Selm bei Münster und 1836 Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum Hosianum zu Braunsberg, woselbst er am 8. Juli 1843 starb. Vgl. Westfäl. Hausschatz. Münster 1894, p. 243 f.

6) Vgl. J. Evelt (Monatsschrift . . . v. R. Pick, Jahrg. II, 1876, p. 464). — Die erste Strophe lautet

Lasst uns froh und munter sein
Und uns heut im Herrn erfreu'n.
Lustig, lustig, trallerallera,
:,: Nun ist Lamberts-Abend da. :,:

und Van Aowend iss Sünt Lammerts-Aowend,
Köff min Moor en Härink:
Min Vaar en Stück,
Min Moor en Stück,
De Kinner kriegt den Röggelink![1])

Hieran schlossen sich in ganz willkürlicher Ordnung eine Reihe platt- und später auch hochdeutscher Lieder, in denen aber der Name des hl. Lambertus nicht vorkommt.

Man ging, man stand, man drängte sich durch die wogenden Haufen; alles war Leben. Bis tief in die Nacht dauerte das Spiel, welches bei günstiger Witterung wohl an drei Abenden wiederholt wurde. Doch mancherlei Ausschreitungen, hauptsächlich durch eine zu grosse Teilnahme Erwachsener hervorgerufen, veranlassten die Ortsbehörde, die schon früher die Feier auf den Vorabend, den Fest- und folgenden Abend beschränkt hatte, am 6. September 1854[2]) zu weiteren Schritten. Im Einverständnis mit dem Magistrate verordnete der Oberbürgermeister von Olfers unter Androhung einer Geldstrafe bis zu drei Thalern, an deren Stelle im Unvermögensfalle eine Gefängnisstrafe bis zu drei Tagen treten sollte, dass das öffentliche Tanzen und Lichterbrennen nur von eintretender Dunkelheit bis abends 10 Uhr gestattet, das Aufstellen von Pyramiden in engen und häufig befahrenen Strassen, ebenso wie lautes Schreien und Rufen und das Absingen unanständiger Lieder, aber ganz verboten sei. Die mit der Durchführung dieser Bestimmungen beauftragten Polizeibeamten hatten dabei, schon ihrer geringen Zahl halber, einen recht schwierigen Stand. Die Kinder, für welche in neuerer Zeit das Fest hauptsächlich bestimmt war, waren nach einem 1873 vom Polizei-Kommissar erstatteten Berichte[3]) bereits gegen acht Uhr ganz von halbwüchsigen Burschen und Dirnen verdrängt, die, obgleich nur an den Pyramiden selbst gesungen werden sollte, Arm in Arm von einer Pyramide zur anderen zogen, durch ihre wüsten, zum Teil schmutzigen Lieder das Ohr der anständigen Bevölkerung beleidigend und diese zu Umwegen zwingend. Am tollsten war das Treiben an denjenigen Pyramiden, welche sich in der Nähe eines oder gar mehrerer Wirtshäuser befanden, deren Inhaber die Herstellung derselben mit Rücksicht auf den ihnen aus der Trunksucht der Tänzer erwachsenden Gewinn vielfach selbst veranlasst hatten; eine in der Nähe der Mauritzstrasse errichtete Pyramide trug z. B. auf ihrer Spitze eine grosse Flasche mit Schnaps und ein Glas zu beliebigem Gebrauch. Feierabend musste nach zehn Uhr an ein und derselben Stelle häufig genug mehrere Male geboten, mitunter sogar eine Militär-Patrouille zur Unterstützung der Polizei gerufen werden. Und war der Schluss des Tanzes und das Auslöschen der

1) Vgl. das p. 177 (Anm. 3) mitgeteilte Sassenberger Lied.
2) Amtsblatt der Kgl. Regierung zu Münster 1854, p. 502.
3) s. Akten des Magistrats zu Münster.

Lichter auch endlich glücklich überall erzwungen, dann durchstreiften die meist angetrunkenen Scharen immer noch lärmend und Unfug treibend die Strassen. Im öffentlichen Interesse sah sich deshalb der Oberbürgermeister Offenberg genötigt, am 13. Oktober 1873[1] die althergebrachte Lambertusfeier in den Strassen und auf den öffentlichen Plätzen gänzlich zu untersagen, und das Ansprechen des Publikums um Gaben zu diesem Spiele mit den für Bettelei festgesetzten Strafen zu belegen.

Seitdem würden die Kinder das Lambertusfest nur in Gärten und Höfen bei beschränkter Teilnehmerzahl haben feiern können, wenn ihnen nicht das Allgemeine Bürger-Schützen-Corps auf seinem Schützenhofe alljährlich an einem Sonntage des Monats September eine Pyramide errichtete. Der für die dortige Feier ernannte z. Kommissar L. Koch hat auch, um „die bei der ursprünglichen Feier von alters her gesungenen Lieder mit ihren eigentümlichen Melodien nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen und um dem Lambertusfeste nach Möglichkeit seinen volkstümlichen Charakter zu wahren", eine neue Sammlung dieser Lieder unter Beifügung der Melodien[2] veranstaltet, für die bereits 1825 Fr. Steinmann[3] und dessen litterarische Jugendfreunde Funke, Schlüter, Sprickmann, Waldeck und Wermuth eine gute Vorarbeit[4] geliefert, die um so dankenswerter ist, da schon damals „wildfremde" Lieder die alten zu verdrängen drohten.

Volksrätsel aus Thüringen (Greussen).

Gesammelt von **K. Ed. Haase.**

1. Welcher Apfel wird nicht reif? — Der faule.
2. Es geht ums Holz herum und legt Teller. — Die Frau, die den Tisch deckt.
3. Es geht im Holze (Walde) herum und setzt Teller. — Die Kuh.
4. Ein Mädchen ist vom Gerichte zum Tode verurteilt, doch soll ihr die Strafe erlassen werden, wenn sie ein Rätsel aufgiebt, das die Richter innerhalb dreier Tage nicht erraten können. Sie spricht:

1) Amtsblatt u. s. w. 1873, p. 322.

2) Lieder für die Lambertusfeier auf dem Schützenhofe zu Münster. Münster 1878, 2. Aufl.: ibid. 1880; 3. Aufl., ibid. 1885. — Alle plattdeutschen Lambertuslieder finden sich auch bei J. Weingärtner, Das Kind u. s. w., 1880, p. 48—58.

3) Geb. 1801, seit 1827 Oberlandesgerichts-Sekretär zu Münster, 1854 wegen seiner 1849 erschienenen „Geschichte der Revolution in Preussen" seiner amtlichen Stellung enthoben, gest. 1875.

4) Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprichwörtern. Münster 1825, p. 255—276: Lambertslieder.

Die Herausgeber sagen in der vom Oktober 1824 datierten Vorrede: Die Lambertuslieder ... sind im übrigen Deutschland durchaus unbekannt; ein Teil derselben enthält nur Worte, welche bloss der Melodie wegen da sind. — Schücking l. c. urteilt: Der Inhalt derselben ist sehr sinnlos und nichtssagend, also wohl schwerlich der alte ursprüngliche Text, sondern in späteren Zeiten dem altheidnischen und unverständlich gewordenen untergeschoben.

„Auf Filo geh ich, auf Filo steh ich,
Auf Filo will ich eine Jungfer bleiben.
Wer dies kann raten,
Dem will ich eine Gans braten;
Wer's kann erdenken,
Dem will ich ein Gläschen Wein einschenken."

Sie trägt Pantoffeln, die aus dem Felle ihres Hundes, namens Filo, gemacht sind. Vgl. III. Jahrg., S. 72, No. 17.

5. Es liegt im Holze und schreit. — Das Kind in der Wiege.

6. Ich ging einmal, da ritt ich nicht;
Ich sah einen Hasen, den kriegt ich nicht.
Der Blinde sah ihn, der Lahme kriegt ihn,
Der Nackte nahm ihn und steckte ihn in den Busen.
Was ist das? — Zwei Wahrheiten und drei Lügen.

7. Ein Angeklagter soll von der Strafe befreit werden, wenn er den Richtern ein Rätsel aufgiebt, das diese nicht erraten können. Lange sinnt er nach, aber vergebens. Da kommt er bei seiner Heimkehr durch den Wald und sieht einen Sperling in seiner Nähe auffliegen. Er tritt näher und findet sechs Junge in einem Pferdeschädel. Jetzt hat er das Rätsel gefunden. Schleunigst kehrt er um und spricht zu den Richtern:

„Da ich ausging, da ich einging,
Sechs Lebendige in einem Toten fing:
Der siebente macht den achten frei.
Ratet, ihr Herren, was dies wohl sei."

Da niemand das Rätsel lösen kann, muss er von der Strafe freigesprochen werden.

8. Es fällt ins Wasser und plumpst nicht. — Die Feder.

9. Es liegt im Wasser und verfault nicht. — Die Zunge.

10. Es liegt im Grabe und verwest nicht. — Der Name.

11. Rat, rat!
Es steckt im Brat (Brot);
Berlin ist eine grosse Stadt,
Die das Ding nur einmal hat. — Der Buchstabe R.

12. Was war gross an Napoleon? — Das N.

13. In einem rosaroten Garten
Sind 32 Leoparden:
Es regnet nicht hinein,
Es schneit nicht hinein
Und ist doch immer nass darin. — Der Mund mit den Zähnen.

14. Oranien | Liegt nicht in Spanien,
Auch nicht in Polen. | Der Kuckuck soll mich holen.
Leipzig ist ne grosse Stadt, | Die es aber doch nicht in sich hat.
In Dresden ist's zu finden; | Die Braut, die trägt's nicht hinten:
Es steckt wohl in der Braut. | Aber nicht in der Haut. — Der Buchstabe R.

15. Es geht auf dem Boden und trappt nicht. — Die Sonne und der Mond.

16. Es geht durch's Zimmer und trappt nicht. —
Die Sonne und der Mond, aber auch der Rauch.

17. Wer hat das meiste Recht in der Kirche? —
Die Fliege; denn sie kackt dem Prediger auf die Nase.

18. Krickelkrackelkrause
Wohnt hinter dem Herrenhause.
Je sehrer dass der Wind geht.
Je sehrer dass Krickelkrackelkrause sich bewegt. — Der Blaukohl.

19. Ich habe ne Benedicte vor meinem Leibe sitzen: damit kann ich verdienen Zucker und Rosinen. — Das Spinnrad.

20. Es fällt en Wellichen (Bündel Reissholz)
Vom Herrn sin Ställichen
Und kann's kein Goldschmidt wieder machen. — Das Ei.

21. Vorn wie ein Knauel.
In der Mitte wie ein Plauel (Holzklöpfel zum Flachsklopfen).
Hinten wie ein Spiess;
Rat, wie es hiess. — Die Katze.

22. Es kommt was zur Treppe runter, und tausend Pferde können es nicht halten. — Der Rauch.

23. Der Müller schlägt's, Das Wasser trägt's.
Die Flamme zehrt's, Dem Froste wehrt's,
Der Krämer wiegt's, Das Mäuschen riecht's. — Das Öl.

24. Zwei Kleine und zwei Grosse
Laufen auf allen Strassen.
Laufen die Grossen noch so sehr,
Die Kleinen kommen doch noch eh'r.
Die vier Räder des Wagens.

25. Ich kenne einen Mann.
Der hat für Deutschland viel gethan:
Das Erste ist ein Bindewort,
Das Zweite ist ein Geldstück.
Bismarck.

26. Es kriecht durch den Zaun und schleppt die Kaldaunen hinter sich her.
Die Nadel mit dem Faden. Vgl. Jahrg. III, S. 72, No. 9.

27. Es hängt unterm Dache, Hat Zähne wie ein Drache. — Die Harke.

28. Es hängt unterm Dache, Hat Augen wie ein Drache. — Die Fenster.

29. Wann' ich dich nenne,
Und du kannst's nicht erkenne,
Dass du so'n grosser Narre bist.
Du weisst nicht, was das ist. — Die Wanne.

30. Ich ging einmal durch ein enges Gässchen,
Da begegnete mir ein schwarzes Pfäffchen;
Wenn ich nicht hätte zugesprochen,
Hätte es mich in die Seiten gestochen. — Der Floh.

31. Auf welchem Acker pflanzt man Steine? — Auf dem Gottesacker.

32. Welche Städte haben keine Häuser und welche Flüsse kein Wasser? — Die auf der Landkarte.

33. Was für ein Eisen lässt sich nicht schmieden? — Das Felleisen.

34. Welche Mühle treibt kein Wasser? — Die Windmühle.

35. Die lottrige Tochter, der faule Sohn, der dünne Papa, die dicke Mama. Was ist das? — Das Feuer, die Asche, das Holz, der Ofen.

36. Stand ein Männchen im Reine (Rain Feldgrenze),
Hat ein Bäuchelchen voll Steine.
Hat ein rotes Röckchen an
Und ein schwarzes Hütchen auf. — Die Hagebutte.

36. Welches ist das grösste Fest im Jahre? –
Das Schlachtefest, weil man das Fleisch im Kessel kocht.

38. Welches ist das höchste Fest im Jahre? —
Das Vogelschiessen, weil es auf einem Berge gefeiert wird (in Bleicherode).

39. Was ist das grösste Unrecht in der Welt?
Dass der Hauptmann von Kapernaum noch nicht Major geworden ist.

40. Wie viel Löcher hat die Hölle? —
Zehn; denn es heisst: Da wird sein Heulen und zehn Klappen (Zähneklappen).

41. Warum kommen die alten Leute nicht in die Hölle? — Weil sie keine Zähne haben; denn es heisst: Da wird sein Heulen und Zähnklappen.

42. Welches Geschlecht hatte die Taube, die aus der Arche Noahs flog? — Männliches; denn sie hatte ein Blatt vor den Mund genommen, und das können die Weiber nicht.

43. Auf einem weissen See schwimmt eine rote Rose und drinnen sind schwarze Fischlein; wer die schwarzen Fischlein will sprechen, muss erst die rote Rose brechen. — Der Brief mit einem Siegel.

Neu-Ruppin.

Uraltes Kinderspielzeug.

Von **Elisabeth Lemke.**

Aus meinem am 22. Februar d. J. im Verein für Volkskunde gehaltenen Vortrage über „Grabbeigaben und Weihgeschenke“ ziehe ich einige Mitteilungen aus, die sich auf uraltes Kinderspielzeug beziehen. Ich biete nichts neues; da sich aber die zu berücksichtigenden Angaben in der Litteratur verstreut finden, so möchte es manchem nicht unlieb sein, sie beisammen zu haben. Sie erheben indess wahrlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern geben nur ein kleines Bild von Dingen und Fragen, die gleich ungezählten anderen ein unübersehbares Gebiet betreffen und gleich jenen anderen unsere Teilnahme herausfordern oder doch verdienen.

Das Spielen der Kinder folgert so sehr aus dem Leben an sich, es gehört so zu demselben, wie die ersten Blättchen zum Keimlinge des Baumes gehören; es ward von jeher so fraglos in den Dienst einer Leib und Seele stärkenden Erziehung gestellt, dass es nicht befremden kann, wenn seiner in einem wissenschaftlichen Vereine gedacht wird. Die Spur vieler Thatsachen, welche die Forschung beschäftigen, ist — wie wir wissen — beim eigentlichen Volke und bei den Kindern zu finden.

„In anscheinend einfachsten Kinderliedern und Abzählreimen, in zahlreichen Spielen und Spielgebräuchen zeigen sich unverkennbare Abzeichen, dass sie das Vermächtnis aus längst entschwundenen Zeiten, Reste selbst

vorgeschichtlicher Jahrhunderte sind, die sich bis heute ungestört erhalten haben und sich nur in Nebensachen nach Mundarten und Örtlichkeiten abänderten. Sie sind bei den Kindern auf Island, in Norwegen, auf den britischen Inseln und in den Alpen mitunter wörtlich übereinstimmend mit den in Deutschland gebräuchlichen und weisen zweifellos darauf hin, dass sie bereits in der Zeit der Völkerwanderung vorhanden waren. Bis nach Frankreich und Italien lassen sich die letzten Ausläufer vieler altgermanischer Spiele und Kinderreime verfolgen. Die vorchristlichen Opfertänze, Festgesänge, Ringelreihen, die altehrwürdigen Götter als personifizierte Naturkräfte und ihr Gefolge von Kobolden haben in der Kinderwelt in Namen und Formen die tausendfachen Umwandlungen überlebt, denen sie in der Welt der Erwachsenen unterlagen.“[1])

Ist uns so in unbewusster, mündlicher Überlieferung eine ferne Vergangenheit nahe gerückt, so vervollständigen die Grabfunde das Bild nach anderer Seite hin.

Auch in Bezug auf das Spielen sind Stein und Knochen die ältesten beredten Zeugen in den stummen Gräbern. Das einfache, natürliche Spiel mit kleinen Steinen — unter den Namen „Schirken“, „Wassermännle werfen“ u. s. w. bekannt — wird bereits von den alten Griechen gemeldet (s. H. Wagner, a. a. O., Rochholz, S. 465). Zufällig abgeschliffene Steinchen eignen sich am besten dazu, so über die Oberfläche des Wassers geworfen zu werden, dass diese von den in leichter Schwingung dahinschwebenden mehrmals flüchtig berührt und in kreisförmigen Wellen bewegt wird. Nun finden wir in den Gräbern ausserordentlich viele glatte Steinchen, die verschiedene Deutung veranlasst haben. Man spricht von Käse-, Eier- und Brotsteinen, Schwalben- und Gewittersteinen, Schreckensteinen und Amuletplättchen u. s. w. Warum sollte nicht in vielen Fällen ein einfaches Spielzeug vorliegen? Mitunter sind jene denn auch für Schleudersteine erklärt worden. (Was die Namen Käse-, Eier- und Brotstein anbetrifft, so hat die Ähnlichkeit der Formen dazu Veranlassung gegeben; und es ist auch schon behauptet worden, dass die so geformten Steine Speisesymbole vorstellen.) — In den Kurganen im Gouvernement Kiew fand man, nach Bobrinsky[2]), Sprungbeine wilder Ziegen, „die offenbar als Spielzeug zu deuten sind“. Das Fangspiel mit Astragalen, namentlich von Schafen, war bei den Griechen und Römern allgemein. Unser heutiges Fangspiel mit Steinchen ist mit jenem eng verwandt. Andererseits ist ein Spiel mit Knochen auch bei uns üblich gewesen, wie der Ausdruck „knöcheln“ für „würfeln“ noch heute beweist.[3]) „Jede Fläche solchen

1) H. Wagner — J. D. Georgens, Illustriertes Spielbuch für Knaben, 1882, S. V. [E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Sitten- und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig 1857.]

2) S.-B. der Altertumsges. Prussia, 1887—88, S. 72.

3) [Rochholz a. a. O., 447. 720. R. Hildebrand im Deutschen Wörterb. V, 1453.]

Knöchels bedeutete dann eine der Augenzahlen unseres Würfels, die öfters auch durch Punkte angedeutet waren. Wichtig sind hier zwei Fundstücke, welche aus dem Kaukasus in das Berliner Museum für Völkerkunde gelangten: ganz genaue Abgüsse von Astragalen in Bronze.“ [1]) Das Fangspiel mit Steinen oder Knöcheln steht dem eigentlichen Ballspiel ganz nahe. Von Ballspielen erzählt Homer in der Odyssee. In Sparta und Kreta spielten im Altertume die Männer bis zum dreissigsten Jahre; sie waren dabei in besondere Scharen geteilt. Dem Ballspieler Alexander des Gr., Aristonikos, errichteten die Athener eine Bildsäule, nachdem sie ihm das Bürgerrecht verliehen hatten. Grosse Liebhaber von Ballspiel waren auch die Araber unter dem Khalifen Harun al Raschid; und in Amerika war zur Zeit der Entdeckung das Ballspiel weit verbreitet (H. Wagner, a. a. O. Rochholz, Alem. Kinderspiel, S. 383). Uralt ist auch der Brauch, kleine Bälle, also Kugeln, nach irgend einem Spielgesetz rollen zu lassen, d. h. an ein Ziel zu bringen. Eisel in Gera berichtet von einem dort üblichen Spiel: Bälle oder Kugeln in eine Tülle (eine Röhre) hinein zu praktizieren [2]) und erinnert an die Mitteilung von W. Adler, dass in den Ranisser La Tène-Gräbern irdene Näpfchen (sogenannte Zwergnäpfe mit roten Thonkugeln bei den Toten vorgefunden wurden. Freilich setzt Eisel hinzu: „Diese offenbaren Blitzsymbole sollten dem Toten wohl zur Wehr dienen.“ [3])

Unser Kreiselspiel war bereits unter dem Namen strombos oder strobilos bei den Griechen, unter dem Namen turbo bei den Römern verbreitet (H. Wagner, a. a. O. Rochholz, S. 419). Auf dem grossen römischen Grabfelde bei Worms fand man neben einer schönen Glasschale 25 Spielsteine, dabei zwei durchbohrte, kleine Bronzescheiben, die offenbar verbunden durch ein Holzstäbchen, das nicht mehr vorhanden war als Kreisel gedient haben. Wie aus einer kleinen, in der Mitte eingekerbten Handhabe von Knochen hervorgeht, ist der Kreisel mittelst einer Schnur in Bewegung gesetzt worden.[4]) Von grossem Interesse ist ein thönerner Kreisel, welcher der Schliemann-Sammlung des Berliner Museums für Völkerkunde angehört. „Der Kreisel ist etwa kegelförmig, doch mit abgerundeter Spitze; in der oberen Fläche befinden sich drei Vertiefungen, in die man die drei ersten Finger der rechten Hand einsetzt; durch Schnellen mit diesen Fingern wird der Kreisel in Drehung gebracht. Auch viele der durchbohrten Thonscheiben, die man gewöhnlich für Spinnwirtel anspricht, mögen nichts anderes als Schwungsteine für Kreisel gewesen sein“ (E. Krause, a. a. O.).

1) E. Krause, Der Bazar, 1893, S. 452.
2) [Vgl. dazu Rochholz a. a. O., S. 395, No. 14.]
3) Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urg., 1883, S. 474.
4) S.-B. d. deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg., 1887, S. 60.

Eine Puppe aus vorgeschichtlicher Zeit ward bei Rhinow in der Mark gefunden; sie besteht aus gebranntem Thon, ist fingerlang und zeigt in roher Form einen Menschen, der mit der linken Hand sein Gewand, das um die rechte Schulter geschlagen ist, festhält.

Puppenartige Thonfiguren wurden u. a. auf dem Totenfelde von Ancon in Peru gefunden. In jenen der Incazeit angehörenden Gräbern ist von den Erforschern derselben, den Herren Reiss und Stübel, die ganz allgemeine Sitte nachgewiesen, den Kindern ihr Spielzeug mitzugeben. Wie die grossen Leute Handwerksgeräte, Ehrenzeichen u. s. w. mitbekamen, so beerdigte man u. a. mit den Kindern kleine, gezähmte Tiere, die während des Lebens ihre Spielgenossen gewesen waren, z. B. Meerschweinchen, Taube und Papagei. Diese Tiere waren in den Gräbern entweder sorgfältig in Tücher gehüllt oder in Arbeitskörbchen untergebracht. Hunde und Lamas waren indessen minder sorgfältig behandelt und ohne Umhüllung. Das Lama ist sehr oft vertreten. Man fand auch ein aus Wollfäden geflochtenes, an dessen Seite ein Junges befestigt war. Die Puppen bestehen meistens aus Zeug. Auf der Brust einer Kindermumie fand man eine aus Hirschhorn geschnitzte Figur: einen knieenden Indianer, der, wie es scheint, eine Huldigung darbringt.[1])

Bei den Tierfiguren, wo es sich um Funde aus vorgeschichtlichen Zeiten handelt, machen sich verschiedene Meinungen geltend, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Schon für die Steinzeit ist die Thatsache festgestellt, dass die Menschen eine überraschende Kunstfertigkeit in der gezeichneten oder plastisch dargestellten Nachbildung von Menschen und Tieren besassen. Es sei an die bekannten Bernsteinschnitzereien erinnert. Plastische Darstellungen von Menschen und Tieren kommen u. a. vielfach in den ältesten Funden Siebenbürgens vor, z. B. kleine, primitive Statuetten von Thon, welche entfernt an Schliemanns Idole von Hissarlik mahnen. Verwandte Gebilde finden sich in annähernd derselben oder relativ wenig jüngerer Periode in ganz Mittel-Europa: Tierchen in Thon, besonders Schweine, in Menge auf den Steinzeit-Wohnplätzen in Ungarn, Menschen- und Tierfiguren im Laibacher und Mondsee-Pfahlbau u. s. w.[2]) Die weitverbreiteten, kleinen, kupfernen Ochsen u. dgl., sowie die Vögel mit breitem Schnabel gehören der Hallstatt-Zeit an. In dieselbe Zeit ist wohl die Mehrzahl der kleinen, mit Tiergestalten besetzten Bronzewagen zu zählen, die sich von Etrurien über die östlichen Alpen bis in unsere norddeutschen Gebiete erstrecken und mehrfach gedeutet worden sind, so

1) [Auf griechischen Kindergrabsteinen des 4. 5. Jahrh. v. Chr. findet sich häufig die Darstellung, wie eine weibliche Gestalt einem Mädchen (d. i. dem verstorbenen) eine Puppe oder einen Vogel reicht. Auch ohne diese ältere Figur ist das Kind mit Puppe oder Vogel in der Hand dargestellt, vor ihm zuweilen ein sitzender oder springender Hund. — Die Puppen sind auf diesen Reliefs gewöhnlich ohne Arme und Beine, doch kommen auch schön gearbeitete nackte Figürchen vor.]

2) S.-B. d. deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg., 1882, S. 113.

als Symbole des Ackerbaues, als Cult- und Votivgegenstände, ferner als Transportmittel für Trinkgeräte auf dem Esstische (Kemble) u. s. w. Behla sagt: „Spielzeuge waren es wohl sicherlich nicht.“[1]) E. Krause dagegen sieht sie mit Überzeugung als Spielzeug an. „Wir haben erwähnt“ – sagt er a. a. O. — „dass im klassischen Altertume Kinder mit kleinen Wagen spielten. Auch in unseren Gegenden wird dies der Fall gewesen sein. Fahren nicht auch heute unsere Kinder ihr Pferdchen, ihr Nickvögelchen u. dergl. auf Rädern umher? Warum sollen nicht die altgermanischen Kinder gleich zwei Stiere und drei Vögelchen auf einem Wagen gehabt haben?“

Im Vordergrunde des Interesses stehen auch jene Gegenstände, welche von den meisten Forschern als Kinderklappern erklärt werden, während andere in ihnen Rasseln sehen, wie solche bei heutigen Naturvölkern zur Verscheuchung von Dämonen u. s. w. angefertigt und gehandhabt werden. Die in unseren vorgeschichtlichen Gräbern gefundenen bestehen aus Thon und sind mit kleinen Steinchen oder ähnlichem gefüllt. Unter den Exemplaren, welche das Märk. Museum zu Berlin besitzt, befinden sich mehrere in Vogelform.[2]) Andere dort sind schildkrötenförmig, tönnchen- und muschelförmig, apfel- und birnenförmig u. s. w. Die Formen der im Berliner Museum befindlichen Klappern sind u. a. Tönnchen, Säckchen oder Täschchen, Bälle mit Henkel, Flasche und auch wiederholt Vögel. „Die meisten von ihnen haben Löcher zum Durchziehen einer Schnur. — Ein bisher alleinstehender Fund (von Bentow, Hannover) ist ebenfalls eine Kinderklapper“ (E. Krause, a. a. O.). — S. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg., 1875, S. 93; Voss, Kinderklappern.

Wenn so viele Dinge zum Spiel der Kinder in Beziehung gebracht werden, so können wir uns wohl der so oft ausgesprochenen Meinung überlassen, dass ein grosser Teil der kleinen und kleinsten Beigefässe — im übrigen als Gebrauchsgegenstände für die Toten, als Erinnerungsgaben der Angehörigen, als Symbole, Thränennäpfchen u. s. w. bezeichnet – auch Kinderspielzeug bedeuten.

Dorfkurzweil im Böhmerwalde.

Von **Johann Peter.**

Im Frühling, wenn auf Wiesen und Brachen der Schnee geschmolzen ist und das erste Grün spriesst, wenn sich an sonnigen Plätzen und am Waldessaume das gesellige Völklein der schleierweissen Buschwindröschen zeigt, beginnt das Wiesenräumen, eine leichte Arbeit, die mit Gesang

1) Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg., 1882, S. 43.

2) [Das Museum schlesischer Altertümer in Breslau besitzt mit Firnisfarben bemalte Kinderklappern in Vogelgestalt.]

und Kurzweil mancherlei Art gewürzt wird. Mit dem Rechen in der Hand werden die Steinchen und Maulwurfshaufen zusammengescharrt, und dabei giebt es ein Geschäker und Geplauder, ein Hänseln und Foppen, dass man es gar nicht merkt, wie lange bereits so ein Lenztag dauert. Der „Bua" hat dem „Mensch" soviel von seinen Liebesabenteuern zu berichten, bis auch dieses in die Hitze gerät und so recht aus der Schule zu schwätzen beginnt. Der schmunzelnde Bauer rückt seine Holzpfeife von Mundwinkel zu Mundwinkel und berichtet mit haarkleiner Genauigkeit aus seinem Jugendleben, wie er um seine „Alte" gefreit, was er einmal für ein „Höllsakra" gewesen, wie er mit der „Seinigen" getanzt, und wie er sich dieselbe später nach seinem Geschmacke „erzogen" habe. Wenn dann der stille Abend herniedersinkt und im Hause alles zur Ruhe geht, beginnt die eigentliche Dorfidylle: das „Fensterln", das sich im Böhmerwalde noch lebendig erhalten hat. Anfangs wird bei stillem Mondenschein in kameradschaftlicher Geselligkeit Strasse auf- und abgewandelt und ein zwei oder dreistimmiger Jodler, der mit Volksliedern abwechselt, klingt hinaus in die Nacht. Manche Maid lauscht im dunklen Kämmerlein diesen verheissungsvollen Klängen, das Herz pocht unter der warmen Decke, denn die Erwartung ist gespannt. Da klopft es ganz leise ans Kammerfensterl, und bald singt es von draussen leise herein:

„Diandl, steh auf, oder kennst mi net?
Oda san dos deine Fensta net?"

Und ein übermütiger Jauchzer beschliesst dieses Gstanzl. Doch die Dirn ist klüger. Sachte kommt sie ans Fensterl geschlichen und warnt den Verwegenen, nicht allzu laut zu sein — denn der „Alte", der in der Stube nebenan schläft, hat feine Ohren und könnte mit einem argen Donnerwetter dreinfahren. Doch wird diese Vorsicht ausser acht gelassen, wenn die Dirne auf dem Dachboden oder im Heu oder Grummet nachtet: da haben die Mäuse gute Zeiten, weil sie vor der Katze sicher sind.

Nun beginnt ein „Fischpeln" (Lispeln) und Kosen durchs halb geöffnete Fenster, lange sträubt sich die Jungfer, bis es der Überredungskunst des Burschen endlich gelingt, Einlass zu erhalten. Und nun kann er beherzt singen:

„Drum müasst's Kurraschi hob'n,
Net long beim Fenstal frog'n:
Ös müasst's glei eini steig'n,
Sunst zoigt's enk d'Feig'n!" —

Und die Folgen dieser Kurzweil? Wir wollen sie übergehen. —

Dass es bei dem Fensterln mitunter auch recht ungemütlich hergehen kann, wird einleuchten, wenn man bedenkt, dass so manches Diandl ein gar weites Herz hat, indem es den Handel mit jedem aufnimmt, der ans Fenster pocht. Kommt in solchem Momente just der eigentliche Liebhaber, der Liebhaber vor der Welt dazu, dann giebt's ein „G'raff", wobei nicht

selten Blut fliesst; denn die Burschen tragen in einem Hosensacke das lange Raufmesser bei sich, mit dem sie sich die Köpfe bearbeiten wie bei Tische die Knödel. Auch hier gilt der Grundsatz: Der Stärkere hat Recht! und der Besiegte muss mit zerschlagenen Knochen und wehvollem Herzen abziehen, so dass er jetzt singen kann:

„I hon a Diandl g'liabt.
Hon's mit koân Wôat betrüabt,
Hon ihr in d'Augerl guckt,
Hon's an mein Herzerl 'druckt
Hiatzt hot's an ondern gern,
I möcht' ma d'Soi ausplärr'n,
Weil um mei' Herzenslad
Kôa Hohn am Mist mehr kraht!"

Besonders kurzweilig gestaltet sich das Sonntagsleben. Frühmorgens putzt man sich stattlich heraus und begiebt sich gruppenweise in die Kirche. Die Burschen gesellen sich auf dem oft mehrstündigen Wege zu den Mädchen, wobei so manches Stelldichein für den Nachmittag im grünen Wald ausgemacht wird. Auf dem Kirchplatze wird Halt gemacht, denn hier herrscht bereits eitel Lust und Kurzweil. Die Kegelbahn wimmelt von schneidigen Burschen mit keck aufgedrehten Schnurrbärtlein, ein Wetten und Preisschieben ist los wie zur Kirmess und das Braunbier fliesst dabei in Strömen. Hier steht unter einer Gruppe festlich gekleideter Mädchen ein werbender Bursch, um bald dieser, bald jener eine mitunter recht derbe Artigkeit zu sagen oder seine Witze anzubringen, die mit lautem Gelächter quittiert werden; dort strecken zahnlose Altweiber neugierig die Köpfe zusammen und tauschen ihre Beobachtungen und Neuigkeiten aus; vor dem Wirtshause lärmt eine Gruppe vollbärtiger Männer, die die Fragen der Zeit und heikle Gemeindeangelegenheiten erörtern, und im Wirtshaus drinnen ist auch nicht ein Plätzchen zu finden, denn dicht stehen die Zecher beiderlei Geschlechtes, das volle Deckelglas in den Händen, beisammen, um sich des braunen Saftes zu freuen, den die rasche Wirtin oder die schmucke Kellnerin in geschäftiger Eile kredenzt. Der Bursche „bringt es" der Dirn, diese nippt und giebt es weiter an die Kameradin oder Mutter; der Bauer wandert mit seinem gläsernen Tabakbüchsl oder mit seiner Birkenholzdose unermüdlich in der Runde herum, um seinen Bekannten ein Schnüpfl anzubieten, und so geht es fort bis zum Zusammenläuten, worauf alles in die Kirche drängt, um nach derselben das vorkirchliche Herrgottsleben in der Schenke und auf dem Kirchplatze aufs neue zu beginnen, das mitunter bis spät in den Nachmittag hinein und zuweilen auch in die geschlagene Nacht andauert, was natürlich der Bäuerin durchaus nicht gefallen will.

Gruppenweise wandert man heim, wo ein bescheidenes, aber stärkendes Mahl den hungrigen Magen labt, und nun geht jedes Familienmitglied

seiner eigenen Kurzweil nach. Die Kinder versammeln sich entweder auf der Dorfstrasse oder in irgend einem Hause, um sich den Spielen hinzugeben, die Burschen eilen auf die Kegelbahn, die Männer ins Wirtshaus, woselbst sich auch bald die Dorfmusikanten einfinden — und nun hebt die „Suntamusi" an, wobei gestampft, gezecht und gesungen und zur Abwechslung mitunter auch dreingeschlagen wird, bis in die späte Nacht, ja nicht selten auch bis zum Morgen.

Wird keine Musik abgehalten, so nehmen die Mädchen Töpfe, Kannen und Eimer zur Hand, um hinauszuwandern in die Sonntagsstille des blumigen Waldschlages ins Bierlklaub'n (Beerensammeln). An Beeren ist der Böhmerwald überreich, und der Waldler weiss auch diesen Segen zu schätzen, er geniesst dieses sein Obst in vollstem Masse. Hier reift im üppigen Grün die würzige Erdbeere; dort auf sonnigem Waldgrunde glüht der Scharlach weitausgedehnter Preiselbeerplätze; die unheimlich in die Waldnacht aufragenden Wurzeln sturmgefällter Baumriesen, sowie die in Vermoderung begriffenen Baumleichen, Ronen genannt, ziert das lebensfrische Rot vollbackiger Himbeeren; um die Felskanten und Steinritzen schlingt sich das stachelige Geäst des Brombeerstrauches mit seinen glänzend schwarzen Beeren, und wohin das Auge sonst auch gleitet, begegnet ihm schier endloses Heidelbeergestrüpp mit den erfrischenden Schwarzbeeren, den Trauben des Hochwaldes.

Kein Wunder, dass solche Schätze eine grosse Anziehungskraft auf die Waldler ausüben. Unter Zwiegesang voll Lebenslust und Daseinswonne ziehen die Waldlerdiandln hinaus in die grüne, feiernde Waldung, wo sie sich einen ausgiebigen Bierlplotz aussuchen und emsig darauf losklauben, bald in den Mund, bald in die Gefässe, bis sich diese allmählich füllen und der Abend auf die schwarzen, regungslosen Wipfel sinkt.

Manche Maid hat sich indes unbemerkt von der Gesellschaft losgemacht, sie hat dem geliebten Burschen das Plätzchen des auf dem Kirchwege verabredeten Stelldicheins genau bestimmt, und dort giebt es nun auch eine Kurzweile, freilich eine ganz andere, die uns aber nichts angeht. So kommt es oft vor, dass sich ein Mädchen nach dem anderen in der grünen Waldesweite verliert, so dass jedes unter Geleite auf geheimen Pfaden den Waldweg verlässt. Wird aber der Rückweg in Gemeinschaft angetreten, so geht ein Singen und Klingen durch den abendstillen Wald, das dem Herzen des Lauschers ungemein wohlthut; denn des Gesanges Quell sprudelt im Böhmerwalde reich und frisch.

Haben die Burschen just nichts anderes zu thun, so beginnen sie am Wirtshaustische das „Fingerhakeln". Auf seine Kraft ist jeder stolz, und jeder will im Dorfe der stärkste und gewandteste sein; deshalb probt er seine „Stirk" (Stärke) so gerne, sei es im Lastenheben, im Ringkampfe auf dem Dorfanger, beim „Graff" auf dem Tanzboden oder beim „Hakeln" am Wirtshaustische, das sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut. Meisten-

teils wird „über den Tisch“ gehakelt. Mit dem hakenförmig aufgebogenen Mittelfinger fasst man sich gegenseitig an, und nun gilt es, einer den anderen „aufzuhakeln“, d. h. ihn entweder zum Auslassen zu bewegen oder ihn an sich zu ziehen. Stolz und herausfordernd blickt der Sieger in der Runde herum, ob es nicht etwa ein zweiter mit ihm aufnehmen wolle. Alle zieht er heute auf, meint er prahlerisch; sie sollen nur herkommen, wenn sie eine Schneid hätten! Doch alle haben schon Respekt vor dem Gewaltigen, bis es schliesslich doch einem „zu dumm“ wird und er den Wettkampf aufnimmt. Oft hakelt ein und derselbe Bursche das ganze Wirtshaus auf, und will er besonders grossmütig sein, so hakelt er auch mit dem kleinen Finger, dabei dem Gegner die Gunst bezeigend, dass dieser den eigentlichen Hakler, den stärkeren Mittelfinger gebrauchen darf. Freilich liegt der Erfolg nicht immer in der körperlichen Stärke, sondern oft und zumeist im Vorteil, der beim Hakeln angewendet werden muss, und diesen weiss so mancher Bursche mit besonderer Berechnung und Kraftschonung anzuwenden, indem er sich anfänglich nach und nach aufhakeln lässt, dabei aber so eine Gegenwehr heuchelt, bis der Gegner ganz ermüdet. Jetzt drückt er plötzlich mit ganzer Kraft zusammen, den Oberkörper lehnt er stramm zurück, die Beine stemmt er fest in den Boden, und auf einen Ruck hat er den siegesgewissen Gegner so urplötzlich an sich gerissen, dass alles in lautes Spott- und Beifallsgelächter ausbricht:

Ähnlich geht es auch beim Ringkampfe und „Drosseln“ auf dem Dorfanger her, doch nicht immer läuft diese Kurzweil so glatt ab, zuweilen artet sie auch in ein „Warteln“[1]) und Streiten aus, bis sich aus diesem ein ganz heisses „Graff“ entwickelt, wobei Biergläser, Stuhlfüsse und sonstige Hieb- und Wurfgeräte eine nicht unbedeutende Rolle spielen, bis es dem schlichtenden Wirte oder einem beherzten Manne mit grosser Mühe gelingt, den Frieden wieder herzustellen.

Zur Sonntagskurzweil gehören auch die Ausflüge mit Musik in den herrlichen Hochwald, wohin der Wirt Bier und dergleichen geschafft hat. Wacker wird im Schatten der uralten Baumriesen gezecht und gesungen. Reden werden gehalten und Toaste ausgebracht, bei denen selbstverständlich alles „hoch“ leben muss. Kinder tragen Gedichte vor und Spassmacher sorgen für „Narretei“ und Gelächter, bis bei hellem Sternenschimmer der Rückzug ins Dörfchen angetreten wird, wo man im Wirtshause das Fest mit einem flotten Tanze schliesst. Ähnlich machen es auch in den kleinen Waldstädten die Schützen, die gern im grünen Tann das Scheibenschiessen pflegen und sich dabei ungemein wohl fühlen.

Eine andere Kurzweil ist das Schwämmesuchen, wobei man mit dem Angenehmen das Nützliche verbindet und die Langeweile des Sonntagsnachmittages bannt. Zumeist liegt dieses Geschäft den mehr ans Haus

1) [Worteln: Worte machen, mit Worten streiten.]

gebundenen Weibern und Kindern ob, die nach gethaner Arbeit gern mit Körben, Tüchern und Messern hinauswandern in den Wald, um den lockenden braunköpfigen Herrenpilzen und den dottergelben Pfifferlingen, Rehgeisslein genannt, nachzustellen. Zeigt sich so ein Pilz, so wird er mit lautem Freudensrufe „hopp genommen", sorgfältig geputzt und in den Korb gegeben. Nachhause gekommen, geht es dann sofort an das Zerschneiden und Trocknen der Schwämme. Köpfe und wurmfreie Strünke werden in feine Spalten zerschnitten, diese auf Bretter „aufgeglichen" und dann an die Sonne oder über den warmen Ofen gelegt, bis die Schwämme ganz dürr sind, worauf sie sodann ins Schwammasackl wandern, um für den Winter aufbewahrt zu werden. —

Hat die Hausfrau an Sonntagsnachmittagen just keine andere Beschäftigung, so vertreibt sie sich die Langeweile mit Flicken. Die Werktagskleider ihrer Angehörigen befinden sich oft in erbärmlichem Zustande, dass Fleck, Nadel und Zwirn eine Notwendigkeit sind. Ohne sich die geringsten Skrupel zu machen, steppt die geübte Flickerin einen schneeweissen Fleck auf die lichtblaue Leinenhose des Mannes oder einen kohlschwarzen auf den weissen Wollsocken; mitunter muss ein Fleck buchstäblich den anderen halten, alle möglichen Farben vereinigen sich und man heisst den Träger solcher Kleidung nicht mit Unrecht einen Allerhandfleck. —

Grosse Kurzweil giebt es auch beim Riffeln und Brechen des Leines, Arbeiten, die fast ausschliesslich den Mädchen obliegen, und unter Scherz, Gesang und Gelächter verrichtet werden. Und erst beim Brechltanz, den die Flachsbrecherinnen nach der Breche im Dorfwirtshaus abhalten und wobei sie die leitende Rolle spielen! Wie lustig geht es dabei her! Die Brecherin hat die Tänzerwahl, sie zahlt heute die Spielleute, singt ihnen ihre „G'sang'ln" vor und wacht über die Ordnung des Reigens. Spät in die Winternacht hinein dauert der Tanz, wobei die volkstümlichen Tänze: der Rundum und der Langaus, der Auf und Ab und Hin und Her und der Durchanand zu vollen Ehren gelangen, nicht zu vergessen des Gebirgsländlers, den die lustige Dirn mit solcher Gewandtheit und solchem Feuer tanzt, dass Zöpfe und Gewänder fliegen und sich drehen wie ein Spinnradl.

Mit dem „Brechltanz" beginnt die Kurzweil des Winters. Die lange rauhe Jahreszeit fesselt den Waldler mehr als erwünscht ans Haus, und ruhig vollführt sich in Stube und Scheuer die Winterarbeit. Wenn aber die „Sitzweil" anbricht und der Buchenspan am Spanleuchter flackert und das Spinnrad schnurrt, dann geht man in d'Häusa, d. h. ins Nachbarshaus in die Gesellschaft. Oft finden sich in irgend einer Stube fast aus jedem Hause Leute ein, Männer und Weiber, Burschen und Mädchen, um sich durch Gespräch und Geschichtenerzählen den langen Winterabend zu kürzen. Jedem Gast kommt die Hausfrau mit Brotlaib und Messer

entgegen, ihn auffordernd, sich abzuschneiden, was auch ohne Widerrede geschieht. Höchstens dass man sagt: „Bin jo eh net hungri!“ darauf aber doch abschneidet, um der Sitte zu entsprechen. Dann setzt man sich auf die Ofenbank oder die Wandbänke und stopft die Pfeife. Im grossen, altmodischen Kamin prasselt der dürre Kien, vernehmlich tickt die Schwarzwälderin an der Wand und dichter Tabakdampf erfüllte die Stube. Mag es nun draussen stürmen und wettern nach Belieben: drinnen im traulichen Gemach geht es lebhaft zu. Neuigkeiten werden ausgetauscht, und wenn nichts mehr zu berichten ist, so geht es ans Märchen- und Geschichtenerzählen, was zumeist Aufgabe des „Näl“ und der „Nal“ (Grossvater und Grossmutter) ist. Erst in später Nachtstunde endet das „Häusergehen“. —

Wieder an einem anderen Winterabend kommen die Dorfmädchen mit Rocken, Spinnrädern und Haspeln in einem zuvor bestimmten Hause zusammen, man nennt das die Rockenreise. Meist geschieht sie in mondhellen Nächten. Sobald im Stalle abgefüttert und die sauere Milchsuppe mit Brot und Kartoffeln eingenommen ist, wird der Rocken mit einem ausgiebigen Flachsbund besteckt und das Spinnrad geschmiert. Nun geht es hurtig über den festgefrorenen knisternden Schnee zur Rockenstube, wo alles bis auf die Wandbänke ausgeräumt ist, damit die Spinnerinnen Platz haben. Der Grossvater sitzt am Bettrande und schmaucht sein Pfeifchen, die Ahne hat sich am warmen Herd ein Plätzchen gesucht, und jetzt beginnt ein emsiges Spinnen, Plaudern und Singen, das bis gegen Mitternacht währt. In das Rädergeschnurre und Haspelgesurre mischt sich das lustige Purren des Herdfeuers; Gesang, Gelächter und Erzählung wechseln in bunter Folge ab, und wenn die Mitternacht naht und die Rocken abgesponnen sind, erscheinen auch die Burschen in der Rockenstube: einer zieht aus der Tasche eine Mundharmonika und bläst darauf Ländlerweisen auf, worauf die Rocken und Räder beiseite fliegen und ein Tanzen losgeht, bis die vorgerückte Zeit endlich zum Aufbruche ermahnt, und jede Spinnerin in Begleitung ihres „Buam“ den Heimweg antritt.

Ähnlich geht es auch beim Federnschleissen her, wobei sich die Dorfmädchen in dem Hause versammeln, welches das Schleissen angesagt hat, und so oft kommen, bis der mitunter stattliche Vorrat von Federn aufgeschlissen ist. Denn im Böhmerwalde schauen die Mädchen auf eine ordentliche Heiratsausstattung, bei welcher die Betten die erste Rolle spielen, und eben deshalb trifft man in jedem Hause neben heiratsfähigen Mädchen auch eine ganz respektable Anzahl von Gänsen an, die der Federn genug liefern. Auch beim Federnschleissen vergnügt man sich auf volkstümliche Weise, des Gesanges Macht kommt dabei wie überall zu voller Geltung, und auch die Burschen versäumen nicht, ihre „Menscher“ um die Zeit des Nachhausegehens abzuholen. Ist der ganze Vorrat aufgeschlissen, so werden die Schleisserinnen mit Branntwein und Weissbrot bewirtet. —

Kommt endlich die stille und ernste Fastenzeit, wo tagsüber im milderen Strahl der Sonne der Schnee „leint“ (auftaut), um in der kalten Sternnacht darauf um so fester zu gefrieren, dann hebt nächtlicherweile das Schlittenfahren an, das oft bis spät nach Mitternacht geübt wird. Droben auf dem Hügel oder Berghange findet sich das junge Dorfvolk ein; die Burschen ziehen grosse Holzschlitten herbei, diese besetzen sich mit einer stattlichen Anzahl von Mädchen und Burschen und Kindern; einer, der eine besondere Schneid' hat und selbst „den Teufel nicht fürchtet“, setzt sich vorn auf die die Hörner verbindende Holzspange, um den Schlitten zu lenken, und nun saust derselbe, gefolgt von einem zweiten, dritten und vierten, mit Blitzesschnelle den Abhang hinab, dass der Schnee unter seinen Kufen knirscht. In dem Walde aber hallt das helle Lachen und der muntere Gesang der Schlittenfahrer wieder, die die schöne Winternacht zu geniessen verstehen.

Auf solche Art vergnügt man sich im Böhmerwalde. Viel Poesie steckt in dieser Kurzweil, die uns den wackeren deutschen Volksstamm im vollen Lichte zeigt und unsere ganze Sympathie für denselben wachruft. —

Grossmeiseldorf, Post Ziersdorf bei Wien.

Krankheitsbeschwörungen des Nordens.

Von **B. Kahle.**

Zu den in dieser Zeitschrift V, 1 ff. von M. Bartels angeführten Krankheitsbeschwörungen vermag ich einige hauptsächlich aus Schweden stammende hinzuzufügen, die vielleicht des Interesses nicht entbehren. Auch hier herrscht die Auffassung, dass man die Krankheit aus dem Menschen heraus in einen Gegenstand bannen könne. Hat jemand ein Gerstenkorn, so ergreift ein anderer einen Schemel mit drei Füssen, dreht dessen Füsse dreimal, d. h. jeden Fuss einmal, von Westen nach Osten gegen das kranke Auge, indem er jedesmal sagt, „ich bohre, ich bohre“. „Was bohrst Du“? fragt der Kranke. „Das Gerstenkorn aus dem Auge in den Schemel“, lautet die Antwort. Jedesmal, nachdem man mit dem Schemel auf das Auge gebohrt hat, bohrt man gegen die Kaminmauer, wobei dasselbe wie vorher gesprochen wird, nur dass die Schlussworte des Bohrenden alle dreimal lauten: „Das Gerstenkorn aus dem Schemel und in die Mauer“. Bei der letzten Bohrung gegen die Mauer wird hinzugefügt: „und dort soll es sitzen“, wobei man kräftig gegen die Mauer mit dem Fusse stösst, mit dem man zuletzt gebohrt hat.[1]) Bei der Heilung von

1) Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmalen ok svenskt folklif II, Heft 5, S. 24.

Magenkrampf oder einer Wassergeschwulst, bei Menschen, wie bei Tieren, führt man einen Feuerstahl neunmal um die kranke Stelle, wobei man sagt: „Du hässlicher Magenkrampf, du garstiger Magenkrampf, morgen sollst du sterben; leg dich tief in einen See, da niemand rudert, da niemand wohnt; leg dich tief unter einen in der Erde wurzelnden Stein, und sei keinem Menschen zum Schaden. Geh neunmal von Osten und neunmal von Westen und neunmal zum Jordanfluss. Du (Magenkrampf) sollst abnehmen und du (der Kranke) sollst zunehmen, und dein Leib und Glied sollen in Frieden sein. Bei jedem Streichen spuckt man neunmal nach Osten und neunmal nach Westen." Das Ganze wird besiegelt durch den Namen der Dreieinigkeit.[1])

In einem Protokoll vom Jahre 1722, das bei einem Hexenprozess aufgenommen wurde, finden sich auch einige hierher gehörende Formeln. Wenn man Frost hat, soll man nüchtern am Sonntag Morgen seine Hand auf den Ofen legen und sagen: „Lehm und Stein nehmen den Frost von mir, zuerst einen Monat, dann ein Jahr und endlich so lange die Sonne geht. Im Namen Gottvaters u. s. w."[2])

Aus Ångermannland gehören hierher: Bei einer Prozedur, die man vornimmt, um ein Kind von der englischen Krankheit zu heilen, sagt man:

„Oben auf einem Berge, wo niemand wohnen kann,
Über einem See, der kein Ende hat,
In Stock und in Stein,
Dort sollen N. N.'s neunerlei Arten engl. Krankheit wachsen und wohnen
Und nicht in deinen Eingeweiden, Fleisch oder Blut —
In den drei Namen, Gottvater, Sohn und hl. Geist."[3])

Hat jemand eine Muskelzerrung im Arm, so legt er diesen auf ein Stück Holz, und der „kluge Mann" nimmt eine Axt in die Hände und sagt „ich haue". Der Kranke fragt „was haust du?" worauf der andere antwortet „die Muskelzerrung" und dreimal mit der Axt auf jede Seite des Gliedes haut, wobei er ebenso oft sagt „aus dem Glied und ins Holz".[4]) Einen Hautausschlag heilt man, indem man brennenden Zunder dreimal von oben nach unten zwischen dem Körper des Kranken und dem Bettlinnen durchzieht, den Schwamm dann in eine Tasse legt und dann den Inhalt vor dem Hause ausschüttet unter den Worten:

„Nimm das hier
Und rauch' und renn'
Über Wasser und Land,
In Wetter und Wind
Und in die Hölle hinein,
Und lass N. N.
Seine Gesundheit wieder bekommen."[5])

1) a. a. O., S. 24 f. 2) a. a. O., XLij. 3) a. a. O., VII, Heft 2, S. 4.
4) a. a. O., VII, Heft 2, S. 9. 5) a. a. O., S. 13.

Auch das Bannen der Krankheit in Bäume kennt man. So ging ein Mädchen in Nord-Fünen, das Zahnschmerzen hatte, mit einem Manne zu einem Baume, und der schnitt den Zahnschmerz in den Baum, so dass er sogleich fort war und blieb.[1]) Hat man einen schlimmen Rücken, so muss der Kranke, dessen Rücken vorher mit einem heissen Stein gerieben, unter einem Baum dreimal durchkriechen, dessen Spitze ein anderer nach unten gebogen hat. Dann lässt man den Baum wieder nach oben schnellen, ohne dass ihm ein Schaden geschieht. Fällt nun diesen Baum später jemand, dann gnade ihm Gott, denn dann erhält er die Krankheit, die dann wieder auf dieselbe Weise geheilt werden kann.[2]) Hier finden wir den bedeutsamen, weitverbreiteten Zug, dass, wenn jemand später mit einem Gegenstande in Berührung kommt, in den eine Krankheit gebannt ist, er seinerseits diese erhält. So z. B., wenn man ein Geschwür mit einem Pfennig bestreicht und diesen dann auf einen Kreuzweg wirft: wer den Pfennig aufhebt, bekommt das Geschwür.[3]) Hierher gehört wohl auch eine Formel, die deshalb besonders interessant ist, weil in ihr bestimmt die Krankheit als Schickung irgend eines bösen Wesens angesehen wird. Nach einer umständlichen Procedur, durch die man herausgebracht hat, dass böse Geister die Krankheit verursacht haben, bindet man Haare und Nagelabschnitte vom Kranken zusammen mit glühender Kohle und Blei in Lappen. Dann geht, wenn möglich, der Kranke selber an eine abgelegene Stelle und wirft das Packet mit der rechten Hand über die linke Achsel mit den Worten: „Nimm nun das und spiele damit und lass den Kranken in Frieden.“[4]) Dass man böse Geister oder auch Satan selbst als Urheber von Krankheiten ansieht, geht auch aus einer Beschwörung hervor, die man anwendet, wenn man jemandem eine Krankheit auf den Hals schicken will. Man nimmt einen Stein von einem Kirchhof und schlägt damit einen verrosteten Sargnagel an die Stelle in die Erde, wo die Person, der man die Krankheit senden will, ihr Wasser gelassen hat und sagt dazu: „Dieser Nagel ist bei einem Toten gewesen, nun sollst du Satan Krankheit in den Schnee setzen.“[5])

Gelegentlich wird auch beim Fortwerfen des Bündels von Haaren, Nägeln u. s. w. ausdrücklich gesagt, dass die bösen Geister weichen mögen.[6]) Als lebende Wesen begegnen die Krankheiten besonders in den Sprüchen, in denen erzählt wird, wie Christus oder Maria den Dämonen begegnen und sie an der Ausführung ihres Vorhabens, einen Menschen zu überfallen, hindern. Solche Sprüche sind die folgenden: „Nasse und Tasse gingen den Weg entlang, da trafen sie Jesus Christus selber. Wo willst du hingehen? sagt Jesus Christus selbst: so sagten sie, ich will gehen zu N. N., ich will sein Fleisch zerreissen, sein Blut saugen, seine Knochen zerbrechen. Nein, antwortete Jesus Christus, ich will's dir verbieten, du sollst nicht

1) Dania II, 222, No. 5. 2) Sv. landsm., II, XLIV. 3) a. a. O., Lij.
4) a. a. O., Lij. 5) a. a. O., VII, Heft 2, S. 8. 6) a. a. O., II, Lij.

sein Fleisch zerreissen oder sein Blut saugen oder seine Knochen zerbrechen, du sollst nie ihm mehr Übel zufügen, als die Maus zufügt einem in der Erde wurzelnden Stein. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen." Dieser Spruch wird dreimal wiederholt und zuletzt das Vaterunser aufgesagt. Auf Befragen, was Nåsse und Tåsse bedeutet, antwortet die der Hexerei beschuldigte Frau, die den Spruch angeführt hatte, es wären lange, schmale Würmer im Wasser, wie Zwirnsfäden, die man bösen Biss nenne, und es sei wunderbar, dass sie in früheren Zeiten, da sie doch so klein wären, hätten reden können, worüber sie sich schon oft gewundert habe.[1])

Aus einem anderen Protokolle vom Jahre 1735 stammt ein Spruch gegen Krötenbiss: „Jesus ging den Weg entlang; der hässliche Krötenbiss begegnete ihm. Wo willst du hingehen? sagte Jesus. Ich will gehen und zerbrechen N. N.'s Knochen, essen sein Fleisch und trinken sein Blut. Nein, sagte Jesus, ich begegne dir und banne dich

Aus seinem Bein
Und in Stein,
Aus seinem Fleisch
Und in Erde,
Aus seinem Blut
Und in die Flut,

im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."[2])

Eine Beschwörung, die man anwendet, wohl wenn eine Kuh keine oder schlechte Milch giebt, lautet:

„Wohin willst du gehen, sagte das Kreuz:
Wohin willst du gehen, sagte Christus;
Wohin willst du gehen, sagte Jungfrau Maria.
Du willst gehen zu N. N.'s Kuh;
Nein du sollst es nicht, sagte das Kreuz;
Nein du sollst es nicht, sagte Christus;
Nein du sollst es nicht, sagte Jungfrau Maria;
Du sollst umkehren,
Ihre Kuh ihre Gesundheit wieder bekommen lassen
Bevor der Tag tagt, bei den heiligen drei Namen:
Des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."[3])

Eine schmerzstillende Formel lautet:

„Jesus ging auf den Kirchhof,
Um alle Wunden zu heilen,
Jesus schläft ein,
Der Schmerz wird betäubt
In den drei Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes."[4])

Hier reihen sich die Formeln an, in denen erzählt wird, wie Christus oder Maria irgend etwas heilt, oder wie er selbst geheilt wird. Interessant

1) a. a. O., XLIV. 2) a. a. O., XLVI. 3) a. a. O., XLVI f. 4) a. a. O. VII, Heft 2, S. 7 f.

ist hier besonders der von Bartels angeführte Spruch der Siebenbürger Sachsen, in dem Christus das Bein des heiligen Matthias heilt, also nicht sein eigenes oder das seines Pferdes, weil es vortrefflich zu dem von A. Kock aus einem Gerichtsprotokoll vom Jahre 1672 aus Bohuslen angeführten stimmt: „Unser Herr Jesus Christus und St. Peter gingen oder ritten über Brattebro. St. Peters Pferd bekam eine Verrenkung. Unser Herr stieg vom Pferde zu segnen St. Peters Pferd (gegen) Verrenkung: Blut zu Blut, Glied zu Glied. So wurde St. Peters Pferd geheilt, in drei Namen u. s. w.“ [1]) Und ähnlich: „St. Peter und unser Herr wanderten eine Strasse; da verletzte sich St. Peters Pferd, und unser Herr stieg vom Pferde und segnete es mit Stroh.“ [2])

Diese Sprüche sind deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil man sie als Stütze dafür angeführt hat, dass in dem Merseburger Zauberspruch es nicht das Ross Wodans ist, das er selbst heilt, also nicht Balderes als Appellativum zu Wodan zu fassen ist, sondern, dass hier die Rede von Balder dem Gott ist, an dessen Stelle in unseren Sprüchen St. Peter, bezw. Matthias getreten ist. [3])

Anreihen möchte ich hier einen isländischen Spruch:

Gebet gegen Geschwür.

Christus sass vor der Kirchenthür;
Eine Kerze hatte in der Hand
Das gesegnete Kind,
Ein Buch in der anderen.
Was sorgst du, mein Sohn?
Sagte die seelige Maria.
Ich bin wund und siech,
Sagte Gott mein Herr.

„Ich will dir heilen das Beingeschwür, das Steingeschwür, das Fussgeschwür, das Handgeschwür, das Eingeweidegeschwür, das Hauptgeschwür und die allerkräftigsten mächtigsten Geschwüre.“ Er ward ledig seiner Krankheit. [4])

Dieser Spruch stellt sich auch zu den von Bartels S. 31 f. angeführten, in denen eine ganze Reihe von verschiedenen Arten einer Krankheit angeführt werden. So kennt man z. B. auch in Angermanland neunerlei Arten von englischer Krankheit und hat neunerlei Arten, sie zu heilen. [5])

Auch die magische Art des Rückwärtszählens, von der Bartels S. 37 Beispiele anführt, ist im Norden bekannt. So erzählt eine Frau in Dänemark, dass sie sich ihr schlimmes Bein durch eine kluge Frau habe heilen

1) a. a. O., VI, CXLVI ff.

2) a. a. O., II, XLVII.

3) vgl. Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage, S. 305 ff.

4) Arnason islenzk. þjódsögur II, S. 60 f.

5) Sv. landsm. VII, Heft 2, S. 4.

lassen, die nichts anderes gethan habe, als dass sie an drei Donnerstagen mit ihrem Finger um die kranke Stelle gestrichen und dabei von 8—1 gezählt habe.[1])

Sicherlich finden sich auch in Norwegen Sprüche ähnlicher Art, doch ist mir leider hier kein Material hierfür zu Gebote.

Heidelberg.

Kinderreime aus Leipzig und Umgegend.

Von **Kurt Müller.**

Die Klage, dass die Gestaltung unseres modernen Volkslebens, besonders die Entwicklung der allem Alten feindlichen sozialistischen Bestrebungen unseren volkstümlichen Überlieferungen und Erinnerungen den Untergang bereite, indem sie deren Vergessen fördere, ist wohlberechtigt, wenn sie auch glücklicherweise etwas übertreibt. Eine Gattung volkstümlicher Überlieferung wird mit Sicherheit noch lange ihr altes dankbares Publikum selbst in den Grossstädten finden: die Reime und Spiele der Kinderwelt. Die folgenden von mir in Leipzig und Umgegend gesammelten Liedchen mögen als ein Beweis der Zähigkeit gelten, mit der unsere grossstädtische Kinderwelt altes Gut forterbt.[2])

Von historischen Reimen fand ich die folgenden beiden verbreitet, die aus der Franzosenzeit stammend in der Leipziger Kinderwelt sich erhalten haben. Das sinnlose „Tanz" in dem Zählspruche No. 2 für „Danzig", wie es anstatt „Moskau" in allen sonst verbreiteten, meist kürzeren Varianten heisst (A. Richter, Über deutsche Kinderreime. — Frischbier, Preussische Volksreime und Volksspiele, No. 585. — Simrock, Das deutsche Kinderbuch, No. 797. — Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, No. 278), zeugt allerdings für ein Schwinden des Verständnisses.

1. In Connewitz
Da hat's geblitzt,
Da hab'n die Jud'n (Franzosen, Soldaten) Blut geschwitzt.
Da hatten sie sich ein Haus gebaut
Von Leberwurst und Sauerkraut,
Da ist es wieder eingekracht,
Da haben sie sich halbtot gelacht.

1) Dania II, S. 224.

2) [Diese Leipziger Reime zeigen sehr deutlich eine ganz andere Physiognomie als die aus kleinen Städten und von abgelegenen Dörfern.]

2. Eins, zwei u. s. w. zwanzig,
Die Franzosen hatten einen Tanz.
Der Tanz fing an zu brennen,
Die Franzosen mussten rennen,
Ohne Strümpf und ohne Schuh
Rannten sie nach Frankreich zu.
In Frankreich war ein wildes Schwein,
Das biss den Hauptmann in das Bein,
Der Hauptmann schrie: „O weh! o weh!
„Mir thut mein linkes Bein so weh!“

Ein kleines Kabinetstück der Gattung Lügenlied, Lügenmärchen[1]) ist ohne Zweifel das folgende:

3. Eine Kuh die sass im Schwalbennest
mit sieben jungen Ziegen,
die feierten ihr Jubelfest
und fingen an zu fliegen.
Der Esel zog Pantoffeln an,
ist über's Haus geflogen,
und wenn das nicht die Wahrheit ist,
so ist es doch gelogen.

Diese Fassung berührt sich eng mit einem von Simrock (Deutsches Kinderbuch, No. 469) mitgeteilten Lügenliede.

Einen Beleg für die einst beliebten Kettenreime[2]), in dem die Spannung der Hörer durch die Führung von aussen nach innen immer lebhafter erregt wird, bietet ein Zählspruch:

4. Ein Mann hatte einen Garten.
in dem Garten stand ein Baum,
auf dem Baume war ein Nest,
in dem Neste war ein Ei.
in dem Ei war ein Dotter,
in dem Dotter war eine Laus.
A Es U
Raus bist du!

vgl. Dunger, 327. — Wegener, volkstümliche Lieder aus Norddeutschland. No. 169.

Mit wenig Worten, aber derbem Humor wird uns erzählt:

5. Ich lag einmal auf Latten bei Wasser und bei Brot.
Mein Leib war wie ein Schatten, mein A . . . war feuerrot.

6. Schott, wie de wott, was macht der Schneider?
„ - „ - er hat gestohln.
„ „ „ „ er hängt am Galgen.
- „ „ „ er wackelt schon.

vgl. Dunger No. 153.

Harmloserer Humor kommt zum Ausdruck in den folgenden Geschichtchen:

7. Das Häslein sitzt im grünen Grund
und geigt sich schier die Finger wund.
Dideldum, dideldei!
Wer tanzen will, komm schnell herbei!

1) Alte Proben in W. Wackernagels Altdeutschem Lesebuch, 5. Auflage, S. 1150. Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, herausg. von Bartsch, No. CXLII.

2) Alte Kettenreime bei W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, S. 1147 5. (Aufl.)

8. Auf einem hohen Berge,
Da zankten sich zwei Zwerge
Um einen halben Kloss,
Da ging der Teufel los.
Da unten in dem Thale,
Da giebt es Freuden viel,
Da zankten sich zwei Zwerge
Um einen Birnenstiel.

vgl. Dunger No. 326.

9. Auf einem Berge
Da steht ene Kerche.
Die zerruppen zwee Zwerge.
Herr Gott, ist das ä Gewärge!

10. Eine kleine Fettmadame
wollte zwei Karnickel han.
Zwei Karnickel gab es nicht.
Fettmadame drückte sich.

vgl. Dunger No. 312.

11. In Badewang, in Badewang
Da baden sich die Gänse,
Da tritt der kleine Hahn herein
Und haut sie auf die Schwänze.

Bedeutend derber sind:

12. Auf dem Berge Sinai
wohnt der Schneider Kikriki,
knöppt'r seine Hosen auf,
huppt ein grosser Floh heraus.
Seine Frau, die alte Lerche,
liess e Förzchen in der Kerche,
auf der grossen, langen Bank
war e grosser Forzgestank.
Kam der Pastor hergesprungen:
„Frau, Sie hab'n falsch gesungen."
Und der Kutscher auf dem Bock
schiss vor Angst gleich in den Rock.

oder:

13. Auf dem Berge Sinai
sass der Schneider Kikeriki.
Seine Frau, die alte Beere,
sass auf dem Balkon und nähte.
Sie fiel herab, sie fiel herab,
und ihr linkes Bein fiel ab.
Da kam der Doktor Tellermann
und klebte es mit Spucke an.

14. In der bim, bam, bolschen Kirche (Küche)
Geht es bim, bam, bolisch zu,
Tanzt der bim, bam, bolsche Ochse
Mit der bim, bam, bolschen Kuh.
Und die bim, bam, bolsche Mutter
Kocht den bim, bam, bolschen Brei,
Und die bim, bam, bolschen Kinder
Greifen mit den Fingern nein.

vgl. Wegener No. 622.

15. Auf der Klaffenbacher Schenk
Hat der Schwammbmann sich erhängt.
Warum hat er sich erhängt?
Weil sei Schwamm nicht Feuer fängt. (Chemnitz.)

16. Gemütlich fährt sichs heute
auf der Pferdebahn:
das eine Pferd, das zieht nich,
das andre das ist lahm,
der Kutscher der ist bucklich,
der Kondukteur ist dumm,
und alle fünf Minuten
da kracht die Karre um.

17. Max und Moritz ging'n emal
durch das grüne Rosenthal,
kamen vor en kleinen Laden:
„Für en Dreier Käsemaden!"
„Käsemaden giebt es nicht."
Max und Moritz drückten sich.

18. Ich sollt meiner Mutter eine Stecknadel holen.
Das that ich nicht.
Da haut sie mich.
Da huppt' ich in die Höh'.
Das that nicht weh.

19. Bimmelingling, die Schul ist aus.
Da huppt der Floh zum Fenster raus.
Huppt er of'n Pflastersteen.
Bricht er sich sei Nasenbeen.
Huppt er of die Brücke,
Da bricht er sei Genicke,
Da huppt er in den Dreck,
Sieh! da war er weg!

vgl. Dunger No. 144.

20. Bei Müllers (Bäckers) um die Ecke
Da lag ein grosser Stein.
Da fiel ich drüber wege
Und brach das Nasenbein.
Da ging ich zu dem Doktor,
Das Luder war nicht heem.
Da sass er in der Schenke
Und kam besoffen heem.

21. Unsre Katz hat Junge,
sieben an der Zahl.
sechs davon sind Kater.
Das ist ganz egal.

Beim Fingerspiel wird gesagt:

22. Zwei Mädchen wollten Wasser holn.
zwei Knaben wollten plumpen,
da guckt der Herr zum Fenster 'raus
und sagt: „Ihr seid ja Lumpen."
Da kroch er wieder rein,
da guckten sie alle nein.
Da kroch er wieder raus.
da riss'n sie alle aus.

Die folgenden längeren Texte werden meist gesungen. No. 28, 29 als Spiellieder. Es sind keine Kinderreime, sondern aus Kindermund aufgezeichnete, meist entstellte Volkslieder.

23. Ein Bauer fuhr ins Heu, Heisa Viktoria, ein Bauer fuhr ins Heu.
Der Bauer nahm sich ein Weib, u. s. w.
Das Weib nahm sich ein Kind, u. s. w.
Das Kind nahm sich eine Muhme.
Die Muhme nahm sich ein'n Knecht.
Da schied der Bauer vom Weib.
Da schied das Kind von der Muhme.
Da schied die Muhme vom Knecht.
Da stand der Knecht allein.

Vgl. Erk-Böhme, Liederhort. No. 987.

24. Es war einmal ein Mann, es war einmal ein Mann, es war einmal ein Mi. Ma. Mausemann.
Er hatte eine Maus, u. s. w.
Was macht er mit der Maus? u. s. w.
Er zog ihr ab das Fell.
Was macht' er mit dem Fell?
Er flickte sich ein'n Sack.
Was macht' er mit dem Sack?
Er that hinein sein Geld.
Was macht er mit dem Geld?
Er kaufte sich ein'n Bock.
Was macht' er mit dem Bock?
Da ritt er in den Krieg.
Er schlug sie alle tot.
Was macht' er mit den Toten?
Er scharrt' sie unter'n Sand.
Er klitscht'n an die Wand.

25. Es war einmal ein Mann, es war einmal
ein Ledermann, si sa Ledermann u. s. w.
Der Mann nahm sich ein Weib.
Das Weib nahm sich ein'n Sohn.
Der Sohn musst' in die Schul.
Da lernt' er's ABC.
Da musst er in den Krieg.
Da wurd' er totgeschossen.
Da brachten sie ihn rein.
Da ruht der liebe Sohn.
Da stand er wieder auf.
Da freuten sie sich all.

[No. 24. 25 sind verschiedene Formen desselben Liedes, gesungen nach der Melodie „Was kommt dort von der Höh." Die frühste Spur dieses studentischen Fuchsliedes ist in Holbergs Jeppe am Berge (1722) gefunden, wo das Lied beginnt: In Leipsig war en Mand. In Leipsig war en læderen Mand. In Leipsig war en Mand. (Kommersbuch, herausgegeben von M. Friedländer, No. 154.)]

26. „Madam, Madam, zu Hause soll'n Sie kommen!
Ihr Mann, der ist ja krank."
„Ist er krank, so ist er krank,
haut ihn auf die Ofenbank!
Ich komme nicht, ich komme nicht."

„Madam, Madam, zu Hause soll'n Sie kommen!
Ihr Mann, der ist ja tot."
„Ist er tot, so ist er tot,
Ist er doch aus seiner Not.
Ich komme nicht, ich komme nicht."

„Madam, Madam, zu Hause soll'n Sie kommen!
Die Träger sind im Haus."
„Sind sie im Haus, so sind sie im Haus,
haut sie mit dem Besen naus!
Ich komme nicht, ich komme nicht."

[Vgl. Erk-Böhme, Liederhort, No. 910a—910d.]

27. Es war einmal eine Jüdin, ein wunderschönes Weib,
sie hatte eine Tochter, zum Tode war sie bereit.

„Ach Mutter, liebste Mutter, mir thut mein Kopf so weh,
lass mich ein kleines Weilchen spazieren gehn an den See!"

„Ach Tochter, liebste Tochter, allein kannst du nicht gehn,
nimm deinen jüngsten Bruder, der kann ja mit dir gehn!"

„Lass mich, lass mich o Mutter, das ist ja nur ein Kind,
der sieht nach allen Vöglein, die in dem Walde sind.

Ach Mutter, liebste Mutter, mir thut mein Kopf so weh!"
Die Mutter legt' sich schlafen, die Tochter ging an den See.

Sie ging solang' spazieren, bis sie den Fischer fand.
— — — — — —

„Ach Fischer, liebster Herr Fischer, was machen Sie hier so früh?"
„Ich such' den verlor'nen Prinzen, der hier ertrunken ist."

Was zog sie von dem Finger? Ein'n Ring von echtem Gold.
„Das nehmen Sie, lieber Herr Fischer, und kaufen den Kindern Brot!"

Was nahm sie von dem Halse? Ein gold'nes Kettelein.
„Das nehmen Sie, lieber Herr Fischer, das soll Ihr Denkmal sein!"

Dann sprang sie über die Mauer hinab in den tiefen See.
„Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Herr Fischer! Wir sehn uns nimmermehr."

[Vgl. Erk-Böhme, Liederhort, No. 98[a]—98[d].]

28. Es wohnt ein Kaiser an dem Rhein,
der hat drei schöne Töchterlein.
Die erste wollt' die reichste sein,
die zweite ging ins Kloster ein,
die dritte in's französche Land,
da war sie fremd und unbekannt.
Bei einer Wirtin klopft sie an,
da ward die Thür ihr aufgethan.
„Wer steht da draussen vor der Thür?"
„Eine arme Dienstmagd steht hier für."
„So eine Dienstmagd mag ich nicht,
die mir des Nachts vor den Thüren liegt."
Sie nahm sie auf ein halbes Jahr,
sie aber diente sieben Jahr.
Da ward das Mädchen krank und schwach.
Frau Wirtin bringt ein Gläschen Wein
und fragt, wer ihre Eltern sei'n.
„Mein Vater ist Kaiser an dem Rhein,
und ich bin Kaisers Töchterlein."
„Das hätt'st Du eher sollen sagen,
gestickte Kleider sollst Du tragen."
„Gestickte Kleider brauch' ich nicht,
nach meiner Heimat sehn' ich mich."
Und als sie nun gestorben war,
drei Lilien wuchsen auf ihrem Grab,
darunter (darinnen) stand geschrieben:
„Bei Gott ist sie geblieben."

[Vgl. Erk-Böhme, Liederhort, No. 182[a]—182[d].]

29. Mariechen sass auf einem Stein, einem Stein, einem Stein.
Da kämmte sie ihr goldnes Haar, u. s. w. (Wiederh.)
Und als sie damit fertig war, (Wiederh.)
Da kam ihr Bruder Heinerich, u. s. w. (Var.: der alte Heinerich)
Was zog er aus der Tasche?
Ein grosses, scharfes Messer.
Er stachs der Maria in die Brust.
Da kamen ihre Eltern 'rein.
„Wo ist denn unser Engelein?
Es liegt schon längst im Grabe.
Da stand es wieder fröhlich auf.

Var. zu V. 9: „Maria, warum weinest Du?" gesprochen: weil ich sterben muss. vgl. Wegener, No. 673.

[Eine entstellte Form der Ballade vom Ritter Ulrich: Erk-Böhme, No. 42—42[c].]

Die Widderprozession von Virgen und Prägratten nach Lavant im Pusterthal.

Von **Karl Weinhold.**

In dem Burggräfler, dem in Meran erscheinenden klerikalen Blatte, vom 14. April 1894 (No. 30) findet sich ein Bericht über die sogenannte Widderprozession, die von den Gemeinden Virgen und Prägratten im Virgenthal (hinter Windischmatrei) in der Osterwoche zu der Wallfahrtskirche S. Mariae über Lavant bei Lienz im Pusterthale alljährig gehalten wird. Wir entnehmen dem Artikel folgendes Thatsächliche.

In Virgen und Prägratten wütete vor langen Jahren eine Seuche, die viel Opfer forderte. Da verlobten sie sich endlich, alle Jahre einen schönen Widder am Gnadenorte zu Lavant zu opfern. Darauf wurden sie von der Seuche befreit. Als sie aber einmal das Opfer unterliessen, brach die pestartige Krankheit sofort wieder aus und wich erst nach Erneuung des Gelöbnisses. So wird seitdem regelmässig das Opfer feierlich dargebracht. Der Widder wird ein Jahr vorher ausgewählt und sorgsam gepflegt. Er wird nicht geschoren, hat Zutritt zu allen Häusern, wo er mit dem besten gefüttert wird u. s. w.

Am Freitag nach Ostern bricht nun die Prozession der weiten Entfernung halber schon früh morgens um 2 Uhr auf, hinter der Fahne schreitet der Widder. Gegen Mittag erst langt man in Lienz an, wo das Tier in der Stadt umhergeführt und in verschiedenen Häusern mit allerlei Zierraten geschmückt wird. Um 3 Uhr geht die Wallfahrt weiter über die Tristacher Pfarrkirche nach Lavant. Dort erwartet ein Wäglein das Tier, das den Berg zur Gnadenkirche hinauf gefahren wird. Der feierliche Einzug in diese schliesst den ersten Tag. Am zweiten füllt sich die Kirche schon um vier Uhr früh mit Wallfahrern, die beichten und kommunizieren wollen. Zwanzig Stunden weit, aus Tirol und Kärnten, strömt das Volk zusammen. Während der Predigt steht der Widder mitten in der Kirche unter der Kanzel.

Nachmittags wird er versteigert, und der Kaufpreis ist das Opfer, das die Gemeinden der Wallfahrtskirche bringen. Das gewöhnliche Ende des Opfertieres ist, dass es als Best ausgeschoben wird.

Laut Urkunde des Pabstes Innocenz VIII. vom 7. Juni 1491 ist die Wallfahrtkirche auf dem Hügel bei Lavant von Pabst Leo IV. im J. 850 persönlich geweiht und mit vielen Ablässen ausgestattet worden. Dies, sowie die Gründung der Wallfahrt durch ein von Hirten gefundenes Marienbild[1]) sind für uns hier Nebensachen.

1) J. Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. A., No. 897.

In der Lavanter Widderprozession haben wir eine uralte, vorchristliche Culthandlung zu erkennen, die von der Kirche bei den Bekehrten zunächst geduldet und dann unter die landschaftlichen oder örtlichen Feierlichkeiten aufgenommen worden ist.

Es ist eine Sühnprozession, der Gottheit gebracht für Befreiung von einer Seuche; das Sühnopfer ist ein Widder. Unterbleibt das Opfer, so sendet der erzürnte Gott die Krankheit wieder. Vergleichungen mit antiken Gebräuchen werden die Richtigkeit dieser Auffassung beweisen.

Hermes hatte den Beinamen des Widderträgers, des *κριοφόρος*, weil er der Sage nach die Stadt Tanagra durch Umtragung eines Widders von der Pest befreit hatte. Bei seinem Feste wiederholte der schönste mannbare Jüngling die That des Gottes, indem er mit dem Widder auf der Schulter die Stadt umschreiten musste (Preller, Griech. Mythol. 1. 307). Der Widder ist das Symbol der befruchtenden Regenwolke in den griechischen Mythen, und erscheint auch als uraltes Sinnbild des Zeus *μειλίχιος*, des gnädigen. In dem Sühnfeste von Tanagra ist die Erinnerung bewahrt, dass Hermes durch Sendung des reinigenden Regens die schwüle Seuche gebannt hatte. Um solchen erquickenden und reinigenden Regen ging auch die Prozession aus der Stadt Demetrias auf den obersten Gipfel des Pelion zu dem Heiligtume des Bergzeus, des *Ζεὺς ἀκραῖος*. Wenn der Hundsstern aufging, also beim Beginn des heissesten Sommers, stiegen die Jünglinge von Demetrias, mit frischen und recht zottigen Widderfellen bekleidet (Dikæarch bei Müller Fragm. hist. græc. II. 262) auf den Berggipfel und beteten zum Gotte (Preller 1. 112). Das war allgemeiner Brauch, das Flies eines dem Zeus geopferten Widders (*δὸς ζώδιον*) umzunehmen oder sich darauf zu stellen, wenn man ihn um Regen und Kühlung anflehte (Preller 1, 94. 2, 312).

Auch in der ältesten indischen Mythologie hat der Widder dieselbe Bedeutung als in der griechischen. Indra, der Gewitter- und Regengott, wird in den Hymnen des Rigveda als Widder vorgestellt, ein Bild des wolkigen, fruchtbaren Himmels (Gubernatis, Die Tiere in der indogerman. Mythologie, 313. 337).

Wenn sich aus dem Mitgeteilten ergiebt, dass bei indogermanischen Völkern in alten Zeiten Sühnprozessionen auf heilige Berge üblich waren, bei denen der Widder eine symbolische Bedeutung hatte, so müssen wir nun fragen, da Inder und Griechen niemals im oberen Drauthale und seinen Nebenthälern gewohnt haben, welchen nationalen Untergrund hat die Lavanter Wallfahrt mit dem Widder?

Heute ist jene Gegend ganz deutsch, aber den Deutschen bayerischen Stammes sind die Karantaner Slaven vorangegangen und diesen Noriker oder nach anderer Meinung illyrische Veneter. Bis in die zweite Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. sassen in Kärnten noch keine Slaven; dann aber brachen diese von Osten herein und drängten das Drauthal hinauf bis auf

die Wasserscheide zwischen schwarzem und adriatischem Meere. Die Bayernherzöge Thassilo I. und sein Sohn Garibald haben in harten Kämpfen 595 und um 610 bei Innichen (Agunta) und auf dem Toblacher Hochfelde den Slaven blutige Marksteine gesetzt, und von hier aus ist dann später das Christentum und allmählich auch deutsche Sprache das Drauthal hinab vorgedrungen. Im 9. Jahrh., wohin die päbstliche Weihe des Bergkirchleins von Lavant gesetzt wird, war jene Gegend slavisch, noch im 10. Jahrh. hiess sie das Slavenland, und langsam erst hat sich hier die windische Sprache verloren. Sie haftet noch jetzt in Teilen des dem oberen Drauthal parallelen Gailthales.

Für slavisch-heidnischen Ursprunges halte ich daher die Widderprozession und führe zur Stütze dieser Annahme verwandte südslavische Bergwallfahrten an.

In Bosnien giebt es eine Anzahl von Bergen, auf welche katholische wie mohamedanische Bosniaken bei grosser Trockenheit wallfahrten, um Regen zu erflehen, so die Cardakplanina bei Travnik, ein Berg bei Janjice, der Eliasberg bei Srbrnik, in der Herzegovina der Hum bei Mostar. Auch in Slavonien wird auf mehrere Berge mit Kapellen in dürrer Zeit gezogen, um Regen zu erbitten. Den Widder finden wir bei der Georgsprozession zu einer steilen Höhe hinter dem Franziskanerkloster von Sutjeska in Bosnien, die von den vermummten Landleuten gehalten wird. In der grössten der drei Berghöhlen wird ein Hammel gebraten und unter Gesang und Tanz verschmaust.[1])

Auch bei den Winden in Steiermark und Kärnten finden wir mit besonderer Vorliebe die Berggipfel mit Kapellen und Kirchen gekrönt. Gleich von den windischen Bühein, an denen die Grenze des deutschen und slavischen Sprachgebietes in Steiermark läuft, winken sie hinunter in den üppigen Thalboden. Und sie stehen nicht einsam und öde: das Volk kommt an den Festtagen zu ihnen herauf, seine Andacht zu verrichten. Mir ist ein Himmelfahrtstag an einer dieser Kirchen fest im Gedächtnis.

Ebenso ist es auch in Kärnten. Überall sind die Berge mit Kirchlein geschmückt: so die vier höchsten Berge des Glanthales, der Helenen-, Veit-, Laurenz- und Ulrichsberg, zu denen das unterkärntische Volk seit undenklichen Zeiten am Dreinageltage (d. i. dem zweiten Freitage nach Ostern) wallfahrtet. Der Gottesdienst beginnt um Mitternacht in dem Helenenkirchlein, und von da zieht sich die fromme Bergfahrt bei Kienfackellicht nach dem Ulrichsberge, dem Veitsberge und zuletzt zum Lorenzberge. Sie dauert 24 Stunden, und gar mancher der „Vierberger" hat mit Krankheit und Tod die übermässige Anstrengung bezahlt, wie schon Megiser vor mehr als 280 Jahren in seinen Annales Carinthiæ berichtete.

1) v. Andrian, Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Wien 1891. S. 343. 346. 387, nach Mitteilungen, die Dr. Fr. S. Krauss gemacht hat.

Der Sage nach hat diese Vierbergfahrt ihren Ursprung bei einer Hungersnot gehabt, die infolge grosser Dürre eintrat.[1])

Wir dürfen diese kärntische Bergprozession mit der Pusterthaler vergleichen. Sie ist wegen grosser Dürre gestiftet, die Lavanter wegen einer Seuche, Landplagen, die wie die Hermes- und Zeusprozessionen zeigen, im selben Grunde wurzeln, und durch reinigenden Regen gebannt werden. In Lavant ist das Opfer bis jetzt erhalten, im Glanthal ist es mit der Zeit verschwunden. Die Zeit der Wallfahrt ist die gleiche, die Osterzeit, der beginnende Lenz, in dem der über das Gedeihen alles Lebens waltenden Gottheit Bitt- und Dankopfer auf den Berghöhen gebracht wurden, auf denen man sie in den segenbringenden Wolken vorzüglich weilend dachte.

Die Widderprozession der Virgenthaler nach der Lavanter Bergkirche ist also ursprünglich keine katholische Wallfahrt, sondern ist vorchristlichen religiösen Ursprunges. Die Kirche liess sie bestehen wegen ihrer frommen Meinung.

Kleine Mitteilungen.

Ein Eulenspiegelstreich aus Franken.

Vor vielen Jahren hörte ich an den Ufern der fränkischen Saale eine Eulenspiegelgeschichte erzählen, die ziemlich unbekannt zu sein scheint und eine Nacherzählung wohl verdienen dürfte. Ich gebe sie hier:

Eulenspiegel ging einmal nach einer Stadt, woselbst ein Viehmarkt stattfinden sollte. Er führte am Stricke eine Ziege, die er dort zu verkaufen beabsichtigte. Unterwegs holten ihn Bauern ein, die ihn anredeten und fragten, wohin er ginge und was er vorhabe. Eulenspiegel versetzte: „Ich gehe zum Viehmarkt, um dort meine Kuh zu verkaufen.“ „Eure Kuh?“ riefen die Bauern, „wo habt ihr die?“ „Hier“, sagte der Schalk und deutete auf die Ziege. Die Bauern lachten. „Eine schöne Kuh das“, sagte der eine, „die meckert ja!“ „Seid ihr verrückt“, rief ein anderer, „dass ihr eine Geiss für eine Kuh ausgebt!“ „Na“, meinte ein dritter, „eine Kuh ist es wohl, aber eine Bartkuh.“ „Was kostet das Tierlein?“ fragten endlich die Bauern. „Hundert Thaler“, sagte Eulenspiegel. „Hundert Thaler“, riefen die Bauern, wie aus einem Munde, „Mensch, wo denkt ihr hin? Das Vieh ist mit 4 Thalern gut bezahlt.“ Eulenspiegel versetzte ruhig: „Wo hörte man je, dass eine Kuh um 4 Thaler verkauft ward? Meine Kuh ist 100 Thaler wert, und ich gebe sie nicht um 99¾ her.“ „Lasst ihn gehen!“ rief ein Bauer, „der Kerl gehört ins Narrenhaus: solchen Leuten geht man am besten aus dem Wege!“ Die Bauern entfernten sich lachend, aber Eulenspiegel rief ihnen nach: „Wartet nur, ihr Saubauern, ihr selbst sollt mir die 100 Thaler dafür geben!“ Auf dem

1) Frz. Francisci, Kulturstudien über Volksleben in Kärnten. Wien 1879. S. 44—48

Markte angekommen, bot Eulenspiegel seine „Kuh" zum Verkauf aus, und ähnliche Auftritte wie der obige wiederholten sich. Endlich schlug er sie für 4 Thaler los. Sogleich ging er zu einem Hutmacher und kaufte sich für einen Thaler einen neuen Hut. Dann begab er sich in drei Wirtshäuser, wo die Bauern einzukehren pflegten, bestellte sich in jedem ein Mittagessen für einen Thaler, bezahlte im voraus, und nachdem er noch mit den Wirten verabredet hatte, dass er zum Zeichen der Vorausbezahlung nur nach seinem Hute greifen würde, sobald er das Mahl verzehrt habe, ging er fort und wartete ruhig die Essenszeit ab. Endlich schlug die Stunde, und Eulenspiegel kam zu dem ersten Wirt. Die Stube war gefüllt mit Bauern. Der Schalk hatte seinen eigenen feingedeckten Tisch und liess sich auftragen wie ein Fürst. Die Bauern machten grosse Augen, den schlechtgekleideten Gast so fein essen zu sehen. „Was wird der zu zahlen haben!" riefen sie bei jedem neuen köstlichen Gericht, das aufgetragen wurde. Endlich ist Eulenspiegel fertig, er steht auf, greift nach dem Hute und ruft laut durch die Stube dem Wirte zu:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

Hierauf sagt der Wirt:

„Ja, ja, es ist schon gut!"

Die Bauern sind verblüfft, und als Eulenspiegel das Wirtshaus verlassen, folgen ihm viele auf die Strasse, um ihn über das seltsame Essen zu befragen. Aber Eulenspiegel trat schnell in das zweite Wirtshaus. Die Bauern kamen nach und sahen wie der Schalk, als ob er noch ganz nüchtern wäre, sich ein zweites, nicht minder köstliches Essen auftragen liess. Auch hier erhebt er sich zuletzt, greift nach dem Hute und ruft laut:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

Und der Wirt erwiderte:

„Ja, ja, es ist schon gut!"

Die Bauern wissen nicht, was sie von der Sache denken sollen und folgen Eulenspiegel in das dritte Wirtshaus, wo der Unersättliche ein neues vortreffliches Mahl zu sich nimmt. Auch hier ruft er schliesslich:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

Worauf der Wirt bemerkt:

„Ja, ja, es ist schon gut!"

Als Eulenspiegel das dritte Wirtshaus verlassen, kamen ihm die Bauern nach und fragten ihn, wie es käme, dass er so herrlich gegessen habe, ohne zahlen zu müssen. Der Schelm will erst nicht mit der Sprache heraus, endlich giebt er dem Drängen der Bauern nach und gesteht, sein Hut besitze Zauberkraft: Wenn man das köstlichste Essen verzehrt habe und greife nach dem Hute mit den Worten: „Herr Wirt, ich ruck den Hut", so könne kein Wirt die Zahlung der Zeche mehr verlangen. Die Bauern meinen, das wäre ein nützlicher Hut für sie. Sie berieten sich und beschliessen, dem Fremden den Zauberhut um jeden billigen Preis abzukaufen und ihn als gemeinsames Eigentum in Gebrauch zu nehmen. Sogleich wird Eulenspiegel gefragt, ob er den Hut nicht verkaufen wolle? „Nein", erwiderte der Schalk, indem er seinen Weg fortsetzte, „der Hut ist mir nicht feil!" Aber die Bauern, einmal nach dem Hute lüstern, folgen ihm und bieten ihm 20 Thaler. Eulenspiegel würdigte sie keiner Antwort; sie bieten ihm 30 Thaler, er lacht höhnisch; sie bieten ihm 40 Thaler und steigen dann, als auch das Gebot erfolglos bleibt, stufenweise bis zu 100 Thaler. Nun thut der Gauner, als ob er schwankend werde. Er nimmt den Hut ab und betrachtet ihn seufzend. Die Bauern benutzen diese Stimmung und laufen Sturm: sie zeigen ihm die blanken Thalerstücke und

fassen den Hut an. Eulenspiegel nimmt das Geld, und die Bauern, aus Furcht, der Handel könne ihn gereuen, laufen sofort mit dem Hute davon. Alsbald losen sie, wer zuerst die Kraft des Zauberhutes erproben solle. Der Glückliche, den das Los traf, ging, von den anderen begleitet, in das Wirtshaus und liess sich die besten Speisen und Getränke auftragen. Als er fertig war, griff er zuversichtlich nach dem Hute und rief dem Wirte zu:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

und wollte das Zimmer verlassen; doch der Wirt rief: „Halt Bauer, zahlt mir meine Zeche, dann könnt ihr gehen." Der Bauer dachte, der Wirt habe ihn nicht gehört und rief nochmals:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

„Ruckt so viel ihr wollt", erwiderte der Wirt, „aber zahlt mir meine Zeche, die macht einen Thaler!" „Aber so schaut doch meinen Hut an!" rief der Bauer zornig. „Ei, was schert mich euer Hut?" sagte ärgerlich der Wirt, „zahlt einen Thaler, ich lass euch sonst nicht aus dem Hause." „Aber da hat doch heute einer hier gesessen", sagte der verzweifelte Bauer, „der hat eingeschoben wie der Teufel und nichts gezahlt. Er hat nur gerufen:

„Herr Wirt, ich ruck den Hut!"

und da habt ihr gesagt: „Ja ja, es ist schon gut!" und er ist fortgegangen!" „Meint ihr denn?", sagte der Wirt, „der hat schon vorher bezahlt." Jetzt ging den Bauern ein Licht auf, sie sahen, dass sie unerhört betrogen worden waren. Sie eilten Eulenspiegel nach, um ihm das Geld wieder abzunehmen, aber der Schalk war längst über alle Berge.

Es ist mir nicht geglückt, Parallelen zu diesem Schwank in der älteren Schwankdichtung aufzufinden. Verwandt ist die Erzählung von St. Othomars unerschöpflicher Flasche bei Bebel Opuscula 1514. Sign. Ic 1b De rustico Held. hoc est gigante, vera historia).

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Ein montenegrisches Tagelied.

In meiner in unserer Zeitschrift IV, S. 97 abgedruckten Besprechung der Studie Dr. Ludwig Fränkels über „Shakespeare und das Tagelied" bemerkte ich, Dr. Fränkel hätte mit mehr Nachdruck die tiefe, innige Verwandtschaft des germanischen mit dem romanischen Volkstum hervorheben sollen, und seine Untersuchung wäre für die Volkskunde ergebnisreicher ausgefallen. Es sei nämlich kein blosser Zufall, dass z. B. weder die Südslaven noch die Kleinrussen in ihren Volkdichtungen eine halbwegs vollwertige Parallele zum Tageliede bei Shakespeare besitzen, obgleich es an „Voraussetzungen" zu Liebesscenen wie die zwischen Romeo und Julie gewiss auch unter den Slaven niemals gefehlt haben könne.

Man darf in unserer Wissenschaft nichts verreden und sich eigentlich nur in seltenen Fällen entschliessen, endgiltig nur auf Grund der gedruckt vorliegenden Sammlungen über eine Erscheinung der Volksseele abzuurteilen, namentlich dann nicht, wenn es sich um einen „Völkergedanken" handelt. Das Tagelied gehört aber unstreitig zu jenen Themen, in denen sich die ursprüngliche geistige Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes wiederspiegelt (im Sinne Bastians). Der Zufall beschert uns nämlich gerade jetzt eine vollwertige serbische Parallele zu Shakespeares Tagelied und zwar eine aus Montenegro. Freilich ist diese neue Fassung kein Liebelied nach romanischem und germanischem Litteratengeschmacke

und durchaus keine Entlehnung aus westeuropäischen Litteraturen, sondern ein echtes, aus slavischem Boden entsprossenes Liedchen. Die Scene spielt sich auch gar nicht zwischen ledigen Liebeleuten, sondern zwischen einem Ehepaare ab. Den Vorgang versteht man erst, wenn man sich vor Augen hält, dass bei den Serben der eheliche Umgang für sündhaft gilt, und dass junge Eheleute nur verstohlen einander froh werden dürfen. Darüber mag man in meinem Buche über „Sitte und Brauch der Südslaven" Wien 1885) nachlesen. In Montenegro besteht nach dem Gewohnheitrechte die Kaufehe noch zu kraft. Der Kauf schliesst die Liebe nicht aus. Wenn Jüngling und Mädchen einander lieben, so ist das ihre Angelegenheit, doch es fiele darum weder den Eltern, noch anderen nahen Verwandten des Mädchens ein, auf den Kaufpreis zu verzichten. Die junge Frau ist in ihres Mannes Hausgenossenschaft die Fremde, sie muss sich zunächst ihr Heimrecht erwerben und erkämpfen, indem sie den Schwiegereltern und den Schwägern ergeben dient. Selbst ihr Gatte darf ihr nur verstohlen nahen, aber der entflammte Geschlechttrieb zeigt sich stärker als der von der Sitte auferlegte Zwang. In dieser Lage ergiebt sich die Gelegenheit zur Entstehung eines Tageliedes. Die Schwiegermutter als Wahrerin des Anstandes und althergebrachten Brauches rügt die Liebenden, aber die Schnur denkt schon nach modernen Anschauungen freier über das ihr zustehende Recht und weist die Tadlerin kurz und bündig ab.

Dies eigentümliche Lied findet sich in dem soeben erschienenen zweiten Hefte der montenegrischen Revue Luča. Književni list društva „Gorski vijenac" (Die Fackel. Litterarische Zeitschrift des Vereins „Alpenkranz". Cetinje 1895, S. 128). Die Fackel ist eine ganz hübsch redigierte Zeitschrift für Familie und Haus nach dem Vorbilde abendländischer Rundschauen und bringt nebst belletristischen auch populär wissenschaftliche und Beiträge zur Volkskunde Montenegros. Das vorliegende Heft enthält unter anderem sieben lyrische und vier Kinderlieder aus dem Volksmunde. Man vergisst natürlich auch hier, wie sonst gewöhnlich in südslavischen Volksliedersammlungen, alle und jede Mitteilung über die Fundstätten, Verbreitung, den Vortrag und die Aufzeichnung der Texte. Die Überschrift ženske pjesme (Frauenlieder) geht auf Karadžićs Bezeichnung zurück, sie ist aber weder zutreffend noch volkstümlich. Im Volke heissen solche Lieder kolske (Reigenlieder). Im Reigen singen Burschen und Mädchen zusammen, und an der Dichtung beteiligen sich beide Geschlechter. Der Reigenführer oder die Reigenführerin stimmt ihr Lied Zeile für Zeile an, der Reigen wiederholt die Worte, und so erlernt man ein Lied und bringt es unter die Leute.

Unser Lied lautet:

Jovo zdragom nojcu boravljaše:
dokle prvi pjetli zapjevaše
Jovo dragoj tiho govoraše:
— Već je vakat da se rastanemo!
— Progj se dragi to su pjetli lažni!
Al zauči sabah na džamiju.
Opet Jovo dragoj govoraše:
— Već je vakat da se rastanemo!
— Progj se dragi to je hodža stari,
on ne znade kad je sabah pravi!
Al eto ti gjeca po sokaku.
Opet Jovo dragoj govoraše:
— Već je vakat da se rastavljamo!
— Progj se dragi to su gjeca luda,
što ih majke biju na uranku!
Al eto ti Jovanova majka,
stade karat Jova sina svoga.
Odgovara Jovanova ljuba:
— Kučko jedna a ne svekrvice!
i ako si ti rodila sina,
ti ga rodi ali ga ja dobih!

Die Nacht verbrachte Jovo mit der Liebsten,
Bis früh der erste Hahnensang erklang.
Da sprach mit leisem Laut zur Liebsten Jovo:

— Schon ist die Zeit herangenaht zum Scheiden!
— „Gieb, Liebster, Ruh, das sind die Lügenhähne!“
Da scholl vom Minaret der Morgenruf,
Und Jovo sprach von neuem zu der Liebsten:
— Schon ist die Zeit herangenaht zum Scheiden!
— „Gieb, Liebster, Ruh, das ist der alte Hodža,
Der weiss ja nicht, wann wahres Morgengrauen!“
Da hört man Kinder durch die Gasse tollen,
Und Jovo sprach von neuem zu der Liebsten:
— Schon ist die Zeit herangenaht zum Scheiden!
— „Gieb, Liebster, Ruh, das sind ja tolle Kinder,
Die von den Müttern Schläg' am Morgen kriegen!“
Doch kam auch schon herbei die Mutter Jovos,
Hub an zu rügen Jovo, ihren Sohn.
Darauf zu Antwort giebt ihr Jovos Liebste:
— „Du Hündin du, doch nimmer Schwiegermutter!
Und wenn du schon geboren hast den Sohn,
Gebarst ihn du, doch mir er ward zu eigen!“

Wien. Dr. Friedrich S. Krauss.

Bräuche portugiesischen Volksglaubens

teilte die „Kölnische Volkszeitung“ Anfang Juli 1894 in einem Berichte aus Lissabon mit, die hier in Kürze wiederholt seien.

Vor den Festen der Heiligen Antonius, Johannes, Peter und Paul, die hier gebotene Feiertage sind, bringen die Frauen aus dem Volke ihre kleinen Kinder zu den öffentlichen Brunnen und waschen ihnen dort den Kopf, um sie vor den bösen Fiebern[1] zu behüten. Ferner brennen die jungen Mädchen eine Artischockenblüte an, und wenn diese am nächsten Tage wieder aufblüht, dann heisst es, dass der Bräutigam treu ist. Auch legt man eine Münze[2]) ins Wasser und giebt sie am folgenden Tage einem Armen, den man dabei nach seinem Taufnamen fragt: so wie er, wird der künftige Gatte heissen. Dann wirft man einen Schuh die Stiege hinunter, und soviel Stufen er hinunterkollert, soviel Jahre muss man noch auf die Ehe warten. Auch schlägt man ein Ei ins Wasser, und hält dafür, dass je nach der Form, die es über Nacht annimmt, das Schicksal der Person sich entscheiden wird. Wenn es eine Kirche (!) bildet, wird man in demselben Jahre heiraten; wenn es ein Schiff darstellt, soll der Auserwählte ein Seemann sein, wenn jedoch einen Sarg, so muss man noch im selben Jahre sterben.

Parallelen zu diesen Sitten lassen sich anderwärts mehrfach herbeiholen, namentlich zu den allenthalb beliebten Variationen des Heiratsorakels.[3]) Für die

1 Nämlich denen der Hundstage, denn die genannten Gedächtnistage fallen in den Frühsommer.

2) Obgleich es sich hier natürlich um ein Geldstück handelt, will ich doch nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass ich Gelegenheit hatte, mich von der noch heute im Volke fortlebenden erotischen Bedeutung der Pflanze „Münze“ — die ja auch im klassischen Altertum belegt ist — zu überzeugen, als ich zur Erprobung die erste Hälfte obigen Satzes einem einfachen Manne vorlas.

3 Vgl. auch den Schwank vom Bader, nach Minsicht, Albertäten, S. 199, bei W Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung, II, S. 98.

genannte Artischockenblüte treten in den nordeuropäischen Ländern in der Regel duftende Blumen ein, die oft von Provinz zu Provinz wechseln.[1] Man vergleiche beispielsweise über einschlägige Verwendung der Rose die verstreuten reichhaltigen Notizen bei Ch. Joret, La rose dans l'antiquité et au moyen age (Paris 1892). Kap. V (S. 390 ff.); gerade sie spielt auch nach den „statuts du monastère de Xante" eine Rolle „aux fêtes de saint Jean et de saint Pierre et Paul" (ebenda S. 392)[2]. Das Werfen des Schuhes „als aphrodisisches Symbol" wozu P. Sartoris stoffreiche Abhandlung „Der Schuh im Volksglauben" in dieser Zeitschrift 1894, S. 41—54 und 148—180 mancherlei Verwandtes enthält, ist eine allgemeine Gewohnheit; Liebrecht, German., V, 480, „Zur Volkskunde", S. 492 bietet allerhand Belege.[3] Ein weiteres eigentümliches portugiesisches Heiratsprognostikon steht am Anfange eines mir englisch vorliegenden Märchens „The enchanted maiden"[4]: „There was once a man who had three daughters. In the country where he lived it was the custom to hang up a gold ball at the door when they wanted husbands for the girls who were single, as a sign to the young men. When the eldest daughter wished to get married the father hung a gold ball over the street door."

München. Ludwig Fränkel.

Heutiger Volksglauben.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten", 47. Jahrg., No. 313 (10. Juli 1894), Seite 3, steht unter bayerischen Provinznachrichten:

Stadtsteinach, 3. Juli. (Unverzeihlicher Aberglaube. Gehört der Honig, diese edle Gottesgabe, für gesunde oder für kranke Menschen? so möchte man in Bezug auf einen vorgekommenen Fall fragen. Ist da ein junger Mensch zum Tode krank und verlangt zur Linderung etwas Honig. Die besorgten Eltern schicken zu einem wegen seines Aberglaubens schon bekannten Bauern, der seine 15 Stöcke stehen und wahrlich seinen Zentner Honig in Töpfen hat, um für Geld und gute Worte etwas von der Fülle seines Segens für den armen Kranken zu bekommen. Aber weit gefehlt! Der Bauer sagt hartnäckig, nachdem er erfahren, für welche Person das Labsal gehören soll: „Ich habe keinen Honig!" Er hat schon welchen, aber „für einen Sterbenskranken darf man keinen Honig hergeben, sonst sterben die Bienenstöcke aus!" Wann kommt Licht in dieses finstere Thal? („A. Z.")

Ob der Schwerpunkt hier auf der Angst vor Berührung mit dem dem Tode Geweihten oder auf einem an den Bienen haftenden Glauben liegt, ist wohl nicht ganz sicher. Die den letzteren beigeschriebene Eigenschaft der Todesverkündiger (O. Schwebel, Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben, 1887, S. 125) passt nicht hierher, eher schon der Brauch, der „sich in einzelnen Gegenden Deutschlands bis diesen Tag erhalten" hat, den Tod des Hausvaters den Bienen im Stocke anzusagen (s. ebenda und S. 233). Dass Menschen sich vor Sterbenden zurückhalten, findet sich vielfach.

„A. Z." = (Münchener) Allgemeine Zeitung.

München. Ludwig Fränkel.

1) Vgl. auch Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel, S. 171 oben.

2) Belegt durch Binterim, Denkwürdigkeiten, ap. Adam Reiners, op. laud. p. 39.

3) Derselbe, Zur Volkskunde S. 324 ein seltsames norwegisches Todesorakel durch Werfen eines Schuhes am Weihnachtsabend oder „weissen Dienstag".

4) Portuguese Folk-Tales collected by Pedroso, englisch von H. Monteiro, mit Einleitung von Ralston (Lond., Folk Lore Society, 1882), S. 37.

Die grüne Wiese.

Eine alte Hauslerfrau in Bartelshagen bei Ribnitz, gebürtig aus dem nahe gelegenen Völkshagen, aus deren Munde ich in den letzten Weihnachtsferien eine grosse Zahl wertvoller Sagen aufzeichnen konnte, erzählte mir folgendes:

Uppe Tressentiner mähl is'n möllergesell west, de süht eins den drak trecken, de het swer laden hatt. Dor röppt de gesell: „du, smiet dal“. Dor smitt de drak sin ladung dal un makt'n fürchterlichen gestank un röppt dorbi:

„häud di vör de grön wisch.“

„Du kannst mi in'n nors licken“, segt de gesell; dordorch, dat he dat seggt het, is he von em af west und het sin viert geld hatt.

Wat dat mit de grön wisch sîn sall, weit ik ok nich, fügte die Alte auf meine Frage hinzu; auch ihr Mann erklärte: Je, wer weit, wo de sin grön wisch hatt het. — Vergleich über die grüne Wiese unsere Zeitschrift IV, 457.

R. Wossidlo.

Über ein schlesisches Wiegenlied.

In No. 4, S. 45 der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (I) hat Herr Professor Fr. Vogt aus dem Nachlasse von Friedrich Pfeiffer folgendes schlesisches Wiegenliedchen veröffentlicht:

Hunne hunne hunne.
der Tud sitzt uf der Tunne,
er hoat a langen Kittel oan,
er will die klênen Kinder hoan.

Er knüpfte die Frage an, ob etwas ähnliches noch bekannt sei. Da in No. 5 der Mitteilungen niemand darauf antwortete, will ich hier eine Menge ähnlicher Reime aufführen, aus denen sich auch ergeben wird, dass die von Prof. Vogt mit Beziehung auf den Siebsschen Todesgott Henno vorgetragene Deutung des Anfangswortes hunne sich nicht halten lässt.

Das Liedchen will das Kind durch Furcht zum Einschlafen bringen, es ist also dem weitverbreiteten

Schlaf Kindchen schlaf | vor der Thüre steht ein Schaf,
ein schwarzes und ein weisses | und wenn das Kind nicht schlafen will,
so kommt das schwarze und beisst es (Simrock, Deutsch. Kinderbuch, No. 225)

nahe verwandt; nur ist in ihm an Stelle des schwarzen Schafes der Tod gesetzt, der das Kind nehmen wird, wenn es nicht einschläft. Für den Tod finden wir auch den Bubu, das Schreckgespenst, und zwar in einem dem Hunne hunne sehr ähnlichen Wiegenliedchen aus Reichenbach, das ich schon in meinen Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuche S. 66a mitteilte:

Nunne nunne nunne,
der Bubu steckt in der Tunne,
er hat ein weissen Kittel an,
er will das liebe Kindel han,
das kriegt er nicht, das kriegt er nicht!

Dieses Schlummerlied, in dem der Tod als Schreckmittel für das Kind, das nicht einschlafen will, dient, ist im schlesischen Sprachgebiet, d. i. in Schlesien preussischen und österreichischen Anteils und am böhmischen Riesengebirge und

dem Lausitzer Gebirge zu Hause: ausserdem kenne ich es nur noch aus dem westlichen Böhmen (Plan). Ich gebe die mir bekannt gewordenen Varianten.

Der Tod steckt in der Tunne (Reim: nunne oder hunne) nur in der Pfeifferschen und der Reichenbacher Aufzeichnung. Häufiger sitzt er auf der Stange:

1.

Schlôf tunna[1]) lange,
der Tûd sitzt uff dar Stange,
a hôt an weissa Kittl ûën.
a wîl de Anna mette hûën.
(Pommerswitz bei Leobschütz.)

2.

Schlûᵒf Jengla lange,
Dar Tûd setzt of der Stange,
Ar hôd an weissa Kettl oun.
Ar wel dos Jengla mette hûᵒn.
Schlûᵒf Jengla schlûᵒf.
(Oppaland: Firmenich 2, 361.)

3.

Schlôf Kendla lange,
der Tûd setzt of der Stange,
a hôd en waissa Kittl oan.
a wîl de bîse Kender hoan.
schlôf Kendla schlôf.
(Weidenau: Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien 1,5.)

4.

Schlôf ock Kendla lange,
der Tûd setzt of der Stange,
a hôt dos weisse Juppla ô,
's Kendla will a mîte hôn.[2])
(Altrognitz bei Trautenau: Knothe, Wörterbuch der schles. Mundart in Nordböhmen, S. 179.)

5.

Schlôf Hansla lange,
der Tûd setzt of der Stange,
er hôt an weisse Kettl ôn,
ar wîl mei Hansla mette hôn. (Leobschütz.)

Nicht minder oft steht der Tod hinterm Hause: der Reim auf sause (sûse, im ersten Verse bedingt diesen Versteck des Todes, wie der Reim auf nunne, hunne den in der Tonne. Sûse sause) ist ebenso alt in Kinder- und Ammenreimen, d. i. in Wiegenliedchen, wie ninne (Nebenform nunne).

1.

Ninne ninne sause,
der Tod steckt hinterm Hause,
er hat ein kleines Körberlein,
er steckt die bösen Kinder nein,
die guten lässt er sitzen
und kauft in rote Mützen.
(Gabel: Hruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder a. Böhmen, S. 394, No. 78b.)

2.

Ninini nause[3])
der Tûd stît henderm Hause,
a hôt en langa Kittl ô,
a will di bîsa Jonga hôn.
(Altrognitz: Knothe, S. 179.)

3.

Ninei prupei sausa[4]),
der Tûd stîht hentern Hausa,
hot an weissen Kittel on,
well mei Kendl mitta hon,
mer gam's ne, mer gam's ne.
Ha fehrt dich ei de Sitta,
ha brengt dich wiedr mitta,
traet dich ofn Kerchhuf,
schmasst Stên on Ara druf.
(Rochlitz: Hruschka-Toischer, S. 393.)

1) tunnen, in der Kindersprache schlafen; dazu intensives tunzen.

2 Variante: Der Tûd setzt of der Stange. A hôt a lemta Jeppla ô, A schmeisst gebackan Berna ro. Knothe, ebda., dazu das vollständigere Gläzer Liedchen No. 6.

3) Entstellt aus nine nine sûse.

4 So ist zu lesen statt Ninei prupei 's Hausa.

4.

Brubbe nine sause,
der Tûd stackt hindern Hause.
a hout ä klênes Körbelei,
a steckt dö klênen Kinder nei.
Dö gûden kriegen Honchschnîten,
Dö bîsen kriegen Pachschnîten.
(Böhmisch-sächs. Grenze: Hruschka-Toischer, S. 394. Firmenich 2, 377.

5.

Pripp sause, pripp sause,
der Tûd stiht hingerm Hause,
a hôt an langa Kittel oan,
a wîl de flennija Kinder hoan.
a nimt se olle mîte,
a fährt se uff am Schlîta,
a fährt se dass se quîtscha,
a fährt se iwer a Lorwelstag,
un schmesst de ganza Ängster in Drack.
(Landeshuter Kr. in Schlesien: F. W. Brendel, Klänge meiner Heimat, Freyburg 1852, S. 7.)

6.

Trott sause, trott sause,
der Tûd stiht of dam Hause.
a hôt a leimpta Jipla ô.
on schmeisst gebackn Berna rô.
Trott sause, trott sause,
der Tûd stiht of dam Hause.
(Vierteljahrsschrift für Gesch. u. Heimatskunde der Grafschaft Glatz IV, 160 f.)

7.

Schlauf Kinnal sause
da Taud stäiht untan Hause,
haut ar an graussn Schlidn mit.
nimmt a döia schreiata Kinna alzsamm mit.
(Plan im Pilsener Kr.: Hruschka-Toischer, S. 394, No. 79c.

Das Haus verschwindet im folgenden Reim, der den Garten dafür einsetzt, den wir in Varianten des Liedchens vom schwarzen Schafe haben:

Schlauf, mà Kinnerl schlauf.
in'n Garten sitzt da Taud,
haut a goldas Waghol mit,
wennst net schlafst, nimmt a di mit
(Plan: Hruschka-Toischer, S. 394, No. 79d.

In einem anderen westböhmischen Wiegenliedchen unserer Gattung (Hruschka-Toischer, ebenda No. 80) ist ein Graf für den Tod eingesetzt, auch des Reimes wegen!

Maidrl schlauf schlauf,
hintan Stodl sitzt a Grauf,
haut a guldnas Zistrl mit,
wennst net schlaufst, (afa) nimmt a di mit.

Ein Wort noch über das einleitende hunne in der Pfeifferschen Variante unseres Wiegenliedes. Es läge nahe dasselbe unmittelbar mit nunne, nunnei, der Nebenform zu ninne, ninnei in Verbindung zu setzen. Es ist aber selbständig aus der Interjektion hu entstanden, die wir als Einleitung von schlesischen Schlummerliedchen, verstärkt durch folgendes ausrufendes ei, kennen. Aus dem Leobschützer Kreise stammende, mir vor Jahren vom damaligen Studios. Bartsch aus Pommerswitz mitgeteilte Reime zeigen die Entwicklungsstufen jener Interjektion:

Hu ei, tunn och ei,
ward der kocha'n Hirschebrei
ond a Steckla Poittr nei.

Hui ei, sausa
's Kitschla mag nech mausa
's Bömmerla mag nech Hôsla jôn,
wort! bir warn's 'm Vôtr sôn.

Hullei sausa
's Kitschla mê nech mausa.
's Hindla mê nech Hâslen jâen.
wort! wer warn's am Vôter sâen.
(Wanowitz.)

Hunnei, schlôf och ei! bsch bsch bsch!
draussen auf dem Tenne hu la la lä!
liegt 'ne gebratne Henne bsch bsch!
met dam Taller zugedackt,
gih och hin on nâm dr'sch wag. bsch bsch!

Zu diesem hunnei ist hunne die unter Einfluss von nunne = ninne entstandene Nebenform: das n ist wie l in hullei nur Deckung des Hiatus.

K. Weinhold.

Nachrichten aus dem Bereiche der Volkskunde.

Der Verein für österreichische Volkskunde in Wien, über dessen Gründung am 20. Dezember v. J. wir oben S. 109 berichtet haben, hat bereits zwei Hefte seiner Zeitschrift, zu 32 S., gr. 8°, veröffentlicht. Jeden Monat soll ein solches Heft erscheinen, der Band wird also 24 Bogen enthalten. Die Anlage ist: 1. Abhandlungen. 2. Kleine Mitteilungen. 3. Ethnographische Chronik aus Österreich. 4. Litteratur der österreichischen Volkskunde (Besprechung einschlägiger Bücher und Aufsätze). 5. Vereinsnachrichten. Jedes Heft bringt auch mehrere Abbildungen im Text.

Über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft zur Forderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen unternommenen Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen hat Privatdocent Dr. Adolf Hauffen in Prag in Mitteilung III genannter Gesellschaft einen Bericht erstattet (Januar 1895). Es sind 550 Fragebogen verteilt und das Interesse in 20 deutschböhmischen Bezirken angeregt worden. Besonders reiche Ausbeute hat bereits der Böhmerwald ergeben. Aus den gesammelten Sagen sind zwei Seegeistergeschichten (vom Teufelssee und vom Arbersee) als Probe mitgeteilt.

In Siebenbürgen hat der Verein für siebenbürgische Landeskunde die Herren Dr. A. Schullerus und O. Wittstock mit volkskundlichen Sammlungen beauftragt.

Am 9. Februar 1895 hat sich in Lemberg ein Verein für Volkskunde (Towarzystwo ludoznawcze) konstituiert. Den Vorsitz führt Universitätsprofessor Dr. Anton Kalina, Schriftführer ist Herr Adolf Strzelecki. Das Forschungsgebiet ist das polnische Volk und seine Nachbarstämme. Der Verein hat sich alsbald mit dem unseren in freundliche Beziehung gesetzt. Das erste Heft der Zeitschrift Lud. Organ towarzystwa ludoznawczego we Lwowie, ist im April erschienen. K. W.

Bücheranzeigen.

Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Mit 513 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitttafeln, sowie 4 Karten. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895. SS. X. 779. 8°.

Dem ersten Bande dieses trefflichen Werkes, den wir im ersten Hefte dieses Jahrganges unserer Zeitschrift S. 108 anzeigten, ist der zweite bald gefolgt. Der-

selbe bringt in eingehender Behandlung zuerst die Negervölker Afrikas und im zweiten Hauptteil die Kulturvölker der alten Welt: 1. die afrikanischen, das sind die Abessynier, Berber, die Völker der Sahara, die Sudanvölker, die Fulbe oder Fellata und die dunkeln Völker des Westsudan: 2. die asiatischen Kulturvölker: Mongolen und Turkvölker, Indier, Iranier, Hinterindier und Ostasiaten, Chinesen, Japaner und Koreaner. Allgemeine Kapitel über Kultur, Lebens- und Glaubensformen sind an passenden Stellen gegeben. Den Schluss machen kurze Bemerkungen über die Kaukasusvölker und die Europäer. Der Schwerpunkt der Ratzelschen Völkerkunde liegt also auf den Naturvölkern, und das hängt mit der ganzen heutigen Richtung der Ethnologie und Anthropologie zusammen.

Sehr wertvoll ist auch in diesem Bande die bildliche Ausstattung. Wir möchten den vortrefflichen Textabbildungen noch den Vorzug vor den prächtigen Farbendrucken geben. W.

Richard Pischel. Beiträge zur Kenntnis der deutschen Zigeuner. Abdruck aus der Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle. Halle a. S., Max Niemeyer. 1894. 50 S. 4°.

Diese gründliche Abhandlung ist mit ihren vier Kapiteln (1. Das erste Erscheinen der Zigeuner in Deutschland. 2. Mitteilungen aus schlesischen Urkunden. 3. Geschichte der Zigeunerkolonie Friedrichslohra. 4. Blankenburgs Wortverzeichnis) ein nach mehreren Seiten hin lehrreicher Beitrag zur Zigeunerkunde, welcher sich vor manchen neueren Publikationen über den Gegenstand durch absolute Zuverlässigkeit auszeichnet. Im ersten Kapitel hält Pischel gegenüber anderweitigen Annahmen mit gutem Recht daran fest, dass die Zigeuner zuerst 1417 in Deutschland erschienen seien. Das zweite giebt interessante Auszüge aus dem Aktenbestande des Breslauer Staatsarchivs. Das dritte behandelt den 1830—1837 vom Missions-Hilfsverein zu Naumburg unternommenen Versuch, die Zigeuner von Friedrichslohra bei Nordhausen zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu erziehen, dessen anfänglich günstiger Verlauf und schliessliches Scheitern auf Grund eines reichen, bisher unbenützten Materials im Missionsarchiv zu Naumburg und im Evangelischen Missionshause zu Berlin eingehend vorgeführt wird. Das vierte Kapitel endlich bringt uns zunächst den Abdruck eines von Wilhelm Blankenburg, dem tüchtigen und gewissenhaften Vorsteher der Friedrichslohraer Anstalt, im Jahre 1832 aufgezeichneten Vokabulariums, dessen Angaben Pischel im persönlichen Verkehre mit einer Zigeunerbande kontrollieren konnte; daran schliesst sich ein sorgfältiger und gelehrter Kommentar mit mehreren wichtigen Exkursen, von denen der über den Igel als Lieblingsspeise der Zigeuner S. 26 f. und der über die Zahlen (S. 44 f.) die von Miklosich zuerst nachgewiesene Herkunft der Zigeuner aus dem Nordwesten Indiens, speciell dem Hindūkūš-Gebiete, aufs neue bestätigen, während der über den Keuschheitsgürtel der Zigeunerinnen (S. 32 f.) ein allgemein kulturhistorisches Interesse beanspruchen kann. Von Einzelheiten verdient etwa folgendes hervorgehoben zu werden.

S. 24 (wo übrigens zu dem Worte möl „Pott II. 455“ zu lesen ist) wird zig. čulav „ich kehre“ sehr überzeugend auf prakr. čhollai „reiben, putzen, reinigen“ und weiter auf skr. kṛ zurückgeführt. Dass aber durch solches čh palatales k für die Lautgruppe kṛ erwiesen werde, steht wohl nicht ganz fest: wenigstens stimmen die Dialekte im Gebrauche von kh und čh nicht immer zusammen. So entspricht dem zig. akhor „Wallnuss“ = mar. akhoḍ = skr. akṣoṭa, ākṣoḍa und

àkhoṭa àkhoḍa (über die Bedeutung „Wallnussbaum" s. Loiseleur Deslongchamps zum Amarakoša 2. 4. 2. 9 und Pictet, Origines indo-européennes I², 247. 249) im Šina aè[h]o (über skr. akoṭa „Betelnuss" und hindi akhroṭ „Wallnus" weiss ich nichts genaueres zu sagen). — S. 32 uray „ich ziehe an" entspricht hindī uṛhna oder oṛhna, welches von Hoernle auf skr. upaveṣṭ zurückgeführt wird. — Treffend ist die Gleichsetzung von damadira, davantīra „Schürze" mit prov. davantiero u. s. w. (S. 33—34), ebenso sicher wohl die von beso „dick" mit rum. obesu (S. 37), an welche Pischel die durch zig. nado (= magy. nád und nicht = skr. nāḍa, naḍa) gut begründete Warnung anschliesst, nicht gar zu schnell mit Sanskrit-Wörtern bei der Hand zu sein. — Das Schwanken zwischen den Bedeutungen „Gewölk" und „Himmel" (S. 39) kennen auch die Hindūkuš-Dialekte, wo wir aus dem Šina aghai in der Bedeutung „Himmel", aus dem Bāšḳarik agah und aus dem Torwalāk ága in der Bedeutung „Wolke" aufgeführt finden (skr. ākāśa?). — In èavále „Kinder!" (S. 44) wird eine für die deutschen Zigeuner bisher unbelegte Vokativform nachgewiesen.

Da der Verfasser auf S. 43 die Meinung ausspricht, dass die Zigeuner Europas schon bei ihrem ersten Auftreten kein einheitliches Volk waren, und dabei meine Behauptung anführt, dass der Wortschatz des Zigeunerischen bald zu diesem, bald zu jenem Dialekte des Hindūkus nähere Beziehungen aufweise, möge es mir zum Schlusse gestattet sein, diese Äusserung durch einige Beispiele zu begründen. Zig. štār (so und nicht stār hätte Pischel S. 44 schreiben müssen) für „vier" stimmt allein zum štah des Bāšgali und dem èatā u. s. w. der übrigen Kāfir-Dialekte; alle übrigen Dialekte des Gebietes haben èār, èor u. s. w. Von den Metallnamen findet sich europ.-zig. šastir nur im Kašmīrī wieder als šistar = skr. šastra, dem also die Lexikographen mit Recht auch die Bedeutung „Eisen" beilegen; die anderen Hindūkuš-Dialekte haben das nordasiatische timir in der Gestalt èimer u. s. w. übernommen und nur Paspatis asiatische Zigeuner haben lui „Eisen", loh „Amboss" aus skr. loha. Dromin „Thaler", bei Liebich S. 133 auch noch dróchamen, dróhamen, neben rupono stimmt allein zu khauar drokhum „Silber". Für „Fluss" sagen die deutschen Zigeuner einfach pānin „Wasser"; die übrigen europäischen Zigeuner gebrauchen das etymologisch dunkle len, jene asiatischen nei = skr. nadī, welches auch torwālāk nád und den entsprechenden Wörtern des Bāšḳarik, Narisatī und Bāšgali zu Grunde liegt, während gauro sind und die Entsprechungen im Šina und Čilis natürlich auf skr. sindhu zurückgehen. Sämtliche europäische Zigeuner sagen für skr. pāṇḍu „weiss" parno, aber die asiatischen nach Paspati bunári, penári entsprechend bāšḳarik pänner, čilis pänaro. Dazu nehme man die durch v. Sowa S. 4 zusammengestellten Beispiele, in denen das Zigeunerische gegen den sonstigen Gebrauch mehr mit den eigentlich indischen als mit den Hindūkuš-Dialekten in Übereinstimmung steht. — Viele noch ungelöste Rätsel der Zigeunerkunde würden sicher gelöst werden, wenn endlich einmal unsere Kenntnis der asiatischen Zigeuner die längst wünschenswerte Erweiterung erführe; auch das dankenswerte Buch des trefflichen Patkanov zeigt doch erst recht, wie sehr wir noch zurück sind. Aufklärung bedarf aber nicht nur die Sprache, sondern auch die Verhältnisse der verschiedenen Stämme, über welche man ausser Patkanovs Zusammenstellungen auch die Nachweise des Grafen Gobineau in ZDMG. XI. 689 ff. und Dorns Caspia S. 79 b vergleichen mag. Hier wäre für philologisch gebildete Orientreisende eine reiche Ernte einzuheimsen.

München. Ernst Kuhn.

Hauffen, Adolf. Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart. Lebensverhältnisse. Sitten und Gebräuche. Sagen. Märchen und Lieder. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte. (Quellen und Forschungen zur Geschichte. Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer — — herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell. Bd. III.) Graz, Styria 1895. Ss. XVI. 466. 8°.

In den Jahren 1869 und 1870 veröffentlichte K. Jul. Schröer in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften Studien über die deutsche Sprachinsel Gottschee in Krain (Ein Ausflug nach Gottschee. — Weitere Mitteilungen über die Mundart von Gottschee) Sie betrafen hauptsächlich die Mundart, für welche Schr. ein Wörterbuch zusammenstellte, einschliesslich von Personen- und Ortsnamen, und mit Einschaltung der von ihm in Gottschee gesammelten Volkslieder Diese verdienstliche Arbeit ist bis jüngst die ausführlichste Mitteilung über jene südöstliche ins Slavische eingesprengte deutsche Kolonie geblieben, und sie wird auch ferner ihren Wert behalten, da das neuste, von uns hier angezeigte Buch sich ein weiteres Ziel gesteckt und eine umfängliche Sammlung der Gottscheer Volkslieder mit Untersuchungen darüber zur Hauptaufgabe gemacht hat.

Herr Dr. A. Hauffen in Prag, der dreimal Gottschee besucht hat, giebt zuerst eine Übersicht über das geographische und geschichtliche der Sprachinsel, handelt dann von der Mundart, die er, wie ich auch gethan, für bayerisch-österreichisch erklärt, mit den Zeichen fremder Einwirkung, spricht darauf von den Lebensverhältnissen der Gottscheer, von Tracht und Hausbau, Sitten und Aberglauben, teilt aus den Märchen, Sagen und Schwänken manches mit und wendet sich dann zu den Volksliedern. Er schickt eine Charakteristik derselben voraus, geht auf stylistisches und metrisches ein unter Beifügung von Exkursen und giebt dann die Texte von 141 Liedern, an welche sich noch mehrere Kinderliedchen und Auszählreime anschliessen, denen erläuternde Anmerkungen mit vergleichenden Hinweisen auf verwandte deutsche und slavische Lieder folgen. K. W.

Starohrvatska Prosvjeta. Glasilo hrvatskoga starinarskog družtva u Kninu (Altkroatische Aufklärung. Zeitschrift der archäologischen Gesellschaft in Knin). Red. von F. Radić zu Curzola. Jahrg. I. Heft 1. 67 S. 4°.

Die Gründer sagen, sie hätten die Gesellschaft aus kroatischem Patriotismus ins Leben gerufen, auch appellieren sie wiederholt in dem Hefte an den Patriotismus der Kroaten und die kroatischen Patrioten, als ob wissenschaftliche Forschung von kroatischem Patriotismus unzertrennlich wäre. Dies fällt um so greller in die Augen, als es sich in dem stattlichen und prächtig geratenen Hefte dieses vielversprechenden Unternehmens weder um die alten, noch die jungen Kroaten handelt, sondern vielmehr um kulturhistorische, ethnographische und volkskundliche Gegenstände auf dalmatischem und bosnisch-herzögischem Boden. Wir erfahren, dass in Knin ein „Erstes Museum kroatischer Denkmäler" besteht und finden gleich auf S. 8 das Bild eines Frauenzimmers von einem „kroatisch"-byzantinischen Tegurium (Grabdeckung). Es ist ein Madonnenkopf nach üblicher Schablone mit einem Steinkranz als Heiligenschein ums Haupt. Radić, der Beschreiber, vergleicht ihn mit zweien ähnlichen Steindenkmälern, die sich in Konstantinopel vorfinden, während doch der Kopf und die ganze Haltung der Figur fast in jeder griechisch-orientalischen Kirche auf Bildern wiederzufinden sind. — Frater Stefan Zlatović

beginnt eine historisch-ethnographische Untersuchung über altkroatische Župen (territorialrechtliche Sippen- und Stammverbände) in Dalmatien und den alten Städten auf dem Festlande vom Velebit an bis zur Narenta. Die Klaic und Smičiklas, die er (S. 8 citiert, sind für die Feststellung dieser Sachen unzureichende Kompetenzen. Interessant ist nur die Zusammenstellung der Župennamen, dagegen sehr anfechtbar, was er über die alten Burgen mitteilt, da er einfach mittelalterliche, abendländische Burggehöfte mit den Donjons beschreibt. Ein anschauliches Bild z. B. der Neèven-Veste im Kniner Bezirk giebt samt dem Grundriss (S. 46—50) Grgur Urlic Ivanović, aber das sind ja unsere alten deutschen, oder wenn man will französischen Burgen, die man doch füglich nicht „altkroatische Burgen" nennen darf, weil einmal ein kroatischer Rittersmann auf der Burg gehaust. Wichtiger und ergebnisreicher wären eingehende Untersuchungen über den Haus- und Blockhäuserbau und über Dorfanlagen im dalmatischen Karstgebiete bis an die montenegrische Grenze. Schlichte Beschreibungen und gute Abbildungen der vorhandenen Baulichkeiten zu liefern, wäre hier an und für sich schon ein Verdienst. — Frater Ivan Barbic beschreibt einen im Franziskanerkloster befindlichen, wie er vermutet, aus St. Gallen im 14. Jahrh. stammenden Codex von lateinischen und griechischen Kirchengesängen, die mit einer, wie versichert wird, seltsamen Notenschrift versehen sind. (Evans und) Radic besprechen ein zu Knin befindliches Pilastrum aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. — Lehrreich verspricht zu werden die Studie des Pfarrers Peter Kaër über altbosnische Grabdenkmäler (S. 27—34), die hier mit 2 Tafeln verschiedener, auf Grabsteinen vorkommender Kreuze illustriert wird. Darunter ist auch das Hakenkreuz in mehreren Formen vertreten. Anschliessend daran bespricht Vid Vuletic Vukasovic, der eigentliche Begründer der südslavischen Palaeographie der Grabsteine einen alten herzogischen Grabstein aus dem Dorfe Vlahovici. Der Stein ist einem Herzog (voevoda) Vukosav Vlacevic gesetzt worden. Ein noch wenig behandeltes Thema versucht Frater A. Vukičevic aufzunehmen mit seiner Studie über Dalmatien und die albanesische Sprache (S. 42—45). Seiner, auf gewagten Etymologien beruhenden Beweisführung vermag ich nicht zu folgen. Er gelangt zum Ergebnis, dass Dalmatien „Heldenland", dolama „Heldengewand", Delminium „Heldenburg" und Dalmatae „Helden" bedeute. Seltsam mutet einen an, dass er zur Feststellung der Bedeutung einzelner albanesischer Worte die albanesische Übersetzung eines Missales citiert, von v. Hahns und Gustav Meyers grundlegenden Studien aber keine Notiz nimmt.

Der Zeitschrift ist eine gedeihliche Entwicklung zu wünschen.

Wien. Dr. Friedrich S. Krauss.

A philological essay concerning the Pygmies of the ancients. By Edw. Tyson, M. D. a. d. 1699. Now edited with an introduction treating of Pigmy races and Fairy tales, by Bertr. C. A. Windle, D. Sc. M. D. . . . . London MDCCCXCIV. David Nutt SS. CIV. 103. 8°.

Der neunte Band der Bibliothèque de Carabas von M. Andr. Lang bringt den Neudruck der Abhandlung des englischen Mediziners E. Tyson von 1699 über die Pygmäen, Kynocephali, Satyrs und Sphinxe der Alten, welcher beweisen wollte, dass das alles Affen und nicht menschenartige Wesen waren. Ein moderner Kollege des alten Gelehrten, Dr. Windle, Professor der Anatomie am Mason-College in Birmingham, hat dazu eine ebenso lange Einleitung geschrieben, welche zunächst

ausführt, dass es in Afrika, Asien und Oceanien Menschenrassen giebt, die kleiner als unsere sind, so zu sagen Pygmäen. In Europa und Amerika liessen sich keine Spuren davon finden. Darauf weist Herr W. die Pygmäen der Alten namentlich nach Herodot und Plinius in heutigen Volkerschaften nach. Drittens handelt er über die Sagen von Feen, Trollen und Kobolden, die sich an alte Stein- und Grabdenkmäler knüpfen. Zuletzt wendet sich Herr W. gegen Herrn Mac Ritchie, welcher, wie früher schon andere, in dem Feenglauben die Spuren einer vorhistorischen Pygmäenrasse in Europa finden will. Das ethnographische Material über die Zwergvolker, das in dieser Abhandlung niedergelegt ist, wird das meiste Interesse beanspruchen. Wir müssen aber auf die Abhandlung von Dr. J. Kollmann in Basel aufmerksam machen: Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa[1]), worin auf Grund von Skelettfunden aus der älteren neolithischen Periode erwiesen wird, dass neben hochgewachsenen Varietäten des Menschen auch eine pygmäenhafte Varietät in Europa gelebt hat, wie das noch heute in anderen Erdteilen der Fall ist und schon in den ältesten Zeiten der Fall war. Dr. Kollmann behauptet auch für Amerika die Existenz von Pygmäen.[2])

K. W.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894. S. XVII. 197. 8°.

Für die jetzt noch, oder vor kurzem noch wendischen Teile der Niederlausitz hat W. v. Schulenburg die Sagen und Gebräuche zuverlässig und mit Verständnis gesammelt.[3]) In dem vorliegenden Buche hat der Verf. vornehmlich den Kreis Guben, ein schon länger germanisirtes Gebiet, in jahrelanger Sammlung der Sagen ausgebeutet und was ihm sonst noch aus der Niederlausitz erreichbar war, eingefügt. Wir können das Buch loben: es ist fleissig, sorgsam, mit grosser Liebe zur Sache ausgeführt. Die überwiegende Zahl der Sagen floss unmittelbar aus dem Volksmunde.

Auf dem ursprünglich wendischen Boden sind eigentlich slavische Sagen nicht geerntet worden; wir begegnen, was Hr. G. in dem Vorworte S. VII ebenfalls hervorhebt, denselben Sagen, wie im rein deutschen Lande. Kritische Forscher in slavischer Mythologie haben ja längst erkannt, wie die westlichen Slaven von dem deutschen Geistesleben, selbst in dem Bereiche religiöser Phantasie, aufs stärkste durchtränkt waren, und so darf die deutsche Natur der Sagen der Spree-Sorben nicht überraschen, zumal die älteste Grundlage der Slaven und Germanen dieselbe gewesen ist.

Im einzelnen will ich aus dem Ganderschen Buche aufmerksam machen auf die vielen Sagen vom Nachtjäger, wie der wilde Jäger in der Nieder- und Oberlausitz, gleichwie in Schlesien, auf Rügen und im Elsass heisst: auch Grenzjäger heisst er hier (No. 11), weil er auf Dorfgrenzen jagt; auch Feldjäger (No. 6). Hervorzuheben ist sein Auftreten in Vogelgestalt, namentlich als Raubvogel; in Schlesien nimmt er Kuckucks-Gestalt an, wie ich aus einer Sage vom Fusse des Eulengebirges weiss. Wenn er in No. 9 als kleines Männchen sich zeigt, so beruht

1) Zeitschrift für Ethnologie Bd. XXVI, S. 189—254. Berlin 1894.

2) Eine Hinweisung auf diese Abhandlung hat Dr. Windle selbst, wie ich sehe, in einer Note auf S. XXXVIII gemacht.

3) Veckenstedts Sammlung kann nur mit Vorsicht benutzt werden.

das auf moderner Vermischung von Nachtjäger und Unterirdischem. Meist erscheint er kopflos, gleich anderen unseligen Geistern, die „umgehen“ müssen.

Die Zwerge oder Unterirdischen führen in der Niederlausitz meist den Namen Heinchen (ob Heinzelmännchen echt lausitzisch ist, möchte ich bezweifeln): auch der Name Jüdchen, Jüdelchen, Jülchen kommt nicht selten vor, was auf Gütchen zurückgeht, die guten Leutchen, die goodfellows englischer Sage: Erdleute heissen sie in den No. 116—118. Der Name Luttchen ist, wie Hr. G. selbst anmerkt, aus dem wend. ludky, die Leutchen, entsprungen. Bemerkenswert sind die Irrlichtersagen No. 122—135. 257, welche die Koboldnatur dieser Feuerelben bezeugen. Hervorhebung verdient die aus dem altschlesischen Kreise Krossen stammende Sage No. 90, wonach der Drache (Feuerkobold) in Gestalt eines Hütejungen dem Bauer dient. Unter den Sagen von Wassergeistern hebe ich No. 151 u. 152 hervor, weil sie den Nix in Fischgestalt zeigen. Die Ausführungen der Anmerkung dazu sind verfehlt.

Die Lausitz ist sehr reich an Spuk- und Gespenstergeschichten von dem allgemeinen Charakter dieser aus altem Seelenglauben entsprungenen Sagen (S. 77 bis 112). Auch sogenannte Dorftiersagen kommen vor, wie denn überhaupt fast alle mythischen Überlieferungen vertreten sind.

Aus den geschichtlichen Sagen sei die vom alten Fritz als Handwerksbursche angemerkt (No. 282), die sich auch in Pommern findet. Die Belagerung der kleinen Festung Peitz (No. 334) kam im siebenjährigen Kriege vor. Bei meinem Urgrossvater, dem Pastor F. Th. Lademann in Madlow bei Kottbus verkehrte eine Frau Domeyer, die als junges Mädchen die wunderbare Rettung der Belagerten miterlebt hatte, welche auf dem Marktplatz im Gebete knieend, jeden Augenblick erwarteten, in die Luft zu fliegen. K. Weinhold.

Strack, H. L. Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus. Zugleich eine Antwort auf die Herausforderung des Osservatore cattolico. IV. Auflage. München, C. H. Beck (Oskar Beck.) 1892. 155 S. 8°.

Die Thatsache, dass alljährlich um die Osterzeit den Juden der Vorwurf gemacht wird, sie verwendeten Christenblut zu ihren rituellen Zwecken, giebt dem bekannten Verfasser Anlass zu einer Betrachtung des Blutglaubens der Menschheit überhaupt und der Juden im Besonderen. Er lässt dabei vorwiegend die Quellen selber reden, hält sich fern von jeder Initiation und will so ein um so objektiveres, gleichsam historisches Urteil im Leser hervorrufen. Obwohl schwer gereizt durch die hämischen Angriffe des Osservatore cattolico, hält sich der Verfasser stets durchaus sachlich und abstrahiert, mit Ausnahme unumgänglicher Namensnennung seiner Feinde in der Einleitung, im Buche selber beinahe völlig von der Person derselben. Seine Ausführungen sind folgende:

Alle Religionen des Altertums sind, weil auf Opfer, auf Blut gegründet; als edelstes und folglich als wirksamstes Opfer galt das Blut, und zwar das Blut des Menschen. Wachsende Kultur erst verwarf den Blutritus, aber diese Kultur hat ihren Sitz immer nur in verhältnismässig wenigen Vertretern der Nation; die breite Masse des Volkes hält am Hergebrachten noch lange zähe fest, — was Ritus war, wird Aberglaube. Da spielt denn das Blut seine Rolle. Es dient zur Bekräftigung des gegebenen Wortes, wie wir es in unserem Germanien von dem Blutbrüderschafttrinken her kennen, wie es von den Scythen, Lydern, Medern und zahlreichen

anderen Völkern des Altertums beglaubigt ist, es dient (und hier besonders das Menstrualblut!) seit den ältesten Zeiten zu Heilzwecken, es dient nach Ansicht besonders unseres Mittelalters (der arme Heinrich!) zur Heilung des Aussatzes. Dabei braucht es nicht fremdes Blut zu sein, was auf den Körper wirkt, es kann nach landläufiger Meinung auch das eigene sein, das Blutungen, Wassersucht, Fieber, Zahnschmerzen u. s. w. heilt. Für besonders wirksam wurde und wird noch in unserem erleuchteten Jahrhundert das Blut von Hingerichteten und Selbstmördern gehalten, ja den Leichen selbst wird - z. B. bei der Berührung irgend eines kranken Gliedes mit dem verwesenden Körper - ziemlich allgemein eine heilkräftige Wirkung (Geschwülste, Warzen!) zugeschrieben. Sogar dem Tierblute sollen wunderbare Wirkungen anhaften, wie aus zahlreichen Quellen und Mitteilungen nachgewiesen wird. Indessen empfiehlt sich bei den Menschen als besonders dankbares Objekt das Blut von neugeborenen Kindern und schwangeren Frauen, aus dem unter Benutzung auch der Fettsubstanzen des Objektes allerlei Dinge, wie Diebskerzen, heilkräftiges Menschenfett und gar wunderbare Zaubermittel zubereitet werden. Natürlich hat dieser Aberglaube im Laufe der Jahrhunderte zu zahllosen Verbrechen geführt, von denen Strack eine reiche Auslese bietet. Auch der Hexenhammer weiss davon zu erzählen. Der Ritus des Kulturvolkes aber weiss vom Menschenmorde nichts mehr, auch der des jüdischen Volkes nicht. Nicht bei den Juden findet sich der Ritualmord, wohl aber ist er für einzelne gnostische und karpokratianische Sekten der Christen wahrscheinlich gemacht. So kann man von einem Blutritus der Juden nicht reden; dass aber Blutmorde auch aus dem sehr lebhaften und durch den Umgang des Volkes mit allen möglichen anderen Nationen nur noch gesteigerten jüdischen Aberglauben hervorgegangen sind, wer will es leugnen? Giebt es doch auch Belege dafür. Wer aber wollte für derartige Ausgeburten des Aberglaubens das Christentum oder das Judentum an sich verantwortlich machen? Für das Judentum steht jedenfalls soviel fest, dass weder in dem Talmud, noch in der sonstigen auf das mosaische Religionsgesetz bezüglichen Litteratur eine Stelle beigebracht werden kann, aus der man schliessen dürfte, dass bei ihnen Menschenblut zu vergiessen gestattet gewesen sei. Dadurch wird die Nachrede, als bedienten sie sich des Christenblutes zu ihren ritualen Bräuchen, von selbst hinfällig, immer zugegeben, dass wohl hier und da vom Aberglauben derlei Dinge veranlasst sein können. Warum sollte nicht auch jüdischem Aberglauben möglich sein, was dem christlichen möglich gewesen? Nun — wir wiederholen das, weil es den Kern der Untersuchungen des Strackschen Buches bildet, — nur für den Ritualmord finden sich durchaus keine Belege, und die Stellen des Talmud, aus welchen man derlei herausgelesen hat, sind sämtlich (und oft nicht ohne Absicht, wie im Osservatore cattolico und den deutschen Nachbarn desselben) kritiklos behandelt und falsch gedeutet. Auf der Folter erpresste Zeugnisse und Angaben können keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, und alle die nach dieser Richtung hin erhobenen Beschuldigungen haben sich (bekanntlich auch noch in unserer Zeit) als unhaltbar erwiesen.

Alles das klar dargelegt zu haben, ist das Verdienst des auch für den Folkloristen in vieler Hinsicht interessanten Strackschen Buches, das, wie bereits hervorgehoben, um so mehr wirken wird, als es stets die Quellen, amtlichen Mitteilungen, und Entscheidungen reden und das eigene Urteil dagegen zurücktreten lässt. Wir haben durchaus keine Vorliebe für das israelitische Volk, besonders nicht für die wuchersüchtigen und anmassenden Vertreter desselben, wie sie uns in diesen Tagen nicht selten entgegentreten und bei dem allgemeinen Tanze um das goldene Kalb ihre Rolle spielen, aber höher als persönliches Gefühl steht

die Wahrheit, und von diesem Standpunkte aus begrüssen wir die Darlegungen Stracks mit Freude. Sie sind zu gleicher Zeit die beste Mannesantwort auf die gehässigen und unwürdigen Verdächtigungen und Schmähungen des Osservatore, und wenn sie des Ferneren dazu beitragen werden, den auch in unserer Zeit noch üppig wuchernden Auswüchsen des krassesten Aberglaubens allmählich den Boden zu entziehen, so wird ein Herzenswunsch des Verfassers, jedes Guten seiner Nation und zweifellos auch der Gebildeten und Wohlmeinenden der jüdischen Nation erfüllt sein.

Gandersheim. Dr. Söhns.

Georg Schläger, Studien über das Tagelied. Jena, Frommann, 1895. — 89 S. 8°.

Obwohl das Tagelied in den mittelalterlichen Litteraturen vorzugsweise von höfischen oder gelehrten Dichtern gepflegt worden ist, hat doch die ganze Gattung schon wegen ihrer starken Vertretung im Volksliede Bedeutung für die Volkskunde. Auch fasst Schläger das Thema in seiner vollen Breite, indem er zwar eine altfranzösische „aubade" in den Vordergrund stellt, aus Untersuchung ihrer Ursprünge aber sofort in allgemeine Erörterungen über das Tagelied eintritt. Er unterscheidet das volkstümliche Lied von Liebesgenuss und Scheiden (S. 15 f.) von dem höfischen Tagelied (S. 24), das in der provenzalischen Poesie seine charakteristische Ausbildung (S. 36 f.) findet und vor allem durch die, nach Schläger völlig konventionelle, Figur des Wächters gekennzeichnet wird (S. 39). Das geistliche Wächterlied (S. 46 f.) habe mit der alba nicht das mindeste zu schaffen, sondern ruhe ganz und gar auf biblischer, bezw. kirchlich-traditioneller Grundlage (S. 57). Die altfranzösischen Tagelieder (S. 57 f.) sind ein weniger gepflegter Nebenschössling der provenzalischen (S. 70); diese selbst aber sollen sich nicht (wie Scherer und Ref. annahmen) aus dem Wächterruf (S. 79) entwickelt haben, auch nicht (wie Schack und Otto meinten) aus der arabischen Poesie stammen (S. 83), sondern sie wären durch Vermittelung der Kleriker aus dem klassischen Altertume herzuleiten, und zwar sei der pseudoovidische Brief Leanders an Hero (S. 87) eine Hauptquelle. — Mir will es nicht allzu wahrscheinlich scheinen, dass eine ganze reich entfaltete Dichtungsgattung einen so engen Ursprung haben soll; auch pflegten die Vaganten, wo sie Klassiker nachahmten, und die Dichter der Nationallitteraturen, wo sie wieder den Klerikern folgten, nicht so viel abzustreifen, wie sie hiernach beseitigt haben müssten. Für die Volkskunde behält aber jedenfalls die scharfe Scheidung zwischen dem der Kunstpoesie angehörigen „Tagelied" und verwandten volkstümlichen Gattungen ihre Bedeutung; nicht minder das, was der gelehrte und scharfsinnige Verfasser (besonders S. 22, Anm.) über die Volkspoesie im allgemeinen und (S. 19 f.) über die älteste mittelhochdeutsche Dichtung vorträgt.

Berlin. Richard H. Meyer.

Kluge, Friedrich. Deutsche Studentensprache. Strassburg, Trübner, 1895. 136 S. 8°.

1.

Ein Buch von der deutschen Studentensprache nehmen wir nicht wie ein anderes Wortregister bloss zu wissenschaftlicher Belehrung und vielleicht einer auf das grosse Vaterland oder die engere Heimat gerichteten Erbauung in die

Hand, sondern halb frohe, halb wehmütige Gedanken an den hoffnungsvollen Hochsinn wie an den vergnügten Unsinn entschwundener Jugend umrankt das Spalier mit frischem Grün. „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage" . . . Man muss selbst Student gewesen und auf die rechte Art geblieben sein, um ein solches Werk gehörig zu lesen und zu verstehen, um sich Hauffs beredte Frage zu beantworten: „Wie soll ich dich nennen, du hohes, rohes, edles, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstossendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre?" und diese Dissonanzen einhellig aufzulösen. Für eine umfassende Geschichte des deutschen Studententums liegt ein ungeheures gedrucktes und auch handschriftliches Material vor, das den Darsteller aber leicht beirrt. Da alle Satire und Strafpredigt ihre Wucht aus der Übertreibung zieht, darf man etwa das Schoristen- und Pennalwesen des siebzehnten Jahrhunderts nicht bloss durch die scharfen Gläser der Meyfart ansehauen: ein Fehler, den auch Tholuck kaum vermieden hat. In Jena ist nicht bloss „renommiert" und in Leipzig nicht bloss „gelöffelt" worden, so sehr beide Elemente ihren privaten und litterarischen Niederschlag gefunden haben und wie gewandt sie Zachariä einander gegenübergestellt hat. Weil Laukhard ein Lüdrian war und nur die Wüstheit Giessischer und Hallischer Burschen im Hohlspiegel aufzufangen vermochte, gab er eine Karikatur, kein Abbild der akademischen Zustände beider Orte, und wir werden den verkommenen Gesellen, trotz Merck und trotz der von dem jungen Goethe nach Giessen gesandten Warnung „Gewohnt Euch keine akademistische Sitten an", nicht für den treuen Geschichtschreiber des Studentenlebens in Goethes Jugendzeit erachten, wie Kluge geneigt ist. Dass in der Litteratur, der romanhaften besonders, das Rüde verwaltet und auch zahmere Blätter mehr vom Raufen und Saufen, von Nymphen, Schnurren und Philistern berichten als von der ernsten Erfüllung des *Die cur hic*, ist nur zu begreiflich, kann allein Sauertöpfe verdriessen, darf aber den Historiker nicht in schwarzfärbende Einseitigkeit hineintreiben. Er muss von den namenlosen Helden jener Suiten auf die Semler, die Reiske, die Heyne blicken, deren harte Jugend nichts Burschikoses kennt, und überhaupt nach den Früchten älterer Wissenschaft die Tüchtigkeit des Stammes beurteilen; wie denn nicht nur Klopstocks reiner Jugendbund, sondern auch Lessings anakreontischer Kreis den akademischen Schlendrian samt seinem teils niedrigen, teils lustigen Kauderwälsch ganz verleugnet, später aber die Überfüllung der Hörsäle Schillers, Reinholds, Fichtes, Schellings einen höheren, über das Brotstudium hinwegfliegenden Bildungseifer bezeugt, den die strenge Spezialschulung unserer Zeit nicht aufwiegt.

Die der Geschichte einzelner Universitäten gewidmeten Werke kommen mit Schilderungen und Aktenstücken auch der Kunde älteren Studentenlebens zu Gute, verweilen aber selten in den Niederungen. Nur das bunte Treiben an der so einflussreichen und als Wiege der Burschenschaft ausgezeichneten Jenaischen Hochschule hat seine besonderen Historiographen in den Gebrüdern Keil gefunden, denen wir auch reiche Gaben aus Stammbüchern und Liederheften verdanken; und obwohl ein geprüftes Auge an diesen Arbeiten mancherlei zu bemängeln findet, so folgt es doch Robert Keil im akademischen Bereiche lieber als in Goethes Revier seiner abgeschmackten Gehässigkeit gegen Frau v. Stein. Ein hübsches Allerlei bot das „Stammbuch des Studenten". Stuttgart (Spemann) o. J. Aus der Studentendichtung habe ich einige zusammenhängende Komödien *de vita studiosorum* des 16. und 17. Jahrhunderts herausgegriffen (Leipzig 1880) und untersucht und im raschen Epilog weitere Ausblicke geboten; diese Blätter hätten trotz den flüchtig aufgerafften Anmerkungen immerhin ein Citat in der trefflichen Ausgabe des Schochschen Spieles von W. Fabricius (München 1892), dem um die Geschichte

der Orden (1891) wohl verdienten Forscher finden können. Zarnckes Gelehrsamkeit hat sich, von kleinen Spenden abgesehen, nur den krausen und verwegenen Spielen der Humanistenzeit zugewandt. Aber auch was noch heute an Kneiptischen erklingt, das Kommerslied, wird nach einzelnen Anläufen Hoffmanns von Fallersleben, Schwetschkes u. a. neuerdings durch Bolte und vor allem durch Friedländers auf Texte und Weisen gleichmässig erstreckte Sorgfalt wissenschaftlicher Betrachtung gewürdigt. Dilettantisch im guten und im üblen Sinn gab 1882 Pernwerth von Bärnstein ein Verzeichnis der Studentenlitteratur, dessen freilich überall der Ergänzung und Nachprüfung bedürftige Rubriken zu eindringender Arbeit auffordern mussten. In Pernwerth war der Altbursch stärker als der Gelehrte, aber ohne eigene innige Fühlung mit dem Burschentum wird es auch der belesenste und geschulteste Germanist nicht zwingen. Der Burgkeller oder Lichtenhain kann ihm oft mehr liefern und erläutern als Studierstube und Bibliothek. Als daher verlautete, F. Kluge plane eine Darstellung der Studentensprache, weckte ausser seiner zweifellosen wissenschaftlichen Legitimation auch der Umstand, dass er in Jena an der unversiegten und unversiegbaren Quelle sass, ein sehr günstiges Vorurteil, das seit 1892 durch vorläufige Mitteilungen nur gesteigert wurde.

Der Lexikograph verfolgt heute nicht bloss die Absicht der Kindleben und Augustin, ihrer Vorgänger seit 1749 und ihrer Nachfolger bis zum Breslauer Register von 1862. Diese alle buchen als Exstudenten, was ihnen selbst von einer oder mehreren Universitäten her ganz geläufig ist. Sie schöpfen aus der lebendigen Umgangsprache, nicht aus der gedruckten Überlieferung. Der wüste schweizerische Pseudonymus Vollmann verrät zwar 1846 in dem zweibändigen burschikosen Wörterbuche seine Vertrautheit mit älteren Gewährsmännern, vor allem jedoch seine erstaunliche Beherrschung der umlaufenden Worte, Formeln und Bräuche; leider mit einer grobianischen Neigung, in den Pfützen niedrigster Minne zu plätschern. Aber zimperlich darf man auf diesem Gebiete nicht sein, sondern muss, Lutherisch zu reden, auch in den Dreck hineingreifen. Der lebenden Sage Herr, hat der wissenschaftliche Lexikograph dagegen die gesamte gedruckte und schriftliche Überlieferung von Alters her durchzuackern, den Ursprüngen und Wandelungen, dem Blühen und Welken aller Ausdrücke, stets Wort und Sache verbindend, nachzugehen, lokale Begrenztheit und weite Verbreitung zu beobachten, Obsoletes, Langlebiges und jüngste Neubildungen zu verzeichnen. Er wird gewiss immer nur Stückwerk liefern, denn die Quellen versagen ihm oft eine Auskunft, und eine örtliche Scheidung z. B. kann in vielen Fällen, wo Jena, Leipzig, Halle Gemeinbesitz zeigen und ihn weithin ausgeteilt haben, nur allgemeiner für Nord und Süd angedeutet, der älteste Beleg nur unsicher an die Spitze gestellt werden. Selten findet man so volle Nester wie in gewissen Romanen, wie bei Laukhard, wie in F. Schnabels lappischen Universitätsjahren oder in der fortreissenden Jugendgeschichte des leidenschaftlichen Heinrich Leo. Schwergelehrte Dissertationen über akademische Bräuche, *disputationes ludicrae*, deren noch das 18. Jahrhundert einige kostliche geliefert hat, Biographien und Briefwechsel, Lieder und Stammbücher, Romane und Novellen müssen in erschreckender Menge bewältigt werden; aber wie vieles, was von fern eine gute Ausbeute zu versprechen scheint, geht man ganz fruchtlos durch! Alberne Löffeleien, schwülstige Liebesavantüren, dürre Erzählungen tragen wohl ein lockendes akademisches Aushängeschild, doch — um nur zwei Beispiele aus dem Wust zu heben — so ein Parthenophilus (Das bey Universitäten lebende galante, ehrliche und tugendhafte Frauenzimmer, Leipzig 1719) oder so ein Irenius (Begebenheiten eines leipziger Studentens, 1765) schicken uns mit leeren Händen heim. Man müsste von Bibliothek zu Bibliothek gehen und

auch Handschriftliches ausnutzen. Nicht auf den Höhen der schönen Litteratur, sondern in ihren Thälern und gar oft in den Sümpfen der unschönen füllt sich das Herbarium am reichsten: denn ein vornehmerer Schriftsteller verachtet, ausser in launiger Rede oder zu bestimmtem Zwecke, die Spuren des Studententums, die ein nachlässiger, ungebildeter, spekulierender geflissentlich zur Schau trägt. Um so erwünschter ist es, in einem Wörterbuche möglichst viele Belege aus der höheren Litteratur zu finden. Ich halte es überhaupt gleich Littré mit dem Voltaireschen Spruch *Il me semble qu'on s'était fait une loi de ne point citer; mais un dictionnaire sans citation est un squelette*, und möchte hier zu manchem Wort auch den und jenen Kommersliedvers, der ihm Schwingen gegeben hat, anklingen hören.

Kluge war seit längerer Zeit emsig am Werk, als das Hallische Jubiläum 1894 zwei seinem Plan nahverwandte Schriften rasch zu Tage förderte. Burdach gab mit den Genossen des „Deutschen Abends" das burschikose Wörterbuch Augustins zur Centennarfeier neu heraus, berichtete über den im alten Halle grausam behandelten Verfasser und begleitete die einzelnen Artikel, zu deren gründlicher Erläuterung die Musse fehlte, wenigstens mit lehrreichen Auskünften über die heutige Ausdrucksweise der Studenten und Pennäler an verschiedenen Orten. John Meier dagegen gruppierte, von Kluge angeregt und offenbar sehr hastig, das Material älterer Lexika und allerlei Lesefrüchte zu einem gewandten Büchlein, dem er den nicht ganz zutreffenden Titel „Hallische Studentensprache" gab. Sein Verhältnis zu Kluge hat er in diesen Tagen auf einem Flugblatt auseinandergesetzt und den mittelbar erhobenen Vorwurf des Plagiats abgewehrt. Seine bisherigen wissenschaftlichen Leistungen schützen ihn vor solchem Verdacht; auch ist es richtig, dass er als Schnelläufer hie und da eigene Pfade eingeschlagen hat und dass zwei philologische Bearbeiter desselben Materials mehrfach zu gleichen Zusammenstellungen gelangen mussten. Man begreift aber auch Kluges Ärger über solches Vorwegnehmen und die Besorgnis, es möchten bald weitere Streifzüge in das von ihm öffentlich besetzte Jagdgebiet erfolgen. Schade nur, dass er selbst dadurch zu übergrosser Eile angestachelt worden ist, denn sein Wörterbuch hätte durch ruhigere Verarbeitung des Gewonnenen, ausgedehntere Lektüre, reichere Belege und Erklärungen, sowie durch das Bestreben, der eigenen mangelhaften Beherrschung der lebenden Sprache auf dem Wege des Umfragens bei den Burschen und den Füchsen verschiedener Universitäten abzuhelfen, zur erreichbaren Vollkommenheit reifen können.

Eine längere, Wiederholungen nicht meidende Einleitung orientiert uns zunächst über die Quellen und betrachtet dann die Terminologie der beiden Hemisphären, des Studententums und des Philistertums: wie der Bursch seine Hochschulen, die Stufen der Akademiker, die arbeitsamen Kommilitonen, die Professoren, die Wissenschaften, wie er die Bürger, den Postillon, die Handwerker, die verhassten Polizisten, Nachtwächter und Pedelle, das Carcer, das schöne Geschlecht benamsete. Der Abschnitt „Trunkenlitanei" bietet nach einem grossen, dem Nationalteufel Sauf heiligen Register alter Biernamen Bemerkungen über die Gelage, das Schmollieren, die Masse und Gefässe, den Wechsel und die Geldnöte. Philologischer werden dann die „Antiken Elemente" des Wortschatzes und der hybriden Flexionen untersucht, mit besonderer Rücksicht auf Maccaronisches, fischartisierende Verdrehungen, auf das *gassatum* und seine Sippen, auf die im Wort „burschikos" fortlebenden Adverbialgebilde mit der Endung -κως. Die „Burschikose Zoologie" liefert allerlei tierische Neck- und Ekelnamen und einen vorsichtigen Exkurs über den jungen Brauch des Salamanderreibens, wie im Mittelpunkt der „Biblisch-theologischen

Nachklänge" die Herkunft des Namens „Philister" (Jena. um 1690) erörtert wird. Die rotwälschen Einschläge, spärlich belegt, führen zu dem Spiel der *eo*-Sprache und einzelnen Missgeburten. Die „Französischen Einflüsse", für die ein weiter ausholendes und umschauendes Studium erspriesslich wäre, streifen das renommistische Zeitalter und jüngere Bildungen auf *-ier* und *-age*. Der Abschnitt „Grammatische Eigenart" mustert früher Beobachtetes aus einem neuen Gesichtspunkt und trägt Niederdeutsches, Hybrides, Jokoses zusammen: das Schlusskapitelchen „Ursprung und Verbreitung" deutet grosse, schwierige Probleme viel mehr an, als dass es sie erledigte . . . aber all diese Skizzen zeigen belehrend und anregend unseren Gewährsmann als einen Pfadfinder, der zur Erreichung der Ziele nur den beharrlichen Willen anzustrengen braucht. Darauf folgt das Wörterbuch, dessen Würdigung zum Teil schon in meinen allgemeineren Sätzen liegt. Ich will hinzufügen, dass Kluge auch den von ihm nach den Jahreszahlen citierten Lexicis manches Wort mehr hätte entnehmen können, obwohl er z. B. das Göttingische Register von 1813 aufgearbeitet hat, dass andererseits zahlreiche, nicht eigentlich burschikose Ausdrücke — doch ist die Grenze schwer zu ziehen — Eingang gefunden haben.

Meine Dankbarkeit möchte ich, „wie der Ährenleser folgt dem Schnitter", durch einige Nachträge bekunden; mit der ausdrücklichen Erklärung, dass ich keineswegs alle diese Belege bei Kluge vermisse oder in einer neuen Ausgabe zu finden hoffe, aber allerdings für Picander, Sylvanus, ältere und jüngere Lyriker, Immermann, E. T. A. Hoffmann, Leo u. s. w. ihr Platzrecht fordere, ferner dass ich nichts aus Wörterbüchern geschöpft, sondern auch das Grimmsche nirgends nachgeschlagen und Meiers Schrift nicht wieder zur Hand genommen habe.[1])

1) Meine Sammlungen stammen erst aus der jüngsten Zeit. Ich habe nachgeschlagen, was mir eben einfiel oder in den Katalogen der Kgl. Bibliothek beachtenswert vorkam, aber ohne irgend systematisch und umfassend zu verfahren. Manches, was ich gern eingesehen hätte, blieb mir unzugänglich, z. B. Polanders „Lustige Studierstube" Leipzig 1703 (Johanneums-Bibliothek in Hamburg), das „Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde" Halle 1797 (vgl. W. Schlegel ed. Böcking 11, 306). Des Melissus „Salinde" citiere ich nach der 1. Ausgabe von 1718 (398 S.); die 2. von 1744 ist nur ein, allerdings nicht als solcher bezeichneter, wörtlicher Neudruck, so dass alle diesem wichtigen Roman von Kluge entnommenen Belege um sechsundzwanzig Jahre zurückzudatieren sind. Im Berliner Exemplar findet man a. R. viele verhüllte Namen gedeutet. Nicht minder ergiebig ist ein bisher übersehenes verwandtes Buch: „Das verwöhnte Mutter-Söhngen oder: *Polidors* gantz besondrer und überaus lustiger Lebens-Lauff auf Schulen und Universitäten . . . von *Sylvano*" Freyberg 1728, 240 S., dessen Held aus dem Hallischen Waisenhaus nach Salaue-Jena kommt (S. 149, 167, 183, 193 studentische Verse; S. 52 ff. ein Schneidermärchen). — J. D. Richters studentisches Interludium des geistlichen Spiels „Von der streitenden Kirche" (Gotha um 1660): Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Jena 1882. — Rüdiger: Auswahl guter Trinklieder. 2. Aufl. Halle 1795 (1. 1791). Schwab: Neues deutsches allgemeines Kommers- und Liederbuch. 2. Auflage. Germania 1816 (1. 1815). Clodius: *Hymnorum studiosorum pars prima* 1669, hsl. Liederbuch des Leipziger Studenten Christian Clodius aus Neustadt (geb. 1647); die Melodien sind in W. Niessens Berliner Dissertation vom Jahre 1891 besprochen, die Texte noch einmal näher zu würdigen. Einige Nummern werde ich anderswo mitteilen. Kgl. Bibliothek *Mscr. germ.* 8° 231. Crailsheim: *Mscr. germ.* 4° 722, grosses Liederbuch (um 1755) mit manchen nach Altdorf und „Saalathen" weisenden Nrn., galant schmachtenden Stücken, furchtbaren Zoten, das wunderlich genug eine junge Baronesse v. Crailsheim von ihrem „Bapa zu einem Bresend" erhalten und in den siebziger Jahren öfters zu tagebuchartigen Randnotizen über Liebesnöte benutzt hat. Vgl. Bolte, Seufferts Vierteljahrschrift 1, 249 (*Gaudeamus*); Ellinger, Goethe-Jahrbuch 10, 237 (zu Jeri und Bätely, „Ein Quodlibet wer hört es gern"); Fried-

Voran ein paar lose Bemerkungen zur Einleitung. S. 8 Namen der Universitäten. Athen: Haller dichtet 1724 von Tübingen als dem „edlen Teck-Athen" (Hirzel, S. 225); Burger nennt Halle 1772 „Cartoffel-Athen" Strodtmann 1, 63; Heidelberg heisst 1817 „Neckar-Athen": Keil, Stammbücher, S. 318. Leipzig: „*Plisse*" Sylvanus, S. 139 u. o.; Picander, Gedichte 1,67 „Philuris", „Philuräa", 94 „Philurene"; Gottsched, Gedichte, S. 103 u. ö. „Philurene", 198 „Philuris"; „Philurene" auch in Schwabes Belustigungen 2 (2. Aufl.), 431, in den Oden der deutschen Gesellschaft, S. 204 neben „Salane". Dies ist nicht so selten, wie es nach Kluge scheinen konnte, *alma Salana* vielmehr auch als offizielle Bezeichnung der Universität Jena zu finden: „Salane" durchweg bei Sylvanus. Halle „Salinde": Jungfer Robinsone, S. 19 ff.; „Salanis": Gottsched, Gedichte, S. 304; „Friederichs-Athen": Menantes, Akadem. Nebenstunden, S. 168. Wittenberg „Leucoris": Picander 1, 122; „Leucorea" ibid. S. 123 (126 Elb-Athen), Gottsched, Gedichte, S. 304 (138 Elb-Athen). Frankfurt „Viadrine": Gottsched, S. 304. Erwähnenswert ist auch die Bezeichnung der Medizinpatronin als *Meditrine*: oft bei Günther; A. Gryphius, Gedichte ed. Palm, S. 554; Gottsched, S. 615. — S. 10 die Fuchsnamen von „Rabschnabel" bis zu „Schlindhol" finden sich in der Rinteler Dissertation *De origine vocis* Bursse", S. 43. — S. 12 Ob „Fraulein Schlegel" als Bonner Spitzname August Wilhelms gelten darf, ist mir nach Kobbes Erinnerungen 1, 12, offenbar Kluges Quelle, sehr fraglich; es scheint ein Heidelberger Witz. — S. 13 „Pix": Clodius, S. 30 „Eine franckfortische Nymphe", „Wohl Der, die mehr Studenten liebet, als Pixe die das Kaufhauss hat", „Pixenknecht": *charissimi Pices*; *Facetiae fac.* S. 491. — S. 17 „Pechfartzer": Grimmelshausen ed. Kurz 1, 405; „Pech-Page": Jungfer Robinsone, S. 10. „Fausthammer" ist kein studentischer Neckname der Strassburger Polizisten, sondern auch in H. L. Wagners „Kindermörderin" ihr ehrlicher Titel nach der Waffe (Gargantua 2. Aufl. A 3-, Grimmelshausen 3, 98); eher wäre der „Blaustrumpf" bei Günther und bei Schiller anzumerken (Salinde, S. 10), und gewiss burschikos ist die Bezeichnung der früheren Weimarischen Soldaten als „Laubfrösche" wegen des grasgrünen Rockes. „Die Klauditchen zu Leipzig": Gryphius, Lustspiele ed. Palm, S. 168. — S. 18 Finkenbauer: Sommer-Wichgrev, Cornelius D 7 „Finckenbawr": Sivers, Gedichte, S. 132 (Rostock 1750). Barenkasten auch Helmstedtisch: Keil, Stammbücher, S. 254. *Tabulat* (Stockwerk, vgl. Hases Schilderung des alten Paulinums): Salinde, S. 92 ff.; Sylvanus, S. 104, Stammbücher, S. 254; Michaelis, Raisonnement 4, 299. — S. 22 Biernamen. Vgl. *Facetiae facetiarum* S. 574 = *Thesaurus medicus de Beatorum curatione*, B 1 und 61. „Breihahn": Sommer-Wichgrev H 2 „Brühan": Weimar. Jahrbuch 2, 452 *Halberstadicam Breihanam*; B-Schenke zwischen Merseburg und Halle. „Dorfteufel", Menantes, Akad. Nebenstunden 1713, S. 108 Epigramm „Über das Jenaische Dorff-Bier, Dorff-Teuffel genandt", Salinde 1718, S. 40 Ammerbacher D.

länder. Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1894 S. 208 hat hier S. 576—578 sein geliebtes Kanapeelied wiedergefunden: „Das *Canap* ist mein Vergnügen", 6 Strophen. S. 24 „Aria von Gespenstern", Lessing, mit kleinen Änderungen; S. 256 „Die Türken haben schöne Töchter" mit vier interpolierten Strophen. S. 574 in dem sprichwörterreichen Gedicht „Ich wolt dass ich im Himmel war" lautet der Schluss (s. Goethes Werke 4, 161):

> Lass regnen wann es regnen will, lass allem seinen lauff
> und wann es nicht mehr regnen will hört von sich selber auff.
> Lass reden tag und nacht die leut sie werden gwiss noch müd
> und singen endlich mit der zeit wohl ganz ein andres lied.

Ich behalte mir weitere Mitteilungen vor. — Andere Abkürzungen bereiten keine Schwierigkeit.

der Leste. „Duchstein“: Weise, Überflüssige „Gedancken“. nicht „Gedichte“: Picander 2, 535 und 545 neben Rastrum. 3. 461 und 464 „Tuchstein-Keller“ in Leipzig. *Gratia* (Grätzer): Weimar. Jahrbuch 2. 452. Gukguksbier Wittenberg: Jean Paul, Q. Fixlein. Menschenfett: vgl. Grimmelshausen ed. Kurz 2. 177 „ein pures Menschengedicht (wie etliche das liebe Bier nennen)“ — was aber ist 3, 306 der „edle Tranck Peter Simon“ (ein Wein. *Facetiae fac.* S. 61)? oder warum nennen Picander, der Krambambulist u. a. den Schnaps „Finkeljochen“ (Jochen = Johannisberger)? Schöps: Grimmelshausen 3. 409 „Scheps“, dazu die von Kurz S. 499 citierte Stelle S. Dachs. wo auch „der tolle Wrangel zu Bresslau“ erscheint. Zerbster: Wichgrev: „Rheinische Dinte und Zerbster Papier“ spasst Pickelhering bei Schoch 1, 4. — S. 28 *Murlepuff*: Sommer-Wichgrev *E* 6 „Curle Murle Puff“; Brehme, Gedichte 1637 *M* 1ᵛ „Correl morrel puff“. S. 32 Fischarts „Trinks gar aus! *Totum ex!*“ steht allerdings unter massenhaften Liederfetzen der Trunkenlitanei, aber diese Stelle des Gargantua 2. Auflage *J* 7 stammt aus Lindeners prosaischen *Regulae potatorum* (Lichtenstein. S. 191): *Totum ex. Deinde fit ex per fex*; wie der gleich darauf wohl nach Keils Stammbüchern, S. 232 (1767) citierte Spottvers *Sic jacet in Trecko qui modo Reuter erat* bei Fischart *K* 6ᵛ lautet *En jacet in treckis qui modo palger erat* und bei Lindener (S. 133), der ihn gewiss auch schon in älteren Quodlibets gefunden und variiert hat, *Jam jacet in dreck is qui modo Grollus erat*. — S. 35 ff. Kluges Vermutung, die ja keineswegs auf burschikoses Gebiet beschränkte Form „der Kerles“ (auch „der Kerls“), z. B. massenhaft bei Rebhu, möge auf ein maccaronisches *Kerlus* zurückgehen, leuchtet mir ein, auch im Hinblick auf das *-es* in nd. Namen, auf die Form „Kaiser Karles“, auf Grimmelshausens u. a. „Karges“ ein Geizhals. 3, 304, und seinen Wechsel zwischen „Lumpus“ und „Lumpes“ (3, 209). S. 35 *Facetiae fac.* S. 340 „wann sie die Mistgabelinum oder Flegelinum zu der Hand nehmen“. — S. 37 *kassibilis* schon *Facetiae fac.* S. 288 (oft *hasibilis*). Thomasius, Kl. Schriften, 2. Aufl., 1707. S. 203: arme Studenten haben „in ihren Kalendern nicht viele *dies bratibiles*“. Sylvanus S. 141 „die alte Schachtilis“. Ayrer 5. 2935 „Er wolt studirn in Naribus. In Dildappio. Fantastibus“. Pickelhäring im Singspiel des 17. Jahrhunderts (Bolte, S. 135) sagt „mein eigen Fleisch und *blutibusque*“: Rebhu. Simplician. Weltkucker 1679, II, 53 „ins *Carceribus* geleget“ (2. 137 „Kratzibiliteter“ akademische Ständchenbringer): Andre. Kom. Versuche 1767. S. 47: der unwissende Student kauderwälscht u. a., dass die Römer die alten Germanen *Deutschibus* genannt. „Olitäten“ italienische Öle: Grimmelshausen ed. Kurz 1, 383: Mencke, Scherzhafte Gedichte. S. 12. „*Florikos* trinken“ (vgl. Wagners Archiv 1, 45) konnte genauer erklärt werden: das Glas zwischen die Lippen pressen und auf einen Zug hinter giessen, so dass nur etwas vom Schaum auf dem Grunde bleibt. *De jure potandi. Facetiae fac.* S. 61: „*Continue*“ *quando uno haustu totum evacuatur; Idque expeditur vel floricōz vel hausticōz. Floricōz bibitur, cum os pocli labris circumcluditur, unoque impetu potus ad gutturem demittitur, cujus reflexio bullulas quasdam efflat, quas flores nostri dicunt. Hausticōz, cum usitato modo totum sine respiratione extrahitur.* „Buckelorium“ Rücken: Grimmelshausen ed. Kurz 4, 330 (3, 3 2 „Flegelius“). Der Verfasser der überaus heiteren *Curiösen Inaugural-Disputation* von dem Recht, *Pririlegiis* und *Praerogativen* der *Atheniensischen Professoren*-Pursche wider die Bürger-Pursche und Communitäter“, unter dem Präsidium des Herrn *Horribili Prustii Renomisti*, nennt sich nicht „Schlinkschlangschlorum“ (Kluge. S. 41: vgl. Weimar. Jahrbuch 2, 447), sondern „Schlingschlangschlorum“ (Schlinkschlank heisst ein Bummler bei Hermes, Sophiens Reise. 2. Aufl., 1, 406), und bei dem Spass *per omnia klinglang-orum* wäre an das alte *gling-glang-gloria* zu erinnern, aber auch an die Parodie

per pocula poculorum in Rists Depositionstaufe (Akademische Blätter 1884, S. 445) oder *in pocula poculorum Amen*. Rüdiger, S. 176. — S. 44 vermisse ich *herbatim*, das wie *stellatim* (auch Crailsheim, S. 517 „Ich muss einmahl *stellatim* gehn", sehr saftig) sowohl ehrbar wissenschaftlich als zweideutig gebraucht wird: denn *herbatim* reitet oder geht man im Allegorischen *Curriculum vitae* (von A. 1697 bis 1710) Eines *Academis*. Bürgers S. 6 f., *Herbatum* geht der Professor der Medizin und Botanik mit seinem Coetus in der Salinde, S. 238, 2. Aufl., S. 307, aber „*herbatim* wandern" bedeutet ein erotisches Ausgrasen bei Picander, Gedichte 5, 34 (1734). Kluges Citat aus dem „Krambambulisten" ist ungenau: V. 1 fehlt „noch" nach „ich": V. 2 „Von". — S. 45 Rebhu, Simplician. Weltkucker 1679, I 41 „Sauborstianer". 43 „Stimplerianer": „den *Schlentrianismum*". Geh. Nachrichten von Menantes, S. 11. — S. 47 Die „Bockiade" ist ein Cranzsches Pamphlet gegen Wieland und Nicolai von 1779. — S. 48 f. Die Schreibung jener griechisch gebildeten Adverbia erfolgt meiner Wahrnehmung nach so, dass fast immer nur das κως, nicht schon der Vokal i, mit griechischen Lettern gedruckt wird, auch machen diese bereits vor der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig den lateinischen oder deutschen Platz. Schlingschlanglorum kennt *florikως*, aber neben dem *purschicus* und *purschice* zwar ein *Studentikῶς* (S. 9 „der . . . Pursch-Manier verstehet, mit einem Wort der *St.* lebet", vgl. *De excussione fenestrarum* 1737, S. 29 „*quod sit ita moris apud Studiosos*: es wäre Purschen-Manier oder Studentikῶς"), doch kein *purschikῶς*. Die genaue Schreibung bei Schoch ist *Studentικως*: βουρσικως steht in einem lateinischen Eintrag in Keils Stammbüchern, S. 222 (Wittenberg 1720), „*pursicòs* gelebt" in Klotzens Brief an Burger, 12. Jan. 1771. Strodtmann 1, 16. *Facetiae facetiarum* S. 403 (Hans Pumbsack) „vp Vnversteten . . dar et hergeit, *florikoes*, *hantikoes*, *runtikoes*, *rundar*, *lacti sodals*, heruth du Pinnall". Rebhu, Weltkucker 2, 44 „He, ihr Brüder, allo *Studenticos*". 46 „Es gienge *St.* her". 47 „das hiess *St.*"; 2, 139 vom Hofleben „wie *Lusticòs*, wie *Politicòs*, wie *Aulicòs*, alles in *floribus*". Picander, Gedichte 1, 411 „*A la Studentikῶς*, iedennoch nicht im Luder", 563 „es läst studentικῶς". Salinde, S. 72 „*Studentikòs*, nemlich mit vier Laternen begraben". Keil, Stammbücher, S 218 (Leipzig 1725) „als wir *studentikως* geschwärmt, gelärmt, gelacht"; Schwabes Belustigungen 1743 (2. Aufl.) S. 464 „Wenn man nur sprechen kann: es ist studentikos, so hat man sich genug gerechtfertiget, und dieses Wort allein giebt uns das Recht, so zu seyn, wie wir sind" (S. 469 „auf gut akademisch"); *studentikos* in Holbergs verdeutschtem Erasmus Montanus, Schaubühne 1752, II 286. Keil, Stammbücher, S. 272 „In Jena weiss man frey und burschikos zu leben" (1763); Schwab, S. 50 dem Philister „ein burschikos Gesicht" machen. S. 56 „Olberger": Moscherosch: „Ölburger" Richter 2, 2. „Mosen habe ich auch in der Tasche" Hermes, Sophiens Reise, 2. Auflage, 1, 171. S. 57 auf das Helmstedter Simson-Wappen verweist auch Brentano — nach Meibom, mit dem Citat „Was bist du Musensohn, wenn du nicht Spiesse hast . . . Ein Simson, dem man ruft: Philister über dir!" (vgl. z. B. Keil, Stammbücher, S. 243) — am Schlusse seiner barocken, geistreichen Abhandlung, die schlechterdings angeführt werden musste, obwohl man nicht verlangen kann, dass im Studenten-Lexikon das ganze höhere Leben des Wortes „Philister" in klassischen und romantischen Tagen erschöpft werde.[1] Zu Brentanos herrlichem Finale stimmt

1) Zwei Stellen möchte ich anführen. J. G. Müller schreibt den 1. Juli 1807 an Johannes Briefwechsel, S. 419: Gorres habe neulich in Heidelberg ein Kolleg über das Weltgebäude begonnen „Meine Herren, es giebt nur zwei Klassen von Menschen, 1. die mit poetischem Geist gesalbet sind, 2. die Philister". Eichendorff, Krieg den Philistern S. W. 4, 105: Sieh, ein Philister — Das ist dir so'n Vieh *illustre*, Gar nichts versteht er und viel liest er, Spottwenig trinkt er und viel isst er, Kurz: so ein schofler, fahler, trister" u. s. w.

Schopenhauers bündige Erklärung: der Ph. ist der ἄμουσος ἀνήρ (Reclam 4, 385). Die biblischen Scherze liessen sich natürlich ins Unabsehbare vermehren, über Burschikos-Theologisches, Pastörliches, protestantischer Volkshumor laufen durcheinander. Burschikos ist die Verbindung in der Salinde, S. 181 „schelmischen Philister und betriegerischen Gergesener"; doch auch ein Nichtstudent konnte die Karten das Buch der (vier) Könige nennen (Kindermann 1644; Voss, Gedichte 4, 140, vgl. Crailsheim, S. 516), und die Redensart „nach Bethlehem gehn" habe ich von einem thüringischen Hausknecht gehört (Richter 2, 2 „zu Betlehem auf den Federmarckt"; Picander, Gedichte 2, 470 „nach Betleheim sich zu verfügen"; Jungfer Robinsone, S. 83 „sich . . nach Bethleheim verfüget"). — S. 64 *-age*: „Freyage" Singspiele ed. Bolte S. 132. „Spendaschen" Weise, Überflüss. Gedancken *A* 6²; „Spendasche" und „Spentasche" Jungfer Robinsone, S. 37, 82. Nd. „Kledasche" u. s. w. wie „Spermang" u. s. w. — S. 68 *sine* vgl. Keil, Lieder, S. 153 „Sauffen *absque* Complimenten".

(Die umfangreicheren Bemerkungen und Nachträge zum Wörterbuch wird das nächste Heft dieser Zeitschrift bringen.) Erich Schmidt.

Östnordiska och latinska Medeltids ordspråk. - Peder Lales ordspråk och en mötsvarende svensk samling. I. Texter med inledning utgivna av Axel Kock och Carl af Petersens. Kobenhavn 1889 bis 1894. S. VIII. 148. 283. — II. Kommentar av Axel Kock. Kobenhavn 1891—92. S. IV. 445. 8°.

Unter dem Titel Ostnordische und lateinische mittelalterliche Sprichwörter bringt diese dankenswerte Publikation des Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur im 1. Teile 1. eine sorgsame Ausgabe der unter dem Namen Peder Lales bekannten lateinisch-altdänischen Sprichwörtersammlung, die um 1500 allgemein als Schulbuch gebraucht ward. Es ist hier der Druck der ersten dänischen Ausgabe von 1506 zu Grunde gelegt und mit den Varianten von 1508 und 1515 begleitet. Zweitens ist die altschwedisch-lateinische Sprichwörtersammlung einer Handschrift in Uppsala (No. 405, Palmsköld) genau zum Abdruck gebracht. — In der Einleitung zum 1. Bande hat Herr A. Kock über die alten Drucke und Handschriften der Sammlung Peder Lales gehandelt, das wichtigste über die Lautbezeichnung in den Handschriften hervorgehoben, die Anordnung der Sammlung und verwandte Sprichwortbücher untersucht und die Frage nach dem Urheber des in Dänemark und Schweden verbreiteten Werkes aufgeworfen. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist, dass derselbe in der That Peder Lale (Petrus Laglandicus geheissen haben wird, dass er den Zunamen Legista führte, weil die ersten Sprichwörter das Wort lex enthalten, und dass er wahrscheinlich Geistlicher oder Schulmann, vermutlich beides, war. Annehmbar scheint, dass er Probst von Röskilde gewesen und im 14. Jahrhundert gelebt hat. Wir heben aus der Einleitung noch die Betrachtung über die Form der nordischen und der lateinischen Sprichwörter hervor. Bibliographisches und ein Verzeichnis (von C. v. Petersens) der gedruckten schwedischen Sprichwörterlitteratur schliessen diesen Band. — In dem zweiten giebt Hr. A. Kock einen sehr wertvollen Kommentar sowohl zu der altdänischen als der altschwedischen Sammlung; für den lateinischen Teil beider wünscht er die Behandlung durch einen lateinischen Philologen, von der er trotz des äusserst barbarischen Lateins nicht uninteressante Ergebnisse erwartet. K. W.

Český Lid (Böhmisches Volk). Band III. Heft 6 und Band IV. Heft 1 und 2 (S. 481—591 und 1—192). Prag, 1894. 8°.

Kennzeichnend für diese Zeitschrift, über die wir zuletzt Jahrg. 1894, S. 224 f. berichtet haben, sind die ausführlichen Mitteilungen über Hausindustrie, sowie über Bau und Ausschmückung des böhmischen Hauses und Hofes: die vorliegenden Hefte bringen wieder einschlägige Texte und Abbildungen, z. B. über Verzierungen der Peitschenstiele bei Mährern und Slovaken, der Stühle, Särge; über Hausweberei, nationale Stickmuster, Hauben (sogenannte Colombinen u. s. w. Dann eingehende Schilderungen volkstümlicher Bräuche, zumal Hochzeitsbräuche, Maifeiern, Pfingstumzüge, Erntefeste, Tänze aus älterer und neuester Zeit: hier sei nur der Umzug mit der Perchta am Abend vor dem Dreikönigsfest in der Budweiser Gegend genannt: eine Prozession von 17 Personen, voran der „Bohrer" mit Bohrer und Laterne, dann der „Husar", der die „Perchta" antreibt: sie selbst in weissem Laken, mit einem Pferdekopf auf hoher Stange, behängt mit Schellen: um sie vier oder fünf „Ziegen", ähnlich ausgestattet, nur statt eines Pferdekopfes Bocksköpfe: hinter ihnen vier Sänger (genannt Vater, Mutter u. s. w.) und vier Spieler: zuletzt der „Borstenmann", der die Gaben einsammelt: man singt und tanzt, neckt die Hofleute u. s. w.: der letzte Umzug fand 1891 statt. Urkundliche Mitteilungen betreffen namentlich Auszüge aus Hexenprozessen des XVI. Jahrh. in Kuttenberg, Schilderung der ökonomischen Lage des frohnenden Volkes in der Podiebra der Herrschaft im XVIII. Jahrhundert u. a. Texte alter Weihnachts- und Dreikönigsspiele werden abgedruckt, denen sich Untersuchungen über das Repertoir der Puppenspiele, zumal über dessen Räuberdramen anreiht: ein Studium über Alter und Verbreitung des Stoffes von der blühenden Gerte (des Aaron, des Premysl u. a. kann als Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde gelten: ausserdem ein Studium über den Veles (altböhmischer Dämon) u. a.

Aus den bibliographischen Angaben heben wir nur den erschöpfenden Jahresbericht über böhmischen Folklore für 1892 hervor: den gesamten archäologischen Teil übergehen wir und verweisen nur noch auf den ebenfalls charakteristischen Zusammenhang der Aufsätze im Český Lid mit lokalen Ausstellungen und der grossen ethnographischen Ausstellung, die für 1895 geplant ist: die Aufsätze sind oft aus denselben hervorgegangen oder bereiten auf dieselben vor, wie u. a. der Aufsatz von Zíbrt über altböhmische Holzkirchen, von Adámek über alte Volksrechenbücher u. dgl. m. So rechtfertigt die Zeitschrift ihren Titel vollständig: sie ist dem Volke gewidmet und schöpft fast nur aus seinen eigenen reichen Beständen.

A. Brückner.

Jak se kdy v Čechách tancovalo. (Wie man je in Böhmen getanzt hat. Geschichte des Tanzes in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slovakei seit den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit mit besonderer Beziehung auf Geschichte des Tanzes überhaupt.) Von Dr. Č. Zíbrt, mit 136 Illustrationen. Prag, Šimáček 1895. XX, 391 und XXXII Ss. 8°.

Dr. Č. Zíbrt, Privatdocent für Kulturgeschichte an der böhmischen Universität in Prag, entwickelt eine ausserordentliche Thätigkeit: er ist zwar erst seit 1888 litterarisch hervorgetreten und vermag bereits so viele und so vielerlei Arbeiten aufzuweisen, dass dieselben, auch wenn verteilt auf mehrere Verfasser, immer noch für jeden eine ganz respektable Leistung bedeuten würden. In der Zeitschrift haben

wir mehrfach diese Arbeiten, die Leitung des Český Lid, Geschichte der Trachten in Böhmen u. a. hervorgehoben; seine zahlreichen Neudrucke (altböhmisches Kochbuch; Vetters Beschreibung von Island aus dem Jahre 1613; altböhmisches Rätselbuch; Zunftbuch vom Jahre 1630 u. a.), seine Einzelbeiträge (Geschichte des Schachspieles in Böhmen; Jagdaberglauben; Tischbräuche; Spiele; Bier und Brauerei u. a.), sowie eine ausführliche Bearbeitung altböhmischer Festbräuche haben wir dabei gar nicht genannt; wir verweilen dafür bei seiner letzten grösseren Publikation, die schon durch ihre äusserst luxuriöse Ausstattung, namentlich durch die zahlreichen, trefflichen Illustrationen den Leser besticht.

Diese Geschichte des Tanzes in Böhmen zerfällt in vier Bücher: das erste, kürzeste, handelt über die Anfänge; das zweite ist dem XIV. und XV. Jahrhundert gewidmet, stellt dar die verschiedenen Musikinstrumente, die Stellung der Prediger und Moralisten, den Veits- und Totentanz, Bauern- und Herrntanz, Schwert- und Fackeltänze. Das dritte Buch bespricht die Verhältnisse bis zur Mitte des XVII. Jahrh., zuerst wiederum die Anfeindungen, denen der Tanz in der Litteratur ausgesetzt ist, besonders werden abgedruckt handschriftliche Traktate, die in der böhmischen Brüdergemeinde gegen den Tanz kursierten, dann das Büchlein des S. Lomnický vom Tanze 1597), welches verschollen schien, nachdem es einmal von Waldau in seiner Geschichte des böhmischen Nationaltanzes (1861) citiert worden war, sowie die vorher ganz unbekannte Schrift des Tob. Mouřenín über die Schminke der tanzgierigen Mädchen und Frauen (1594); die Tanzverbote, die zumal von den Landtagen ausgingen; wo, wann und wie man tanzte; Volkstänze; modische Tänze und Ballette; die Volkserzählungen vom Zaubertanze (altböhmische Bearbeitungen des Thema „Mönch im Dornbusch", welches Bolte eingehend ausgeführt hat; Abdruck der böhmischen Übersetzung des Albrechtschen Gedichtes, von 1604, desselben Tob. Mouřenín), von gespenstischen und Teufelstänzen; Überlieferung von der tanzenden Sonne; über Tanz in Sprichwort und Rätsel; Musik und Musikanten. Das vierte und ausführlichste Buch (S. 242—391) ist der Neuzeit gewidmet: was Moralisten gegen den Tanz einwenden; Tanzverbote; Modetänze; Tanzmeisterzunft in Prag; Volkstänze; Redouten und Bälle; die ersten böhmischen Bälle und deren soziale und nationale Bedeutung; über die Polka, Geschichte und Verbreitung derselben; Aufzählung, in alphabetischer Folge, aller gebräuchlichen Volkstänze in Böhmen; in Mähren; in Schlesien; in der Slovakei, alle von erstaunlicher Fülle; Nachträge über Musik. In den Anhang sind Anmerkungen, Citate u. dergl. verwiesen.

Das Buch ist in erster Reihe für ein grösseres Publikum bestimmt, daher Ton und Breite der Darstellung; aber auch der Kultur- und Litterarhistoriker wird hier Belehrung und Anregung, durch Sammlung von allerlei Angaben, Abdruck verschollener Sachen u. s. w. in reichem Masse finden. Einwendungen gegen einzelnes wollen wir hier nicht erheben; wir möchten hier nur darauf verweisen, dass, wenn der Verf. für das XIV. Jahrh. z. B., das Collectum de chorea contra corizantes et ovizantes des Prager Predigers Konrad Waldhauser, das wir handschriftlich kennen, eingesehen hätte, er für die folgenden Jahrhunderte, für einen Lomnický u. a., die Waldhausers Argumente nur wiederholen, sich hätte kürzer fassen können; ausserdem verdienten Angaben polnischer Schriftsteller des XVI. und XVII. Jahrh. über Tänze und Tänzer, die sich mit böhmischen Verhältnissen vielfach eng berühren, noch mehr herangezogen zu werden; übrigens wird jede neue Publikation böhmischer Texte, z. B. das von Bolte veröffentlichte böhmische Flugblatt vom Nemo aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrh., die Angaben vermehren und ergänzen helfen.

Aber auch so ist der vom Verfasser zusammengebrachte Stoff von ausserordentlichem Reichtum: namentlich muss man über die Fülle moderner Volkstänze - jede Gegend hat ihre besonderen — geradezu staunen Die Sammlung und Sichtung des Stoffes macht dem Verfasser, die glänzende Ausstattung des Buches der Prager Druckerei alle Ehre. A. Brückner.

Wisła (Die Weichsel, geographisch-ethnographische Monatschrift, polnisch). Band VII. Warschau 1893. 803 Ss. gr. 8°. Mit Vollbildern und Illustrationen.

Über die früheren Bände dieses zeitlich ersten folkloristischen Organs bei den Slaven, das bald Nachahmung unter Russen, Böhmen und Kleinrussen gefunden hat, berichteten wir mehrfach früher (zuletzt Zeitschr. 1893, 115). Der Inhalt des neuen Bandes übertrifft noch die vorausgehenden an Menge und Vielseitigkeit des Stoffes. Allgemeineres behandelt der Artikel von L. Krzywicki über die Rolle der Tierwelt in der primitiven Kultur, wo neben treffender Charakteristik des Wandels dieser Rolle (Verehrung der Tiere überhaupt, Schlangen etc.: Verehrung der Urtiere, Schlangenkönig etc.: Tiere bloss Begleiter der Gottheit eine sinnreiche Hypothese zur Erklärung des Totemismus vorgetragen wird: dann die Artikel von H. Biegeleisen und Wł. Bugiel: ersterer über die Spuren, welche alter Mädchenraub in den Hochzeitsbräuchen aller Völker und Zeiten hinterlassen hat: letzterer sammelt alle Varianten des Märchens vom Geschwistermord und der denselben verratenden Pfeife u. ä. und versucht die Kulturstufe zu charakterisie en, der dieses Motiv entwachsen konnte: zuletzt handelt J. Witort über Morgengabe, Bedeutung, einstige Verbreitung und heutige Reste derselben.

Von Beiträgen zur polnischen Volkskunde speciell sind zu nennen mehrere Beschreibungen von Hochzeitsbräuchen aus verschiedenen Gegenden, mit mancherlei Reden und Liedern: Kinderspiele, Sagen u. a. Das wichtigste liefert K. Matyas, „Unser Dorf", der innerhalb eines engen örtlichen Rahmens die phantastische Welt, das übersinnliche, was davon in den Köpfen der Bauern seines Heimatsdorfes lebt und webt, anziehend charakterisiert: dann der Pfarrer A. Pleszczynski, welcher über die sog. Kozaren, einen Bauernadel mehrerer Pfarreien im Żukower Kreise (Kgr. Polen), mazurischer Abkunft, über ihre Sprache, Sitten, Aberglauben, interessant berichtet Dann Angaben aus alten Inventaren u. dgl über Kleidung und Nahrung: Beschreibung von Werkzeugen der Hausindustrie: Rechtsbräuche: Krippenspiele u. s. w.

Die Übersetzung des Töppenschen Werkes über Glauben und Märchen der Masuren ist in diesem Bande vollendet und begonnen die Übersetzung der Hochzeitsbräuche aus Wielona, welche Juszkiewicz litauisch geschildert hatte. Zur litauischen Volkskunde bringt der Band auch originale Beiträge, von J. Kibort, über das samogitische Zeidlerrecht, Proben von Volkshumoristik, Traditionen u. a. Kleinere Beiträge aller Art betreffen einzelne Sprichwörter, populäre Stoffe (vom Judenkriege, wie sie durch ein Leinfeld schwimmen, als wär' es ein Meer: vom Hundekönig), Namengebung, Volksmedizin u. dergl. m.

Jedem Hefte ist eine ausführliche Bibliographie, Anzeigen und Inhaltsangaben von Zeitschriften, Auszüge aus Zeitungen u. dgl. beigegeben.

A. Brückner.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 26. Januar 1895. Herr Oberlehrer Dr. H. Lübke, der an Ort und Stelle griechische Liebes- und Tanzlieder gesammelt und seine Sammlungen aus fremden vermehrt hat, teilt eine grosse Zahl von ihm herrührender poetischer Übertragungen mit und knüpft daran Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der Lieder. Ihre Süsse und Lieblichkeit fiel auf, dazu ihr blühender Ausdruck, wodurch sie sich von dem zwar nicht minder innigen, aber doch im ganzen herberen deutschen Volkslied unterscheiden. Es liessen sich auch nur wenige Parallelen finden, doch sei auf die Forderung unmöglicher Dinge und das Verschliessen des Geliebten im Herzen hingewiesen. Auch in den Balladen fanden sich Übereinstimmungen, und der Vortragende glaubt an Übermittelung nordischer Stoffe durch die Waräger. Herr Lübke beabsichtigt, seine Übersetzungen als Buch zu veröffentlichen. Der Schriftführer verlas den von Herrn Geheimrat Weinhold zusammengestellten Jahresbericht, aus dem hervorzuheben ist, dass eine Anzahl von Magistraten deutscher Städte dem Vereine beigetreten ist. (Ihre Zahl hat sich inzwischen in erfreulicher Weise vermehrt.) Der Schatzmeister, Herr Bankier Alex. Meyer Cohn gab über den Stand der Kasse Auskunft. Er ist Dank der Unterstützung des königl. preussischen Unterrichtsministeriums ein günstiger. Zum Schlusse fand die Wahl des Ausschusses statt, in den abgeordnet wurden die Herren Bartels, Bastian, Friedel (Vorsitzender), Frl. Lemke, Herren Moebius, Mielke, Erich Schmidt, Voss, Walden, Goerke, Lübke, Zupitza.

Freitag, den 22. Februar 1895. Frl. Lemke sprach über Gräberbeigaben und Weihgeschenke. Der Grundgedanke solcher Beigaben ist, dass man dem Verstorbenen den Aufenthalt im Jenseits erleichtern möchte; man giebt ihm daher dazu dienliche Sachen oder auch blosse Abbilder davon mit. Spendet man eine grössere Anzahl gleichartiger Gegenstände, so mögen dabei die Besitzverhältnisse der Angehörigen oder ihre Zahl oder sonstige Beweggründe ähnlicher Art massgebend gewesen sein. Gewisse Gegenstände, wie z. B. glatte Steinchen, puppenartige Figuren, sind bisweilen wohl als Kinderspielzeug, bisweilen aber auch als Amulette aufzufassen. Die Vortragende gab eine systematische Übersicht über die Begräbnisweisen der verschiedenen Länder und Völker und knüpfte daran Vergleiche mit noch üblichen volkstümlichen Bräuchen. Darauf legte Herr Prof. Dr. Frey ein Pala (vor dem Altar hängende Platte) benanntes Stück aus Bronze mit Emaileinlage vor. Es gehört dem Herrn Minister Friedberg und ist ihm vom hochseligen Kaiser Friedrich geschenkt worden. Es handelt sich um eine oblonge, ungefähr 1 *m* lange Platte, die mit einem etwa $^1/_3$ *m* hohen Rande umgeben ist. An diesem zieht sich ein augenscheinlich modernes Ornament hin. Das innere Feld ist durch Säulen, die Rundbogen tragen, in fünf Nischen eingeteilt, welche die Mutter Gottes nebst den vier Evangelisten enthalten, jene in byzantinischem Stil, diese bereits in freieren, an die Antike sich lehnenden Formen. Man musste das Werk demnach ins 11. oder 12. Jahrhundert setzen. Aus dem Umstande, dass die Säulen nicht senkrecht stehen, und der sinnlosen Zerreissung eines Spruchbandes schloss der Vortragende, dass die Komposition ursprünglich für ein rundes Gefäss bestimmt gewesen sei. Mit Hilfe der lateinischen Inschrift stellte er fest, dass ein Erzpriester Gotofredus von S. Ambrogio in Mailand der Besteller war. Er lässt sich in den Jahren 1116—27 urkundlich nachweisen und hat für die Krönung Kaiser Konrads II das Original dieser sogenannten Pala anfertigen

lassen. Es hat sich im Domschatz zu Mailand wiedergefunden und ist ein aus Elfenbein geschnitztes, kegelförmiges Weihwassergefäss, das bei der Nachbildung in Bronze gewissermassen aufgerollt wurde. Älter ist nur das Weihwassergefäss des Aachener Domes.

Freitag, den 22. März 1895. Herr Geheimrat Prof. Dr. W. Schwartz sprach über Reste urdeutschen Volkstums in den Havellandschaften. Er ging davon aus, dass im ganzen Westhavelland, im nördlichen Teil der angrenzenden Zauche, sowie in den Jerichowschen Kreisen die Kröte Muggel, Äkschemuggel, Äkschehuggel, Akschemugge, Akschemotje genannt wird, der Regenwurm Pierlauke d. i. Pierlork. Diese Namen sind anderwärts nicht gebräuchlich. In denselben Gegenden war bis in die 60er und 70er Jahre noch der Glaube an die Frau Harke (Harfe, Arche) lebendig. Sie sondern sich dadurch als eine eigene Provinz aus, und zwar sind es die Striche, in denen zum Teil schon vor Albrecht dem Bären, zum Teil seit seiner Zeit Slawen und Deutsche vermischt sassen. Das Land ist von Wasser und Sümpfen umgeben und dadurch abgeschlossen. Es hat ursprünglich deutsche Bevölkerung gehabt, die es dann aufgab, sodass die Wenden eindringen und es slawisieren konnten. Aber ein Rest deutscher Bevölkerung ist zurückgeblieben, und auf ihn ist urdeutsches Volkstum dort zurückzuführen, nicht auf die niederländischen und flandrischen Kolonisten, die Albrecht der Bär und schon sein Vater herbeizogen. Denn sie wurden nicht im ganzen hier in Betracht kommenden Landstrich, sondern nur in der Altmark, Priegnitz, den Jerichower Kreisen zwischen Havel und Elbe bis hinunter nach Zerbst und Anhalt angesiedelt. Der Einzug neuer germanischer Bevölkerung hat nur die Kraft der unter den Wenden zurückgebliebenen Germanen wieder gestärkt. Denn in den Niederlanden und Flandern sind jene Benennungen und die Frau Harke unbekannt. Die Debatte drehte sich hauptsächlich um die Namen des Regenwurms und der Kröte. — Herr Dr. F. Weinitz legte eine Anzahl von Werken der japanischen Kleinkunst vor, namentlich Knöpfe mit eingelassenen Metallplatten, worauf figürliche Darstellungen: kleine Holzmasken, Bronzegegenstände. Er erläuterte ihre Beziehungen auf Mythen und Sagen. Auch Photographien und ein japanisches Werk mit landschaftlichen Ansichten hatte er ausgelegt. Herr Prof. Lange knüpfte Bemerkungen an und verwies namentlich für die japanische Malerei auf die Werke von Andersen. — Auf eine Anfrage des Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Weinhold, wegen der Hillebille gab Herr Bankrepräsentant Walden Nachträge zu dem Aufsatze von R. Andree in dieser Zeitschrift 5, 103 ff.

Max Roediger.

Berichtigungen.

In dem Verzeichnis der Mitarbeiter, welches dem vierten Bande beigegeben ward, ist durch ein unliebsames Versehen ausgelassen:

Prato, Stanislaus, Dr. Prof. am K. Lyceum zu Sessa-Aurunca, Prov. Caserta, Italien.

Herr Fr. S. Krauss in Wien, ist Dr. phil., nicht Dr. med.

In dem Artikel des Herrn Dr. L. Fränkel, Bd. IV. 327—329 sind folgende Fehler zu verbessern: man lese S. 327, Z. 12 drinen: Z. 16 es: Z. 23 Marekt: S. 328, Z. 2 Schweine-Igels: Z. 17 Steine: Z. 18 Zäserchen: Z. 21 Kelbraischē: Z. 25 Uberschlag: Z. 26 wolle: Z. 27 einen: Z. 29: 101, Z. 30 andre: Z. 35 Nahmen: Z. 38 dunckel: S. 329, Z. 2 den Fusse: Z. 3 genante: Z. 13 Dorf: Z. 17 Oeffnungen: Z. 21 wieder; Z. 29 Gegen; ebd. hand.

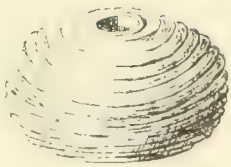
In dem Referat des Herrn Prof. Dr. Fr. Stolz über Schnellers Beiträge II, Bd. V. S. 109 f. ist zu verbessern: S. 109, Z. 8 von unten lies conus statt conns. S. 110, Z. 20 v. o. l. Pflun st. Pfliu, S. 110, Z. 36 v. o. l. mn statt mm.

1.

3.

2.

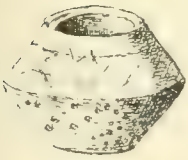
4.



5.

6.

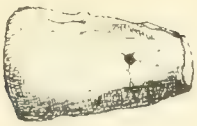
18.



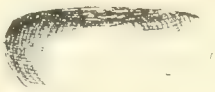
7.

8.

9.



10.

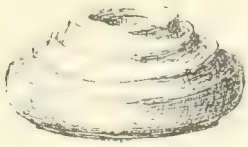


13.

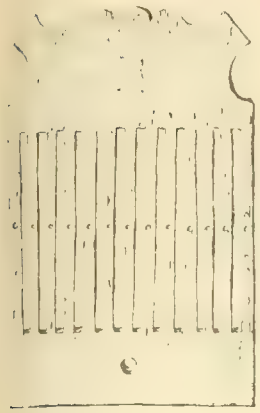
12.

11.

14.

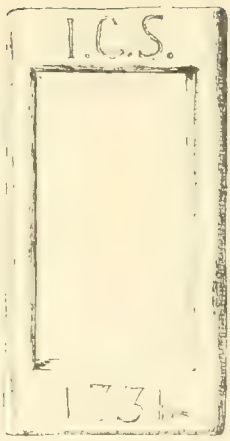


15.



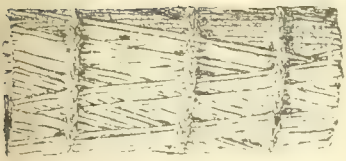
20.

17.

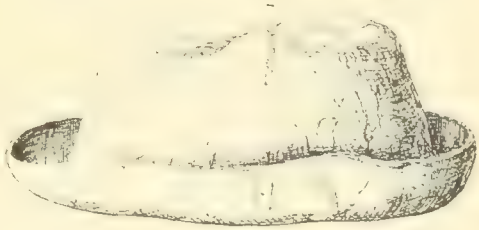


16.

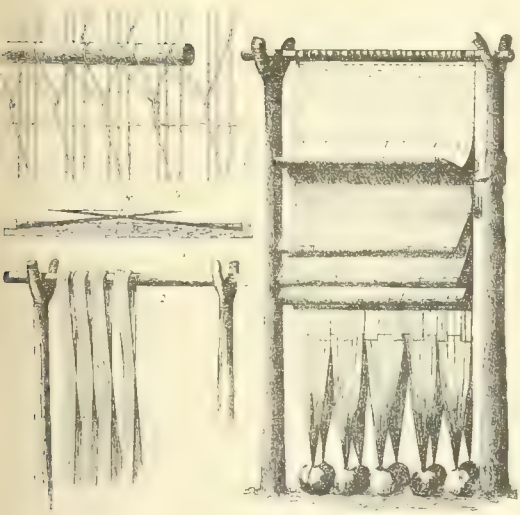
19.



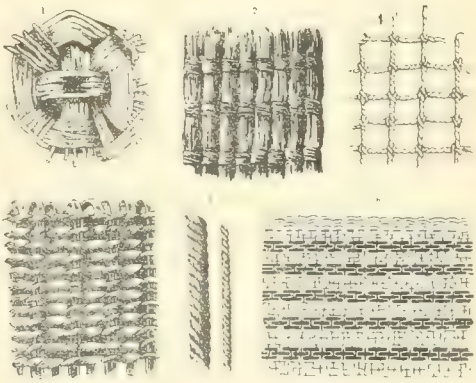
21.



22.



23.



Die Sage von dem Begräbnis König Erik Ejegods von Dänemark auf Cypern.

Von **H. F. Feilberg.**

Durch die Anfrage eines Freundes wurde vor einiger Zeit meine Aufmerksamkeit auf die Erzählung Saxos von dem Tode und Begräbnis des dänischen Königs Erik Ejegods gelenkt. Die Worte lauten (Müllers Ausg., S. 613) 1. „Cyprum contendit. Cujus insulae natura adeo quondam tumulorum impatiens fuit, ut mandata sibi interdiu corpora proxima nocte rejiceret. Hic rex, febri implicatus, quum vicinum sibi fatum adesse cognosceret, apud celeberrimam Cypri urbem corpus suum funerari petivit, praefatus, tellurem aliorum cineres respuentem suos quietius habituram. Igitur pro voto tumulum nactus, corporis sui beneficio vetustam humi indignationem repressit, eamque, humanis ante cadaveribus reluctantem, non solum suae, sed etiam alienae sepulturae patientem effecit." So weit Saxo. Aus dem Chronicon Sialandiae (Script. Rer. Dan. II. 606) ziehe ich einige Zeilen herbei: „Interim imminente termino tanti viri laboris, correptus febre diem sui transitus . . . assistentibus praedicebat, locum eis assegnans, quo humari optabat. Intuentibus his loci importunitatem et affirmantibus, neminem ibi sepeliri posse, ait: „domini est terra, qui etsi inde me projecerit extra coemeterium sepelite." Regis sermo adimpletur. Die, qua praedixerat, moritur; ubi optavit, sepelitur, et factus est in pace locus ejus. Mirabile miraculum; locus ille, qui omni mortuo illocalis antea extitit, rege sepulto, cujuslibet sepulturae de caetero satis aptus apparuit."[1])

Noch erlaube ich mir Dr. E. Müllers Anmerkung zu der Erzählung Saxos beizufügen: „Narrat Villibrandus Oldenburgensis, anno 1211 ad terram sanctam profectus (in Leonis Allatii Symmictis, p. 143), in Cypro daemones quavis nocte cadavera humo condita ejecisse et in domos retulisse, donec imperatrix Helena, cum cruce Christi ad insulam appulsa, ope sanctae crucis insultus daemoniacos avertisset."

Den Bericht von Villibrandus habe ich nicht nachschlagen können, kann aber an der zuverlässigen Wiedergabe seiner Erzählung nicht zweifeln.

1) cfr. H. Olrik, Danske Helgeners Levned, S. 120, Uebersetzung der, von G. Waitz publizierten, ungedruckten Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward (Göttingen 1858).

Wo der Keim dieser Sage zu finden sei, und wie sie gross gewachsen, weiss ich nicht. Einige neuere Varianten derselben mögen vielleicht einiges Interesse haben.

Im Chronicon sind die Ausdrücke unbestimmt: „es kann auf Cypern niemand begraben werden“; Saxo in seiner gezierten Sprache sagt: „die Natur der Insel habe vormals in dem Grade Gräber nicht geduldet, dass sie die ihr anvertrauten Leichen in der nächsten Nacht ausgeworfen habe.“ Willibrand giebt die deutlichere Erklärung, es seien persönliche Wesen, daemones, welche die Leichen ausgeworfen und in die Häuser zurückgebracht hätten.

Bloss im Vorbeigehen notiere ich: was die Sage südlicher Länder der Kaiserin Helena und dem Kreuze des Erlösers zuteilt, wird hier der Kraft der sterblichen Reste des frommen dänischen Königs beigelegt.

Das vorliegende Motiv, dass die Erde den Frieden der Toten störe, oder dass Dämone Leichen aus der Erde hinauswerfen, gehört zu den selteneren im Vergleich mit dem anderen, dass Tote, ausser dem Kirchhofe beerdigt, sich nach dem geweihten Ruheplatze sehnen. Ich werde eine Reihe von Sagen mit jenem Motiv anführen. Verwandte Motive, die ich sonst angetroffen, füge ich bei, um das Bild klarer und farbenreicher zu machen.

2. Hr. Hartvig Limbek war ein sehr strenger Herr. Eine arme Frau hatte sich einst in seinem Walde ein wenig Holz gesammelt. Sie wurde auf frischer That ertappt und zu ihm gebracht, er liess sie peitschen. Da fluchte sie ihm, seine Unthat sollte gerächt werden, nach dem Tode solle er ohne Sarg in die Erde kommen. So wie sie gesagt, geschah es. Er starb und sollte auf dem Kirchhofe von Gaardslev beerdigt werden; als man aber den Sarg hinabsenken wollte, verschloss sich das Grab, und so oft man es auch versuchte, das Erdreich fiel stets zusammen, bis die Bauern die Leiche aus dem Sarge nahmen. Da war nichts mehr im Wege, und so wurde der stolze Gutsbesitzer begraben.

Thiele, Danske Folkesagn (1843) I, 125 (Jütland).

3. Eine alte „Auszüglerin“ (próventukona) hatte Streit mit den Dienstleuten und wurde von einem Knechte, namens Jón, öfters übel mitgenommen. Sie drohte ihm kurz vor ihrem Tode, dass sie sich dafür an ihm rächen werde. Jón verkam im Unwetter im Gebirge (varð úti), seine Leiche wurde später gefunden und begraben, über Nacht aber wurde das Grab aufgewühlt und der Sarg zerbrochen. Ein zweites und drittes Mal begrub man den Toten, immer wiederholte sich derselbe Spuk. Da that der Pfarrer endlich die Gebeine in einen Sack und legte diesen hinter der Kirchenthür nieder. — Neue Motive mischen sich jetzt in die Erzählung: eine Magd, Guðrún, holt in der Nacht den Sack mit Jóns Gebeinen, um als Wettlohn eine Schnupftabakdose und Tabak zu erhalten; der Tote erscheint ihr im

Traume und bittet sie, wenn die Toten in der Weihnachtsnacht alle in der Kirche versammelt seien, einer Frau mit einer roten Haube zu sagen: „vergieb dem Knochengerippe, das hinter der Kirchenthür liegt". So wurde alles wieder in Ordnung gebracht, die Magd hielt das Versprechen dem Verstorbenen, nochmals wurde die Bestattung der Gebeine versucht, und diesmal behielt das Grab die Leiche.

(Maurer, Isl. Sagen, S. 75, Arnasons Þjóðsögur I, 306.)

4. In der Stadt Baden war einst ein reicher Kornhändler, der den Armen während der Hungerszeiten manchen Sack Korns oft zur Hälfte bloss mit Spreu gefüllt verkaufte. Nach seinem Tode begrub man ihn stattlich auf dem Kirchhofe, aber die Erde wollte ihn nicht leiden. Jeden Morgen fand sich das Grab frisch aufgedeckt und der Totenbaum aus dem Grabe herausgeworfen. Zweimal hatte man ihn wieder beerdigt, da erkannte man die vergebliche Bemühung. Die Leiche wird auf einen Wagen mit Stieren bespannt gesetzt; die bleiben vor einer Grube im Walde stehen, und da wird der böse Mann in einem Spreuhaufen begraben.

Rochholz, Argauer Sagen II, 129. 357.

5. Die folgende Erzählung war mir nur aus zweiter Hand zugänglich:

Fra Filippo da Siena erzählt von Eltern, die einen kranken Sohn hatten, und da sie von Gott seine Genesung nicht erhalten konnten, suchten sie bei einer Zauberin Hülfe; diese übergab das Kindlein im Namen der Eltern dem Teufel. Anfänglich schien der Knabe besser zu werden, starb aber nach Verlauf dreier Monate. Er ward dreimal begraben und dreimal von der geweihten Erde des Kirchhofes wieder ausgeworfen. Geweihte Erde nämlich empfängt nur unwillig die Leichen der Verdammten. Zuletzt wurden die zerrissenen Glieder des Kindleins in einem Wäldchen in der Nähe des Kirchhofes umhergestreut gefunden.

Graff, Miti, Legende e Superstizione I, 300.

6. Mit den vorangehenden Sagen verwandt ist die folgende:

Die Hexe von Aristau wird an einer Hecke erhenkt gefunden. Nach Landesgebrauch sollte nun die Leiche des Nachts in einer Wüstung des Waldes begraben werden. Den Wagen, auf den man sie lud, brachte man nicht eher von der Stelle, als bis man, statt des vorgespannten Wucherstieres acht schwarze Rosse angeschirrt hatte. Da man nun gegen den Heiniweiher kam, erschien, trotz des hellen Mondscheines, alles Laub des Waldes schwarz, alle Zweige senkten sich zusammen gegen Wagen und Rosse und versperrten völlig den Weg. So blieb man abermals mit der Fuhre stecken. Endlich setzte sich der Kutscher auf die Leiche statt aufs Sattelross, und ritt sie solange, bis der Wagen zum Weiher durchgeschleppt war. Dort wurde die Hexe in ein Sumpfloch geworfen.

Rochholz, Argauer Sagen II, 171. 395.

7. Die Leichen der Heiligen sind bisweilen ein wenig anspruchsvoll. In der Nähe einer Stelle Four-mile-water in Wexford ist ein alter Kirchhof mit lauter Heiligen-Gräbern. Ursprünglich lag der Kirchhof jenseits des Flusses, es wurde aber die Leiche eines schlechten Menschen unter die der Heiligen bestattet; die Folge davon war, dass der ganze Kirchhof nach der anderen Seite während der Nacht umzog, der Verbrecher wurde einsam zurückgelassen. Man hätte glauben sollen, fügt der englische Mitteiler hinzu, es wäre leichter gewesen, den bösen Körper zu entfernen; die Heiligen zogen aber vor, alles mit Aufwand zu vollbringen.

Yeats, Fairy and Folk Tales of the Irish Peasantry (1888), S. 214.

8. Joa. Moschius in der Prakt. Spiritualis, Cap. 88 und Evagrus Pontensis L. 4, Cap. 35 gedenken eines heiligen Einsiedlers Thomas, der mehrere Male seinem Grabe entlief, weil man ihn neben einige unfromme Menschen beerdigt hatte. Vgl. auch Mone, Anzeiger 1839, S. 536, No. 72.

Wolf, Niederl. Sagen, S. 684. 156.

9. Ein böser Vogt wird auf dem Kirchhofe begraben. In der nächsten Nacht, als der Glöckner in seiner Stube schlief, erhob sich auf dem Kirchhofe ein gewaltiger Lärm und eine Stimme rief durch das Fenster: „Wirf dein Grabgerät heraus, wir wollen es haben!“ Der Mann war so erschrocken, dass er dem Befehle Folge leistete, und nun begann ein fürchterliches Graben und Schaufeln, und hinterher erhob sich ein Sturm, der die ganze Kirche erschütterte. Als es still geworden war, wagte der Glöckner hinauszugehen; das Grab des Vogtes war leer. Er bestieg eine Anhöhe; im Norden war inmitten eines Waldes ein heller Feuerschein, wie von einem grossen Scheiterhaufen zu sehen . . . . . Am nächsten Tage sah man zwischen zwei Eichen eine Eisenstange liegen, an welcher die verkohlten Überreste eines menschlichen Körpers hingen und unter der Stange war eine gewaltige Grube, welche deutliche Spuren aufwies, dass in ihr ein mächtiges Feuer gelodert hatte.

Gering, Islendzk. Aefentýri II, 91.

10. Ein General, Besitzer von Odersberga in Schweden, musste doch am Ende, wie trotzig er auch war, sterben. Zuerst wurde er in der Kirche begraben, von dannen kehrte er aber in sein Haus zurück mit Sarg und allem. Nachher bestattete man ihn auf dem Kirchhofe; umsonst, er kam wieder. Darnach wurde er nach Barnahöl in der Nähe geführt; dort pflegte man solche widerspänstige Tote zu versenken; denn du verstehst wohl, Barnahöl ist ganz bodenlos. Sobald aber der Sarg hineingeworfen worden war, wurde aus der Tiefe gerufen: „Wir wollen den General nicht hier!“ und augenblicklich schwamm der Sarg wieder herauf. Nun öffnete man den Sargdeckel und legte schwere Steine um die Leiche, dass der Sarg unmöglich mehr schwimmen konnte; aber es half nicht das geringste, der Sarg kam wiederum herauf und der General kehrte in sein Haus zurück.

Niemand wusste mehr Rat, doch ein „kluger Mann" wurde geholt, der liess den General in eine Wiese, zu Odersberga gehörend, begraben und ihm einen Pfahl durch den Leib schlagen. Jetzt musste er ruhig im Grabe bleiben. E. Wigström, Folkdiktning II, 108 (Schweden).

11. Eine Verbrecherin wurde gerädert, ihre Familie bewog vier Personen, deren einer mein Urgrossvater nach der Sage gewesen sein soll, sie zu begraben. Bei Nacht nahmen sie die Leiche vom Rade herab, um dieselbe auf dem Kirchhofe zu beerdigen. Es überstieg aber ihre Kräfte. Am Zaune des Kirchhofs angelangt, wurde die Leiche so schwer, dass es ihnen beinahe unmöglich wurde sie zu erheben, und als sie die Tote über den Zaun zu führen versuchten, wurde es ihnen, wo sie auch hinkamen, gewehrt, bis sie nach der Ecke kamen, wo die Selbstmörder begraben sind; da konnten sie die Leiche hinüberbringen und dort wurde sie verscharrt.
Skattegraveren X, 188 (Jütland).

12. Eine Frau in einem Kirchspiele auf dem Lande in Norwegen nahm sich selber das Leben. Es geschah früh im Jahre, und man war gezwungen, um dem Eise zu entgehen, nach dem Skejsvik hinüberzurudern, dort wurde gelandet. Nachher wurde der Sarg nach dem Kirchhofe Opheims getragen; am Thore aber angelangt, war es den Trägern unmöglich, den Sarg hindurchzubringen; doch konnte niemand etwas sehen, das ihnen hinderlich entgegenträte. Dann versuchten sie den Sarg über die Mauer zu heben; auch umsonst, obschon sie alle mit gutem Willen arbeiteten. Dann rief einer von den Begleitern, indem er gewaltig fluchte, dass der Sarg hinüber müsste, ob auch der leidige Teufel ihn selber hinüberbringen sollte. Augenblicklich war alles, das ihnen den Weg versperrte, fort, der Sarg kam ganz leicht hinüber.
Th. S. Haukenäs, Natur, Folkeliv, Folketro IV, 504.

13. In Enslöf ist ein Widder lebendig unter dem Fundament der Kirche begraben worden. Ein solches Tier, der Schutzgeist der Kirche, wird „Kyrkegrime" genannt und wird oft von Menschen gesehen; er bestraft Personen, welche sich in der Kirche ungebührlich betragen haben und jagt zudem aus dem Kirchhofe alle „Myringar", d. h. ermordete Personen oder Kindlein, die ohne kirchliche Weihe begraben worden sind. Dieselben müssen demnächst als Nachtraben (Gerippe, die einen knarrenden, kreischenden Laut von sich geben) umherflattern.
Hofberg, Några Drag ur det forna Skogsbygarelifvet i Halland (1880—81), S. 32 (Schweden).

14. Noch muss hierzu eine irische Sage gefügt werden: Auf der Insel Inismurray sind zwei Kirchhöfe, einer für Männer, ein anderer für Frauen. Es ist allgemeiner Volksglaube, dass, wenn eine Frau zufälligerweise in dem Hofe der Männer bestattet werden sollte, so würde die Leiche bei

Nacht durch unsichtbare Hände nach dem der Frauen geführt werden, und so umgekehrt. Folklore V, 161.

Wenn ich nun auf diese Sagen zurückblicke, so bleibt das Hauptmotiv in allen dasselbe: der Todte, die Leiche, kann oder will nicht im Grabe verbleiben. Hier ist nicht von Wiedergängern, deren ruhelose Seelen keinen Frieden finden können, die Rede, sondern von den toten Körpern verstorbener Menschen, die freiwillig oder gezwungen ihr Grab verlassen müssen. Insofern ist hier eine gewisse Einheit. Wenn man dagegen um den Grund fragt, warum die Toten nicht ruhig liegen können, werden verschiedene Erklärungen gegeben. In einigen der Sagen (2. 3) ist es ein ausgesprochener Fluch, welcher das Grab den Leichen verschliesst, ein Motiv, das sehr häufig im Volksglauben ist, wo das gesprochene Wort in Segen oder Fluch unabwendbar in Erfüllung geht. In anderen (4. 5. 6) weigert sich das in des heiligen Gottes Namen geweihte, gesegnete Erdreich des Grabes den Sünder oder das Kindlein, welches dem Teufel übergeben ward, zu empfangen. Damit stelle ich die Sage (6) zusammen, wo selbst die Bäume des Waldes den Trägern des Leichnams der Hexe den Weg versperren. Ein drittes Verhältnis erscheint, wo der Heilige mit dem losen Gesindel, unter welches sein Körper begraben ist, unzufrieden, sich von seinem Ruheplatze unter ihnen entfernt (8), ein Motiv, das einen Ausdruck, der keltischen Phantasie würdig, in der Erzählung vom Umzuge eines ganzen Kirchhofes (7) findet. Demnächst sind es die Toten, welche die Polizeiaufsicht auf dem Kirchhofe selber besorgen, sie werfen aus und verbrennen den gottlosen Vogt (9); und in der dänischen Sage (11, cfr. 12) denke ich mir, dass es die gerechten Toten sind, die überall am Zaune der Verbrecherin den Zutritt zum Grabe wehren. Eigentümlich wird auch offenbart, welch ein böser, gottloser Bube der verstorbene General gewesen, indem selbst die schlechtesten von den Toten ihn in ihrer Mitte nicht ertragen (10); auch kann man sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn von der strengen Sonderung zwischen Männern und Frauen auf dem Kirchhofe die Rede ist (14). Zuletzt übernimmt „Kyrkegrimen" in der schwedischen Sage das Polizeiamt und jagt heimatloses Gesindel von den Wohnungen gesetzter Bürger fort (13). Diesen Sagen reiht sich nun die von Saxo und Willibrand mitgeteilte an (1), dass böse Geister, Dämone, jedem Toten einen Platz in dem Erdreiche Cyperns wehren. Ob diese nun eine morgenländische Wandersage ist, welche bodenfest auf Cypern geworden, oder ob sie derjenigen eine ist, die da, wo Christentum und Heidentum sich begegnen, zur Verherrlichung der siegenden Macht des Christentums entspriessen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Man könnte dann noch fragen, ob sich mit diesen verwandte Anschauungen auch unter anderen Verhältnissen finden. Ja freilich, ein paar habe ich mir notirt, andere mögen sich finden.

15. Eine Stelle nördlich in Hafnarfjall in Borgarfjarðarsyssel wird Hróarsskörð genannt. Dort ist ein Teich, von welchem man erzählt, er habe die Eigenschaft, dass, wenn jemand einen Stein hineinwerfe, er aus dem Teiche ans Land zurückkehre. Und wirft man zum zweiten Mal den Stein hinein, so fliegt er zurück und trifft und verwundet den Werfenden. Wirft man zum dritten Male, so kehrt er zurück und schlägt den Mann tot, der ihn hineinwarf. Arnason þjóðsögur I, 663.

16. Warum will das Wasser die Zauberinnen nicht sinken lassen? Die Vorstellung, die dem Ordale des „Hexenbades" zu Grunde liegt, findet sich bei Hincmar dahin entwickelt, dass das Wasser, geheiligt durch die Taufe Christi im Jordan, keine Verbrecher aufnimmt, wenn es darauf ankommt, sie zu entdecken.

Soldan-Heppe, Hexenprozesse I, 395, Grimm R. A. 923. 2.

Noch eine kurze Bemerkung sei mir erlaubt. In einer Sagensammlung, „Legends of the Lincolnshire Cars", wird von der Erde als einem lebendigen Wesen gesprochen. Diese Erzählungen scheinen mir das merkwürdigste und eigentümlichste, was je in meine Hände von neueren Sagensammlungen gelangt ist, und jeder Zweifel an ihre Echtheit muss durch die Publizierung in der Folklore von vorn herein abgewiesen werden. Leider ist sie in starkem Dialekt niedergeschrieben, sodass es einem Ausländer nicht ganz leicht ist, sich den Inhalt eigen zu machen. Neben der weit fortgeschrittenen englischen Kultur führen uns diese Erzählungen nicht nur in die von Nebel umschlossenen Sümpfe und Marschen des Lincolnshire, sondern unter Menschen, deren Denkweise und Aberglaube uns in die Nebel ferner Zeiten versetzt.

17. Wie ich dirs schon früher sagte, ich würde nicht, ob ich es auch wollte, dir alles erzählen können, was unsere Leute zu thun gewohnt waren. Mehr als in den anderen Zeiten des Jahres waren sie im Frühling mit ihren Bitten und Beschwörungen beschäftigt. Sie dachten, die Erde schliefe den ganzen Winter hindurch, und alle die Gespenster — du kannst sie nennen, wie du willst - sie machten während der ganzen Zeit nur böse Streiche, sie hatten nämlich nichts, womit sie sich auf den Feldern beschäftigen konnten und wurden darum besonders in der langen, finsteren Winterszeit gefürchtet, bereit wie sie waren und Gelegenheit suchend, Böses den Menschen zuzufügen. Wenn aber der Winter schwand, meinten die Leute, die Zeit wäre gekommen, die schlafende Erde zu wecken, und die Gespenster seien in Arbeit für die keimende Saat und die kommende Ernte. Im Spätjahre wurde die Erde wieder müde und schlief allmählich ein, und die Leute versäumten deshalb nicht allerlei Wiegenlieder (hushieby songs, an Herbstabenden auf den Feldern zu singen. Im Frühling aber gingen sie — die Leute natürlich, welche den alten Glauben hatten — auf alle Felder des Dorfes und nahmen ein bischen Erde von den Maulwurfs-

hügeln (a spud o' yarth fro' th' mools) und sprachen sonderbare Worte, welche sie selbst kaum verstehen konnten, und die durch hunderte von Jahren gesprochen worden waren. Jeden Morgen, wenn der Tag zu grauen anfing, standen sie an der Thürschwelle auf der Wache mit Salz und Brot in ihren Händen auf den grünen Nebel wartend, der sich mit der freudigen Botschaft erheben sollte, die Erde sei wiederum wach, das Leben kehre zu Bäumen und Pflanzen zurück, die Saat keime, der Frühling sei im Anbruch. Folklore II (1891), p. 260.

Aus dem Boden einer solchen oder ähnlicher abergläubischer, poetischer Naturanschauungen lässt sich leicht verstehen, dass Sagen, wie die angeführten, entspriessen konnten.

Askov bei Vejen, Dänemark.

Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen

(mit den einzelnen Ortsangaben).

Von **Wilhelm Schwartz.**[1])

Die folgenden Zusammenstellungen der noch jetzt üblichen volkstümlichen, aber meist alten Bezeichnungen für die Kröte, den Frosch und den Regenwurm in Norddeutschland beruhen weder auf litterarischen, den verschiedenen dialektischen Idiotiken entnommenen Zeugnissen, noch auf einer mechanisch (etwa durch allgemeine Fragebogen) vorgenommenen Enquete, noch sind sie das Resultat einer zufälligen, sondern einer im einzelnen wohl überlegten individuellen Recherche.[2]) Sie sind gewissermassen das sich organisch entfaltende und auf einzelne Korrespondenzen begründete Korrelat einer dialektisch-historischen Studie, welche sich allmählich an der Wahrnehmung entwickelte, dass, wie in der Sache selbst sich ein eigentümliches Stück Volkstum bekundet, so speziell in den landschaftlich verschieden hervortretenden „Gruppierungen der Namen jener Amphibien" noch fast durchgehends sich alte „Stammesverhältnisse" in besonderer Weise „wie in Zonen" abspiegeln, so dass neben anderen dialektischen

1) Mit einer Spezialkarte der Havellandschaften (Tafel IV).

2) Dass die Namen fast durchgehends alt, lässt sich teils durch historische Zeugnisse belegen, teils ergiebt es sich aus der Analogie entsprechender schwedischer, dänischer, englischer, angelsächsischer, sowie niederländischer Bezeichnungen derselben Tiere. Nur für die Frösche treten verschiedentlich moderne, zum Teil onomatopoietische Varianten wie Marxe, Quak, Röhle, Schäks (in Guben) u. s. w. auf.

Untersuchungen auch die mannigfachsten historischen Erörterungen und Schlüsse sich daran knüpfen liessen, und auch so eine möglichst umfassende Übersicht „im Interesse der Wissenschaft" wünschenswert erschien.

Die äussere Veranlassung zu jener Studie gab die Entdeckung, welche ich zufällig im Jahre 1893 machte und die auch seiner Zeit unsere Zeitschrift erwähnt hat[1]), dass nämlich im ganzen Havellande nicht weit von den Thoren Potsdams, wie die diesem Aufsatz beigefügte Karte zeigt, für die Kröte noch ein besonderer Name volkstümlich üblich sei, nämlich „Muggel", ein bis dahin litterarisch ganz unbekanntes Faktum. Bedeutsam wurde die Sache besonders noch, als sich bald feststellen liess, dass dabei von einer slavischen Reminiscenz aus der Zeit der Wendenherrschaft hierselbst nicht die Rede sei, vielmehr, da auch sonst auf deutschem Boden, wenngleich jenseits des Rheins, ein Analogon sich fand, indem an der Eifel wie am Oberlauf der Mosel und an der Nahe die Stammform „muck", von der „muggel" nur eine Diminutivform ist, als Bezeichnung desselben Tieres sich ermittelte, - der deutsche Typus des Namens auf diese Weise ausdrücklich gewährleistet wurde und das Ganze damit als ein Stück alten deutschen Volkstums hierselbst erschien.

Die freiere Zeit, welche mir das im vorigen Jahre eintretende Ausscheiden aus meiner amtlichen Thätigkeit gewährte, veranlasste mich, nachdem ich die Muggel im ganzen Havellande verbreitet vorgefunden hatte und daneben auch noch eigentümliche Bezeichnungen unter anderem für Frosch und Regenwurm, zu immer in weitere Kreise sich nach Westen ausdehnenden Korrespondenzen namentlich mit den Geistlichen und Lehrern auf dem flachen Lande, und das freundliche Eingehen auf die Sache, welches ich von allen Seiten dabei erfuhr, — indem fast umgehend auf Karte oder Brief eine Gegenantwort erfolgte, - orientierten mich bald immer weiter in der überraschendsten Weise und führten zu stets neuen Entdeckungen.

Einmal stellte sich nämlich bald heraus, dass die Muggel-Zone, wie ich sie nennen möchte, nicht nur die Dörfer des Havellandes umfasst, sondern auch des angrenzenden nördlichen Teiles der Zauche, sowie der Jerichower Kreise und zwar in erster Linie mit der Form muggel (oder moggel), dann aber auch mit den Varianten ekschemuggel, erdschemuggel erdkröte), erdschemull, huggel, mugge, muije u. s. w. (s. Tab. I und die Karte) und der Name Kröte, wie die meisten der Berichte hervorheben, fast nur im Banne der Schule existiert, ferner, dass merkwürdigerweise daneben noch ein anderer volkstümlicher Name deutch-altertümlicher Art sich für eine zweite Amphibie in denselben Gegenden erhalten hat. Wenn nämlich bei den Recherchen nach der Muggel die Bezeichnung „padde" für den Frosch nicht weiter auffiel, da sie fast in der ganzen Mark üblich ist, so über-

1) Berliner Zeitschr. f. Volkskunde III, S. 469. V, 167. 238. Vgl. Berliner Zeitschr. f. Ethnologie, Anthropologie und Urgesch XXVI, 2 ff.

raschte es, für den Regenwurm, der beim Angeln eine besondere Rolle spielt und dadurch dem Menschen praktisch näher tritt, fast überall, wo die Muggel erscheint, auch eine eigenartige deutsche Bezeichnung, nämlich pierlank, pierlag, pierloag u. s. w. zu finden, die sich dann in der Altmark zuletzt zu der reinen Form „pierlork" entpuppte, welche ich von Anfang an schon angenommen hatte.[1])

Auch dieser Name war, wie der der Muggel, litterarisch bisher nicht bekannt gewesen, indem nur die Bezeichnung pieraas, d. h. „Wurmköder" zum Angeln mit der volkstümlichen Variante „pieresel", die sich an den üblichen Pluralis „pieräser" anschliesst, namentlich für Berlin und Umgegend und die Bezeichnung „piermade" für die Priegnitz bis dahin in die Öffentlichkeit gedrungen waren, s. Höfer „Über Märkische Glossare und Märkische Spracheigentümlichkeiten" im I. Bande der „Märkischen Forschungen" vom Jahre 1841.

Der Name „pierlork" zieht sich aber dann selbständig, ohne „muggel", nicht bloss, wie bemerkt, westlich von der Elbe auch in die Altmark hinein, (wo überhaupt die verschiedensten Gruppen im Volkstum auftreten, so dass es sich lohnte, sie einmal noch spezieller zu verfolgen und zu behandeln,) sondern tritt auch südlicher davon in der Börde im Kreise Wolmirstedt auf, wenngleich auch hier daneben „piermade" vorkommt.

Wie sich so allmählich bei dieser Studie der Horizont immer mehr geweitet hatte, indem immer neue Fäden sich knüpften und zu einem immer fortschreitendem Wandern nach Westen einluden, auch die Suche nach volkstümlichen Bezeichnungen jetzt gleichmässig für alle drei Tiere, Kröte, Frosch und Regenwurm immer mehr zur ausgesprochenen Parole wurde, stiess ich immer auf neue Zonen von eigentümlichen Namen des einen oder anderen, die sich oft durcheinander hinzogen, in sich aber immer eine mehr oder weniger feste landschaftliche Begrenzung aufwiesen, so dass sie überall auf ein altes Volkstum zurückzugreifen schienen.

Trat mit der Altmark z. B. für die Kröte der Name „lork" ein (Tab. V), so ergab sich bei weiterer Verfolgung desselben, dass sein Gebiet sich auf den ganzen östlichen und südostlichen Teil Niedersachsens bis zum Harz, dem Braunschweigischen, dem Fürstentum Hildesheim und Hannover erstreckt, während im Göttingschen sowie in den nordwestlichen Teilen Niedersachsens die „üze" die Stelle des „lork" einnimmt, welche sich dann auch durch den grössten Teil Westfalens fortsetzt, wobei in den verschiedensten Gruppen daneben mannigfache Bezeichnungen für Frosch und Regenwurm

1) Wenn Lork sonst vorwiegend die Kröte bezeichnet, so kann es doch in jener Verbindung pierlork nicht auffallen, da die Amphibiennamen sich übertragen. Erscheint so z. B. verallgemeinert auch das Wort „Wurm" und bezeichnet zuletzt alles, was kriecht, so tritt ähnliches auch bei Lork (Lurche) sowie bei Unke hervor, welche Wörter gelegentlich selbst für Schlange gebraucht werden, siehe u. a. Sanders, Deutsches Wörterbuch. Pierlork ist also in der Bedeutung und Bildung gleich „piermade".

wechseln, oft auch das letztere Tier, wo eben nicht besonders Fischerei betrieben und es nicht als Köder benutzt wird, mehr zurücktritt und es einfach „wurm“ genannt wird, s. Tabelle VI, VII, VIII.

Wie zu der havelländischen muggel oder moggel sich aber das namentlich lothringische mug oder mog stellt, so eröffnet sich in anderer Weise mit Osnabrück, Münster, Cleve und dem Niederrhein sowie Holland (siehe Tab. VII, VIII) für den Namen des eben erwähnten Regenwurmes eine neue Perspektive besonderer Art, indem wir auf dem Gebiet der Sprache dort Verwandte der östlichen pieräser, piermaden und pierlorken finden, nämlich das Simplex pier und das Kompositum pier- oder pielwurm gleichfalls als Bezeichnung für den Regenwurm auftritt.

Ich will mich auf die so in Ost und West anklingenden Namen etwas eingehender einlassen, da es einmal auch den pierlork in der so bedeutsamen muggel-pierlork-Zone, welche die Veranlassung zu der vorliegenden ganzen Studie gegeben hat, berührt, dann im Verein mit jener recht charakteristisch als Beispiel dafür dienen kann, dass derartige Beziehungen, wie sie die Tabellen bieten, eine besondere ethnologische Verwertung und Bedeutung finden können.

Es handelt sich nämlich in diesem Falle darum, ob, wenn schon der Volksglaube besonders der westlichen Teile der Mark mit seinen Gebräuchen und Aberglauben deutlich lehrt, dass sich hier in der Isoliertheit des flachen Landes, zumal in den von Wasser und Sümpfen geschützten Strichen der Havellandschaften (s. die Karte), entschieden Überreste einer alten deutschen Urbevölkerung als Träger solches Volkstumes während der Slavenherrschaft in ländlich-hörigem Zustande erhalten haben[1]): „unter dieser Voraussetzung auch in jenen eigenartig-deutschen Bezeichnungen für die Amphibien ebendaselbst ein wenngleich kleines, so doch bedeutsames Stück alten deutschen Volkstums in realer sowie sprachlicher Beziehung charakteristisch hervortrete, oder ob speziell jene mit „pier“ zusammengesetzten Namen wie „pierlork“ u. s. w. in Rücksicht auf gewisse Analogien im Westen darauf führen, sie in der Mark nur als von Kolonisten aus jenen Gegenden erst eingeführt anzusehen.“[2])

Allerdings spricht das Zusammenfallen des pierlork mit der muggel gerade in den Gegenden, in denen sich selbst in allerhand Gebräuchen noch

1) Siehe meine Schrift „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland, besonders die Mark Brandenburg und Mecklenburg“. II. Auflage. Berlin. 1862. Desgl. den Aufsatz in den „Märkischen Forschungen“ vom Jahre 1887, „Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg“, sowie die „Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“. Berlin 1890, S. 133 ff.

2) Untersuchungen über den beiderseitigen Wortschatz, namentlich in Bezug auf solche und ähnliche Spezialitäten wie die vorliegenden würden überhaupt schon mehr Licht über die Beziehung der Sprachen hier und dort verbreitet haben. Es fehlen aber dazu noch bis jetzt eingehende Idiotika in verschiedenen Landesteilen der Mark.

Reminiscenzen an den heidnischen Kult einer deutschen Gottheit erhalten haben, nämlich einer sogenannten Frau Harke, welche sich fast in allem mit der thüringischen Frau Holle identifiziert, für die erstere Annahme. Und das Auftreten „analoger" deutscher Elemente „in getrennten Gegenden" in Gebrauch und Sprache wäre dabei an sich nicht auffallend; es reflektiert eben ein solches öfter auf gemeinsame Analogien früherer Zeit, die bald hier bald dort verschiedentlich festgehalten und entwickelt sind.[1]) Bei den historisch feststehenden Kolonisationen aber in den Marken aus Westfalen und vom Niederrhein bedürfen doch die oben erwähnten, an beide Punkte mit dem Wort „pier" sich knüpfenden Beziehungen noch einer besonderen Erörterung bei der Entscheidung der betreffenden Frage.

Bedeutsam wird dabei sofort, dass die westfälisch-niederrheinisch-holländischen Formen, sowohl „das einfache pier" wie „pier- oder pielwurm" gerade nur in Niederlassungen an der Mündung der Havel in die Elbe und an der letzteren, sowie in der Altmark und an den Grenzen derselben vorkommen. Um Sandau heisst, wie die Tabellen (s. Camern und Kuhlhausen) ergeben, der Regenwurm „pier", in der altmärkischen Wische, wo es mit „loske" statt „lork" auch schon gleichsam fremdunorganisch dem Gebrauch des benachbarten Landes gegenüber anklingt, gleichfalls „pier", ebenso jenseits in der Lenzer Wische und weiter hinauf bei Dömitz und dem gegenüberliegenden Gartow.[2]) In Salzwedel und den benachbarten Dörfern Diesdorf und Lagendorf kennt man das Kompositum pier- bezw. pielwurm, desgl. in Stendal und ebenso in dem an das altmärkische Gebiet angrenzenden Dörfern Wittingen und Brome, sowie im Drömling (s. Tab. V).

Wenn dies aber nur mehr vereinzelte Stellen sind, wo diese Namen auftreten, und sie sich charakteristisch nur in Gegenden finden, in denen zur Zeit Albrechts des Bären nachweislich westfälische, niederrheinische und holländische Kolonisten angesiedelt wurden, — teils zur Eindeichung der Havel und Elbe, teils um die vielfach verödeten Stellen zu bebauen, teils um den verschiedenen wendischen Dörfern gegenüber oder unmittelbar in solchen ein deutsches Gegengewicht zu schaffen, — so wird man allerdings zunächst volle Veranlassung haben, diese Namen hier als Reminiscenzen aus der Zeit jener Kolonisationen anzusehen. Aber

1) z. B. wenn an die Frau Harke oder Herke eine Frau Here (wovon jenes nur ein Diminutivum ist) im Lippischen anklingt, die ähnlich wie jene in den Zwölften (zur jetzigen Weihnachtszeit) durchs Land ziehen sollte, oder für den „Wilden Jäger" nicht bloss in Schweden der charakteristische Name „Nachtjäger" auftritt, sondern „der Nachtjäger" auch auf Rügen, sowie im Riesengebirge und in dem angrenzenden Schlesien erscheint, ja endlich nach Stober auch plötzlich im Elsass auftaucht. — Haben wir doch auch schon im mugge und mug etwas ähnliches, berührt sich doch auch das schwedische forsk für Frosch mit dem niederrheinischen vorsk, sowie dem holländischen vorsch, wobei von einer Übertragung doch nicht die Rede sein kann.

2) Über die Kolonisten der Lenzer Wische s. Virchow in der Berl. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XVIII, S. 426.

ebensowenig wie man die Nachrichten von den Kolonisationen speziell Albrechts des Bären hierselbst auf andere Strecken im Osten ohne weiteres übertragen darf, wird man auch nicht mit den kleinen pier- und pierwurm-Distrikten jene verhältnismässig grossen piermade-, pieräs- und vor allem die an die ganz eigenartige muggel sich anschliessende Pierlork-Zone in eine unmittelbare Verbindung bringen und durch jene erklären können. Und dass die letzteren überhaupt nicht durch Kolonisten vom Niederrhein importiert worden, dagegen sprechen schon die verschiedenen, selbständig gebildeten Zusammensetzungen, welche, soweit ich habe ermitteln können, im Westen und speziell in den Niederlanden nicht üblich sind, indem dort als zweiter Teil des Kompositums immer nur „wurm" eintritt, während andererseits gerade das hier hervortretende „made", bezw. „lork" auch sonst hierselbst im Osten für den Regenwurm oder überhaupt als Amphibienname vorkommt, und die entsprechenden Formen so auf alte Beziehungen hierselbst hindeuten.

Dass aber etwa die Namen „piermade" u. s. w. erst später unter dem Einfluss verschiedener Kolonisationen hier entstanden, dagegen spricht neben der Gruppierung derselben im engsten Anschluss an die alten landschaftlichen Kreise und deren übriges, deutsch anklingendes Volkstum vor allem noch der Umstand, dass in der wasser- und seenreichen hiesigen Gegend schwerlich erst durch die Kolonisten die Fischerei mit dem Regenwurm und der Name desselben eingeführt sein dürfte, sondern dieselben beides gewiss schon vorgefunden haben, ebenso wie, wenn die Namen des Tieres, das als Köder diente, deutsche Formen zeigen, solche auch auf Überreste deutscher Bevölkerung zurückgreifen, und endlich, wenn ein slavischer Name für den Regenwurm sich hier nicht, sondern nur in der Lausitz erhalten hat, dies auch dafür spricht, dass in den westlichen Teilen des Landes hierselbst bei den biglottischen Verhältnissen, die in den Grenzdistrikten überhaupt anzunehmen, das deutsche Element in den elementaren Lebenskreisen sich doch im Durchschnitt in solchen Gruppen gehalten hatte, dass es auch hierin eine gewisse deutsche Kontinuität neben der slavischen wahrte und jener zuletzt wieder zur allgemeinen Geltung verhalf.[1])

Für eine auch hier allgemein geltende, selbständige Grundlage des Stammworts „pier" in prähistorischer Zeit aber, — was doch das behauptete selbständige Entstehen der verschiedenen Komposita pierlork, piermade u. s. w. hierselbst voraussetzen würde, — spricht noch in besonderer Weise ein Moment, welches erst kurz vor dem Abschluss dieser Arbeit zufällig zu meiner Kenntnis gekommen ist, das ich aber noch so weit verfolgen konnte, um es hier in die Erörterung hineinzuziehen.

1) Solche biglottische Verhältnisse machen sich überall von selbst, wo zwei Nationalitäten sich begegnen; sie haben z. B. in den Lausitzen lange bestanden und bestehen zum Teil auch noch, ebenso wie in ähnlicher Weise an den benachbarten böhmischen Grenzen u. s. w.

Nicht bloss nämlich beim Fischfang in den besprochenen zusammengesetzten Namen für den Regenwurm wie piermade u. s. w. tritt der Stamm pir hier verschiedentlich auf, sondern auch selbständig in einer von ihm gebildeten Diminutivform pirken (plur. = Maden) zeigt er sich als eine eigenartige Erscheinung zwischen Oder und Elbe und zum Teil noch über die letztere hinaus auf dem Gebiete der Jagd wie der Viehzucht weitverbreitet in den verschiedensten Varianten und zwar speziell für „kleine" Maden, wie sie sich unter dem Stich von Bremsen und Fliegen im Rücken lebender Rehe und Hirsche, dann auch überhaupt im Fleisch, sowie im Käse bilden.

Zuerst stiess ich auf das Faktum, als mir aus dem Ruppinschen verschiedentlich „pirken" als Bezeichnung für Käsemaden gemeldet wurde, während bei weiteren Nachfragen sich ergab, dass es im Ober-Barnim (Lichterfelde) für die kleinen, an Schinkenknochen auftretenden Maden, im Havellande (Liepe, Kriele) für Fleischmaden überhaupt üblich sei, schliesslich aber Herr Pastor Schäfer aus Tuchheim am Fiener Luch das interessante Faktum berichtete, dass es dort nur für die erwähnten Engerlinge bei Rehen u. s. w. im Gebrauch sei, ebenso wie Herr Pastor Nitschke in Schmitsdorf, nördlich vom Fiener, „pirken" auch nur wieder für die Maden am Wild (die erwähnten Engerlinge). Herr Pastor Purrucker in Hohengöhren den Ausdruck primo loco auch nur für dieselben, dann überhaupt für Fleischmaden konstatierte, während die Käsemaden plattdeutsch einfach mojen, bezw. moaden hiessen. Der Fiener und der nördlich angrenzende Teil des II. Jerichower Kreises nimmt, wie er auch sonst viel Altertümliches bewahrt hat, mit der Beschränkung auf die Jagdverhältnisse eine charakteristisch primitive Sonderstellung ein, indem auch weiterhin, wo eine analoge Bezeichnung in der Priegnitz, Altmark u. s. w. eintritt, sie sich meist nur auf die Käsemaden und die gewöhnlichen kleinen Maden am Schinken u. s. w., also auf die mehr landwirtschaftlichen Verhältnisse bezieht.

Was die Variationen des Namens anbetrifft, so hat Neu-Ruppin und zum Teil auch das Ländchen Loewenberg, sowie Bellin und der Ober-Barnim (mit Lichterfelde) „pirken". Dasselbe tritt durchgehends im Havellande und im Süden des II. Jerichower Kreises am Fiener u. s. w. auf. Im Ländchen Rhinow giebt Herr Pastor Niendorf für Wolsier „pirpen" und für das links von der Havel im II. Jerichower Kreise liegende Garz: „kirken" an. In der Priegnitz entspricht dem, wie Herr Pastor Dirksen-Seddin schreibt, das Wort „kirten", in der Altmark, in Bellingen und Umgegend heissen die Fleisch- und Käsemaden nach Mitteilung des Herrn Landrichters Joete hierselbst „cirken", in Arendsee sowie Osterburg die Schinkenmaden „kilken", in Berge bei Werben: „kirken", in Lagendorf, sowie in der Priegnitz: „kirten", in Burgstall, jenseits der Elbe im Wolmirstedter Kreise, wo auch der pierlork zu Hause: „kirken"; alles sprachlich erklärbare Varianten.

Auf anderer Seite tritt auch in Mecklenburg-Schwerin, wie mir Herr Dr. Groth vom Luisen-Gymnasium hierselbst, welcher aus der Gegend stammt, mitteilt, der Name in der gedehnten Form „pürrick" für Made überhaupt ein, was mir Herr Dr. Seelmann, Bibliothekar an der hiesigen Kgl. Universitätsbibliothek, noch dahin präcisierte, dass es nach Wiggers (aus Rostock) Grammatik der plattdeutschen Sprache, Hamburg 1858, S. 98 und Mi, Wörterbuch der mecklenburg-vorpommerschen Mundart, Leipzig 1876, S. 66, auch noch für Vorpommern gelte und man genau dort unterscheide zwischen maddik = Regenwurm und pürrik = made.

Diese weite Verbreitung des Wortes „pirken" u. s. w. hierselbst für die verschiedenen Maden gewinnt noch eine besondere Folie, als sie nach den von mir gemachten Recherchen eigenartig und im Westen nicht üblich ist. So schreibt mir noch unter dem 27. Mai Herr W. Plyte, Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden in Leiden, dass die Maden im Fleisch und Käse im Holländischen kurzweg madjen genannt werden.[1])

Zwei Resultate glaube ich aber aus dem Obigen erschliessen zu können, einmal dass das in den verschiedensten Beziehungen eines ländlich bäurischen Lebens neben den piermaden, pierlorken u. s. w. sich im Osten so weit ausdehnende Terrain der „pirken" auch seinerseits auf eine hier ursprünglich eigenartige sprachliche Grundlage zurückweist und damit den oben behaupteten gleichsam autochthonen Charakter des Stammwortes einst auch für diese Gegenden bestätigt und sodann dass, wenn auch gerade in den Havellandschaften die ursprüngliche Form „pirken" am reinsten und kompaktesten auftritt, dies auch nur wieder neben dem dortigen Volksglauben und der so eigenartig sich abhebenden muggel-pierlork-Zone den relativ-deutsch-autochthonen Charakter gerade dieser Gegend erhärtet.

Wenn ich schliesslich mit einigen Worten noch auf den alten Volksglauben in dieser Gegend, auf den ich schon oben hingedeutet habe, eingehe, so geschieht es, weil bei Gelegenheit der Recherchen nach den Namen der Amphibien daselbst ich noch nachträglich einzelne Erfahrungen auch auf diesem Gebiete machte, die den Zusammenhang mit unseren Untersuchungen nur noch voller bestätigen.

Wie ich schon verschiedentlich anderweitig ausführlich dargelegt und auch oben bereits berührt habe, hat eine Sammlung der auf dem flachen Lande zwischen dem Unterlauf der Oder und Elbe noch bis in die neusten Zeiten stellenweis fortlebenden Gebräuche, die mit dem Aberglauben und alten Sagen in Verbindung stehen, das Faktum ergeben, dass hierin noch Überbleibsel eines alten deutschen Heidentums sich in der Tradition erhalten haben, ja sogar noch Anklänge an alte deutsche Götter hervortreten: speziell im Mecklenburgischen solche an den Wodan, in der Uckermark

1) Nur in Krefeld und Neuss s. Tabelle VIII kommt vereinzelt pirken und pirchen, aber auch nur für den Regenwurm vor.

an die Frigg, in der Priegnitz an eine Fru Gode, in den Havellandschaften an ein entsprechendes Wesen, Frau Harke genannt. Im Havellande trat, wie ich einst mit Kuhn durch wiederholte Wanderungen feststellen konnte, die Erinnerung an die Frau Harke am kompaktesten und noch von einem eigentümlichen Sagenkranz umgeben auf, der sich besonders an die Stöllenschen und Camerschen Berge knüpfte. Das eigentümlich durch Wasser und Sumpf nach aussen abgegrenzte und auch im Innern durch die Ausläufer des Luches mannigfach gegliederte und früher in sich auch schon schwer passierbare Land, welches erst durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Grossen durch Entwässerung des Luches dem Verkehr erschlossen worden ist, hat eben, wie ich schon oben unter Hinweis auf die beigefügte Karte hervorgehoben habe, von allen Teilen der Mark in besonderer Weise den alten Volksglauben bis auf die neusten Zeiten in der Tradition festgehalten.

Die nach „muggel" und „pierlork" daselbst unternommenen Forschungen gaben nun eine Veranlassung, gleichsam noch eine Revision der Ausdehnung des alten Harkekultus in den „angrenzenden" Landstrichen, die Kuhn und ich bei unseren Wanderungen einst weniger berücksichtigt hatten, vorzunehmen. Waren wir doch damals erst bemüht, das mannigfache Material zusammenzubringen; auf das Moment aber der geographischen Verbreitung im einzelnen zu achten, dazu wurden wir erst mehr durch die über ganz Norddeutschland sich allmählich fortsetzenden Wanderungen veranlasst.[1])

Die erwähnten neueren Nachforschungen ergaben nun jetzt das bedeutsame Faktum, dass, wenngleich in den dazwischen liegenden 50 Jahren die Zeit manches noch wieder weggespült hat, doch ausser im Havellande auch in der Zauche (namentlich um Lehnin), sowie in den Jerichower Kreisen die Erinnerung an Frau Harke auch jetzt noch nicht ganz geschwunden ist, und so ihr Terrain auch diese Gegenden voll umfasst.[2]) Und wenn nun

1) Siehe Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen, Leipzig 1848, vergl. meinen Vortrag im Archiv der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin 1894, „Erinnerungen aus meinen Wanderungen behufs Sagensammelns in den Jahren 1837—49."

2) In den Jerichower Kreisen hörte ich noch Frau Harke aus Schollene, Frau Harfe in Tuchheim, sowie in Jerchel bei Milow; „die freie Harfe!" in Viesen und Mahlenzien, „Frau Arche" in Rogäsen. — wenn der Name dem Volke nur an ein bekanntes Wort anklingt, so genügt dies zu einer entsprechenden Metamorphose, — in Boecke „Frau Haake", in der Zauche wieder „Frau Harfe" und zwar in Krahne, dann in der Gegend von Lehnin, besonders in Netzen und Nahmitz und endlich im Osten in der Bliesendorfer Parochie. — Wenn Kuhn in den Anmerkungen zu der Sage von der Frau Harke an den Camernschen Bergen im Jerichower Kreise II in betreff des Lockrufs „Pickel, Pickel", womit sie ihre Tiere lockt, bemerkt, dass dies offenbar auf Schweine hindeute, so wird dies durch eine Mitteilung des Herrn Kantor Schmidt in Jerchel jetzt bestätigt, der mir schreibt, dass man in dortiger Gegend die Ferkel „Pickel" nenne.

zu allem anderen dies Moment noch hinzukommt, dass die Frau Harke, sowie die muggel-pierlork-Zone sich so in ihrer ganzen Ausdehnung fast wunderbar genau geradezu decken, so wird dadurch meine alte Behauptung nur immer mehr bestätigt, dass hier eine bis auf die alten deutsch-heidnischen Zeiten reichende Kontinuität hervortritt, und wenngleich die Namen der Dörfer meist an die slavische Landesorganisation während der Wendenherrschaft erinnern, doch in der Bevölkerung soviel deutsche Volkselemente sich erhalten hatten, dass sie stark genug waren, Träger einer gewissen deutschen Kontinuität zu sein, bezw. zu bleiben. —

Die obige Untersuchung sollte nur ein Beispiel sein von der Verwertung, welche die landschaftliche Zusammenstellung der volkstümlichen Namen der Amphibien auch für die Feststellung selbst historischer Verhältnisse unter Umständen finden kann. Es würde zu weit führen, auf ähnliches derartiges auch nur hinzuweisen, zumal ich noch ein paar Punkte allgemeiner Art in betreff der ganzen, in den Tabellen vorliegenden Arbeit zum Schluss hervorheben möchte, und das Meiste in den Tabellen selbst anschaulich von selbst hervortritt.[1])

Wenn ich gleich anfangs zur Orientierung in der Sache in Rücksicht auf die volkstümlichen Namen von Kröte u. s. w. zunächst auch die vorhandenen landschaftlichen Idiotika einsah, so stand ich doch bald davon ab, sie zu Grunde zu legen, ja auch nur einzelnes aus ihnen aufzunehmen, da der von mir gerade als wichtig erkannte geographische Hintergrund in ihnen meist nicht volle Berücksichtigung gefunden hat und sie so für die vorliegenden Zwecke nicht ganz brauchbar erschienen. Bei dem allgemeinen Charakter nämlich, den sie durchschnittlich innehalten, bringen sie z. B. oft nur die in dem betreffenden Landstrich bekanntesten Namen und gehen nicht ins einzelne, so dass eine gewisse Unvollständigkeit schon einfach davon die Folge ist, wie z. B. die Altmark in der Tabelle bei einer Vergleichung mit dem sonst trefflichen Idiotikon von Danneil zeigt. Dann gehen sie verschiedentlich in dem Bestreben, zunächst nur die volkstümlichen Namen zu mehren, oft über die Grenzen ihres Landstriches in benachbarte hinüber, indem sie Namen, von denen die Herausgeber nur obenhin gehört, ohne Feststellung der Lokalität aufnahmen, und so werden die Angaben in dieser Hinsicht oft unzuverlässig. So bietet Curtzes sonst sehr korrektes Waldecksches Idiotikon vom Jahre 1860 z. B. neben pedde und üze auch noch hutske für die Kröte, was ich im Waldeckschen (s. Tabelle VII) nirgends habe auffinden können und das wohl nur aus dem

1) Nur auf die an sich interessante Muck-Zone im Lothringischen möchte ich noch besonders verweisen, indem sie in ihrer scharfen Abgrenzung gegen das sogenannte Mayenfeld wie den Hunsrück am Unterlauf der Mosel auch wohl bei der Betrachtung der verschiedenen Stammesverhältnisse dort nicht ohne Bedeutung sein dürfte. Eine spezielle Untersuchung der an die Havellandschaften sich anschliessenden Gruppen in der Mark ist auch noch besonders einladend, doch muss ich sie mir schon, da sie verschiedene historische Auseinandersetzungen erfordert, für eine besondere Gelegenheit aufsparen.

benachbarten Arnsberg stammt, wo das Tier aber allgemein hucke, nicht hutske heisst, in welcher Form es nun aber seitdem in andere Schriften, z. B. in Schillers „Tier- und Kräuterbuch" vom Jahre 1881 übergegangen ist. — So figuriert in vielen Büchern, z. B. in J. ten Doornkaat Koolmans Ostfries. Wörterbuch auf Vilmars Namen „lork" als Bezeichnung für Kröte in Hessen, während sie gerade demselben, wie sich ergeben hat, in diesem Sinne fremd ist und erst nördlicher auftritt.[1]) Derartiges fand ich so vielfach in den Idiotiken, dass ich prinzipiell zunächst von ihnen absah und in der Ansicht nur bestärkt wurde, gleichsam eine durchgehend neue Aufnahme im Anschluss an einzelne Orte, namentlich Dörfer, vorzunehmen, wobei ich dieselben gruppenweise auswählte, um so auch eine allgemeine, aber sichere Grundlage zu legen, indem keine Mitteilung aus der Ferne für einen Ort ohne besondere lokale Prüfung aufgenommen ist, sondern erst, wenn sie durch eine Recherche an Ort und Stelle sich bestätigte.

Über dritthalb hundert Briefe sind in dieser Sache von mir geschrieben und ebensoviel Berichte eingegangen, an welche sich öfter wieder neue Erörterungen schlossen.

Bei der Zahl jener Korrespondenzen kann ich nicht allen den Herren, die denselben Folge gegeben, im einzelnen meinen Dank aussprechen und bitte, ihn in der Erklärung finden zu wollen, dass, wie ihre Unterstützung die Arbeit seiner Zeit überhaupt ermöglichte, mir das durchgehend freundliche Entgegenkommen, welches ich dabei in so reichem Masse gefunden habe, noch eine besondere Förderung bei derselben gewesen ist.

In betreff der Schreibart namentlich der gleichartigen Namen noch die Bemerkung, dass ich dieselbe nicht uniformiert, sondern beibehalten habe, wie sie mir in den Berichten entgegentraten. Das Gesamtbild blieb so ein farbigeres, und in einzelnen Fällen, wo es sich um Entwickelung und Feststellung der ursprünglichen Form handelte, war es auch direkt notwendig, z. B. um muije mit muggel, pierlanke, pierlag schliesslich durch verschiedene Zwischenstufen, wie pierlauk, pierloak mit pierlork, zusammenzubringen. In der Mark, sowie in Mecklenburg und Pommern dürfte ein solches Verfahren bei der ursprünglich gemischten Bevölkerung noch in spezieller Weise öfter wichtig werden, da eigenartige Korruptionen der Namen, besonders ein stellenweises Anhäufen derselben, Schlüsse auf besondere Volkselemente (Kolonisten oder germanisierte Wenden) an den betreffenden Stellen ermöglichen könnte. — Die reichhaltigen Mitteilungen, welche mir die Herren Wossidlo in Waren und Gillhoff in Parchim über Variationen solcher Namen besonders in Mecklenburg gemacht, veranlassen mich, den Wunsch auszusprechen, den angeregten Punkt besonders für ihre Heimat einmal einer eingehenderen Erwägung unterziehen zu wollen.

1) s. Tabelle VII unter Kassel u. s. w., wozu ich bemerke, dass, wenn ich auch in Solz mich erkundigte, dies geschah, weil es der Geburtsort Vilmars ist und so in dem Punkte hatte von Bedeutung werden können.

Tabellen in acht Gruppen.

I. Mecklenburg, Pommern und die Marken (mit Ausschluss der Havellandschaften).

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Dänemark	tudse padde (als Schelt wort pog)	padde fro	regnorm
Schleswig-Holstein	tuds. ütz[1]) kröt	pog	metten[2])
Lauenburg	tudse[3])	pogg	metten
Schwerin	padde	pogge	maddik[4])
Dömitz, Wehningen	pog, poch (kommen wenig vor)	pog, poch quadux	piren, pinen[5])
Rostock	padde		pie-ratz
Strelitz	hüx[6])	pogg(e)	mad(e)
Vorpommern und Rügen	pogg[7]) schorf-pogg		maddik marrick
Stettin	padde kröte		pie-ratz
Hinter-Pommern	padde		pie-ratz[8])
Puttlitz, Seddin (Westprignitz)	hucksche	pogg' oder pong	pierlake
Seedorf bei Lenzen (desgl.)	hucksche	pogg'	piere, aalpiere, daupiere
Demmerthin (Ostprignitz)	hucksche	höpper	piermade
Neu-Ruppin	hucksche oder pogge	padde	piermade pieratze pieresel
Ludwigshorst (b. Gransee	hucksche	padde	piermoade
Wustrau	hucksche	padde	piermade
Neustadt a. D.	hucksche	padde	piermade
Clevische Häuser	pogge	frosch	piermade pieresel
Löwenberg	hucksche, pogge	parre oder padde	piermade
Fehrbellin, Hakenberg, Tarnow, Dechtow, Carwesee	pogge	padde	piermade (piermoase)
Lenzke, Brunne, Betzin	pogge	padde	piermade daumade[9])
Kuhhorst	pogge	padde	pieräser

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Beetz im Glin	hucksche pogge	padduck-sche	pier-made[10])
Paaren, Perwenitz	hucksche od. pogge	padde[11])	piermaden pieräser
Paulin	pogge	padde	pieroas
Wansdorf	pogge	padde[12])	pieroas
Marwitz Schwante	pogge	padde[13])	pieraas piermade
Neuholland (Niederbarnim	kröte	padde	piermade
Zeblendorf	pogge (alle Kröte)	padde[14])	pieraas
Wandelitz	kraete (eine Krot) pogge	padde	piermade pieräs pieräser
Zühlsdorf	pogge	padde	piermade pieräs pieräser pieresel
Biesenthal (Oberbarnim	krät' oder pogge	pogge	piermade pieraas pieresel
Prenden	pogge	padde	piermade
Lichterfelde	kröte	padde	pie-ratz
Eberswalde	kröate	padde	pier-oas
Prenzlau (Uckermark)	krät	padde padd'	pier-moad[15])
Lychen	kröte (unke)	padde	piermade
Angermünde	kröt	padde	pieratz pierroatz
Soldin (Neumark	padde	frosch	pie-rase
Arnswalde	kräut'	padd' padda	pieross pieroahs
Löwenbruch (im Teltow	kraete (Erdsche-kräte)	padde	pieraas pieresel pie-renzel
Neuendorf bei Brück	kraete[16])	padde	pieraas pieresel piermade
Rädigke bei Niemegk	padde		piermade
Pflügkuff und Zenden	krete	padde	biermade
Jüterbog	kräte	padde	pieraas pieräser pieresel

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm	Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Dahme	padde		regenwurm	Kropstädt (Kr. Wittenberg)	kröte	frosch padde	regenwurm
Lausitz (Wend. Cottbus)	škrodawa	žaba	pěžak	Dessau	krete	frosch	rènwurm

II. Ost- und Westhavelland

mit Einschluss des Ländchen Rhinow, unter Ausschluss des Bellin und Glin: über dieselben s. Tab. I und die Karte).

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm	Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Fahrland und Satzkorn bei Potsdam	muggel oder pogge	padde (murks)	pieraas	Spaatz	muggel (der)	parucke (die)	pierlauke (die)
Paretz a. H.	muggel	padde		Prietzen	muggel	padde	pierlauke
Wustermark	muggel			Wolster Parey	muggel (der)	paruckschе	pierlauke
Markau, Markee Bredow bei Nauen	muggel [17])	padde	pieraas	Witzke	muggel	padde	pierlauke
Friesack	muggel	padde	piermade	Elslake b. Hohenauen	muggel	paducke	pierlauke
Selbelang Retzow	muggel u. muchel	padde	pierlauke	Rathenow	meist: eksche-muggel	padde	pierlaupe [illegible]
Liepe	muggel	padde	pierlanke	Pritzerbe	eksche-muggel	padde	pierlauk
Sentzke	muggel	padde	pierlank, pielauke	Marzahne	muggel	padde	pierlauke
Wagenitz	muggel	padde	pierlauke	Ferchesar	muggel	padde	pierlauke
Kriele und Landin	muggel	padde	pierlauke	Wachow	muggel	padde	pieraas
				Zachow	muggel	padde	pieraas
Gorne und Kleeßen	muggel	padde	pierlauke	Roskow	muggel	padde	pieraas
Rhinow Stdt.	muggel (der)	paruckschе [illegible]	pierlauke	Brandenburg a. H.	kröte muggel?	padde	pieraas pieräser

III. Zauche.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm	Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Krahne	eksche- od. esche-mugge	padde	pillauke, pielauke, pieraas, pieresel	Lehnin Kaltenhausen	eksche-muggel	padde	pieraas
				Drewitz	muil	padde	
Golzow	eksche-mugge	padde	pieraas pieresel	Plötzin	moel	padde	
				Bliesendorf	muije [illegible]	padde	pieraas
Netzen	erdsche-muggel	padde	pieraas	Kanin	äksche-muije	padde	pieroas, pieräser
Groß Kreuz	eksche-muggel	padde	pieraas	Ferch	muije	padde	pieraas
Phoeben und Schmergow	muggel	padde	pieratz, pieresel	Langerwisch	muggel	padde	pierlauke pieratz pieresel
Nehmitz	eksche-muggel	padde	pieraas	Wildenbruch	kröte	padde	regenwurm

IV. Die Jerichower Kreise.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Kuhlhausen	huggel, auch lork, lurk und krupschke	padde	pier oder pierlauk, pälau
Garz (bei Sandau)	huggel	pa-rucksche	pierlag'
Warnau			
Camern	huggel	padde, röhlen	pier, pierlä[21])
Schollene	muggel, erdsche-mull	pa-rucksche	pierlauke
Ferchels	muggel, ekschemull	padde	
Hohengöhren	muggel, erdsche-mull	padde	pierlaak, pierlauke
Hohenschönhausen			
Fischbeck	ekschemucke	padde	pierlauke oder piermade
Schmitzdorf	muggel	padde, marxe od. paruckschе[22])	pierlauke
Wudicke	paruschke; Wort „Kröte" unbekannt		
Steckelsdorf			
Schlagenthin	erdschemuggel (alte Kröte)	padde	pierlauke
Redekin	ähkschemuggel	paddexe	pierlauke
Milow	mog, erdschemoggel		
Jerchel	erdschemuggel	paruschke	
Genthin	sandhuggel, erdschemuggel	paddexe	pierlauke pierlaupe
Carow	muggel[23])		pierlauke
Rückniz	muggel	padde	pierlauke
Boecke	ekschemumme, ekschemoije	padde	pierlauke pieraas
Viesen	muggel, ärtschmuggel	padde	pierlauke
Mahlenzin			
Tucheim	muggel (olle äkschem.)	padde paddex	pierlauke, perlauke, pillauke
Paplitz	muggel murkel	padde	pierlauke, piermade
Hohenziatz	krete, lorke (muggel unbekannt)	padden[24])	
Ziesar	muggel, äkschemuggel, murkel, murchel	padde, paddhexe, pannhexe	parlauke pallauke
Rosian (bei Loburg)	paddeckse lurch		perlauke, räenmade

V. Altmark.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Salzwedel	padde lo k, lorch, üze	poch, plur. poggen	pierwurm piermade pisswurm
Lagendorf	lork, üze	pogg	piel- oder pierwurm
Diesdorf	lork	pogge	pierwurm
Arendsee	padd, pogg		piermoad
Heiligenfelde (bei Arendsee)	padd	pogg	regenwurm
Osterburg	lorch	padde	piermade
Werben	loske	padde	pier, pirmade
Berge (bei Werben)	loske	padde	pier, piermade
Arneburg	lork[25])	padde	biermoase
Stendal	huggel (das), unke	padde, pogge[26])	piermade, pierlork
Staffelde	lork, lurche		
Buchholz	erdschlork	frosch	piermaoje, pierlak
Ost und West-Beeren	erdslork	padde	pierlork
Bellingen Demker und Dahrenstedt	erdslork	padde	pierlork
Lüderitz	padde	frosch	pierloak
Gardelegen	padde	frosch	piermade

VI. Die Nordseeküste und Niedersachsen.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Ostfriesland	purre oder üze	porge, pogge, kikker	dauwurm, dau-striker[27]
Oldenburg	uetze	pogge	moddick, moddeck
Bederkesa	uitsch, ütsch	puog	metten
Stade	pogg, pugg üz, poggütz		mette, metje
Hamburger Gegend	poggütz, pugütz		
Lüneburg	pogg-üz	pogge, poch lork	mettje[28])
Hitzacker	ütsche	pogge	mette
Wehningen östl. der Elbe	quadütsch	poch	matten
Ülzen	üze	pogge	regen-wurm
Klenze	uetze	pogg	piermade
Gartow	lork	pogge	pier
Wittingen	lork, lorch, ühtse		pielwurm
Brome	lork	ütz(e)	pielwurm
Verden a. d. Aller u. Umgegend	üze	pogge[29]	metge
Celle	ütze	pogge	daumade
ebenso oberhalb der Aller in Winsen	ütze	pogge	worm
sowie unterhalb in Nienhagen	ütze	pogge	regen-worm
Gifhorn	lork, itsche	itsche	regen- od. dauwurm
Müden a. d. Aller	lork, lürk, lerk	ize oder itje	worm, werm
Meinersen	lork		
Obisfelde	lork	im Westen ütze, im Osten poch oder padde	
Burgstall	lurke, lurch	padde	pilauke
Wolmirstadt u. Loitsche	lurke u. lorke	itsche, karutsche	pierlauke, tauwurm
Neuhaldensleben	lork	ütsche	piermage
Uhrsleben	lork, lurk		pielwurm
Behndorf (bei Helmstadt)	lork	ütsche	pier-maoge
Börßum	lork	ütsche	wurm od. snake
Quedlinburg	padde	lork	
Mansfeld (Gebirgs- und Seekreis)	meist: padde	frosch	ränemade
Wernigerode	lork	itsche	rênworm
Göttingen (Grubenhagen)	ütsche, unke	pogge	dauworm
Hildesheim	lork	pogge, ütsche	worm, wörm
Rautenberg	krote	pogge, ütsche	regen-wärm
Clauen (Kr. Peine)	lork	uitze	regen-wärm
Elze	lork	pogge	wärm
Sarstädt	lork	itsche	wärm
Mehle	lork, krüte	pogge	regen-wörm
Sehlde	lork	uitze	rähen-worm
Othfresen	lork	oitsche	snake
Bettmar	lork	pogge, uitze	rägen-worm
Baddecken-stedt	lork, unke	uitsche	rägen-worm
Salzdetfurth	lork	höpper	rägen-worm
Hannover	ütze	pogge, pagge	worm, wörm
Münden a. d. Deister	lork, lorch	pogge, uitze	räenworm
Eldagsen	lork, lurch	ütze, pogge, hüpper	regen-wurm
Gestorf	lork	frusch	tauwurm
Schulenburg	lork	pogge, padde	rägen-wurm
Benstorf	Krote wenig bekannt	pogge, höpper	wörm
Lauenstein	unke	höpper	räenworm

VII. Westphalen und Hessen.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
(Holländisch	padde	vorsch	pier)
Nienborg (im Münsterlande[35])	pedde	vorsk	pielwurm
Vreden (im Münsterlande[35])	uisse	vorsk	pile
Münster (auch in Lingen)	padde od. uisse	foarsk, pogge	pileworm
Osnabrück	üze	pogge	piere
Minden	üze	pogge	mieke
Bielefeld-Herford	uize	pogge	mieke[31]), pl. mieker
Rinteln	uetze	pogge	mäke
Lippe (Horn)	üsse	höpper, pöppe[32]	mieke, worm
Bösingfelde	uetze (plattd. ausse)	höpper	mieke
Pyrmont	usse, unke	höpper	meke[33]) mieke
Höxter	üze	höpper	mäkwurm
Paderborn	uehsse	höpper	mieke
Soest (Grafsch. Mark	hücke, padde	forsk, pogge	schleuk od. schleik
Unna (desgl.)	hucke	forsch	sliek
Lüdenscheid	hucke	fuas, pl. füaske	sliek
Arnsberg, Meschede[34], Brilon[37]	hucke	fuosk, pl. füoske	riägen wurm, wuorm
Arolsen (Waldeck)	pedde	höpper, pogge	worm
Corbach (Waldeck)	pedde, padde	höpper, pogge[36]	schleiche
Kassel	idsche	frosch	regenwurm
Eschwege	idsche	frosch	regenwurm
Fulda	itsche	frosch	regenwurm
Solz	itsche	frosch	regenwurm
Marburg	unke	frosch	regenwurm

VIII. Rheinprovinz.

Ort	Kröte	Frosch	Regenwurm
Holländisch	padde	vorsch, kicker, kickvorsch	pier[37])
Antwerpen	padd, pedde	kikvorsch, vorsch, kikker, puit	pier (unamenti. im plural)
Cleve	pedde	kikfross[38]) keckvorst	pier
Mörs	pett (pedden)	kekforsch	pier, pierwurm
Essen, Düsseldorf	pedde	vorsk	pier
Crefeld	pedd	keckert	pirk
Viersen	pedd	keckert	piering
Gladbach	pett	kickforsch	
Neuß	krat	hüppelenk	pirre, pircher
Wiesdorf (Kr. Solingen)	krat	hüppling	wurm
Köln	krät	höppekrât	ränwurm schlick lorm
Aachen	kroddel	froisch	pérek[39])
Eupen	kroddel	pädd	räuworm
Godesberg	krad[40])	hüppeling	
Eitorf an der Sieg	krat, mukrat, schmöller		ön (eine) schlich
Neu-Wied	krotsche, krotte	frosch	wurm
Nettesheim (Kr. Schleiden)	kröte, krutsch, kruetsch	freusch	ränwurm
Mayen	krut, krusch, krutsch[41]), auch quaq	frösch	wurm
Castellaun (Hunsrück)	krotte	frösch	wurm
Kreuznach	krott		regenwurm
Trarbach	krott		worm
Prüm	muck[42])	quâk	regenwurm
Bitburg	moock, muck	frosch	wurm
Mettlach	mook	frosch	regenwurm

Anmerkungen zu den Tabellen.

1 angelsächsisch yce, padde. In Wagrien bredfoot = kröte, in Garding poggütz = pog.

2) Zum Aalfang dienende grosse: aalmetten; in der Marsch für metten: mattjen.

3) „olle üze“ als Scheltwort.

4) padde = bufo, pogge = rana im Lübecker Voc. v. J. 1550, s. Schiller, Tier- und Kräuterbuch. Schwerin 1861. S. 4.

5) So bei den Fischern und in der Umgegend an der Elde, in Dömitz selbst mehr maddigen, z. B. „maddigen purren, Regenwürmer ausgraben“; „De maddigen blöken hören, das Gras wachsen hören.“

6) „hüksche“ in Blumenow bei Fürstenberg.

7) Zwischen Kröte und Frosch macht das Plattdeutsche dort keinen Unterschied; beides ist in Vorpommern und Rügen: pogg'. Daneben heisst aber die Kröte wegen ihrer warzigen, rauhen Haut schorfpogg': weil sie durch ihre unterirdischen Gänge die Erde aufreisst „rietpogg“, auch „rietworm“ z. B. in Mohrdorf und Prohn. — Nebenformen für schorfpogg sind: schortpogg und schottpogg in Demmin: schaporg oder schaporch). Dähnert führt auch für Frosch lork an (?).

8) In Rügenwalde „mettke“.

9) Die dicken Würmer, welche nach starkem Regen oder Tau zwischen den Steinen oder sonst in die Höhe kommen.

10) Wolfsmilchraupe: dhauådder = Thauotter (der Höcker gilt als giftig).

11) Laubfrösche = loofpadden.

12) Der an warmen Abenden im Wasser quakende Frosch „rühle“.

13) Frosch wird nur in der Schule gebraucht, ausserhalb derselben heisst es: padde, z. B. die padden schreien u. s. w.

14) Grüner Wasserfrosch „olle marks“ (moerks).

15) „De ole piermoaden hebben mi bi dat matt wera (bei dem matten Wetter) all min schön bohnen affreten“, sagte die Frau des Berichterstatters von jenseits der Ucker, als gerade die Regenwürmer ihr die Wurzeln der Bohnen abgefressen hatten.

16) In dem Neuendorfschen Filial Freienthal, einer 1755 von Friedrich dem Grossen begründeten Kolonie ausgedienter Soldaten, offenbar aus den Havelgegenden: äxemuggel.

17) „muggeln“ sagt man von einem Menschen, der einen schwerfälligen, schleppenden Gang hat: „er muggelt man noch so.“ Der bezeichnete Gang wird auch sonst bei der Kröte gegenüber dem „hüpfenden“ Frosch hervorgehoben, und damit hängen auch die Ausdrücke für kleine Kinder, die noch mehr „kriechen“ als gehen, wie „kleine Kröte“ oder, wenn man sich über sie ärgert, „infame Kröte“ zusammen, s. Anm. 25 und 27.

18) Wohl eine Bildung wie paddücksche, da auch sonst parre für padde vorkommt, s. oben Löwenberg (ähnlich in Ostfriesland, purre für pudde). Hr. Pfarrer Niendorf in Spaatz hebt dabei hervor, dass der Name „Kröte“ im Ländchen Rhinow kaum bei den Leuten bekannt sei.

19) Desgl., piermade, pieraas, pieresel, pieratz, auch einfach piere.

20) muije stellt sich zu mugge ähnlich, wie in der Priegnitz aus Frau Gode, Godeke auch Joicke geworden ist, s. auch die anderen Varianten mull, mogl, moije.

21) Hr. Pastor Reinecke bemerkt dazu „pierla“, „das a wird lang gesprochen, so dass es fast wie pierlär das „e“ weniger gesprochen als dumpf angedeutet' lautet. Meines Erachtens ist das Wort abgekürzt aus pierlauke.“ Dazu stimmt auch pierlag' in dem benachbarten Garz und Warnau, wie auch in betreff der muggel die Orte mit Kuhlhausen eine eigene „Huggelgruppe“ bilden. — In betreff der Röhlen bemerkt Hr. Reinecke, dass dies nicht Unken seien, wie man vielfach meine, denn sie hätten einen weit helleren Ton, nicht den dumpfen Ruf jener.

22) Der an warmen Sommerabenden schreiende Frosch heisst „Röhle“, der grosse, grünliche, in Sümpfen und Torfmooren „Marxe“. — parücksche ist auch nach Hrn. Pastor Nitschke in Neuenklitsche und Gr. Wulkow u. a üblich (vergl. Anm. 18).

23) „Kröte nur in der Schule bekannt und bleibt auch da schlecht haften" bemerkt Hr. Pastor Schulz in Carow und Hr. Pastor Schäfer in Tucheim erzählt, als er in der I. Knabenklasse zu T. auf die Kröte, bezw. Muggel, eine Probe machte und fragte, wer eine Kröte kenne, sich nur wenige erhoben, als er aber nach der Muggel fragte, alle.

24) padden im Teich, paddexen auf den Wiesen, Frösche im Laubholz.

25) Wat so immer int water is, dat sin „unken", wat so „huppt", dat sin „padden" wat so „krauchen" deiht, dat sin „lorken".

26) Auch pong und lakus, sowie der Regenwurm auch pierlauke, pierlake, piel(e)wurm, piermoi, pierrasen, pieresel und pieregel heisst nach Recherche des Hrn. Direktor Gutsche.

27) Obige Angaben verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn. Lehrer Sudermann in Norden, der aus langjährigen Beobachtungen die volkstümlichen Verhältnisse Ostfrieslands genau kennt. Aus seinem eingehenden Berichte noch Folgendes: „Für die Kröten giebt es dort auch noch die Namensformen: purden oder pudden, aber nicht padden. Bezeichnen jene Namen die gemeine Land- und Kreuzkröte, so geht Üze mehr auf die im ganzen seltenere Feuerkröte (Unke) und Knoblauchskröte, besonders in den an Oldenburg angrenzenden Gebieten. Allgemein ist sonst üze eine spöttelnde Bezeichnung für watschelnde Personen, namentlich für kleine, weitbeinige und plattfüssige Menschen, während lork einen verwegenen Bursch bezeichnet, dem es auf einen tollen Streich nicht ankommt. — Der Frosch heisst „kicker", der Kicherer, Schreier, wegen seines Geschreies bei der Laichung zur Frühjahrszeit; der Regenwurm Tauwurm, seines nächtlichen und mit der Periode des Taufalls am frühen Morgen zusammentreffenden Aufwurfs halber. „Pier" für denselben ist ursprünglich nicht ostfriesisch, sondern holländisch und erst in diesem Jahrhundert von holländischen Schiffern hier eingeführt worden für den sogen. Sandwurm (Arenicola piscatorum), der sich nur in den Strandregionen findet und zum Angeln gebraucht wird." — An letzteres reihe ich, was mir Hr. Amtsrichter Reinecke aus Kuxhaven schreibt: Der Regenwurm wird hier Mette genannt. Die Art, die im Watt vorkommt und von den Fischern (auch Helgoländern) als Köder verwendet wird, heisst porre (purre). Zum Angeln kleiner Fische, Aale u. s. w. werden diese Tiere der Länge nach auf wollene Fäden gezogen, mehrere ohne Haken zusammengebunden; die Fische beissen sich an den Wollfäden fest. Diese Art des Fischens heisst „poddern": vergl. zur Sache: J. ten Doornkaat Koolman, Ostfries. Wörterbuch, II, 720. Norden 1882, unter pîren.

28) Nach Mitteilung des Herrn Oberl. Karl Bückmann in Lüneburg: „medk (Deutsch-Evern), megge Kirchgellersen), megn (Wisselhörde), mettn (Winsen an der Luhn), meck, pl. mecken (Bleckede). An der Elbe heisst gehackter Regenwurm als Köder: mork."

29) pilepogge = Kaulquappe.

30) Überhaupt dort an der holländischen Grenze.

31) „He hürt de mieken bellen" von einem superklugen Menschen.

32) Südlich des Teutoburger Waldes: höpper für Frosch, südlich der Bega: pogge und uisse, nördlich von derselben: pobbe und uike, in Augustdorf in der lippischen Senne poebbe nach freundlichen Mitteilungen des Hrn. Gymn.-Dir. a. D. Freytag-Lingen, der mich u. a. auch über Rinteln und seine Heimat Gartow orientiert hat.

33) „Die Hühner gehen „meken", sie holen sich Regenwürmer."

34) Meschede: Frosch auch pogge. Von einem, der gern trinkt, heisst es: he is kin pogge (der nämlich nur Wasser trinkt).

35) Medebach (Kr. Brilon), Frosch = hippefuos, nach Mitteilung des Hrn. Prof. Hockenbeck über Arnsberg und Umgegend.

36) Seltener röhling.

37) Allgem. im Niederl.: in West-Flandern: terik, tering und tetting, in Ost-Flandern teek, obwohl man in beiden Flandern auch das Wort piereland (Wurmland) noch als Bezeichnung für Kirchhof kennt, z. B. in Ostflandern es heisst: „hij is naar't piereland" für „ist tot". Nach Mitteilungen des Konservators am ethnographischen Rijksmuseum in Leiden, Hrn. J. D. E. Schmeltz. — Aus Meurs bringt Firmenich in German. Völkerstimmen, I. 407 auch bei: he mäckt en Reis en et Piereland, ins Würmerland = „ist tot".

38) s. Anm. 27.

39) perk nach Düren zu. Auch der Engerling heisst dort so.

40) „Schwellkrad" heisst, nach einer von dort durch Hrn. Prof. J. Joest hiers. mir vermittelten Angabe, die grosse Kröte, welche sich in alten Gemäuern und Kellern findet; die sogen. „feldkrad" lebt in Sümpfen und Wiesen, ist froschähnlich und hat nur kürzere Beine. Die kleinen Kröten, welche im Sommer vor eintretendem Regen massenhaft auftreten, heissen „muchen".

41) Auf dem Mayfelde zwischen Koblenz und Mayen: „krût", wie mir Hr. Aubart, Lehrer an der landwirtschaftl. Schule in Bitburg, freundlichst mitteilt: in den Kreisen Daun und Adenau, nach Angabe des Hrn. Prof. Roderich in Prüm, „hötsch". Über das sonstige Vorkommen des letzteren siehe am Schluss der Tabellen.

42) Hr. Direktor Dr. Asbach aus Prüm schrieb im Oktober 1893 darüber: „much (fem.) für Kröte ist in einem grossen Teil der Eifel, an der oberen Mosel, im ganzen Saargebiet gäng und gäbe. Im Kreise Bitburg kennt der gewöhnliche Mann nur muck, nicht Kröte. An der ganzen Saar wird mook gesprochen, desgl. an der mittleren Nahe. Auch in dem Grenzgebiet gegen Luxemburg ist muck jedermann geläufig".

In Thüringen heisst die Kröte: krät, in der Oberpfalz: hetsch, in Schlesien: hetsche, wetsche, tachse; in der Umgegend von Dresden: hutsche, hutschke; in Bayern: broz, in Österreich: krot, hecking, desgl. trautel; in Steiermark: anke; in Tirol: hötsch, im Innthal aber höppin und an der Etsch: hottel, auch hotz, wie in den Sette communi bei Vicenza.

Feen- und Nixenfang nebst Polyphems Überlistung.

Von **Ludwig Fränkel.**

Die Thatsache, dass die Hauptschriften über Wesen und Walten der Feen von Gelehrten Englands stammen, darf nicht wundernehmen. Denn wir schöpfen unsere Kenntnisse darüber guten Teils aus britischen Quellen, und nirgends hat der Glaube an diese Gattung überirdischer Geister fester im Volksgemüt Wurzel geschlagen als im Inselkönigreiche. Von den vier umfänglichsten Büchern ist das älteste, das von T. Keightley [1]), ins Deutsche übersetzt, von dem bekannten Vielschreiber O. L. B. Wolff: „Mythologie der Feen und Elfen: vom Ursprunge dieses Glaubens bis auf die neuesten Zeiten. Aus dem Englischen" (2 Bände mit 12 Tafeln. Weimar 1828). Die andern knüpfen an Shakespeare und seinen „Sommernachtstraum" [2]) an: William Bell, Shakespeare's Puck and his folklore[!], illustrated from the superstitions of all nations (2 Bände, London 1852). J. O. Halliwell (— Phillips), Illustrations of the Fairy Mythology of A Midsummer Night's

1) „Fairy Mythology" (zuletzt 1889), das Hauptwerk.

2) Ich behalte diese übliche deutsche Wiedergabe bei, obzwar, wie mich kürzlich wieder Eduard Grisebach erinnerte, „Johannisnachtstraum" richtiger wäre; aber wir sind es einmal seit Eschenburgs Überarbeitung von Wielands erster Verdeutschung (1762; daselbst: „Ein St. Johannis Nachts Traum"! in Bd. I von „W. Sh. Schauspielen" (1775), der auch „Sturm" und, auch Volkskundliches berührende Anmerkungen zu beiden enthält, einmal gewöhnt.

Dream[1]), und W. C. Hazlitt, Fairy Tales, Legends and Romances illustrating Shakespeare (London 1875).

Im Vorübergehen sei hier kurz darauf hingedeutet, dass die beiden merkwürdigen Elementargeister aus dem Feenreiche, die Meister William, der am häufigsten und am eindringlichsten in volkstümliche Anschauung und Überlieferung hineingreifende grosse Kunstdichter[2]), verewigt hat, Puck (in Schlegels Übersetzung Droll) und Ariel, reichen Anlass zu vergleichenden Betrachtungen vom Standpunkte der Volkskunde bieten. Zumal Ariel, der „spirit" in der Phantasiekomödie „The tempest", den uns ja auch die romantische Walpurgisnacht des Goetheschen „Faust" auffrischte, einen längeren Umblick in der vergleichenden Mythologie sowie in der Märchenkunde erforderte, als an diesem Flecke erlaubt scheint, ohne zu weit abzuschweifen, und bei ihm auch, trotz ihres arg problematischen Wertes, Edwin Bormanns einschlägige naturwissenschaftliche Erklärung in seinem Aufsehen erregenden Buche „Das Shakespeare-Geheimnis" (1894)[3]) S. 11 f., 17, zu berücksichtigen wären, möge heute nur für Puck in Gestalt einiger bisher unbeachteter deutscher Nachrichten über gleichartige Kobolde auf die Gemeinsamkeit des Untergrundes für diese Gebilde aufmerksam gemacht werden. Die wichtigste davon steht bei Lambertus Danaeus (‚Iacobus Vallick vnnd Vlricus Molitor'). Von den Zauberern, Hexen vnd Vnholden. Cöln 1576. S. 162—164: „Denn da die Menschen nicht nach dem wort Gottes leben, verstellet sich der Sathan in einen Engel des liechts, vnnd bekompt auch von Got gewalt, die Menschen vnderm schein der warheit zu bedriegen. Gleich wie bey vns zu Elten im jar do man schreib 21. vnd 24. geschehnt ist. Auf S. Anthonisz Meierhoff war ein Teuffel vnder gestalt eines Zwerglin, dasselbige nennt sich Eckerken, dasselbige begienge vil wunderliches dings, zu nachts warff es die garbe oben herab auff die Tenne welchs das gesind am tage solte treschen; welchs gesind im arbeit nachliessig war solch schlüge es, es futerde die Pferdt, vnnd lagt sich zu nacht bey die dienstmägde. Dasz volck so ober die Heid bey dem Hoff reiszde schluge es. Die frawen zoge es bey jrem heimlichen vnnd verborgene haar, welche zu Wagen reiszden den warff es den Wagen vmb, welche aber zu pferde, dieselbige zoge es von den Rossen. Wie mir sölchs einer, Wessel von Berffelt genāt selbs erzelet hatt, denn jhm sölchs auch selbs widerfaren, vnnd sölchs Zwerglin liess niemant vor sölchem hofe hin reisen, er muste jm zuuor ein ort oder einen halben steuber geben. Sölchs weret bey die zwey vñ drey jar lang, bisz so lang ein alte Hexen verbrennet

1) London 1845; Publications der Shakespeare Society, No. 25.

2) Vgl. Fränkel, Shakespeare u. das Tagelied, S. 1 f., 27 f., 68 ff., 82 f., 95 f. u. ö.

3) Damit diese Äusserung nicht etwa missdeutet werden könnte, verweise ich auf meine ausführliche Kritik dieses Werkes in den Englischen Studien XX, 419—436 und meinen Aufsatz im (219.) Juniheft von „Nord und Süd" 1895, S. 368—378.

wardt, welche aldo wonhaftig war, vnnd bekandte dasz sie sölchs durch jhren lieben breutigam den Sathan angerichtet hatte, wie sölchs der gantzen landschafft kündig ist".[1]) Man findet im verwandten Schrifttum auch anderwärts ähnliches. David Meder(us), Acht Hexenpredigten . . . (Leipzig, J. Apel, 1604) S. 23b sagt von Zauberern: „So tragen sie den Namen Milchdiebe auch von jhrem werck, weil sie durch hülffe des Teufels andern Leuten jhre Küe ausmelcken, Rahm und Butter stelen, vnd das so wunderbarlich, das sie auch offt nur daheimen einen Pflock, den sie in die Wand geschlagen, melcken, vnd dennoch derselbe Milch giebet."[2]), ferner S. 54b: „. . . . Denn zu dem, das sie andern Leuten jhren Wein aus den Kellern, das Getreidig von den Böden, vnnd die Milch aus den Eutern der Küe vnd Schaffe (vnd also auch Butter vnd [55a] Käse, so daraus könten gemacht werden stehlen . . .": auch S. 56, 80b, 92a, 106b bringen derlei.[3]) Man sehe dazu die bei C. C. Hense, „Shakespeare, Untersuchungen u. Studien" (1884), S. 147ff. — vorher Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprach. u. Litt. X, 181 ff.; XI, 323 ff., wo viel und wichtiges Material zum germanischen Feenglauben mitgeteilt ist, aufgestapelten Parallelen, W. Müller, Beiträge z. Volkskd. d. Deutsch. in Mähren, S. 139f., über zauberhaftes Melken W. Schwartz, Ztschr. f. Völkerpsych. XIX, 66ff., Ztschr. f. Ethnol. XXVI, 9 ff.

Von allgemeineren Werken gediegenen Gehalts, die unsern Gegenstand streifen, wie C. Crowe, The night side of the nature or ghosts and ghost seers (2 Bde., London 1849), sei abgesehen, ebenso von der Unzahl in Grossbritannien beziehentlich in englischer Sprache erschienener Sagen- und Märchensammlungen, die einschlägige Nummern veröffentlichten; allein an die fünf speziellen von „Fairy Tales" von Joseph Jacobs (London, Nutt 1890—94) sei erinnert. Doch gedenken wir der wahrscheinlichen Ursache dieser zunächst auffälligen Erscheinung: des Überwiegens keltischen Einflusses auf dem ganzen betreffenden Gebiete der Überlieferung, auf britischem Boden nicht nur, sondern auch auf dem Festlande, d. h. in Frankreich und Deutschland. Aus der mit reichem Denkmälermaterial aufgebauten Abhandlung Heinrich Schreibers „Die Feen in Europa. Eine historisch-archäologische Monographie" (Freiburg i. Br. 1842, Universitäts-Festschrift) geht dies deutlich hervor; z. B. finden sich die mächtigen Reste von angeblichen Feenschlössern und dergl. nur auf ursprünglich keltischer Erde[4]).

1) Ist in „Eckerken" etwa „der getreue Eckart" verballhornt?

2) Zu der verwandten deutschen Anekdote vom Weinzauber des Mephistopheles habe ich Goethe-Jahrbuch XIV, 290—292 mit Neuem die Belege verzeichnet.

3) Neuhochdeutsch „Quälgeist", in Wörterbüchern (man vgl. Grimm VII, 2307, auch Sanders Ergänzungswörterbuch s. v. ungenügend erklärt, hängt wohl damit zusammen; ich wähle aus Laugbein, Schriften VII, 294 die bei Grimm citierte Stelle: „sie warfen auf diese Person den Verdacht, dass sie selbst der (in der Nacht umgehende) Quälgeist sei."

4) Vgl. P. W. Joyce, Old Celtic Legends, Translated from the Gaelic. 2. Ausgabe, 1894 (s. diese Zeitschr. IV 339 f.), S. 177 ff.

Ebenfalls aus England stammt eine Anweisung, Feen zu fangen, die uns hier beschäftigen soll. Sie ist deutsch mitgeteilt worden in „Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Dessau 1853“[1]) S. 165f. und sei hier diesem Wortlaute gemäss eingerückt:

„Für die Feenkunde werden noch folgende Notizen von Interesse sein, einem Foliobande entnommen, welcher den Titel führt: ‚Relation von des Dr. John Dee Verhandlungen mit Geistern 1659.‘

Ein fürtreffliches Mittel, um eine Fee zu fangen.

Erstlich nimm einen breiten viereckigen Krystall oder ein Venetianisches Glas, drei Zoll in Länge und Breite. Dann lege das Glas oder den Krystall in das Blut einer weissen Henne an drei Mittwochen oder drei Freitagen. Dann nim̃ es heraus und wasch es mit geweihtem Wasser und räucher' es. Dañ nimm drei Haselstäbe oder Ruthen von jährigem Schuss, schäle sie fein und weiss und mache sie so lang als du des Geistes oder der Fee Namen schreibst, die du citiren willst, und jeder Stab muss an einer Seite dreimal platt gemacht werden. Dann vergrabe sie unter einem Hügel, wo du meinst, dass Feeen hinkomen, am Mittwochen bevor du sie citirst; und am folgenden Freitag nim die Stäbe wieder heraus und citire sie um acht oder um drei oder um zehn Uhr, denn das sind gute Planeten und Stunden für ein solches Geschäft; aber weñ du sie citirst, befleissige dich eines reinen Lebnnswandels und kehre das Gesicht nach Osten. Und wenn du sie hast, binde sie zu dem Stein oder Glas.

Eine Salbe, unter die Augenlider und auf die Augenlider zu schmieren, Abends und Morgends, sonderlich aber weñ du sie citiren willst oder dein Auge nicht klar findest.

Ein Mass Baumöl thu in eine Phiole, aber wasche sie zuvörderst mit Rosenwasser und Ringelblumenwasser: die Blumen dazu müssen gen Osten gepflückt werden. Wasch es bis das Oel weiss wird, dann thu es in das Glas ut supra[2]); und dañ thu dazu die Knospen der Rosenpappel, die Blumen der Ringelblume, die Blumen oder Spitzen von wildem Thymian, die Knospen von jungem Hasel; und der Thymian muss nah an einem Hügel gepflückt werden, wo Feeen hinzukomen pflegen, und hier rupfe auch das Gras eines Feeenthrones aus. All das thu in das Oel in das Glas und setz es drei Tage in die Sonne, damit es sich auflöse, und dann bewahr es zu deinem Gebrauch; ut supra[2]).

1) Zu dieser vorzüglichen Sammlung eigener Verdeutschungen s. meinen Artikel über Gisbert von Vincke im 39. Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie“. Das „zweite Buch“ dieses Bändchens enthält fast nur auf Feen bezügliche Lyrik.

2) Man beachte den mediciuisch-pharmazeutischen Rezeptenstil.

Nach diesem Recept folgt eine Beschwörungsformel, worin der Alchymist eine Fee namens Elaby Gathon citiert, „ihm zu erscheinen in dem Krystallglas hold und freundlich, ihm wahrhafte Auskunft zu geben auf Fragen aller Art und allen seinen Geboten folgsam zu sein, bei Strafe der Verdammung."

Darauf folgt bei Vincke S. 166 noch folgender Passus: „Die älteren Dichter bezeichnen Feen und Kobolde mit der allgemeinen Benennung ‚die Geister der Berge'. In Irland heissen die Feen in der Volkssprache ‚das gute Völklein'[1]" und dahinter steht in Klammer: ‚(Reliques etc. by Percy)'. Danach könnte man meinen, die ganze erläuternde Auseinandersetzung samt den beiden Recepten Dees sei aus Percys „Reliques of ancient english poetry" (1765) übersetzt. Doch dem ist nicht so, sondern dieser Quellenhinweis meint nur, dass das Gedicht „Die Feenkönigin[2]", S. 87—89 übersetzt, auf das sich diese Anmerkung, S. 165 durch den Satz „Das Gedicht ist aus einer im Jahre 1648 zu London gedruckten Sammlung" zurückbezieht, dorther stammt. In A. Schröers Neuausgabe der Percyschen Sammlung[3]) steht es S. 697—99, im Originaldruck III 206—208, und beginnt „Come, follow, follow mee, Ye, fairye elves that bee". Vincke hat seine Glossen selbständig hinzugefügt. Woher stammen sie nun?

Das von Vincke benutzte Buch kann nichts anderes sein als „True and faithfull Relation of what passed for many yeares betwen Dr. John Dee and some spirits. Tending (had it Succeeted) To a General Alteration of most STATES and KINGDOMES in the World. His Private Conferences with Rodolphe Emperor of Germany, Stephen K. of Poland, and diverses Princes about it", zu London 1659 durch Mericus Casaubonus in Folio herausgegeben. Dieses heute äusserst seltene und mit den höchsten Preisen bezahlte[4]) Werk muss Vincke im Original vorgelegen haben, da es keine Verdeutschung davon giebt. Es ist nun aber auffällig, dass die neuere Dee-Forschung an dessen systematischen Feen-Citationen vorübergegangen ist und sich nur mit dem Lebensgang und dem Geisterverkehr dieses seltsamen Mannes beschäftigt hat. Carl Kiesewetter, der hervorragendste Kenner und fruchtbarste Schriftsteller auf dem Felde der Geschichte der Geheimwissenschaften, hat Dee ein eindringliches Studium gewidmet, dessen Niederschlag wir nun in der spezielleren Monographie „John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Studie" (Lpzg. 1893)[5]).

1) Ähnliche Namen auch in Skandinavien und Deutschland in mannigfacher Variation.

2) Englisch bei Halliwell, Illustrations etc., p. 269, verdeutscht bei F. H. Bothe, Volkslieder u. s. w. (1795), S. 188, nach beiden bei C. C. Hense, Shakespeare, S. 158 f.

3) Vgl. Weinhold in dieser Ztschr. IV, 96; Fränkel, Engl. Stud. XIX, 423.

4) 1894 von einem Leipziger Antiquariat für mehrere hundert Mark ausgeboten; vgl. auch Kiesewetters (s. u. Angaben. „The Private Diary of Dr. John Dee" gab 1852 der obengenannte J. O. Halliwell heraus.

5) Zum grössten Teile wörtlich abgedruckt aus den „Akademischen Monatsheften" VII (1890/91), 348—355, 424—430, 493—499, 560—568. In der Monographie lies S. 10 1527 statt 1524 als Dees Geburtsjahr.

S. 473—477 seines stoffreichen Werkes „Faust in der Geschichte und Tradition mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens“ (ebd. 1893)[1]), endlich in dem fleissigen Kompendium „Die Geheimwissenschaften. Zweiter Teil der Geschichte des neueren Occultismus“ (Lpz 1895)[2]) S. 96 ff. und 543 u. ö. besitzen. Einen scharfen Angriff hat nun Kiesewetter, auf dessen an überraschenden Mitteilungen aus allen Nachbargebieten überreiche Bücher hiermit genaue Aufmerksamkeit gelenkt sein möge, erlitten in dem Aufsatze Jakob Caros „Aus den Tagen der Königin Elisabeth von England (John Dee. Albrecht Laski. Giordano Bruno. Shakespeare)“: Zeitschrift für Kulturgeschichte. N. F. I (1893/94) S. 353—395. Jedoch geht dieser Kritiker, der Kiesewetter besonders eine Anzahl historischer Unrichtigkeiten vorhält[3]), zwar auf die Geisterbesuche bei Dee ein[4]), soweit sein Angriff auf Kiesewetters Behandlung der Personalien es erfordert, auf die Feenbannung aber ebensowenig wie der Kritisierte selbst.

Bei letzterem[5]) nämlich erfahren wir nur einiges über das Haupthilfsmittel, dessen sich Dee bei dem Experimente der Feencitation bedient haben soll. In Kiesewetters Dee-Monographie lesen wir S. 22 f.[6]): „Dee gebrauchte, wie Smith[7]) pag. 45 ausdrücklich sagt, mehrere grössere Krystalle, von denen er jedoch nicht sagen könne, ob sie natürliche oder künstliche gewesen wären und wie Dee zu ihnen gekommen sei. Der berühmteste von Dees Kristallen ist sein ‚Shew-stone‘ oder ‚Skry-stone‘, auch ‚Lapis manifestationis‘, ‚Lapis sacer et mysticus, primo sanctificatus et praecipuus‘ und Receptaculum genannt (Smith. pag. 44). Dee behauptet diesen Stein in der ‚Action‘ vom 21. November 1582 von einem Engel, welcher am westlichen Fenster seines Studierzimmers in der Grösse eines vierjährigen Knaben erschienen sei, erhalten zu haben (Smith. pag. 24). Er liess einen goldenen Fuss an denselben machen und hielt ihn lebenslänglich in den höchsten Ehren. — In welche Hände der Stein nach Dees Tod kam, ist

1) Über dessen Bedeutung für Volkskunde s. Fränkel in „Am Ur-Quell“ V, 201: K.'s stoffreiche historisch-occultistische Bücher erschienen seit 1891 bei W. Friedrich in Leipzig.

2) Über die hohe Wichtigkeit der darin enthaltenen neuen Thatsachen für die Volkskunde berichtet W. Rumpelt in „Am Ur-Quell“ VI, 135 f. K. † 15. 4. 1895 in Armut!

3 Die Nachweise in J. G. Th. Grässes „Lehrbuch der allgemeinen Litteraturgeschichte“ III, 1 (1852), S. 973, 976, A. 18 u. 19, 979 über Dee entgingen Kiesewetter und Caro. Über Dees Krystallglaskugeln siehe jetzt ausführliches in „The Edinburgh Review“, 1895 (No. 371), S. 82 ff., bes. S. 88 ff.

4) S. 382 f. die „Engel“-Erscheinung bei Dee, 14. Juni 1583, S. 384 die vom 26. Juni; S. 366 f. harte Abführung von Dees „mediumistischem“ Humbug bei Kiesewetter.

5) Vgl. auch M. Osborn, Die Teufellitteratur des XVI. Jahrhunderts, S. 48: Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, S. 368 f.

6) In den „Akadem. Monatsheften“ a. a. O., S. 354 b.

7) „Vita Joannis Dee, Mathematici Angli, Scriptore Thoma Smitho, S. Theologiae Doctore et Ecclesiae Anglicanae Presbytero“ in dessen „Vitae quorundorum eruditissimorum et illustrium Virorum“ (Londin. 1707); vgl. Kiesewetter, S. 9.

nicht bekannt; jedoch befand er sich nach Berkenhout[1]) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in denen des Horace Walpole. Vielleicht verkaufte ihn Walpole 1752 samt seinen übrigen Sammlungen an Katharina von Russland. Der Krystall soll aus glänzender schottischer Steinkohle bestanden haben[2]). Dieses Instrument stand auf dem ‚heiligen Tisch', der ‚Mensa Foederis, Leage Table oder Table of Covenant', welcher sich noch in der Cottonschen Bibliothek befindet." Ferner lesen wir bei Kiesewetter S. 55: „Anfangs September [1584] erhielt denn auch Dee eine Audienz beim Kaiser . . . . Smith (pag. 19) hat uns seine Rede an Rudolf aufbewahrt. Dee sagte, ... Gott habe endlich sein inbrünstiges Gebet erhört und vor 2½ Jahren seine Engel zu ihm gesandt, welche ihn erleuchtet und in alle himmliche Weisheit und ewigen Geheimnisse eingeweiht hätten, und zwar vermittelst eines Krystalls, der alle Schätze der Erde weit übertreffe, indem alle Erscheinungen durch ihn geschehen. Dies sei so wahr, als Gott lebe, vor dessen Augen er hier stehe."

Natürlich schweben alle diese Notizen völlig in der Luft und sind unkontrollierbar. Nicht um eine etwaige Aussprache über positive Unterlagen der hereinspielenden spiritistischen Phänomene zu entfesseln[3]), wurden sie hier eingeflochten, sondern nur um zu zeigen, wie der alte Volksglaube, man könne unter gewissen Umständen Feen citieren und festbannen, bis in der Königin Elisabeth Zeit nachwirkt, wo noch so viele ererbte Bräuche in Kraft waren bezw. durch die Litteratur neu belebt wurden.

Bei H. Schreiber, Die Feen in Europa (s. o.), S. 35f. kann man die Gründe finden, die es dem Menschen infolge der den Feen anhaftenden Eigenschaften erwünscht erscheinen lassen, jene einzufangen[4]). Seltsam zu kontrastieren damit scheint die fast durchgängige Annahme der deutschen

1) Biographical History, T. I, p. 427.

2) Vgl. Theophrastus Paracelsus: Philosophia sagax Lib. I „Was Nektromantia sey": „Also folgt auf das die Kunst Nektromantia, dass dieselbige Flaga (eine Art Elementargeister) dieser Kunst krafft müssen gehorsam seyn vnd auff dasselbig sichtbar machen, durch ein Spiegel, Prillen, Koln" — „Also möglich ist's auch, die Flaga zu zwingen, dass sie sich offenbar machen in Spiegeln, Barillen, Kolen, Nageln etc."

3) Ich stehe dem landläufigen Spiritismus zwar schroff gegenüber, muss aber gegenüber Caro (s. o.), der Dee einfach für einen Schwindler und Hochstapler hält, erklären, dass er auf mich durchaus den Eindruck eines ehrlichen und überzeugten Mannes macht, zumal er infolge seines spiritistischen Auftretens unablässige Widrigkeiten des Schicksals erduldet hat.

4) Es wäre lehrreich, einmal eine Übersicht über die verschiedenen Methoden zu versuchen, nach denen der Volksglauben die Feen und ähnlichen Wesen citiert und bezw. verbannt. Es sei hier beispielshalber nur auf zwei neuerdings gelegentlich erwähnte Mittel und Wege hingewiesen: „Nunnen" (= Nornen?) kann man nach Wiegenliedern und Kindermärchen im Spessart durch Drehen eines von ihnen empfangenen Ringes (über dessen zauberischen Gebrauch z. B. Fränkel, Shakespeare und das Tagelied, S. 87, A. 2, dazu Stokes, Indian Fairy Tales, p. 291, A. 2) citieren (A. Englert, Ztschr. d. Vereins f. Volkskd. IV, 56 f.), Dämonen durch frische Vegetation fernhalten (Ernst Maass, Orpheus [1895], S. 208, Anm.; ebd. u. S. 292, Anm. 91 Belege für entsprechende Verwendung des Mistelzweigs).

Volksanschauung: „eine Nixe fangen bringt Unheil.“ Doch darf man nie vergessen, dass diese Wassergeister ebenso wie die Riesen der Menschen Feinde sind, weil diese ihres Reiches Frieden stören, während die Feen, solange sie sich nicht selbst melden, Ruhe vor den vorwitzigen Menschenkindern haben, es müsste denn ein solches eben ein Mittel zum Einfangen besitzen. Im folgenden entnehme ich W. Menzels „Geschichte der deutschen Dichtung“ I 88f. (wo obiger Satz als Motto an der Spitze steht) etliche Belege für das Fangen der Nixen, um jedem Vorwurfe einseitiger Auswahl von vornherein zu entgehen:

„Zu Münsen im Jeverlande fing man eine, die trotz flehentlicher Bitte nicht losgelassen wurde, sich aber plötzlich durchwand und entkam, worauf eine Sturmflut das ganze Dorf begrub. Kuhn, Nordd[eutsche] S[agen] No. 332. Eine gefangene Meerfrau drohte, so weit man sie wegschleppe, so weit werde das Land vom Meere verschlungen werden, wie auch geschah. Müllenhoff, [Schlesw.-Holstein. Lauenb. Sag.] No. 453. Eine Meerfrau, die man für eine Hexe hielt und ersäufen wollte, drehte den Kahn um, ersäufte ihre Henker und schwamm, von Wasserlilien umgeben, behaglich davon, das. No. 454 Ein gefangener Nickel sollte den Leuten Mittel gegen alle möglichen Gebrechen angeben, that es aber nicht, entwischte und rächte sich durch eine Sturmflut. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 23.“

Allerdings schliessen sich bei Menzel S. 89 unmittelbar folgende weitere Belege an, wo den Schuldigen zwar kein Unheil erwächst, aber auch nichts angenehmes zuteil wird wie beim Fesseln der Feen: „Ein gefangener Nix vom Aussee bot grosses Lösegeld. v. Muchar, Steyermark. I, 159. Der Erzberg in Steyermark bei der Stadt Eisenerz soll seinen Reichtum von einem Wassermann erhalten haben. Ein solcher war nämlich gefangen worden und bot als Loskaufpreis einen Berg voll Silber, der aber bald leer werden sollte, oder einen Berg voll Eisen, der nie zu erschöpfen sei. Man erwählte das letztere. Schaubach, Alpen III, 244. Bei Deetz in der Altmark kam eine Wassernixe zu einem Fischer auf den Nachen, als er sich gerade Fische briet, setzte sich zu ihm und frug wie er heisse? Der Fischer antwortete: Selbergethan. Darauf spie sie ihm Kröten[1]) auf die Pfanne, denn sie hatte das ganze Maul voll solcher Tiere. Er aber nahm den Stock und schlug sie krumm und lahm. Da schrie sie um Hilfe und von allen Seiten kamen die Nixen herbei und frugen, wer sie so zugerichtet habe. Als sie aber immer rief: Selbergethan! so beruhigten sie sich und der Fischer kam davon. Kuhn in Haupts Zeitschr. IV, 392“.

1) „Die Kröte erscheint im germanischen Volksglauben oft bei geheimnisvollen Anlässen (vgl. Ztschr. d. Vereins f Volkskde. I, 191), besonders wo Zauberspuk im Werke ist (Shakesp. Macb. IV, 1, 6). Vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogerman. Mythologie (dtsch. v. Hartmann), S. 623 ff.; A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 62, 191. 250, bes. 111 ff.; Jos. Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie (1862), 51, 81; Tschischwitz, Nachklänge germanischer Mythe bei Shakespeare, S. 22“; Fränkel, Shakespeare u. das Tagelied, S. 59 f. Siehe auch den vorhergehenden Aufsatz!

An letztere, mehr schwankhafte Sage ist es nötig einen kleinen Exkurs anzuschliessen. Man erkennt in ihr ja auf den ersten Augenblick eine Variante zur Polyphem-Fabel und zwar eine, deren Hauptabweichung, nämlich das „Selbergethan!" nicht eben glücklich gewählt, sondern vielmehr zu der bereits vorhandenen Handlung als pikantere Steigerung nachträglich hinzuerfunden scheint. Das ist jedoch nicht der Fall. Denn in ähnlichen Sagen verschiedenster Herkunft findet sich diese Formel und zwar, was gleichfalls beachtenswert, stets bei Nixen oder verwandten Geschöpfen. Bei J. F. Vonbun, Volkssagen aus Vorarlberg (Wien 1847) S. 5f. No. 5, kommt eine neugierige Fenggi zu einem Holzhauer und fragt nach seinem Namen. Schalkhaft antwortet er: „Sälb". Nachher liess er sie, die es gern versuchen wollte, einmal statt seiner sägen, als sie aber im Eifer die Hand zwischen ein klaffendes Holzstück einklemmte, befreite er sie nicht. Nun kamen andre Fengge, erhielten aber auf die Frage, wer ihr solches angethan, immer nur den Antwortsschrei: „Sälb tho." W. Menzel, der (a. a. O. I. 101) auch diese Nummer mitteilt und eingangs an des Cyklopen Überlistung in der Odyssee erinnert[1]), fügt bei: „Ein Erdmännchen bei Gutannen, das einem Mädchen nachstellte, wurde von dessen Liebhaber ebenso betrogen. Kohlrausch, Schweizersagen I. 26. Vgl. Wolf, Zeitschr. [f. dtsch. Mythol. u. Sittenkunde] IV. 97. Eine ähnliche Sage der Normandie bei Bosquet, la Norm. p. 131." Nun besitzen wir nebeneinander zwei hergehörige lappländische Märchen. In dem einen, in J. C. Poestions deutscher Auslese (1886), S. 72, kommt ein Lappe in die Hütte einer Hexe, nennt sich gefragt „Selbst" und verbrennt ihr mit siedendem Wasser das Gesicht. Als ihre Genossen dann die Ursache ihres Gejammers wissen wollen, erwidert sie: „Selbst mich verbrannte". In dem Angriffe aufs Antlitz mit Feuer liegt wohl ein alter Nachhall und schon ein Übergang zur wirklichen Polyphem-Version, der wir bei Poestion, S. 122 ff. begegnen: ein Lappe, mit Gefährten in die Höhle eines Riesen geraten, blendet diesen mit geschmolzenem Blei, das er ihm statt einer Augensalbe hineinträufelt, giebt als Namen „Garniemand" (also wie bei Homer *Οὖτις*[2]) an und rettet sich mit der Gesellschaft in Häuten geschlachteter Böcke aus der Höhle. G. Meyer, der diese beiden Fassungen zusammenhält[3]), stellt sie in Zusammenhang mit der russischen Tradition[4]). Dabei übersah er leider das reiche Material, das W. R. S. Ralston, Russian

1 Vonbun bemerkt S. 6, Anm.: „Erinnert fast an die Geschichte des schlauen Utis mit dem dickleibigen Kyklops." Vgl zum Ganzen W. Müller (s. o. S. 266), S. 137 f.

2) Zur Nachgeschichte dieses Scherzes im Reformationszeitalter vgl. auch meine Bemerkungen i. d. German. XXXVI, 186 f. und J. Bolte im Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Gesellschaft XXIX XXX, S. 18 u. bes. S. 19 nebst Anm. 2, auch S. 90 f.

3) Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde II, 179 f.

4) Ebenda S. 375 (Hinweis auf Thomsen, Deutsche Litteraturzeitung 1887, Sp. 427 auch Schiefner im Bulletin de la classe hist.-phil. d. Petersburg. Akad. d. Wissensch. XII 369 ff. .

Folk-Tales (London 1873), S. 182 ff. darbietet. Hier seien nur Ralstons Parallelen-Citate zusammengestellt: W. Grimm, Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. 1857, S. 1—30 [= W. Grimm, Kl. Schr. IV, 428—62]; Buslaef, Ist. Och. I, 327—331; Campbell, West Highland Tales I, p. 132; Grimm, Kinder- und Hausmärchen[9] (1870), No. 130 etc.; Afanasief, Narodnuiya Russkiya Skazki VI, No. 55 und VIII, p. 260. Gerade aber der wichtige, ja unentbehrliche Zug, dass das übermenschliche Wesen vom Erdenkinde — in dessen Gewalt es unmittelbar oder mittelbar sich befindet — mit dem Namen hinters Licht geführt wird, fehlt hier wie oben nirgends, wo die Situation Anlass gewährt.

Und daher erkennt man in ihm ein altvererbtes Motiv, einen uralten Scherz, den man sich mit den überirdischen Mächten — die Elfen und Nixen sind Naturpersonifikationen wie der Cyklop — erlaubte. Wenn also A. Wiedemann in seiner Studie „Zur Polyphem-Sage" Am Ur-Quell V. 86 sagt: „Eine Kombination der beiden arabischen Versionen[1]) zeigt die wesentlichen Züge des homerischen Polyphem in solcher Vollständigkeit — nur die Einäugigkeit[2]) fehlt, obwohl sie die Blendung sehr erleichtert hätte — dass an einer Beeinflussung der arabischen Sage durch die griechische kaum gezweifelt werden kann", so durfte er die „Vollständigkeit" nicht als Argument für seine sonst gewiss stichhaltige These verwerten. Denn eben den in jenen Nixenmärchen selbständig ausgestalteten Spott mit dem falschen Namen verlor das internationale Thema auf der Wanderung zu den Semiten. Man hat hier nämlich einen der flüssigsten jener Wanderstoffe vor sich, die Morgen- und Abendland seit Jahrtausenden unterhalten haben; das darf man nie vergessen, sobald man einen Kern dieser reich belegten Fabel herausschälen will und einem gleichsam unter den Fingern ein Zug nach dem anderen abbröckelt und kaum irgend ein gemeinsames Motiv im Bodensatz zurückbleibt. Einer der belesensten und geschicktesten Fabulisten unseres ersten dichterischen Glanzes, der Stricker[3]), hat sich die dankbare Episode nicht entgehen lassen, und wir können sie jetzt in G. Rosenhagens tüchtiger Ausgabe seines „Daniel"[4]), V. 3194 ff., S. 70 sauber mit den anderen Bearbeitungen des Themas kollationieren. Des Herausgebers Anmerkung auf S. 194 sagt dazu: „Dass diese Erzählung von dem Riesen, der die Ritter eingesperrt, geblendet

1) Tausend und eine Nacht I (Stuttgart 1872), 366 ff. und II, 34 ff.

2) Doch s. z. B. oben das lappische Märchen; Wiedemann verweist S. 85 auf die Litteratur bei B. Sauer, Torso von Belvedere [30 ff.: 97 ff.], wonach die antike Kunst zwei Augen als natürlicher einführte (vgl. Lübker, Reallex. d. klass. Alterts., S. 629 b, s. v. Kyklopen a. E., und Willamowitz-Möllendorff, Euripides' Herakles[2] I, 105, A. 188.

3) Seine einschlägige Bedeutung zog ich an Allg. dtsch. Biogr. XXXVI, 583—586.

4) „Daniel von dem Blühenden Tal, ein Artusroman von dem Stricker" (1894; Germanistische Abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausgegeben von Fr. Vogt, Heft IX); vgl. mein, auf die volkskundlichen Anmerkungen achtendes Referat Litterar. Centralblatt 1894, Sp. 1068 f.

wird und tobt, einem Polyphemmärchen entstammt, ist schon lange erkannt. Es ist aber besonders darauf aufmerksam zu machen, dass die Quelle des Strickers nicht dem klassischen Altertume, sondern der verborgen fliessenden, nur hier und da, scheinbar ohne Zusammenhang, an das Tageslicht der Litteratur tretenden, internationalen Überlieferung angehört. (Vgl. G. Meyer, Essays, Bd. I, S. 218 ff. W. Grimm, Kl. Schriften, 4, 428.) Derselbe Stoff liegt auch dem *bispel* vom *Urîz* zu Grunde. Wackernagels Lesebuch, 4. Auflage, S. 619.“ Daran schliessen wir endlich den Hinweis auf eine Verwertung in der Spätzeit der mittelalterlichen Ritterromantik. In Bojardos „Orlando Inamorato“ begegnet uns I, 6, 24 ff.[1]) ein Abenteuer Rolands, zu dem J. D. Gries[2] mit vollem Rechte glossiert: „Dass diese ganze Episode dem Abenteuer des Ulysses mit dem Polyphem nachgebildet ist, bedarf kaum einer Erwähnung.“ Ja, Bojardo[3]) fand an dem Thema solchen Gefallen, dass er nicht nur den hellenischen Sagen-Unhold in dem vom gewaltigsten Paladin auf eines Eremiten Winseln hin in der Höhle getöteten Riesen auferstehen liess, sondern auch I, 10, 29; dem Könige Argante das Epitheton „das Auge ganz verkrochen“[4]) leiht, also noch einen einäugigen „Heiden“ einführt, durch dessen Beseitigung sein Lieblingsheld

man vergesse nebenbei nicht, dass der Italiener ein Karlsdichter war wie der mittelhochdeutsche Genosse — sich den Ruhm der mithandelnden Personen und den Dank der Leser erwirbt. Wir stossen hier also auf die Kehrseite der Medaille: während in der ersten Hälfte unserer Notizen die rein volkstümliche Anschauung über die dem Menschen offene Möglichkeit, überirdische halbgöttliche Wesen zu bezwingen, überwog, hat sodann die litterarische Gestaltung des Problems sich nicht gescheut, des Effekts halber Lichter aufzusetzen, die des Hörers Gemüt blenden sollen, wie Odyss den ungeschlachten Herrn auf dem exotischen Ziegeneiland. Grosse Sorgfalt nicht allein, auch geschultes Verständnis gehört dazu, die ursprünglichen, d. h. die wirklich volksmässigen Bestandteile solcher fortererbenden Erzählungen, deren Motive im Volksglauben wurzeln, richtig und reinlich loszulösen.

1 Wagners Parnasso italiano continuato, S. 28 f.: Panizzis Ausgabe des Bojardo und Ariost, II, S. 111 ff.

2 Original-Ausgabe seiner Bojardo-Übersetzung, Bd. I, S. 388; jene Strophen s. deutsch in meiner Neuausgabe von Gries deutschem Bojardo Stuttgart 1895, I, S. 104 ff.

3 Regis in seiner Übersetzung des Bojardo S. 337 weist zu I, 6, 52 das Fortleben von der Zauberin Circe Verhältnis zum Helden der Odyssee in Circella und Dolis auf dem Wege der Volkstradition nach; vgl. Panizzi a. a. O., II, 235 f.

4 „Occhio piccolino“ im Original: Regis S. 55) „von kleinen Augen“ übersah es.

Kinderreime aus Steiermark.

Mitgeteilt von **Anton Schlossar.**

Seit vielen Jahren war ich neben meinen übrigen Sammlungen und Untersuchungen auf dem Gebiete der Volkskunde insbesondere der deutschen Steiermark auch bemüht die im Lande vorkommenden Reime und Sprüche der Kinder zu sammeln. Dem teils im Hause und in meinem Aufenthaltsorte, teils auf Reisen in verschiedenen Teilen des Landes selbst Aufgefundenen wurde reichliche Vermehrung durch verschiedene verlässliche Gewährsmänner zu teil, welche wie in anderer Beziehung so auch auf diesem Felde mir freundliche Unterstützung gewährten.

Wenn ich nun hier eine Zusammenstellung von weit mehr als hundert Nummern vorlegen kann, so verdanke ich dies insbesondere den erwähnten Gewährsmännern, von denen ich die hochw. Herren Pfarrer: A. Meixner in Kirchberg a. d. Raab und J. Schänzl in Schäffern, sowie die Herren Lehrer Carl Reiterer in Donnersbachwald, J. Moser in Scharsdorf, J. Lux in Mariazell und J. Lerch in Anger insbesondere zu nennen und ihnen zu danken mich verpflichtet fühle Es ist kein Zweifel, dass sich diese Sammlung bei längerem Abwarten noch erheblich vermehren liesse. Da nun aber doch einmal ein Anfang gemacht werden muss und die Geltung der Reime und Sprüchlein von mir bis auf etwa 40 Jahre zurück nachgewiesen werden kann, auch für etwaige Nachträge ja immer Gelegenheit geboten ist, so hielt ich es für angemessen, die Zusammenstellung den Freunden der Volkskunde nicht länger vorzuenthalten; es schien mir dies um so berechtigter, als eine Sammlung solcher Kinderreime aus Steiermark in grösserer Zahl bisher noch gar nirgends veröffentlicht worden ist. Rosegger in seinem prächtigen Buche: „Das Volksleben in Steiermark“ (6. Aufl. Wien. Hartleben 1888) bot wohl einiges, jedoch eigentlich doch nur als Verbrämung seiner eigenen Darstellung. In meiner Sammlung: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“ (Innsbruck. Wagner. 1881) nahm ich Kinderliedchen nicht auf, weil ich deren noch zu wenig hatte.

Die Litteratur der Kinderreime und -Liedchen kann ich an dieser Stelle wohl als bekannt voraussetzen, wenigstens soweit es sich um die wichtigeren der deutschen Sammlungen handelt Sie alle wären bei näherem Eingehen zum Vergleiche beizuziehen, obenan Simrocks „deutsches Kinderbuch“ im IX. Bande seiner deutschen Volksbücher (Frankfurt a. M. 1856). Allerdings findet sich in dem genannten Buche zumeist dem nördlicheren Deutschland entstammendes Material, süddeutsche Gebiete sind weniger berücksichtigt. Die gründlichen Untersuchungen von Rochholz (Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857)

sind noch immer unübertroffen auf diesem Felde und werden auch für manches von mir gebotene Stück Erläuterung bieten. Ganz besonders möchte ich zur Vergleichung anregen mit den Ländern, welche an den deutschen Teil der Steiermark grenzen, es sind dies Salzburg, Niederösterreich und Kärnten, und wären in dieser Richtung daher die Kinderliedchen in der Sammlung der „Salzburgischen Volkslieder von M. V. Süss" (Salzburg 1865), die „Spiele und Reime der Kinder in Österreich, ges. v. Th. Vernaleken und F. Branky" Wien 1876), die bezüglichen Liedchen in V. Pogatschniggs und Em. Herrmanns: „Deutschen Volksliedern aus Kärnten." II. Band (Graz 1869) in Betracht zu ziehen. Was Kärnten betrifft, so möchte ich hier auf noch eine neue Veröffentlichung hinweisen, die niemand übergehen darf, der sich mit diesem Stoffe beschäftigt. Es ist dies die vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf im oberen Görtschitzthale, am Krapfelde und um Osterwitz gesammelte reiche Zahl solcher Reime und Liedchen, welche der Genannte in der Zeitschrift: „Neue Carinthia" (red. von S. Laschitzer., Klagenfurt 1890, p. 131 ff. und 191 ff. fortgesetzt in der „Carinthia", Klagenfurt 1891, 81. Jahrg., p. 23 ff. 80 ff. 121 ff. 157 ff. und 82. Jahrg. 1892, p. 188 ff. publiziert hat, wobei insbesondere auch die Kinderspiele eingehend Berücksichtigung erfuhren. Dagegen hat sich in einem anderen Grenzlande Steiermarks, in Oberösterreich, noch leider keine Persönlichkeit gefunden, welche diesem Stoffe Aufmerksamkeit geschenkt hätte, wie wir ja überhaupt bis heute auch keine Zusammenstellung der oberösterreichischen Volkslieder besitzen, wenn man von dem schätzenswerten, aber doch nur kurze Alpenlieder bietenden und mehr die musikalische Richtung ins Auge fassenden Buche: „Die österreichischen (d. h. oberösterreichischen) Volksweisen", gesammelt von Anton R. von Spaun, Wien 1845 absieht. Freudig überraschen muss jedoch die Mitteilung F. M. Böhmes anlässlich der Herausgabe des grossartigen „Deutschen Liederhortes" aus dem Nachlasse Ludwig Erks, der soeben vollständig erschienen ist, dass ein „Deutsches Kinderbuch" aus demselben Nachlasse als eigenes Werk demnächst an die Öffentlichkeit treten soll. Ist doch dieser „Liederhort" selbst ein Werk erstaunlichen deutschen Sammelfleisses und man kann daher auch eine Kinderliedersammlung erwarten, welche an Reichhaltigkeit alle ähnlichen unserer Werke überflügeln dürfte.

Noch sei mit Bezug auf das vorliegend von mir Veröffentlichte bemerkt, dass jenes am Schlusse beigefügte Scherzlied: „Veitls Reitrüstung", welches mir vor längeren Jahren von Herrn Dr. Ludwig Sprung dankenswert mitgeteilt worden ist und das im Ennsthale von den Kindern gern gesungen wird, so manche Varianten auf verschiedenen deutschen Gebieten aufweist.[1])

1 Vgl. Deutscher Liederhort von Erk und Böhme, Band III, No. 1753. 1754. – Hoffmann u. Richter, Schlesische Volkslieder, No. 261 mit Anm. – v. Ditfurth, Fränkische Volkslieder II, No. 384.

Die ganz kurz beigefügten Erläuterungen beziehen sich bloss auf einige besonders im nördlichen Deutschland wohl weniger oder gar nicht bekannte mundartliche Ausdrücke und wollen keinen weiteren Anspruch erheben.

Vermischte Kinderreime und -verschen.

1. Hiazt soll i oans singen,
Und wenn i koans kann,
Sing i mit d' Heaner[1]),
Aft packt mi der Hahn.
(Donnersbachwald, Ennsthal.)

2. Eio popeio
Katzerl lauft in Stei o[2]),
Lauft a zottas Hunderl no,
Beisst 'n Katzerl 's Fuasserl o.
(Schäffern.

3. Bin i af die Alma, Alma ganga
Hab a Pipahani hani g'fanga
Pipahani schreit Pipi,
Pipahani jetzt gux di! (St. Martin bei Graz, auch Obersteier überhaupt.)

4. Dort inten bei der Linden
Thuns Büschel zsammbinden,
Mit Seiden und Gaden[3])
Und türkischen Faden.
(St. Martin. Allgemein.)

5. Reiter sammt Pferd
Und der Sattel is leer,
Hiazt[4]) möcht' i wissen
Wo der Reiter is her!
Bux is er abig'falln. Ennsthal.)

6. Hop hop hop hop Rösschen,
Im Walde liegt ein Schlösschen,
Im Schlösschen liegt ein blanker Saal,
Da hält der Graf sein Hochzeitsmahl.
(Graz.)

7. Patsch Handerl z'samm', patsch Handerl z'samm'!
Was wird der Papa (die Mama) bringen?
Rote Schuh mit Mascherln dran,
Da wird die (der) ..... springen. (Allgemein.)

8. Rührl, rührl hoassen Brein[5]),
Legn mar a Trümmerl[6]) Bratwurst drein. (Allgemein.)

9. Menscharl popo,
Heunt bin i's erstemal do,
Wann i no amal kimm[7]),
Wir i gar eini spring.
(Paltenthal.)

10. Regen, Regen, Tropfen,
Die Buama muss man klopfen,
Die Madeln g'hörn ins Federbett,
Die Buama g'hörn in Saudr . . .
(Paltenthal. Allgemein.)

11. Wart a bissel, wart a bissel,
Bleib a bissel stehn,
Der Vater is schon schlafen gangen,
Die Mutter wird erst gehn
(Graz. Allgemein.)

12. Roter Apfel, süassa Kern,
Gelt du Spitzbua, häst mi gern.
So oan Spitzbuam wia du bist
Findt man aufn jeden Mist.
(Scharsdorf.)

13. Wetz wohl, wetz wohl, hat koan Schneid;
I hab oan Buabn, wohl gar oan kloan[8]),
I schau ma no um um oan. (Scharsdorf.)

14. ABC Taferl Schütz
Gehst in d' Schul, kannst no nix. (Ennsthal.)

---

1) Heaner = Hühner. 2) Stei o = den Steig hinab. 3) Gaden = Garn. 4) Hiazt = jetzt. 5) Brein = Hirse. 6) Trümmerl = Stückchen. 7) komme. 8) oan kloan = einen kleinen.

15. Sechs mal sechs is sechsunddreissig,
San die Buama gar recht fleissig,
San die Dirndl gar recht dumm,
Draht der Lehrer 's Staberl um. (Allgemein.)

16. Spaziern, spaziern,
Geh leih mir dein Dirn,
Zan Waschen, zan Backen, zan Kawasser[1]) machen,
Zan Flicken, zan Trenn, zan Buda Ausnehm'[2]). (Donnersbachwald.)

17. Hotthotthott Dieserlmonn,
's Katzerl hat Stiefel on,
Fohr ma's über Gmunden.
A kloan's Kindel hob ma g'funden,
Der Pfarrer von Laufen,
Der wirds taufen;
Wer wird Windel waschen?
'n Pfarrer sei Tant, die Plaudertaschen.
(Aussee, Ennsthal.)

18. Ziperde, zaperde,
Halt a weng still,
Wennst alleweil zappelst
Hast ja koan Hüll. (Ebendort.)

19. Lipperl, Lapperl, schau di an,
Hast ja z'rissne Hosen an,
Lipperl, Lapperl, lauf davon,
Du verluist[3]) dein Hemat schon.
(Ebendort.)

20. 's steigt a Mäuserl
Übers Häuserl;
Wo wirds rasten?
Aufn N. N. sein Kasten.
(Allgemein.)

21. Annamirl, Zuckerschnürl,
Geh mit mir in' Keller
Um a Weinl, um a Bierl,
Um ein' Muskateller.
(Graz. Allgemein.)

22. Waberl wi, Waberl weh!
Steign die Buam um d' Kranabee[4]).
Lass's nur steigen, lass's nur steigen,
Wird's der Wind wohl abitreiben.
(Donnersbachwald.)

23. Wawarl wir, Wawarl wir,
D' Buama steigen ins Kranabir.
Loss nur steign, loss nur steign,
's Wawerl wirds scho oba treibn.
's Wawarl nimmt an Steckn,
Thuat die Buama schreckn,
D' Buama frogn nix danoch,
Kennen all da Wawerl noch.
(Mariazell.)

24. Heita pum peita,
Heita so so!
Und wennst mir nit schlafen willst
Pritsch i di o! (Ennsthal.)

25. Heita pumpeita,
Mei hascht kropfets Kind,
Wennst mi nit schlafen lasst
Streich i di g'schwind. (Ennsthal.)

26. Die Spirken[5]), die mirken,
Die Moasen[6]), die zoasen,
Die Schwolbm fliagn über die Olm.
(Sulmthal.)

27. Schlaf, Kinderl, schlaf,
Dein Vater is a Graf,
Dei Muata is a Bauerndirn,
Sie muass ihr Kinderl selber wiagn.
Schlaf, Kinderl, schlaf,
Dein Vater is a Graf. (Allgemein.)

1) Kawasser = das Kasewassr, aus dem Topfen gemacht wird. 2) Buda Ausnehm = Butter ausnehmen. 3) verluist = verlierst. 4) Kranabee = Kronawetter d. h. Wachholderbeeren. 5) Spirken = Spatzen, Sperlinge. 6) Moasen = Meisen.

28. Morgen wern ma auf die Alm roasen,
Giebt uns d' Schwoagerin Butter und Moasen[1]),
Butter und Moasen sind no net gnua,
Saure Suppen g'hört a noch dazua. (Gegend um Hartberg.)

29. Heidl, nutz heidl,
Geh, gib mir a Eidl[2]),
Geh, gib mir a Schmatzl,
Sonst frisst di das Katzl.
(Ennsthal.)

30. Hops, hops, hops,
Fahr ma in die Stadt,
Um a Seidel Wein
Und a Kipfel drein.
(Allgemein.)

31. Pantoffel, Pantoffel,
Der Himmel is offen,
Der mir was giebt kommt ins Himmelreich,
Der mir nix giebt kommt in d' Messerschneid.[3])
(Donnersbachwald.)

32. Strohmandl, Strohmandl,
Thua mir nit weh,
Mach'n grossen Hupfer
In d' Höh'![4])
(Donnersbachwald.)

33. Ei, ei, ei
Singt mei Wei
Was sull ich kochen?
Han koa Schmalz,
Han koa Salz
Häferl[5]) is mir brochen.
(Paltenthal.)

34. Bauer, henk dein Schimmel an,
Dass er mi nit beissen kann,
Beisst er mi, klag ich die,
Hundert Thaler zahlst du mi.
(Ebendort.)

35. Unsre Katz hat Katzli ghabt,
Oans, zwoa, drei, vier, fünfi,
Oans hat schwarzi Pratzli ghabt,
Das anneri weissi Schinkli.
(Ebendort.)

36. Jikerl, Jakerl, schau dich an,
Hast ja z'rissne Hosen an,
Jikerl, Jakerl lauf davon,
Du verlierst dein Hemat[6]) schon. (Donnersbachwald).

37. Heut hat mir tramt
Die Katz hätt die Milch abg'rahmt,
Der Hund hätt g'rührt
Und der N. N. hat Butter z'sammg'schmiert. (Irdning. Ennsthal.)

38. Hanserl, zupfs Ganserl, steck's Federl am Hut,
Frau Muada, Frau Muada, die Kräpfen san gut.
Wann die Frau Muada die Kräpfen bächt,
Is er der erste, der zubi täppt[7]).
Wann die Frau Muada den Stecken nimmt,
Is er der erste, der bei der Thür aussi springt. (Mariazell.)

1) Moasen = kleine Stückchen von Butterresten, welche die Sennerin erhält. 2) Liebkosung des Kindes. 3) Während das Kind dieses Sprüchlein an ein anderes Kind richtet, hält es sich mit der linken Hand die Augen zu und dem anderen Kinde die offene Rechte entgegen, gleichsam bittend, man möge ihm etwas geben, z. B. Brot, einen Apfel oder dergl. 4) Sprüchlein der Kinder, wenn sie irgendwo herabspringen. 5) Häferl = Töpfchen. 6) Hemat = Hemd 7) zu tappt, zugreift.

39. Hopsa Lieserl,
Wart a bisserl,
Bleib a bisserl stehn.
D' Muetter is schon schlafen gangen,
Der Vater muss erst gehn. (Allgemein.)

40. 's geht a Mannerl über d'Leiten[1]),
Hat a Kraxerl[2]) an der Seiten,
Kimmt a grosser Widder,
Stosst das Mannerl nieder,
Kommt a kloane Fledermaus,
Hebt das Mannerl wieder auf.
Dank dir Gott, mei Maus,
Komm du morgen in mein Haus,
Gib dir Käs und Butter,
Knoll, knoll,
A ganze Pfann voll. (Ennsthal.)

41. Dort enten[3]) bei der Mur
Steht a kohlschwarzer Bua,
Er that si gern waschen,
Is 's Wasser gar z'kloa.
(St. Georgen a. d. Stiefing.)

42. Dort enten beim Bacherl,
Dort hammerlt a Schmied,
Hiarz nimm i mein Hammerl
Und hammerl a mit. (Ebendort.)

43. Enters Bach, inters Bach
Sitzen zwoa Hasen,
Der oani thuat Zithern schlag'n,
Der anderi thuat blasen.
(Ebend.)

44. Dort oben aufm Bergerl gugu,
Sitzt a so a Wutzel[4]) wie du,
Geh her, du liabs Wutzerl zu mir
Und mach a kloans Tanzerl mit mir.
(Ebend.)

45. Dort oben auf dem Bergerl,
Wo die Quell'n aussispritzt,
Dort tanzen zwoa Bauern,
Dass der Kot danniflitzt[5]).
(Ebend.)

46. In Wâld bin i ganga,
Hab's Schlagerl aufgricht,
An olt's Weib hâb i gfânga,
Dös Ding hât mi gift.
(Mariazell.)

47. A neugebaut's Häusel
Mit Lebzelt eindeckt,
Hiazt kemmen die Kinner
Und essen es weg. (St. Georgen a. d. Stiefing.)

48. Ziserlbam, Ziserlbam
Wachst in mein' Garten,
Wann die scheani Liesel kimmt,
Sag sie soll warten;

Wann sie aft wieder kimmt,
Sag i war g'storben,
Wann sie stark weinen thuat,
Sag i kam morgen. (Allgemein.)

49. Gestern ham ma Zwetschgen g'habt,
Heunt Kleatzen[6]) â,
Is das nit a süassi Speis,
Trallalalalâ.

Gestern is a Sunta gwen,
Heunt halt so a Ta,
Gestern ham ma Kleatzen g'habt,
Heunt is nix da. (Stiefingthal.)

50. Beim intern Gries[7])
Werd'n d'Weinbeer süss,
Bei der obern Lend[8])
Hats der Reif verbrennt.

Bei der Weinzerlbrucken
Is guat abigucken,
Wo die Mur vorbeirinnt.
(Graz.)

1) Leite = Bergabhang. 2) Kraxerl, Kraxe = eine Trage für den Rücken. 3) enten drüben, jenseits. 4) Wutzel, Wutzerl = Kosewort für Kinder. 5) danniflitzt = umherspritzt. 6) Kleatzen = gedörrte Birnen- und Äpfelschnitten. 7) Gries = das sandige Flussufer. 8) Lend = Landungsplatz

51. Diarndl schau, schau,
Hiazt kimmt der Wauwau,
Hat's Kraxerl am Buckel
Und vorn eine Sau (Var.: Und's Pfeiferl im Maul.)

Hiazt is er kemmen,
Was hat er mitbracht?
A Ringerl âfs Fingerl,
A Busserl af d'Nacht.
Das Pfeiferl is brochen,
Spricht nimmer lulehr,
Das Diarnd is grandet[1]),
Kimmt nimmermehr her.
(Stiefingthal. Erste Strophe allein allgemein.)

52. Kathrina bist drina?
Loss mi eini, moch auf,
Mi gfrirt mi mei Finga,
A Schnêberl[2]) is draust.
(Oberes Murthal.)

53. Stieglitz musst nit krank sein,
Ich schmier dir'n Bauch mit Branntwein,
Ich schmier dir'n Bauch mit Pfefferkern,
Wird schon wieder besser wern.
(Paltenthal.)

54. Inten im Edli[3]) thuts Lâberl rauschen,
Kimm mein liabs Schatzerl, thu mr Herzerl tauschen. (Paltenthal.)

55. Dort enten im Graben,
Dort sitzen a Paar Tauben,
Oani thuet Wasser trag'n,
Da andri thuet klauben.
(Obersteiermark allgemein.)

56. I woas nit was die Annern thoan,
Dass sie allwei so scheani Farler[4]) han,
Bei mir, bei mir
San sie allweil zaun dürr.
(St. Georgen a. d. Stiefing.)

57. Es reiten drei Schneider über d' Radkersburger Brucken
Und tragt a jeder an Rossbraten am Rucken. (Ebend.)

58. Unsa Annamirl kocht das Brennkoch[5]),
Wie das Brennkoch halt ist,
Muass âner a guati Goschen haben,
Der das Brennkoch gern frisst. (Ebend.)

59. Mach Binkerl[6]), mach Säck,
Muess wandern, muess weg. (Ebend.)

60. I bin a kloans Binkerl
Und stell mi ins Winkerl
Und wann i nix kann,
So schaut mi niemd[7]) an.
(Var.: Und weil i nix kann,
So fang i nix an.)
(Allgemein.)

61. Kloan bin i, kloan bin i,
Gross will i nit wern,
Schön munket und punket[8])
Wi a Haselnusskern.
(Mariazell.)

62. Heut bei der Nacht
Bin ich erwacht
Da hat mir der Engel
A Botschaft bracht.
I denk hin und her
Was denn das für a Botschaft wär.
Endlich fallt mir ein,
Dass heut dem N. N. sein Tag thuat sein.[9]) (Ennsthal.)

---

1) grandet = missmutig. 2) Schneberl = Dimin. von Schnee. 3) Edli = Erlenhain. 4) Farler = Ferkel. 5) Brennkoch, eine landesübliche Mehlspeise. 6) Bündel. 7) niemd = niemand. 8) kurz und dick. 9) Ein Gratulationsverschen für Kinder.

63.

(Abzählen der Finger eines Kindes, beim Daumen beginnend:)

Der Bauer is in Bach g'fallen,
Der Knecht hat'n aussazogen,
Die Dirn hat'n hoamtroagen,
Die Bäurin hat'n niederg'legt
Und's kloane Wuzerl hat'n gar versteckt. (Allgemein.)

64.

(Wie das vorige.)

Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der klaubt sie auf,
Der tragt sie nach Haus,
Und der kloane isst sie alle auf. (Allgemein.)

Auszählverse und -reime.

1. Es ging ein Mann in Garten,
Im Garten war ein Haus,
Im Haus da war ein Tisch,
Drauf lag ein bratner Fisch,
Ein bratner Fisch lag drauf,
Den ess ma leisam[1]) auf.
Wer ist von euch dabei?
Eins, zwei, drei — du bist frei!
(Ennsthal.)

2. Egati, pegati Tintenfass,
Geh in d' Schul und lerne was,
Wenn du was gelernet hast
Komm zu mir und sag mir was.
Wix, Wux,
Aussig'stutzt.
(Schäffern.)

3. Eins, zwei, drei, pigapogapei,
Pigapoga Besenstiel,
Und der letzte hat das Spiel.
Witz, wutz — aussig'stutzt.
(Untervogau. Graz.)

4. Eins, zwei, drei, piggapaggahei,
Piggapagga Besenstiel,
Sitzt ein Mannerl auf der Mühl',
Hat ein stäubers[2]) Hüterl auf,
Um und um san Federn drauf!
(Donnersbachwald.)

5. Eins, zwei, drei, pigapoganei
Pigapoga Hobathurn,
Zehni Kinder sein geborn,
Liegt der Fisch
Aufn Tisch,
Kimmt die Katz und frisst'n Fisch,
Kimmt der Kellner mit der Taschen
Giebt der Katz a bravi Flaschen[3])
Witz, wutz, aussig'stutzt. (Anger.)

6. Eins, zwei, drei,
Auf der Polizei
Ist ein kleines Kind geboren;
Wie soll es heissen,
Karl oder Rumpeltaschen?
Wer wird die Windel waschen?
Ich oder du,
Die grösste Sau bist du.
(Anger.)

7. Eins, zwei, drei, vier, fünf,
Strick mir ein paar Strümpf,
Nicht zu gross und nicht zu klein,
Sonst bist du ein Eselein.[4])
(Irdning-Ennsthal.)

8. Eins, zwei, drei, geh nur schnell
Zu der Muada um a Mehl,
Vier, fünf, sechs, du bleibst da
Und fangst uns a.
(Ennsthal.)

1) leisam = es ist gleichsam am besten. 2) stäubers = bestäubtes. 3) Flaschen = eine Ohrfeige. 4) [Var.: Sonst wirst du der Fänger sein (Mariazell.)]

9. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Ein altes Weib kocht Rüben,
Ein altes Weib kocht Speck,
Eines muss jetzt davon weg. (Allgemein.)

10. Ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, siebn,
Der Schneider liegt im Hausstall drin';
Lass ihn lieg'n, lass ihn lieg'n,
Den verdankten Pfifferling. (Scharsdorf.)

11. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Da Grabenbauer hat sein Weib vertrieben,
Grabenbauer hin, Grabenbauer her,
Der Grabenbauer kriegt sein Weib nit mehr. (Anger.)

12. Eins, drei, fünf, sechs, sieben, acht,
Der muss naus, der da lacht;
Neun, zehn, eilf, zwölf und dreizehn,
Geh hin am Korn, geh hin am Weizen. (Ennsthal.)

13. Ini ani türkitani
Ti wi compani
Pfefferracker
Tiki taker,
Hei wi wum,
Du bist dumm. (Graz.)

14. Anggerle, Wanggerle,
Zeggerle buh,
Draggerle, Waggerle
Draust bist du. (Ennsthal.)

15. Angerli Wangerli,
Ziggerli bu,
Ergeli Wergeli,
Neunter bist du.
(St. Stefan im Rosenthal.)

16. Angger, Wangger,
Digger, Dangger,
Digger, Dagger
Mosmeragger,
Ora — wia — waschbach — wum!
(Ennsthal.)

17. Anger Wanger
Tigger Tanger,
Sia wia Kumpernia,
Wira wara Wia wum. (Donnersbachswald.)

18. Anggerle, Wanggerle, schlag mi nit,
Kraut und Suppen mag i nit,
Backne Fisch, die ass i gern,
So wird da Herr bedienet werd'n.
Kropfeter Hahn, spring mi an,
Achti, neuni, aussithan! (Ennsthal.)

19. Variante:
Kraut und Ruabn — Kloane Fischln
Trau mi nit vor meinen Herrn,
Bix bax krumpen Fuass,
Oaner is der aussi muass.
(Paltenthal.)

20. Hammer, Hammer, schlag mi nit,
Kraut und Bohnl mag i nit,
Bratne Fisch, die ass i gern,
Trau mi nit vor meinen Herrn;
Herr sitzt im Garten,
Spielt sich mit die Karten,
Kommt der Gigatz Gogatz Mann,
Jaigt[1]) die Hühna all davon.
(Scharsdorf.)

21. Ederweder, Fingerhuat,
Stirbt der Bauer auf sein Guat,
Stirbt die Bäuerin a zugleich,
Gengen d' Engerl mit der Leich.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!
(Ennsthal.)

1) Jaigt = jäukt, jagt.

22. Petrus ging in Garten.
In dem Garten war ein Baum.
In dem Baum war ein Loch,
In dem Loch war ein Nest.
In dem Nest war ein Ei.
Eins, zwei, drei, jetzt bist du frei.
(Scharsdorf.)

23. Schuster Peter flick ma oan Schuah,
's Leder gib i selbst dazua,
Is kein Schuster in der Stadt,
Der a solches Leder hat.
Unsre Dirn is schriftgelehrt,
Weiss nicht wem das Leder g'hört.
G'hört nöt dein, g'hört nöt mein,
Müss'n Alle bei einander sein.
(Ebendort.)

24. Vater, Mutter kaufen Birn,
Fallen unterwegs aufs Hirn,
Schütten alle Birn dann aus
Eins, zwei, drei, du bist jetzt draus. (Ennsthal.)

25. Ene, bene,
Dunke, munke.
Abe schnabe,
Dicke dacke,
Ulle bulle,
Reiter Ross,
Du bist jetzt los.
(Donnersbachwald.)

26. Matzl, Katzl,
Gib mir's Pratzl:
Nutzl, wutzl,
Hast an Zuzel?[1])
Eins, zwei, drei,
Du bist frei! (Ennsthal.)

27. Asel, wasel,
Thomas Glasel,
Wiz, wuz
Aussig'stutzt.
(Paltenthal. Allgemein.)

28. Disel, dusel, dasel, Tag,
Soll mi fangen, wer da mag,
Disel, dusel, dasel, Täg,
Du gehst hiaz weg! (Ennsthal.)

29. Um und um Wägel,
Im Summa flieg'n d' Vögel,
D' Vögel fliegn im Summa,
Der Bauer der geht umma,
Umma geht der Bauer,
D' Milli wird schon sauer,
Sauer wird die Mill',
Die Katz frisst immer viel,
Viel frisst immer d' Katz,
Scher dich aussi schiacher[2]) Fratz.
(Irdning.)

30. Rauber i, Pandur du,
Laufst in Wald und spielst Gugu,
Spring dir nach
Und will dich fangen,
Dass man kann
Den Rauber hangen,
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.
(Auszählvers beim „Räuber und Pandur" Spiel. Ennsthal.)

31. Der Hansel ist in Garten gangen,
Wollte kleine Vöglein fangen,
D' Vöglein flogen alle fort,
Der Hansel aber sagt kein Wort,
Geht nach Haus,
Fangt a Maus,
Wirft sie dann dem Katzerl für,
's Katzerl springt dann aus zur Thür
Eins, zwei, drei tux,
Du bist der Fuchs.
(Auszählvers beim „Fuchs und Hühner" Spiel. Ennsthal.)

32. 's Füchslein wollte Vögel fangen,
Ist dann in den Wald gegangen,
D' Vögerln flogen alle fort,
's Füchslein blieb allein am Ort.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.
(Auszählvers beim „Fuchsspiel". Ennsthal.)

1) Zuzel = gefülltes Säugläppchen für Kinder. 2) schiach = hässlich. garstig.

33. Adam ist in Garten gangen,
Weil er wollte Vöglein fangen.
Eins, zwei drei,
Du bist frei. (Ennsthal.)

35. I und du
Müllers Kuh,
Müllers Esel,
Der bist du. (Anger.)

34. Beim Angerln, beim Fischen,
Wer wird mi erwischen?
Beim Ringa und Springa,
Wem wird es gelinga?
Beim Sigel, beim Sagel,
Beim Hulzbirnbambaum,
Du gehst hiaz wek,
Du bist mein Mann!
(Donnersbachwald.)

Verse bei Kinderspielen und dergleichen.

Beim Blinde Maus Spiel (anderwärts Blinde Kuhspiel.)

Von mehreren Kindern werden dem einen die Augen verbunden und dasselbe wird von einem Ausführer gegen die Zimmerthür geführt, dabei sprechen der Ausführer und die blinde Maus:

Blinde Maus, i führ di aus.
Wohin?
Ins Hochzeithaus.
Was thuen?
Suppen essen.
Han[1]) koan Löffel.
Greif zan Boden.
Is koan da.
Was hast gfunden?
Schuehschnallen.
Lass allen D .... durchfallen.
(St. Georgen a. d. Stiefing.)

Beim Spiel: Übern Semmering fahren.

Die Spielgesellschaft singt folgende Reime und hört vor dem letzten Worte plötzlich auf. Wer fehlt giebt ein Pfand.

Hirz fahrn ma übern Semmering.
Hirz fahrn ma übern See
Mit einem hölzern' Löffel,
Löffel, Löffel, Löffel,
Mit einem hölzern ..... (Leoben.)

Beim Bindel bandel Spiel.

Der den Plumpsack um den Kreis herumtragende spricht:

Bindel bandel umatragen[2]),
Wer hintri schaut wird auffi g'schlagen.
(St. Georgen a. d. Stiefing.)

Beim Leih mir die Scheer Spiel:

Schneider leih mer d' Schâr,
Sie geht net lâr,
Leih ma dei Rumpelfass,
Scher di umi boss. (Ober-Murthal.)

Beim sog. Grillen- und Schneckenbannen.

Beim Grillenbannen stiert das Kind während des Sprechens mit einem Grashalm im Grillenloche.

Grill, Grill, komm heraus,
Vater und Mutter is nit zu Haus.

Grill, Grill, komm heraus,
Sunst brenn ich an dein Hof und Haus.

1) han = habe. 2) umatragen = herumtragen.

Schneck, Schneck kumm heraus,
Zeig mir deine Hirn heraus. (Stiefingthal.)

Schneck, Schneck zeig die Hörn,
Kriegst dann Brot und Haferkern. (Ennsthal.)

Beim Plumpsackspiel:

Schauts nit um, schauts nit um,
's geht a schwarzes Manderl um,
Hat Weinberl und Zibeben
Und wird euch Schläg brav geben.
(Ennsthal.)

Ein anderes beim Plumpsackspiel:

Hast von mir nit Spazi[1]),
Kriegst von mir an Schlag,
Vizi, Vuzi, Vazi,
Weisst, weil i dich mag.
(Ennsthal.)

Beim Katz und Mausspiel:

Bin der Bruder Um und um,
Fang die Mäusl rings herum,
Mäuslein lauf, Mäuslein lauf,
Sonst frisst dich das Katzerl auf. (Ennsthal.)

Beim Tanzspiel:

Die Steirer sein lustig,
Die Steirer sein froh,
Sie machen gern a Tanzerl
Und tanzen so und so (Tanz).
Z'erst dreht sich das Weiberl.
Dann dreht sich der Mann.
Sie fassen die Hände
Und tanzen mitsamm!
Tralalala, tralalala!
(Tanz im Kreise.)
(Donnersbachwald.)

Beim Reigen:

1. Florian, Florian
Lebet sieben Jahre,
Sieben Jahre sind schon um
Und die goldne N. N. dreht sich um.
Die goldne N. N. hat sich umgedreht,
Hat den grünen Kranz gedreht
Florian, Florian etc. (wie oben bis dreht sich um).

2. Gestern hab ich Kegel schieb'n,
Is mir a Kreuzer über bliebn,
Kreuzer hab ich Bauer geb'n,
Bauer hat mir Körndl geb'n,
Körndl hab ich 'n Müller geb'n,
Müller hat mir Mehl geb'n,
Mehl hab ich 'n Bäcker geb'n,
Bäcker hat mir Wecken geb'n,
Wecken hab ich der Mutter geb'n,
Mutter hat mir Krapfen geb'n,
Krapfen hab i 'n Vater geb'n,
Vater hat mir Staberl geb'n,
Staberl hab i 'n Lehrer geb'n,
Lehrer hat mir Patzen[2]) geb'n,
Patzen hat mi brennt,
Bin aus der Schul gerennt.

1) Spazi = Furcht. 2) Patzen = Schläge auf die Hand.

3. Morgen steh ich früh auf,
Treib die Schaf und Küh aus,
D' Schaf über die Mauern.
Aft komm i zu an Bauern,
Bauer giebt mir Hafer,
Hafer gib i 'n Fadl[1]),
's Fadel giebt mir Borsten,
D' Borsten geb i 'n Schuster,
Schuster giebt mir Stiefel,
D' Stiefel gib i 'n Herrn,
Herr giebt mir Kreuzer,
Kreuzer gib i 'n Bäck,
Der Bäck giebt mir Semmel,
D' Semmel gib i d' Muata,
D' Muata giebt mir Krapfen,
D' Krapfen gib i 'n Fuhrmann,
Der Fuhrmann lasst mi reiten
Bis nach Frohnleiten,
Dort wirft er mi auf d' Seiten.
(Donnersbachwald.)

Beim Ringel Reien Spiel.

1. Ringa, ringa reia,
San ma unser dreia,
Steign mir af'n Hollerbam[2]),
Es ma lauter Milch und Rahm,
Milch und Rahm is teuer,
Supperl steht beim Feuer,
Supperl geht schon über,
Hupferl, hupferl nieder.
(Ennsthal.)

2. Ringa, ringa reia
San ma unser dreia,
Sitz ma af'n Hollerbam,
Schaun ma ob der Niklo[3]) net kam. (Paltenthal.)

3. Ringa, ringa rosa,
Schöne Aprikosa,
Veilchen und Vergissmeinnicht,
Und alle Kinder setzen sich.
Mit den Händen klatsch, klatsch, klatsch (klatschen),
Mit den Füssen Trab, trab, trab (trappen)
Du g'hörst mein, ich g'hör' dein,
Morgen soll die Hochzeit sein. (Ennsthal.)

Kinderspruch:

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Henn.
„Ha Henn, was giebst denn du dazu?"
I gib mein' Zipf dazu.
Hehnerzipf,
Schöner Kittel, du bist hübsch.

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Hahn,
„Ha Hahn, was giebst denn du dazu?"
I gib mein' Kamm dazu.
Hahnenkamm, Hehnerzipf,
Schöner Kittel, du bist hübsch.

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Has'.
„Ha Has', was giebst denn du dazu?"
I gib mein' Schwanz dazu.
Hasenschwanz, Hahnenkamm, Hehnerzipf,
Schöner Kittel, du bist hübsch.

1) Fadl = aus Farl, Ferkel. 2) Hollerbam Hollunder (Sambucus). 3) Niklo = Nikolaus.

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Fuchs.
„Ha Fuchs, was giebst denn du dazu?"
I gib mein Tanz dazu.
Fuchstanz, Hasenschwanz, Hahnenkamm, Hehnerzipf,
Schöner Kittel, du bist hübsch.

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Ross.
„Ha Ross, was giebst denn du dazu?"
I gib mein Rucken dazu.
Rossrucken, Fuchstanz, Hasenschwanz, Hahnenkamm, Hehnerzipf,
Schöner Kittel, du bist hübsch.

Schneider macht 'n Kittel z'samm',
Begegnet ihm a Kapuziner.
„Ha Kapuziner, was giebst denn du dazu?"
I gib mein Kutten dazu.
Kapuzinerkutten, Rossrucken, Fuchstanz, Hasenschwanz, Hahnen-
Schöner Kittel, du bist hübsch. [kamm, Hehnerzipf,

(Ennsthal.)

Veitls Reitrüstung.

Unser Knecht der Veitl,
Der will a Reiter wer'n;
Hat er d'r kaan Sattel nit,
Wie soll er aner wer'n?
Nimmt sein' Mueter d' grosse G'spatel[1])
Macht 'n Veitl drauss an Sattel —
Veitl hiez kannst reiten,
Reit, Veitl, reit.

Unser Knecht der Veitl,
Der will a Reiter wer'n;
Hat er d'r kaan Sabel nit,
Wie soll er aner wer'n?
Nimmt sein' Mueter d' Ofengabel
Macht 'n Veitel draus an Sabel —
Veitl hiez etc.

Unser Knecht der Veitl,
Der will a Reiter wer'n,
Hat er d'r kaan Mantel nit,
Wie soll er oaner wer'n?
Nimmt sein Mueter d' Stubenthür
Henkts 'n Veitel hinten für —
Veitl hiez etc.

Unser Knecht der Veitl,
Der will a Reiter wer'n,
Hat er d'r kaan Stiefel nit,
Wie soll er aaner wer'n?
Nimmt sein' Mueter d' Rührkübel
Macht 'n Veitel draus an Stiefel —
Veitel hiez etc.

Unser Knecht der Veitl,
Der will a Reiter wer'n,
Hat ja kaane Handschuech nit,
Wie soll er aaner wer'n?
Nimmt sein Mueter 'n haassen Brein,
Steckt 'n Veitel d' Bratzen drein —
Veitl hiez etc.

(Ennsthal und Murthal.)

1) Gspatel = Schachtel.

Eine Novellette des Vottiero in litterarischen und volkstümlichen Fassungen.

Von **Dr. Gaetano Amalfi.**

Nicola Vottiero erzählt in seinem im Dialekt geschriebenen Galateo Napolitano[1]) wie folgt:

„. . . . Ein Mann kaufte sich eine Amsel. Seine Frau aber sagte, als sie dieselbe sah, es sei ein Weibchen und könne nicht singen. Der Mann erwiderte darauf: „Es ist ein Männchen!" Und sie: „Es ist ein Weibchen!" Endlich versetzte der Mann ihr einige tüchtige Schläge; aber sie behauptete steif und fest, es sei ein Weibchen. Er band sie mit einem Stricke fest, und sie wiederholte, es sei ein Weibchen. Er warf sie in den Brunnen, und sie wiederholte doch: „Es ist ein Weibchen." Er warf sie in das tiefste Wasser, so dass nur noch der Kopf heraus sah und fragte sie: „Entweder sagst Du, dass es ein Männchen ist, oder ich ertränke Dich." Und sie bestand darauf: „Es ist ein Weibchen!" Er stiess sie mit dem Kopf unter das Wasser, so dass nur noch die Hände heraus sahen und fragte noch einmal: „Ist es ein Männchen oder Weibchen?" Und sie bog den Zeigefinger, als ob sie hätte sagen wollen, dass es ein Weibchen sei. So liess sie denn der Mann in dem Brunnen ertrinken und zog sich dieses Unglück auf den Hals."

Die Geschichte ist im Volke sehr verbreitet. Wenn man von dem Eigensinne irgend eines Menschen spricht, dann deutet man oft auf die Frau, welche mitten im Brunnen „Scheere, Scheere" (forbici, forbici!) rief, wie eine Variante unserer Erzählung berichtet. Aber nur sehr wenige ahnen, dass die Geschichte keinen lokalen Hintergrund hat, sondern sich eines ziemlich alten Ursprungs rühmen kann. Es sei mir gestattet, meine Behauptung zu beweisen.

In dem Annuaire des traditions populaires (Paris 1888, Jahrg. III S. 19) findet sich eine russische Geschichte, übersetzt von Leon Sichler. La femme entêtée, welche eine Variante der unsrigen ist [2])

Der Mann hat sich den Bart abrasiert und die Frau behauptet, er habe ihn sich nur abgeschnitten, und hieraus entspinnt sich der Streit. Die Frau bleibt bei ihrem Eigensinn „ne peut plus parler; mais elle

1) Neapel 1789, Porcelli, S. 112 f., No. 98 „Nenocciare". Edit. Chiurazzi 1879, S. 98 f. No. 99. Eine biographische Notiz daraus findet sich in Martorana Notizie. Neapel 1874. S. 416.

2) Man vergleiche hiermit das Journal: La vie Franco-Russe illustrée, No. VI. 24. III. 1888.

lève une main hors de l'eau et avec deux doigts fait signe, que c'est tondu" (sie kann nicht mehr sprechen, aber sie hebt noch eine Hand aus dem Wasser heraus und macht mit zwei Fingern das Zeichen, dass er mit der Scheere abgeschnitten sei).

Eine andere Variante steht in den Facezie von Poggio Fiorentino (Rom. Sommaruga 1884, S. 64—65, No. LVIII):

„Von einer eigensinnigen Frau, welche ihren Mann „lausig" nannte." Die Geschichte ist dieselbe. „Als auch sie im Begriffe war zu ertrinken und nichts mehr mit der Stimme vermochte, drückte sie sich noch mit dem Zeigefinger aus. Sie hob die Hände über den Kopf, und presste die Daumnägel zusammen, als ob sie damit die Läuse ihres Mannes knicken wolle."

Auch Federico Mistral berichtet eine gleiche Geschichte, die man ihm folgendermassen erzählt hat[1]):

Die Frau wiederholt immerwährend: pouilleux! Der Mann wirft sie umsonst in den Brunnen . . . La noyée réunit les mains en l'air, et ne pouvant lancer le mot fatal, elle faisait le geste d'écacher entre ses ongles. (Die Ertrinkende vereint ihre Hände in der Luft, und da sie das verhängnisvolle Wort nicht mehr ausstossen kann, macht sie die Bewegung des Zerquetschens mit den Nägeln.) Aber der Mann, der im Grunde ein guter Kerl ist, zieht sie schliesslich heraus.

Es fehlt nicht an anderen Parallelen, wobei ich mich auf das beziehe, was Bedier gesagt hat in seinen Les Fabliaux etc. (Paris, Bouillon, 1893, S. 19 f.): auf die Revue des patois gallo-romans, 1888, Band II, S. 288; Bladé, Contes popul. de la Gascogne, Band III, S. 284 und Contes populaires recueillés en Agenais, Paris, Baer, 1874, S. 42, mit vergleichenden Anmerkungen von R. Köhler: „La femme méchante". Eine deutsche Variante findet sich in P. Hebels Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes: Das letzte Wort. Vgl. auch Liebrecht, im Orient und Occident, III, 376. Aus Simrocks Buch Deutsche Märchen (Stuttgart 1861) nähert sich die No. 61 einer Variante der unsrigen im Decameron IX, 7; aber sie haben weiter nichts gemeinsames als den Eigensinn der Frau. Was aus dem allen hervorgeht ist folgendes. Man findet den Scherz erzählt um ungefähr 1260, in den Werken des Dominikaners Etienne de Bourbon[2]). Vielleicht ist er in jener Zeit als Beispiel in mehr als einer Predigt der Bettelmönche angeführt worden. Etienne selbst schreibt ihn dem Jacques von Vitry, dem Verfasser der Sermones vulgares zu, der später Bischof von Acre war († 1240).

1) Lis isclo d'or, Avignon-Paris 1878, Cacho-Péson, S. 302.

2) p. p. Lecoy de la Marche, Paris 1877, No. 242—243. Vgl. Wright, A selection of latin stories. Band II, S. 548, S. 12: le peuilleux, S. 13: le pré tondu: Audivi de quadam muliere litigiosa u. s. w.

Nach Étienne haben wir zwei Recensionen: die des pidocchioso (des lausigen) bei Poggio, Mistral u. a., und die andere des prato tosato (der geschorenen Wiese): Un mari, se promenant avec sa femme le long d'un pré, lui dit: „Vois, comme ce pré a été bien fauché! — Il n'a pas été fauché, réplique-t-elle, mais tondu! (Ein Mann geht mit seiner Frau an einer Wiese entlang und sagt zu ihr: „Sieh wie gut diese Wiese geschoren ist!“ — „Sie ist nicht geschoren“, erwidert sie, sondern geschnitten!). So geraten sie in Streit, und da sie nicht nachgeben will, schneidet ihr der Mann die Zunge aus. Aber obgleich sie nicht mehr sprechen konnte, machte sie doch noch mit den Fingern die Bewegung der Scheere, welche sich öffnet und schliesst. Dieser zweiten Recension schliesst sich die russische Erzählung an. Wenn wir Abteilungen liebten, könnten wir der Geschichte des Vottiero die Typusnummer 3 geben. Aber im Grunde bilden alle drei ein und dasselbe, und es handelt sich nur um Variationen einer und derselben Geschichte, welche den weiblichen, hartnäckigen Eigensinn beweisen soll.

Vielleicht brachte Jacques de Vitry diese Geschichte aus dem Orient mit, gelegentlich einer seiner Reisen im heiligen Lande; aber die zweite Recension wenigstens existierte schon vor seiner Zeit in Frankreich und England, denn um 1180 erzählte sie Marie de France in Versen, und so fand sie einen Platz in der Sammlung von Fabeln, die unter dem Namen Romolus bekannt ist. Die Erzählung ist, mit Ausnahme einiger kleiner Umstände, dieselbe[1]). Diese beiden letzten Bearbeitungen greifen, wie es scheint, auf einen altenglischen Text zurück, der wahrscheinlich schon vor dem ersten Kreuzzuge entstanden ist.

Unter der Form des pré tondu ist von einem ungenannten Autor des XIII. Jahrhunderts ein Fabliau bekannt, das man im Recueil général et complet des Fabliaux von Montaiglon und Raynaud (Paris, Jouaust, 1872—90, IV, 104) finden kann. In den beiden Formen finden wir die Geschichte auch weiter im Mittelalter: in deutschen Versen in Adalbert von Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften: von der übeln Adelheit und ir man, S. 204; in deutscher Prosa in J. Paulis Schimpf und Ernst (Ausgabe von Österley, Stuttgart 1866) No. 595: vom lüskneller.

Die französischen und italienischen Erzähler des XVII. u. XVIII. Jahrhunderts sammelten und bereiteten das Gericht auf verschiedene Manier zu, so dass ein förmlicher kleiner Himmel von eigensinnigen Weibern entstand. Zu dieser schönen Zahl gehören auch die beiden Erzählungen, welche sich in dem Buche La chasse ennuy ou l'honneste entretien des bonnes compagnies von Ludwig Garon (Paris 1681, Centuria IV, VIII, S. 321) finden: die eine der Frauen, welche den Ausdruck coupeur de bourse nicht zurücknehmen will, ist das Gegenstück zu der, welche

1) Vgl. Hervieux, Les Fabulistes latins, 1884, Band II, S. 548. No. 73: De homine et uxore litigiosa.

die Finger krumm macht. In der Elite des contes du sieur d'Ouville herausg. von Ristelhuber. S. 22 findet sich eine Variante, die beinahe genau der Erzählung des Vottiero entspricht. Der Streit beginnt zwischen zwei Eheleuten mit der Frage, ob der für den Fastnachtsabend zubereitete Vogel eine männliche oder weibliche Amsel sei, und sie prügeln sich. Im folgenden Jahre, am selben Fastnachtsabend erinnert der Mann die Frau an den Streit des vergangenen Jahres wegen des Amselmännchens, und sofort antwortet sie „es war ein Weibchen". So wiederholt sich das an allen Fastnachtabenden. Wie man sieht, ist diese kleine Erzählung sinnreicher und graziöser als die des Vottiero.

Auch fehlt es nicht an anderen Versionen, die Liebrecht (in Pfeiffers Germania I. 270), und in seiner Übersetzung von Dunlops Geschichte der Prosadichtungen Berlin, Müller, 1851. Anm. 475a. S. 516) anführt. Ich führe daraus die folgenden an: Les Bigarrures et Touches du seigneur des Accords (1648. Kap. VII. S. 117; Contes à rire ou Recreations Francaises (1787. I. 102: Dispute d'un homme avec sa femme; Democritus rideus 1701. S. 121 Mulierum pertinacia); Additamenta Phil. Hermotimi ad Bebelii Facetias (1660. S. 299: De uxore cujusdam nobilis vapulante); Le moyen de parvenir (1781. III. 160: La femme opiniâtre); Abstemii Fabulae, edid. Novelet (1660. S. 587: De muliere ob turdos verberata; Gellerts Fabeln und Erzählungen 1787, S. 55: Die Widersprecherin; Dufresne's Lustspiel l'Esprit de Contradiction u. s. w.

Man erinnere sich auch der beiden folgenden Verse:

Chi sta nell' acqua sino alla gola,
Ben è ostinato, se mercè non grida:

Wer im Wasser bis an die Kehle steht.
Ist sehr eigensinnig, wenn er um Gnade nicht fleht.

Eine andere Variante, dem Dialogus creaturarum des Nicolaus Pergamenus entnommen, findet sich in den Poesies inedites du moyen-age von Du Meril; eine andere in den Epidorpidi, und schliesslich noch eine in dem Buche des Pater Carlo Casalicchio: L'Utile col dolce, ovvero quattro centurie di argutissimi detti e fatti di savissimi uomini (Venedig, Baglioni. 1761); eine andere im Papani, Lo speziale burlone (Venedig, Grimaldo, 1871, S. 6). Vgl. auch Tresor des recreations contenant histoires facesieuses et honnestes. Douay, Balthasar Bellèze. 1616. S. 43: Arlotto, Facezie. Ausgabe Baccini. Firenze, Salani, 1894, S. 232.

Aber schon vor mehr als drei Jahrhunderten war unsere Geschichte das Entzücken der Türken in Stambul, wie man folgern kann aus den Fables turques, traduites de J. A. Decourdemanche (Paris 1882. S. 13), die vielleicht zum Teil aus den Facetien des Poggio entnommen sind. Wir finden sie auch wieder in der No 257 der Fiabe, Novelle e Racconti popolari siciliani von Pitrè, unter dem Titel Forfici foru.

Auch unser Tommaso Costa erzählt dieselbe Novelle im Piacevolissimo Fuggilozio, in dem Bosheiten der Weiber und Schlechtigkeiten der Männer geschildert werden, und er spricht darin von „Marito e moglie inquieti", dem ser Provredi und von Monna Rossetta (Venedig, Barezzi, 1600, Tag IV, No. 25, S. 269). Die Anekdote lebt im Volke weiter, wenn es sagt: „Ich bin wie die Frau des Tagliapidocchi, die ihr Mann ihrer bösen Zunge wegen in den Brunnen geworfen hatte, um sie zu ertränken. Und als ihr Kopf schon unter das Wasser gesunken war, reckte sie noch die Arme heraus und machte tàcchete tàcchete mit den Nägeln, als ob sie die Läuse töten wollte."

Ich könnte noch weitere Beispiele anführen und an andere Bearbeiter dieser Fabel erinnern: aber die erwähnten genügen vorläufig meinem Zwecke und es ist besser, einen Schluss zu machen.

Neapel, Casoria.

Segen aus Handschuhsheim.

Veröffentlicht von **Otto Heilig.**

Die nachfolgenden Segen finden sich in einem 1818 von Joh. M. Wink † zu Handschuhsheim bei Heidelberg geschriebenen Rezeptbuche, genannt „Browadembüchlein" (von lat. probatum). Wir geben die sehr unorthographisch (teilweise dialektisch) geschriebenen Proben unter Beibehaltung des Wortlautes in geregelter Orthographie. Zum Vergleiche sind herangezogen die im Volksbuche: Albertus Magnus „Egyptische Geheimnisse" I, 1840, Braband; II ohne Jahreszahl, Reading; III, 1834 stehenden Beschwörungsformeln.

1. Gegen den Flug (Augenkrankheit).

a) Hast du den Flug oder Brand in deinem Leib, [so sprich]: ich segne dich, ich sehe ein wildes Feuer brennen; wildes Feuer, lass dein Brennen sein. In 24 Stunden sollst du tot und getötet sein. † † †

b) Flug! ich streiche dich, du ziehst (erzeugst?) keine Gewalt; du musst vergehen; du kannst nicht bestehen. † † †

Varianten: Albertus Magnus II, 21. Flug, ich beschwöre dich neun Klafter tief unter die Erde; so bitt Gott für dich N. N., dass dir der Flug verschwind und verschweb etc.

II, 38. Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Du wildes Feuer, ich dämme dich; da hilf mir der liebe Herr Jesu Christ, du wildes Feuer, ich dämme dich im Namen Jesu Christ, dass dir kein Mensch kann helfen, weder ich, da helf dir der liebe Herr Jesus Christ; wildes Feuer, ich bin der Mann, dass ich dich zwingen kann. † † †

2. Gegen das rote Harnen.

a) Hast du das Geblüt in deinem Leib, [so sprich]: ich segne dich; unsere liebe Frau ging durch eine lange, breite, schmale Gasse; darin steht viel Blut und Wasser; du sollst fortgehen! † † †

b) Harn weich! Ich suche dich; Harn weich! Ich finde dich; Harn, ich verbind dich. Das zähle ich dir zur Busse, dass du, Harn, weich nachlassen musst.

3. Gegen Krebs.

Weich aus! Unrein! Ich streiche dich mit einem Donnerstein; ich weiss nicht, was du bist oder was du werden willst, bis dir der liebe Herr Jesu Christ † † †. Krebs! dass ich dich begrüsse! Sollst du still stehen, soll dir dein Schmerz vergehen. Sollst du vergehen gleich wie die, so unsern Herrn Jesum Christum gekreuzigt haben. † † †

4. Gegen den Wurm.

Gott der Herr ging durch einen grünen Acker; zackert drei Furchen; zackert drei Würmer heraus. Der erste war grau, der zweite war blau, der dritte war rot. Der da frisst sich den (?) Wurm in drei Tagen tot.

4a. Gegen den Haarwurm.

Wurm und Würmlein! lass euch Haut und Haar Adern fliessen, Bein und Horn verboten sein! Soll euch einer mehr sein, als der Mann, der im Finsteren sitzt und sein Urteil spricht. Es mögen sein grün, gelb, schwarz, weiss oder rot, so müssen sie sein in drei Tagen alle tot.

Varianten: II, 22. Gott der Herr ging zu Acker in einen guten Acker, er thät drei Fürcht, er fing drei Würmer, der erste ist der Streitwurm, der andere der Gneitwurm, der dritte der Haarwurm: Streitwurm, Gneitwurm und Haarwurm fahren aus diesem Fleischwurm. † † †

II, 61. Christus der Herr fuhr zu Acker auf Josefs Acker, er reisst drei Fürch, er fing drei Würm: der erste war weiss, der andere war schwarz, der dritte war tot; hiermit sind dir, N. N., alle deine Würmer tot.

5. Gegen den bösen Hals.

Unkraut! Ich nähe (?) dich mit meinem Mund; ich segne dich, dass du kein Fleisch und Blut ansiehst.

6. Gegen Feibel und Darmgicht.

Hast du die Feibel und Darmgicht oder kannst du nicht masten oder stallen, so haben die Juden den Jesum gegeisselt: er hat uns zu Liebe gethan, was uns nicht schadet ... so wenig uns nicht schadet. Diese deine fünf Krankheiten. Das zähle ich dir zur Busse.

Variante I, 48: O Jerusalem du Judenstadt, darin man Christus gekreuzigt hat; da ist er worden zu Wasser und Blut, das sei dir, Pferd, für Wurm und Darmgicht gut etc.

7. Gegen den Brand.

a) Trockener Brand! Dass du nicht nach unten und nach oben gehst! Dass du in drei Tagen so glatt heraus heilst, wie ein Ei. Das zähle ich dir zur Busse.

b) Gott der Herr geht über Land. Er kann löschen allen Brand; er kann löschen aus (auf) und nieder. Das zähle ich dir zur Busse.

c) Gott der Herr geht über Land. Da begegnet ihm ein brennender Brand. Gott der Herr hebt auf seine gebenedeite Hand und lässt ab den brennenden Brand! Du sollst nicht hehren (sêren = schmerzen), nicht verschwären, nicht hitzen und nicht schiessen. Du sollst in kurzer Zeit erheilet werden. † † †

Varianten. II, 55: Unser Herr Jesus zog über Land, er segnet den kalten und warmen Brand, dass der Brand ihn nicht brenne und nicht in den Leib begehr, bis dass die Mutter Gottes einen Sohn gebär. —

I, 10: Weich aus, Brand! und ja nicht ein; du seist kalt oder warm, lass das Brennen sein! Gott behüte dir dein Fleisch, dein Blut, dein Mark, dein Bein und alle Äderlein, die sollen vor dem Brand bewahret sein etc.

8. Gegen das Herzspannen.

Hast du das Herzgespann und Nierenstrang, [so sprich:] weiche ab von deinen Rippen wie unser Herr Jesus von seiner Krippe.

Variante I, 50: Für das Darmgicht bei Kindern. Hast du das Herzgespann und Darmgicht, so weich du von dieser Ripp N. N., wie Jesus Cristus von seiner Kripp † † †. Dreimal gesprochen.

9. Blut zu stillen.

Willkommen, Adams Blut! Ich gebiete dir, Adams Blut, du sollst still stehen, wie Jesus an der ? gestanden, wie Stefanus am Baume. Das gebiet ich dir durch die Allmacht. † † †

10. Für böse Wunden.

Glückselig ist die Stunde, wo Jesus geboren ist. Glückselig ist die Stunde, wo Jesus gekreuzigt worden ist. Glückselig ist die Stunde, wo Jesus auferstanden ist. Glückselig sind die drei Stunden. Das blase ich dir in die Wunde, dass sie nicht geschwille noch geschwiere, bis dass die Mutter Gottes einen andern Sohn gebiert.

Varianten. II, 37: O du Geschwulst ..... bei unseres Herrn Jesu Christi heiligen fünf Wunden, die nicht geschwären und nicht geschwellen etc. —

II, 38: Für das Blut zu stellen. Ist das nicht eine glückhafte Stund, da Jesus Christus geboren ward; ist das nicht eine glückhafte Stund, da J. Chr. gestorben ist; ist das nicht eine glückhafte Stund, wo J. Chr. wieder auferstanden ist? Diese drei glückselige Stunden stellen dir das Blut und heilen deine Wunden, dass sie nicht geschwellen noch geschwären und in drei oder neun Tagen wieder heil werden.

I, 23: Frisch ist die Wund, heilsam ist der Tag und glückselig ist die Stund, sobald ich dich ergreif, dass du weder geschwüllst noch geschwärst, bis Maria einen andern Sohn gebähr.

11. Gegen Rotlaufen.

Das Rotlaufen und der Drach gingen miteinander über die Bach. Der Drach ertrank und das Rotlaufen verschwand. † † †

12. Gegen den Wolf am Schwanz.

Der Wolf und der Drach die gingen miteinander über die Bach. Der Wolf verschwand; der Drach ertrank. † † †

13. Schmerzen zu legen.

Nenne denselben mit seinem Namen [und sprich:] ich stille dir die Schmerzen, wie unserem lieben Herrn Jesu gestanden sind am Stamm des Kreuzes. † † †

14. Gegen das wilde Feuer (Gesichtsrose).

Wildfeuer! lerne (?) reissen, lerne ?) Blut: du sollst weichen, Kopfblut, wie die Wolken am Himmel steigen bei Anrufung der drei Personen.

15. Gegen Gicht.

a Man muss zuerst den Taufnamen sagen und sprechen: 77 Tage die reissenden Gichter, die Wehgichter, die schwimmenden Gichter, die Milzgichter und die verfluchten Gesichter. So soll sie die erste Ruhe in der Grube [nehmen]. Ich zähle dir dies zur Busse, dass du sagen und sprechen musst: hast du 77 Nachtgesichter und Gichter, die tobenden Gichter, Lendengichter, die stechenden Muttergichter, die Brustgichter und Nachtgichter und der Mannsbiss? [Lücke] das seinige genommen hat, dass Zielgichtfluss weichen muss.

b) Man muss erst nehmen drei Bündel Heu und sie auf den Mist legen und die Sonne hierüber untergehen lassen; hernach, wenn man es braucht, es herausnehmen und nachts unberufen in den Hof gehen; unter freiem Himmel mit schwachen Füssen draussen stehen und sagen: Hier stehe ich auf dem Heu und sehe in das zwei und sehe der drei, die lösen mir das reissende Gicht, das wütende Gicht, das laufende Gicht, das tobende Gicht und alle bösen Nachtgesicht(er). † † †

c) Christus der Herr ist geboren zu Bethlehem, erzogen zu Nazareth, getötet zu Jerusalem, und das ist so gewiss wahr, dass der Herr Christus helfen kann. Das zähle ich dir zur Buss.

d) [Anfang verderbt!]

. . . . O du Gicht, o du Gicht, also du mich wo willst aufreissen, wo willst einreissen. Ich will gehn in des Menschen sein Herz und will ihm fressen sein Fleisch und sein Blut, wie er es zuvor gehabt hat.

Im Namen Jesu von Nazareth. Du sollst ausrinnen und sollst demjenigen sein Fleisch und Blut gehen lassen: o du KOPFgicht, o du Augengicht, o du Magengicht; o du KOPFgicht, o du Augengicht, o du Magengicht, o du Bodenkrampfgicht, o du schwarziges Gicht, o du fallendes Gicht, o du schweissiges Gicht, o du schwellendes Gicht, o du „gelbsiges" Gicht, o du Zahngicht. Amen; in Gottes Namen Amen.

Varianten. ad b) und d), III, 34: O Gicht, o Gicht, wie marterst du mich, das klag ich Gott über dich und deinen höchsten Namen, der den Tod am Stammen des Kreuzes unschuldig leiden müssen, N. N. Gicht und Gichtern wahren

Tod über einer grünen Auen, begegnet ihm St. Anna und unsern lieben Frauen, St. Anna sprach † Gicht und Gichtern, wo wollet ihr hin; die Gichtern sprachen, wir wollen dahin zu N. N. in des Menschen Leib fahren und wollen ihm sein Fleisch laufen und sein Blut aussaugen; da sprach die heilige Frau St. Anna † und † Gicht und Gichtern, ich gebiete euch bei der Kraft Gottes und bei dem höchsten Bann, du Laufendes Gicht, du stetes Gicht, du raffendes Gicht, du habendes Gicht, du kaltes Gicht, du hitziges Gicht, du Hirngicht, du Hauptgicht, du Fleischgicht, du Blutgicht, du Markgicht, du Markolisches Gicht, du über alle Gichter und Gichtern, ich gebiete euch .... in das wilde Gramant, daraus ihr kommen seid, dahin sollt ihr wieder gehen etc.

ad a), I, 44: Vor die fallende Sucht oder Gichter: Weidenstock, ich reg dich an, ich bitte dich, verlasse mir meine siebenzig und siebenzigerlei Gichter etc.

ad c), vgl. II, 11: Eine Blutstellung von einer Hebamme aus Nürnberg. Jesus war zu Bethlehem geboren, Jesus war zu Jerusalem getötet, so wahr diese Worte sind, so wahr verstehe dir N. N. das Blut etc.

16. Für das Leintuch (Bettnässen?).

Ich ging durch eine Stadt; darin fand ich eine Gasse; darin fleusst nichts als Blut und Wasser Blut, du sollst stille stehen; Wasser, du sollst fort gehen. † † †

17. Los zu machen.

Der dich hierher gestellet, der mache dich wiederum frei. Lege mir nieder, was du gestohlen hast. Gehe hin in Frieden und halte die Gebote Gottes.

18. Gegen das Aufgelaufensein der Kuh.

Schwarzbraune Kuh! Hast du dich übernommen, wie Christus der Herr am Kreuz ist gekommen. Hat dem nichts gethan, so wird dirs auch nichts thun! † † †

Variante II, 13: Für den Brand. Ich habe mich gebrannt, Christus den Herrn, den hat man erhenkt, schadet ihm sein Henken nichts, so schadet dir dein Verbrennen nichts. — Vgl. auch II, 5 Für die Flüss-, Zahn- und Kopfschmerzen; II, 27 Wenn sich einer verrenkt hat; II, 59 Für das Henken am Vieh.

19. Dass ein Dieb kommen muss, sobald er dir etwas gestohlen hat.

Kehre innerhalb 24 Stunden den Staub überall zusammen, wo der Dieb gegangen oder gestanden sein kann. Kaufe sodann einen irdenen Hafen, brüte ihn in Teufels Namen; thue den zusammengekehrten Staub herein, lass es stark sieden. So muss der Dieb stark laufen.

Ein ähnliches Mittel siehe Alb. Magn. I, 24.

20. Diebsstellung.

a) Gehe dreimal abends um dein Gut, ebenso morgens vor der Sonne Aufgang und sprich: Maria in dem Kindbett lag, drei Engel Gottes thaten ihrer pflegen. Der erste war St. Michael; der zweite Gabriel, der dritte St. Rapha. Es kommen drei Diebe daher, sie wollen Maria ihr liebes

Kind stehlen. Maria sprach: St. Peter, bind! St. Peter sprach: Ich habe gebunden mit eisernen Banden, mit Gottes selbst eigenen Händen. Daher muss [er] stehen wie ein Stock, aussehen wie ein Bock, bis er mir kann zählen alle Sternschnuppen, Schneeflocken, Regentropfen; alle Tropfen in dem Meere, allerhand Körnlein in dem Meere, dass er stille stehe und nimmer wieder gehe, bis dass ich selbst darüber komme und mit meiner fleischlichen Zunge darüber sage die drei Personen Vater, Sohn und heiliger Geist.

b) Petrus, Petrus, Petrus! Nimm von Gott die Gewalt, was du hier binden wirst mit dem Band der Christenhand: alle Diebe und Diebinnen, die mir mein Gut von der Hofraite wollen wegtragen, sie seien jung oder alt, gross oder klein, sollen sie Gott dem Vater gestellet sein, von Gott dem Sohn gehalten, von Gott dem heiligen Geist gebunden und durch diese drei [in 24 Stunden versöhnt sein; und kein Dieb nunmehr weiter hinter noch vor sich, bis ich sie mit meinen Augen sehen und mit meiner Zunge Erlaubnis geben kann, dann sie zählen mir zuvor alle diese Steine, die zwischen Himmel und Erde liegen, und alle Regentropfen, Laub und Gras; dazu helfe mir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist.

Varianten. II, 14: Bind Petrus, bind Petrus, bind Petrus, bind mir alle diejenigen Diebe und Diebinnen, die mir aus meinem Haus oder Güter etwas nehmen oder stehlen wollen; bind sie mit eisernen Banden und mit Gottes Handen, mit den heiligen fünf Wunden und mit den wahren zwölf Stunden, dass sie mir müssen stehen wie ein Stock und schauen wie ein Bock, zählen mir die Sterne, die am Himmel und Firmament stehen, die schauen auf Gottes Laub und Gras etc.

II, 25: Maria ging spazieren mit ihrem lieben Kind, zwei Dieb kommen gegangen, die nahmen's ihr geschwind; Maria aber sprach zu St. Petrus: bind St. Petrus, bind St. Petrus, bind St. Petrus. Petrus sprach: ich hab es gebunden mit Jesu Banden, mit seinen heiligen fünf Wunden, ist mir mein Gut verbunden, wer mir etwas stiehlt, der soll stehen bleiben zu einem Stock und über sich schauen als ein Bock, kann er mehr zählen als alle Sterne die am Himmel stehen, all Laub und Gras, Regen oder Schneeflocken, so kann er mit seinem gestohlenen Gute laufen, wo er will; kann er es nicht, so soll er stehen bleiben zu einem Pfand, bis ich ihn mit meinen leiblichen Augen überschauen kann und ihn mit meiner Zunge heiss weiter gehen. — Vgl. auch II, 27.

Heidelberg.

Dienstrecht und Dienstbotengewohnheiten in Flandern.

Von **August Gittée.**

I. Die Wechselzeit.

Knechte und Mägde vermieten (verhuren) sich gewöhnlich auf ein Jahr; in neuerer Zeit ist in einigen Gegenden auch Vermietung auf einen Monat nicht selten eingetreten.

Jedenfalls kann man mitten im Jahre abziehen (verhuizen): dann muss man aber diese Absicht vierzehn Tage voraus ankündigen. „Ich bin in meinen Vierzehn Tagen" heisst es, oder „man hat die Vierzehn Tage angesagt (opgezegd)". Der Bauer oder die Bäuerin (die gewöhnliche Anrede zu der ländlichen Dienstherrschaft ist in Flandern, sowie in Zeeland und Friesland, Boer und Boerinne, in Limburg Pachter und Pachtos[1]) „giebt dem Knechte oder der Magd seine (oder ihre) Vierzehn Tage", d. i. sagt ihm auf.

In der Umgegend von Gent heisst das Abziehen der Dienstboten byzen[2]), ursprünglich vom Vieh gesagt in der Bedeutung „links und rechts irre laufen". „Onze Knecht is op 3. Mei gebezen" sagt man.

In der ganzen Provinz Ost-Flandern scheint der Wechseltag für Dienstboten durchgängig der 3. Mai zu sein.

Am 3. Mai muss jedermann am Abendtische anwesend sein.

Diejenigen, welche ein ganzes Jahr geblieben sind, können schon am 1. Mai morgens fortziehen, die anderen nur am 2. Mai nach dem Mittagessen. Die Magd geht nicht fort ohne vorher ihre Schüsseln gewaschen zu haben.

Vor Fastnacht fragt der Bauer, falls er seinen Knecht zu behalten wünscht: „Blyfde 't jaar?" Erfolgt diese Frage nicht, so weiss der Dienstbote, dass er sich einen anderen Herrn zu suchen hat. Er (oder sie) kann sich „op een ander vorzien", heisst es. — „'k en ben nie gevraagd", sagt man dann.

Der Wechseltag und der davon abhängige Fragetag ist sehr verschieden, je nach den Gegenden.

In Antwerpen fällt der Wechseltag auf St. Peter und Paul (29. Juni), und der Fragetag auf Halfmeert (Halbmärz).

In Brabant ist Halbmärz an vielen Orten Wechseltag; ebenfalls in Limburg. Oft ist der 15. März merkwürdigerweise auch der Heiratstag für Dienstboten. In anderen Orten Brabants ist es wieder St. Peterstag[3]).

In Brabant besteht auch die Gewohnheit, dass neugemietete Dienstboten mit dem Wagen ihres neuen Herrn geholt werden. Früher geschah dies mehr als jetzt. Bei dieser Gelegenheit sah man in den Dörfern eine Anzahl mit Ästen und Laub geschmückter Wagen. Natürlich sind die Kehlen durstig, man besucht fleissig die Schenke, und es giebt ein Leben, als ob es Kirmess wäre. Dabei ertönt oft eine Variante des altvlämischen Liedes Naar Oostland willen wy ryden[4]), wobei Oostland in Rooze-

1) Die Endung -os entstand aus -ors, der Nebenform zur flandrischen Endung -erse: Pachtos = Pachterse.

2) Grimm, Deutsches Wörterbuch II, 3: biesen.

3) Willems, Oud-Vlaamsche Liederen, No. 19, sagt jedoch um Johannis, im Monat Juni. Dies scheint ein Irrtum zu sein.

4) Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, II², No. 105.

land umgewandelt wird: Roozeland soll die neue Stelle bedeuten, indem es ja stets im neuen Dienst besser sein muss.

Im wallonischen Teile Belgiens fällt der Wechseltag gewöhnlich später.

In Süd-Brabant und in Namur ist es Allerheiligen, in Lüttich Martini.[1]) Der maiss (d. h. der maitre, Bauer) fragt seinen Knecht einen Monat im Voraus.

In Luxemburg mietet man Knechte und Mägde auf dem sogenannten Gesinnesmarkt, ein formeller Dienstbotenmarkt, welcher vom 26. Dezbr. bis zum 6. Januar abgehalten wird. Man vermietet sich am Stephanstag „von Christtag zu Christtag". Ein Volksreim sagt:

„Am Stephanstag (26. Dezember)
Mach' deinen Pack."

II. Lohn und Vorteile.

Der gewöhnliche Lohnsatz ist, im Südosten Ost-Flanderns wenigstens, wie folgt:

a) für einen Kühbuben (Koejongen) einen Stuiver (= Stüber, d. i. 0,09 fr.) jeden Tag. Also ungefähr 26 Mark auf ein Jahr;

b) für eine Magd 2 Stuivers (etwa 53 Mk. auf ein Jahr). Obendrein erhält sie 20 Ellen Leinewand, zwei blaueinene Schürzen und, falls sie auf den Markt zu gehen hat („de Merkt doen), ein Paar lederne Schuhe;

c) für einen Knecht 3 Stuivers (etwa 80 Mark auf ein Jahr);

d) für einen Pferdebuben („Peerdeknaap") 4 Stuivers (etwa 104 Mk. jährlich).

All diese Löhne verstehen sich natürlich incl. Kost und Wohnung.

In den Ardennen war bis vor ungefähr 50 Jahren der Dienstbotenlohn jährlich nur 24 Mark (si pès', d. h. six pièces oder 6 Fünffrankstücke); obendrein ein Paar Schuhe auf Weihnachten.[2])

Gewöhnlich werden von den sich vermietenden Dienstboten ein paar freie Tage beansprucht, besonders um nach der Kirmess ihres Kirchspiels zu gehen, falls sie zu einem anderen Orte gehören.

Bisweilen kommt noch ein zweiter freier Tag hinzu, zum Besuche eines oder anderen Lokalfestes: so z. B. im Süden Ost-Flanderns, zum Besuch des Jahrmarktes zu S. Lievenshautem oder mehr noch des sogen. Toogs in Geeraardsbergen. Der erste Toog wird am 1. Montag im März, der zweite Toog am 1. Montag im April abgehalten. Je nach den Gegenden sind diese Gewohnheiten verschieden.

Zu dem genannten Lohn kommen noch kleinere Vorteile.

1) Aber auch der 1. oder sogar der 15. März.

2 Die Verantwortlichkeit für diese Angabe bleibe aber dem Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon, Frage 1584.

In Lüttich und wahrscheinlich noch anderswo erhält die gemietete Magd einen Denier à Dieu (Gottespfennig). Bleibt die Landmagd länger als sechs Monat im Dienst, die Stadtmagd länger als ein Jahr, so ist der Gottespfennig ihr Eigentum.

Wenn der Bauer Vieh verkauft, hat der Käufer dem Dienstboten, der das verkaufte Tier zu ihm führt, ein Trinkgeld zu zahlen, welches Steertgeld (= Schwanzgeld) heisst.

Dieses Steertgeld beträgt:

a) bei dem Verkauf eines Schweines einen Stuiver für den Kuhbuben;

b) bei dem Verkaufe eines Kalbes eine Tlaket (d. h. 3½ Stuivers) für die Magd;

c) bei dem Verkauf einer Kuh einen Schelling (= 7 Stuivers) für den Kuhbuben und für die Magd;

d) bei dem Verkauf eines Pferdes zwei Gulden (ungefär 3,40 Mark) für den Pferdebuben.

Der Kuhbube erhält weiter einen Stuiver für je hundert gesammelte Eier; der Knecht einen Stuiver für jeden verkauften Sack Getreide oder Saat.

III. Die Pacht.

Wenn ein Haus oder ein Stück Land auf drei, sechs, neun Jahre vermietet wird, so wird ein geschriebener Mietsvertrag (Pacht) gemacht. Wird es nur auf ein Jahr vermietet, so reicht der mündliche Vertrag hin.

Das Schliessen von Verträgen, das Kaufen von Tieren, Bäumen, Früchten u. s. w., das Mieten von Häusern, Äckern, Wiesen u. s. w., das Mieten von Knechten und Mägden geschieht ohne Zeugen.

Das gegebene Wort ist genug; der Handschlag ist nur beim Tierkauf gebräuchlich. „Een man, een man; een woord, een woord!“

Auf den Wortbrüchigen wird nicht nur mit Fingern gewiesen, die Schande fällt sogar auf die ganze Familie: „Hüte dich vor dem oder den; sie halten ihr Wort nicht!“

Die Ehrfurcht vor dem verbürgten Wort spricht ebenfalls aus der Scheu, welche der Dienstbote zeigt, vor Jahresfrist aus dem Dienste zu treten.

Das geschieht auf dem Lande selten mitten im Jahre und wird stets zum Nachteil des Bauern oder des Dienstboten gedeutet. Geschieht es mehrmals auf demselben Bauernhofe, so stehen dem Bauer Schwierigkeiten zu erwarten. „Dat hy er zich een beddeken zaaie“ (er säe sich deren ein Beetchen) heisst es beim spottlustigen Volke. Dem Knecht oder der Magd geht es in diesem Falle auch nicht immer gut, denn er (oder sie) findet nicht leicht eine neue Stelle. Ohne Stelle bleiben heisst man: „op de Klavers geraken“ (auf den Klee geraten), warum weiss ich nicht. Dergleichen Dienstleuten traut man allgemein nicht. Während der „strengen

Jahreszeit" (im Winter) wird kein Bauer einen Dienstboten fortschicken, und während der Arbeitsperiode wird kein Mietling weggehen, bestünden auch wichtige Gründe zur Unzufriedenheit, immer aus Ehrfurcht vor dem gegebenen Wort.

Lüttich.

Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes.

Von **R. Wossidlo.**

Der in der vorliegenden Zusammenstellung verarbeitete Stoff ist im wesentlichen von mir selbst seit 1884 in den verschiedensten Teilen des Schweriner und Strelitzer Landes gesammelt worden. Die seemännischen Ausdrücke über Wind, Wasser u. s. w., die mir besonderer Beachtung wert scheinen, habe ich alten Matrosen und Kapitänen in den Dörfern der Ostseeküste entlockt und zwar zumeist dadurch, dass ich ihnen früher gehörte Ausdrücke, unter dem Vorwande, dieselben nicht völlig zu verstehen, vorlegte und um genauere Erklärung bat: in solchen Erklärungen kam dann oft ein ganzes Nest verwandter Ausdrücke zum Vorschein.

Einzelne wertvolle Ergänzungen meiner Sammlungen habe ich aus den Beiträgen einiger Mitarbeiter an dem Sammelwerke des Altertumsvereins schöpfen können; ich nenne hier mit besonderem Danke die Herren Maler Schack in Pinnow, Lehrer Dunze in Bartelshagen, Lehrer Gosselk in Stresendorf, Lehrer Lübbe in Nienhagen, Lehrer Brandt in Börgerende und Frau Ida Alm in Dierhagen. Auch diese Arbeit erschöpft natürlich den Besitz unseres Volkes nicht im entferntesten: jede Gegend hat ihre eigenen Ausdrücke.

Volksreime, Anrufe an Sonne, Mond, Regenbogen u. s. w. sowie Wetter- und Kalenderregeln habe ich hier bei Seite gelassen. Alles, was sich bei Bartsch bereits findet, habe ich nur in Hinweisen berührt.

I. Gutes und schlechtes Wetter, Wetteraussichten u. s w.

Gutes Wetter:

Dat is hüt moi, amösch, macklig weder, gladdes, kommodes weder.

Dit weder gädt enen ornlich.

Dit kann 'n oll minsch god uthollen.

Dit is grad so mulrecht, moltrecht.

An einem schönen, warmen Märztage heisst es:

Nu kann man sik all bargen.

– Hüt is de snider ok 'n minsch.

Nu kann de handwarksburss all achter'n tun liggen gahn un sik 'n ding afgripen: nu kann man sik all 'n puting achter de häg afsöken, afstöten.

Schlechtes Wetter:

Dat is 'n höllenweder, himmelweder, swinsweder, kohweder.

Is 'n grausames, ruchloses, verwedertes, dwerslägsches, meschantes, hunnsches, hundsföttsches, unfledliges, schinniges, schaddiges, schawwiges weder.

Is 'n richtiges schapwaschweder, tüffelrackerweder hüt.

Anderes siehe unter „Regen".

Is so 'n ungestüm, ungestürm, unstür, unlustig, unrustig, unrüstig, unnasch, unnoselig, untröstlich, unbarmherzig weder.

Is so 'n undankbor witterung.

Is so 'n unwitterung hüt.

Hüt is 't graunsch, graunschig, galstrig buten.

De (scheper) möt dor buten spott un schand (sturm un ungeduld) uthollen.

Is so 'n oll snuppisch weder.

Is so 'n oll grises, gruseliges weder.

Is so schudderig, schauderig, pustig, rusig, rüschig, rauschig, susig hüt.

Is 'n weder, dor ward enen bi huddeln, schuddern, gräsen.

Anderes siehe unter „Frost" und „Wind".

Dit is 'n weder vör 'n pracher.

Is 'n weder as midden in 'n nors.

Is 'n weder, as wenn Hans (Hansjochen) frigt un het gor ken brut.

Dit 's grad so 'n weder as dunn, as wi achter 'n aben seten.

Is 'n weder, dat kann 'n hund jammern.

Is 'n weder to 'n kehl tosneren.

Is 'n weder, dor kann 'n lüs un flöh bi krigen; dor kann 'n dat lachen nich bargen; dor kann enen dat frigen, dat flöhhöden bi vergahn.

So, bi dit weder ward de zeg wol bucken.

Dit weder is minschen un buern öwer.

Dit weder höllt frünn von de dör.

Is god weder to 'n hunnhängen, kamen ken tokikers.

Is 'n weder, dor mag man kenen hund achter 'n aben rutlocken; wenn de buer 'n goden hund het, jöggt he em nich rut.

Is 'n weder, dor kann ken pird 'n og updohn, öwer de mann kann rut, sagt wohl die Hausfrau scherzend.

Hüt het 't sin däg, sin ort, sin ümstänn, sin grissmussen.

Dat weder is upstunns ganz ut 'n schick, ut de reihg, ut 'n curs, ut 'n lim, ut de faugen.

Dat weder will ok gor nich upstäds.

Wo will dit weder hen!

Hüt lett he sinen dullen wedder ut.

Hüt lett de oll wat los.

Hüt spält (blast) he öwer wedder up!

De wedermaker is wol nich to hus, is wol 'n annern an 't regier.

Uns herrgott is up nahwern gahn.

Nu is uns herrgott wedder nich to hus, nu deiht de anner (de düwel) wedder, wat he will.

Uns herrgott is verreist. Petrus het 't wurt; sin adjudanten hebben de regierung; nu wirtschaften de jungens; nu spälen sin dummen jungens; Petrus het 't sin jungens öwergeben.

Andere, rohere Ausdrücke übergehe ich hier.

Willn man enen rupschicken na Petrus, dat wi anner weder krigen (dat he 't weder dreiht).

Willn na 'n krog gahn un versupen 't weder; dat weder möt rümsapen warden; willn rein luft drinken.

Willn klor weder danzen.

Willn rein uteten, dat 't god weder ward.

Brennt de stubenbessens up, dat 't klor luft ward.

De frugenslüd möten de katt god straken, dat se 'n stirt hoch höllt u. ä. m.

Huhu, wo geiht uns riken dat, wo 't de armen nu wol geiht.

So nu up see un denn ken schipp unner de föt (un denn ken hemd an).

Öwer slicht weder hebben wi seelüd nich väl utdrücke, sagte mir ein alter Matrose, bi uns heit dat: so as 't kümmt so gelt 't; un wenn 't up dod un leben geiht, denn het jederein sin arbeit, denn hebben wi to 'n snacken ken tid.

Bei argem Wetter auf See heisst es sonst wohl:

Nu krigen uns de makrelen wol.

Nu geiht 't wol rin na 'n keller, na 'n gottskeller, na 'n kabeljaukeller, na 'n haikeller, na 'n haifischrachen.

Hu vaddermann, wo 't buten wol hunnt, harr de voss to 'n wulf seggt, harr achter 'n mardelhalm legen (harr de has seggt, harr achter 'n distelbusch seten; harr de fischer seggt, harr 'n finger dörch 't netz steken).

Halw busch, halw rock, säd de scheper un seet achter 'n knüttelsticken.

So, hier (hinter dem Ofen, in der warmen Stube) sitten wi beter, as in 'n Zierker see.

Dit 's hier dat best flagg up de ganze N.sche feldmark.

Ik gah hier nich rut achter 'n aben, un wenn trummeln un trumpeten gahn.

So nu lat 't man husen, toben.

Nu lat 'n scheper man höden (blasen), wi sitten in 'n drögen.

Is man god, dat wi sniders sünd.

Unsere Seeleute sagen von einer guten Ankerstelle: hier liggen wi as in Abrahams schoss.

Hier is dat schulig, öwerschulig; willn 'n beten achter de schulung gahn, achter öwerwind gahn, in 'n öwerschulen, in 't öwerschur gahn, in 'n schulingen führen, 'n beten schulung söken.

In der Schiffersprache wird sprichwörtlich gebraucht: willn 'n beten achter Bornholm lopen.

Wi willn dat ihrst utwedern.

Wetter-Aussichten u. s. w.:

Wenn dat weder man gods deiht.

Wer weit, wat dat weder in 'n kopp het.

Dat weder steiht noch in bedenken, in twifelmot, is noch wankelmödig.

Dat weder landdagt (auch bei Reuter).

Dat weder lurt, horkt, is in 't horken, steiht inne hork, uppe lur.

Dat is so 'n drusig, drüsig weder; dat weder is in 'n drus, in 'n dusel, in 'n düsel.

Dat weder liggt so in 't gewöhl.

Dat weit nich, wo 't hen will.

Dat lunst so; is so 'n oll lunsch, lünsch, quackelig, unbestand, brüdig, narrig weder; dat weder brüdt ümmer so weg; is so 'n oll tarrweder; he narrt uns hüt; he lunt ümher u. ä. m., vgl. „Wind".

Dat weder smitt üm, smitt ümhand: ändert sich.

Dat weder mag sik wol noch besinnen, bekihren.

Dat breckt wol noch dörch (ja öwer dörch kittel un iack).

Dat mag sik wol noch dörchmunkeln, dörchmuddeln, dörchkloren, dörchbunten, dörchhellen, dörchgludern, dörchschulen, dörchwassen, dörcharbeiten, dörchfreten, dörchrusen, afrusen, utrusen.

Dat ward klor achter de auken, achter Damerow, Görgelow, to Käselow schint de sünn, vgl. „Wolken".

Unner ward 't klor, harr de oll fru (de bur) seggt, harr 'n rom von de melk sapen.

Dat ward noch blankmützenweder.

Dat driwwt sik af.

Dat unful, de unflat möt ihrst rut.

Dat verdort sik 'n beten.

Dat weder schint sik to setten; dat treckt to weder.

Wenn wi enen to narren bruken willen, fragen wi em, ob he ens in 't weder kiken will; wenn he denn ja seggt, denn ward 'n rocksärmel in de höch hollen, dor möt he sinen kopp rinsteken un dörchkiken, dor gütt denn en von baben to 'n emmer vull water rin, dat is denn de regen.

Ik bün so wederweik, ik föhl ümmer vörher so 'n riten, so 'n rajolen, so 'n ramenten in de knaken.

He is wedersüchtig, wedersüksch.

II. Regen.

Regenwolken:

Hüt giwwt noch wat uppe jack, up 'n kittel, up 'n naschkittel, uppe lunten, uppe plünn, uppe hotkrempen, uppe naht, in 't laken, uppe rabatten, uppe räuw, in 't fellisen, up 'n dak, up 'n decht, uppe lüs u. s. w.

Hüt ward he uns noch schön weck inswengen, instoppen, inspölen, instöwen, inbullern.

Hüt schickt he uns noch wat.

Wenn de uns fat 't kriggt, driwwt uns dat water noch ut 'n mors.

Hüt sünd wi inweikt, morgen warden wi wascht.

Hüt bringt he uns dat noch to hus.

Hüt ward he uns dat anstriken.

De ward uns upspälen.

De ward uns schön begawen, begurrern, begarrern, begasseln, besudeln.

Hüt begütt he uns noch.

De ward uns inseipen, dörchseipen.

Hüt lohnt 't noch weck.

Hüt giwwt noch tunner, priemtoback, granaten.

Hüt giwwt noch ne bür vull, ne lawei, 'n loppen.

Hüt giwwt noch wat von 't fett end.

Hüt giwwt noch wat vör wörtel un bohnen.

Hüt krigen wi wol noch 'n natten nors.

Seiht jug man na kittel un kort iack üm.

Wir 'n ding as'n fusthandschen, het uns doch von de arbeit jagt.

Hüt ward 't wol noch 'n saebenviertelsdag; hüt möten wi wol noch 'n viertel, 'n blagen maken.

Willn all 'n beten scharp henkiken (denn mag he jo wol bang warden).

Leiw gott ümmer so rüm, hier is regen nog (wi sünd all god lüd).

Dat ward wol regen hüt: du meinst wol unner'n ruhgen himmel (obscön).

Von dicken Wolken:

De ward öwer utspigen, utspucken.

Wo de utladt (utpackt, utschürrt, loslett, platzt), dor lohnt 't wat, dor rögt sik wat, dor ward 't klaetern.

De het wat in sik, dor sitt wat in.

De het öwer insackt, dor hängt 'n schönen sack an, de het 'n schönen sack vull bi sik.

De het öwer kesbodder laden, vgl. „Wolken".

Wo süht dat einmal dick ut: je, dat kann noch so dünn warden, dat 't nich up 'n spohn to hollen is.

Wenn dat dick all ihrst dünn ward!

Dat klort dick up un kümmt dünn dal.

Dat giwwt wol noch 'n husch, 'n lütten hutsch, rutsch, lütten nassauer, lütten öwergät, lütten ströper, kratzer, fegert.

De dick dutt geiht üm uns weg, 'n lütten sprant, swanz, stripen, strang, sprägel, ne lütt eck, ne lütt spitz krigen wi ok wol.

De düllst marach is na N. röwergahn.

Mit de butt sünd de N.schen wedder dörch de latten gahn.

Dat best fett is na N. kamen.

Dat hebben de N.schen sik wedder hahlt.

Dat is uns wedder wegwitscht; dat schuer is uns miss gahn.

Dit is man ne lütt törnung.

Is man 'n öwergang, harr de voss ok seggt, as se em dat fell öwer de uhren treckten.

Dat wir man so 'n beten öwerbradels.

Dat wir man 'n beten sprangregen (sprangwark, sprangwesen), de butt kümmt noch.

Dat snuckt noch na.

Dat spillt, spillert, sprenzelt, sprenkelt, quenkelt noch 'n beten.

De guss is öwer, dit is noch 'n beten sprinkelwark.

Por sweitdruppen kamen noch achteran.

Dit is noch so 'n lütt naspill, 'n lütten naschuss, naschüwer, naguss.

Nu het 't utmult, utlunt, utlurt, utgludert.

Frühregen:

Oh, dit is man 'n beten oll frugenspiss.

De ollen frugens in 'n himmel sünd nu upstahn, de pissen ihrst.

Teglermuddersch het noch nich utpisst.

De N.schen hebben dat morgenpissen noch nich dahn.

Nu het Petrus nog pisst.

Dit is 'n beten mückenpiss, mückenpissels.

Dor pissen de öwerlandschen mücken.

De witten dirnens (die Möwen) hebben noch nich utpisst.

Auch: wi möten utpissen, dat 't god weder ward.

De frugenslüd hebben de bräug noch nich farig.

Morgenregen is ken dagregen; morgengäst bliben ken nacht; de herren de tidig kamen, führen vör abend wedder weg; aber: de gäst, de na nägen kamen, de sitten 'n ganzen dag.

Feiner Regen:

Dat fimmelt, fisselt, fusselt, stöwt, sprudelt, stuwwelt, sweit 't so 'n beten.

Dat is so 'n beten duss, beten fissels; is so 'n finen smudd; dat is 'n smurrregen, smullregen, smuddelkram, muddregen, dreckregen, beten spölterkram, so 'n finen sprüddelregen, dakregen, miestregen, sweitregen, stömregen.

Beten stoff het 't all wedder geben hüt middag.

Regenwetter:

Dat ast, saut, dreckt, pisst, sieht, slummt, slargt, smudelt, smuddt, smuddelt, smaurt, smurt, smurrt, smaust, smausselt ümmer to.

Dat saust sik enen an upstunns.

Dat is bi enen sälent.

Dat sust un brust 'n ganzen dag.

Is 'n asweder, slackweder, smuddelweder, smausweder, slatschweder: is 'n saukram.

Dat is so 'n schurig weder; dat schuert ümmer to (vgl unter „Wolken").

Dat is so 'n asig, dreckig, klattig, klattrig, klatschig, messig, muddelig, musselig, muschig, naschig, nasselig, ölschig, rackerig, sälig, slackerig, slakig, slarkig, slatschig, schitig, smuddelig, smusselig, smausig, smolk, smölk, snusslig, suppig weder.

Nu regent 't pütten un pöl vull un nahst früst 't to.

Is 'n weder, dat de weg driben.

Dat ward all en blänk.

Dat is all püttig un plampig; dat is all en matsch, en maratz, en maus, en plamp, en plirrer, en supp.

Dat is ne schöne gähr.

Dat is so matschig, watschig, gatschig to gahn.

Hüt hamelt man sik god in, hüt warden de hamel noch billig, hest 'n schönen hamel, kannst di sünndag ne supp kaken.

Regenweder is herrenweder, bi god weder kann jederein reisen.

Starker Regen:

Dat wir öwer 'n gät!

Dat wir wedder 'n gadlichen schülp.

Dat is 'n drangen, strammen regen; is 'n dreidrätigen regen (Reuter).

Is 'n störkregen, strichregen, platzregen, pladderregen.

Dit ward so 'n ebendrächtigen landregen.

Dat regent gor nich as 't mod is.

Dat regent, as wenn 't up 'n buern (up 'n buern sin schöttel, up 'n eddelmann, up 'n gemeinen minschen) regent.

Dat regent, as wenn 't all wegswemmen sall.

Auf See: Dat regent, de spigaten känen 't water nich verdaugen (verdelgen).

Dit höllt klewig an.

Dat regent drell, neuslich, knasch, glupsch, vör dull, ümmer egal weg, na 'n strich, ut vullen bauch, ümmer glatt dal.

Regen ded 't all wat 't heilig tüg hollen wull.

Wenn grosse Tropfen fallen, sagen die Dassower Fischer:

Dat's von de groten swedschen (d. h. heringen).

Dat regent in gäten dal; as wenn 't mit mollen gaten ward; as wenn en mit kannen (emmers) gütt; as wenn 't mit de worpschüpp runsmeten ward.

Dat regent, dat 't so stöwt; dat hult man so; hür wo 't sust.

De regenslag sleiht an 't finster; dat huscht an 't finster; dat feitscht man so an de laden.

Dat regent hell up de kapp rup.

Hüt flöscht he run, hüt lurzt he schön weck run.

Dat gütt ümmer lik, pil, pall, piplings dal.

Dat planscht man so von 'n heben dal.

Dat pladdert, pliddert, plarrt, plastert, klaetert, klabatscht, rastert, rasselt, haugt gegen de finstern.

Dat pirrt un platscht von de böm.

Hür, wo 't plutscht, wo 't plützt.

Dat plurrt so unner de auken, dat giwwt noch mihr.

Hür wo dat buddert, bungt, gurrt, gurrert.

Dat buddelt; dat regent buddeln (blasen); dat regent, dat de bluwwen up 'n water stahn; nu regent 't büwwel, regent 't morgen wedder.

Dat regent bindfaden, handspaken, vigelinsiden.

Ik kam, un wenn dat kloppstein, kieselstein, teigelstein, bummskülen, bilen und stakelforken, schottforken un wagenrungen, buerjungens, spitzboben regent.

Auch: Is beter, as wenn 't stakelforken regen ded, künnen uns ok noch drapen.

Hüt regent 't noch swin dod.

Dat regent so vel, dat de poggen versupen.

Dat helpt nich, dit möten wi all ihrst her hebben.

Wi maken 't as de Wesenbarger (Hagenower): de laten 't regen.

Hüt regent dat 'n ganzen leiwen langen dag.

Hüt regent 't wedder man einmal (d. h. ohne Aufhören).

Wenn 't man ihrst uphöl: oh, uphollen deiht 't jo all, wenn 't man ihrst tohöl.

Stopp 't regenlock man to!

Uns herrgott schürrt sinen segen ut.

Petrus treckt de schütten, de slüsen up, het dat schott apen makt, het alle löcker apen makt.

Petrus het 't grot emmer ümstülpt.

Hüt stött he den punschpott üm.

Petrus is bi 't brugen.

Petrus rohrt sik de ogen dick.

Hüt het Petrus grot wäsch; de hollen baben grot wäsch; de N.schen geiten 't waschwater ut; dor sünd 'n por oll wittfrugens in 'n himmel, de känen nich nog spöltert krigen.

Wenn de witten (hellen) wulken regen, un de ollen wiwer danzen, is ken uphüren (is de deuwel los).

Wer nu in 'n drögen krupen kann, de will 't wol dohn.

Dat best is, dat de hüser holl sünd.

Ik bün lütt, ik lop unner dörch.

Wider as bet up den kittel, den vadder uns mitgeben het (d. h. bis auf's Fell), kann 't jo nich kamen.

Zu Kindern:

Gah man rut, du büst nich von zucker, du versmöltst nich, wardst nich upweiken buten: dat beten regen föllt di nich dod: de mihrst föllt bito.

Wat het din grossmudder di seggt: sasst drei dag vör 'n regen to hus kamen.

Dat wir noch kort vör tickverlöw, vör 'n dumen, vör 'n dursluten.

Wi hebben uns noch dörchsleken, dörchschüert, dörchdrückt, ranluert, rannerschult.

Wi sünd noch jüst ranhardt.

Auf See: Von dat schuer sünd wi noch eben frisliert.

Dat het uns doch fat 't kregen, het uns begrismult, het uns uphackt.

Wi hebben 'n schön bad, ne schöne dracht kregen.

Wi sünd dörchbükt bet up 't fell, dörchnätt't bet up de graden, ik bün dörchdüpd bet up de grawe grund.

Ik wir quatschnatt (Reuter), quutschendig-, klatschendig-, klatsch-, kläterigen-, kläterfasen-, klatter-, messigen-, plitschen-, platschen-, pudelnatt, dribend natt.

Ik harr nich 'n drögen faden an 'n liw.

Natt as 'n klattigen heister; klattrig as 'n afruht schap.

Is man god, het de lütt dirn seggt, dat ik min mudder ehr hemd an hef, süss wir 't dörch un dörch gahn.

Unerwünschter und erwünschter Regen:

Dit is austköstenweder: hüt is strümpstopperdag, kortenspälerdag: Regentag während der Ernte.

Dit is 'ne frätaust öwer johr: wenn die Ernte vielfach durch Regenwetter unterbrochen wird. De supaust (drinkorn) is uns leiwer.

Dit is 'ne kräpelaust, brüdaust.

Man möt alles kurn rinstehlen, rinlauschen, rinluern.

Bi slicht austweder krigen de burhumm släg (hüt sleiht de bur sinen hund wedder).

Dat pladdert rin in de popiren (ins Heu): dat het em twischen bullert (ballert); den het 't ok 'n beten mank gasselt.

De het trüggors heu't hüt.

Nu het uns herr wedder verkihrt rekent, nu möt he wedder ümslagen, 'n frisch blatt anleggen u. ä. m

Oh, wer 't natt makt, makt 't ok wedder drög.

Dat heu suppt alles vull, messt in, liggt all in de mullsch.

All dat leiw kurn liggt in schiet un dreck, is luter mess.

Von den velen regen is dat foder all utlogt, utheert, utwittert, utwedert: dat fett is dor von af, de bodder is dor rut, de bodder is up 'n felln bleben.

Dat quält un quält sik, öwer dat kann nich ankamen an 'n regen.

Dat wöhlt 'n ganzen dag.

Dat müsst alle dag regen un sünndags tweimal.

Dat het sik rein afregent.

Petrus is verreist, het de slätel mitnahmen.

Leiw gott, giww ümmer dale!

Man los von de waterkant!

De acker is so hart, wenn he man 'n beten spöltern würd, vgl. III.

Vör Johanni möt de preister üm regen bidden, na Johanni kann 't de köster dohn.

Dat het so 'n beten andäut, andogt, anweikt, het so 'n beten feucht 't.

Is so 'n beten in de hartpöll, beten vör de lütt saat.

Is 'n beten beter vör de likdürn worden (is nich mihr so hart to gahn).

Dit is nich dörch de pöll, dörch de köst, dörch de swort, an de wörtel kamen.

Dit is em nich an 't leben, an de graden kamen.

Dit sleiht nich an.

Dit is so 'n beten tähnentarren, so 'n beten tick un tack.

Dat lickt de sünn bald wedder weg, dat hahlt de wind bald weg.

Dat 's grad, as wenn de mügg in 'n ocean (in 't meer, in de müritz) spuckt (pisst).

Dor kann ken hohn von drinken.

Dit is 'n dankboren regen.

Dit het drüttels, preusch dahlers, goldstücke regent.

Diss regen is uns beter as ne iack vull säg (as wenn uns säben buern goden morgen beden).

Dit het antreckt, bitreckt, anhahlt, dörchdrängt; dit fött em an; de haugt in; nu ward dat leiw kurn sik wol nahelpen.

Dit is wasslich, graskienig, graswassen weder.

Hüt wasst dat gras ne äl.

Dat bülgt, wöhlt, sprudelt, brüllt man so rut.

Dit is 'n weder as in 'n driwhus.

Hüt knackt dat gras ornlich.

Hüt kann man 't gras wassen hüren (seihn).

Bi dit weder wasst sik dat 'n kopp, knick un kragen af, ut saft un kraft, ut de macht, ut rand un band u. ä.

Uns wasst dat gras jo in de ogen.

Dit is glatt weder vör 'n leiwen salat un de jungen hasen (gössel).

Die Aprilschauer (prillschuern) heissen auch: adborflagen, adborstüwen, äber(ädber)stüwen, adeborszüg, hannotteschuern; an der Elbe: stintschuern, stintflagen.

Von schweren Regengüssen im Mai heisst es: dit is de maibük, dit sünd de maifläuten.

Regnet es bei Sonnenschein (ut de kloren wulken), so hört man sagen:

Nu deiht den wulf de buk weih.

Nu pissen de wülw.

Nu kümmt 'n snider in 'n himmel.

Nu haugt de düwel sin fru (vgl. Bartsch II, 4).

Nu ward 'n hurkind makt oder süss ward en döfft.

Na sünnenregen (auch: mairegen) wasst man god na.

Von Hexen, die Regen erzeugen konnten, hörte ich mehrfach erzählen. Eine alte Frau berichtete mir: en oll mann säd mi, in Engelland künnen se regen laten, wenn se wullen.

Der Regenbogen heisst auch sünnenbagen oder gnadenbagen.

Züh dor, de leiw gott is uns noch gnädig.

Petrus spannt sinen regenschirm up.

Ein Arbeiter bei Neubrandenburg sagte mir, er habe einen neunzigjährigen Greis öfter beim Erscheinen eines Regenbogens sagen hören:

Uns herrgott treckt hüt de slagfohr an de scheid.

III. Heisses, trockenes Wetter.

Is ne stickhitt, backhitt, snirrhitt, bökenhitt (Stillfried), eine hahnebüchene Hitze (Reuter).

Is 'ne jämmerliche hitt hüt.

Dat is so swaul, swaulwarm, swäulig, swullmig; is so beklummt; is so 'ne battige luft, is so battwarm, so brottwarm, brottig, bruddig, bratwarm, stickwarm.

Hüt is 't buddig warm, bös warm u. a. m.

Dat versakt sik noch to 'n gewitter.

Is so luswarm, waterwarm.

Is hüt so 'n oll lurig, läkrig, läsig, lungerig, lauig, laumig, lumnig, lummerig weder.

Is so amachtswarm; so 'n oll amachtig, amächtig, machtläsig weder; so 'n oll lahm, lahmig, ful, möd weder; is so 'n oll mör luft hüt.

Hüt sengt dat god, hüt brad 't ornlich, he smöltt hüt ornlich.

Dat schräudt hüt richtig.

Hier glummt 't öwer richtig.

Dat is 'n beten hell hüt.

Hüt het de oll wat mit uns in 'n sinn.

Hüt brukt he dat prickelisen ornlich, hüt prickelt he enen up 'n kopp.

Hüt meint uns' sünn dat wedder tru.

He schint enen hüt bannig up 'n pelz.

Hier blitzt he schön dörch.

Dat is ne hitt, de luft de fimmelt, flämmert, flockert, flunkert ornlich; dat ämert, mickert ornlich; man kann dat ornlich swemmern seihn: von der zitternden Bewegung der Luft

Dat is so hirrig hier, de hitt hirrert ornlich.

Hüt gährt man 'n ganzen dag.

Hüt kümmt man gor nich rut ut de giss, ut de gähr, ut de brad, ut 'n smudd.

Nu geiht 't smuren wedder los.

Hüt giwwt 't noch graten.

Hüt ward 't heit, säd de hex, harr in 'n aben süllt.

Hüt jöggt he uns den kittel noch af, treckt dat hemd noch ut, helpt uns de iack noch ut; hüt warden se uns de west noch uttrecken.

Hüt warden de flomen, hüt ward dat speck noch dünn; hüt bradt he enen dat fett ut de knaken; hüt kümmt 't fett na buten.

Hüt gütt enen dat man so ut; hüt pröddelt enen dat so ut 'n liw.

Hüt ward dat speck noch lecken; hüt kann man wedder speck drägen; hüt giwwt 't noch 'n sadel up 'n puckel u. ä. m.

Wi hebben sweit't as 'n bull, as 'n bulloss, as 'n pird u. s. w.; dat de pogg up 'n puckel swemmen künn.

Petrus bött so dull unner hüt, het bannig nabött, het frisch nasteken, het stämm upsmeten.

Hüt het he düchtig knuppen insteken.

Nu is he bi, bött mit steinkahlen na.

Hüt schürrt he öwer up; hüt schört he in.

Petrus het de höll apen makt

Ik gah nich rut hüt, de stirn sitt mi in 'n weg.

Hüt giwwt 't noch vel stirn; dat stirn is so hoch hüt; dat stirn liggt enen bannig up 'n liw.

Dor is so vel sünn an 'n heben, bring man ne schündör mit.

Is ne hitt, as wenn man in 'n backaben sitt.

Dat is ne hitt, dor kann man 'n ossen bi braden.

Is so heit, de kreih quackt (jappt) up 'n tun

Is ne hitt hüt, dat de lüs ut 't knoplock springen.

Ist dies ne hitze, seggt Krischan Buck, dor möt man rein mit 'n kopp in 'n neddel krupen.

Vel warm un wenig bier.

Bi so 'n hitt sünd de flitigen un de fulen god von en to kennen.

Is ne hitt to 'n ümfallen, to 'n ümsmiten, to 'n brennen, to 'n versmölten, to 'n versmachten, to 'n platzen, to 'n dull warden, to 'n utriten, to 'n utspannen.

Is rein to 'n basta maken.

Dor kann 'n dat für bi krigen.

De hitt benimmt, benebelt, benaugt enen ornlich.

Hüt kann man rein beswimen, beswögen, benüsseln: dor kann man rein de swölung, de swölniss, de swögniss, de swinhod, dat swinhöden bi krigen.

Wenn jemand bei starker Hitze ermüdet oder erkrankt, heisst es:

De ollsch hackt em up.

Den het de gel bi de iack; de gel kriggt em fat't

Den het de sünn ümschint, ümstött, dalschint, dalkregen, ünnerkregen.

Den is Marik to nah west; het Mariken di dalwöhlt?

Den het de swinegel steken.

Den is de katt, de ap uphackt; em het 't uphackt.

Den het de kreih kregen.

Und in der Erntezeit am häufigsten:

Den het de austbuck (austbull) stött.

Oder im Ratzeburgischen und im Nordwesten des Schweriner Landes:

De het dat ornkind kregen.

Sehr häufig sind Ausdrücke wie:

Em is Johann Mör öwer worden, uphackt: Johann Mör kickt em öwer de schullern: de möt mit Johann Mör rundümslepen u. a. Diese Personifikation des Johann Mör ist unserem Volke so geläufig, dass man sogar Arbeiter in der Ernte, wenn ein Genosse schlaff zu werden droht, sagen hört: Johann, lat den minschen gahn!

Em het dat ful ünner; den het Fuljan to hollen u. s. w.

Und weiter:

De het sik enen wegluert.

De is beit, spack, fack, bucklahm worden u. s. w.

Den möten wi ok wol noch in de buttkiep na hus dregen.

Vom Acker und Korn:

Dat jankt all na regen.

Uns ded grot 'n por drupp nödig, de acker is all so döstig, so hellig, dor is gor ken frucht mihr in.

Dat is all all aschig.

De acker is so brettig, borkig, is all so todelt.

Dat foder snirrt ornlich.

Dat steiht all as puder: dat brennt all to peper, to grus: de klewer vergrust all.

Dat is all so sturrdrög: so sturr as wenn 't uppe röst liggt u. ä. m.

De hitt het den roggen benaugt, besnirrt, bedrangt, belopen.

De hitt is em öwer.

Dat kurn is rein verbradt, verblickt: dat verschänt, verschräudt all up 'n halm, dat stumpt so to.

Auf die Bemerkung: dat drögt hüt mal schön! erfolgt wohl die Frage: so, is de näsdrüppel all weg?

Sor trocken; wenn 't sor weder bliwwt; wenn dat upsoren deiht, känen wi morgen inführen.

IV. Kaltes Wetter. Frost. Eis.

Strenge Kälte:

Dat wir ene bindige külde (Gryse).

Dat wir ene streffe, leidige, graunsche, flämsche, swinsche, schäwsche, grimmige, gottsjämmerliche, infernalsche, zackermentsche, zackerlegsche, bittrige küll.

Ene brandbitterböse küll (Brinckman).

Dat wir ne hunnküll.

Dat wir 'n knulligen frost.

Hüt is dat bitterlich kolt, asig, basig, bannig, borig, buddig, bestig, deffig, knurrig, klotzig, gräsig, grausig, grugelmässig, grauwellig, hunnsch, hundsföttsch, kannibalisch, kalleborisch, borborschen, räsonnabel, liderlich, ludermässig, nichtswürdig, schinnig, schinnermässig, deuwelhaftig, mordsch, mordalsch, zetermorig, zittermordsch, zetermässig, zitterbrennig, utverschamten, utermaten, uterwis, utbannig, unnoren kolt.

Is hüt degern kolt, krus kolt, herzhaft kolt.

Dat is so maiköhl hüt, im Scherz, von strenger Kälte.

So auch: De sünn schient enen in 'n nacken, dat enen de thranen ut de ogen lopen.

Is so 'n schuddrig, klamig weder, vgl. „Wetter".

Is doch schruderig, wenn 'n ken hemd an het.

Dat grisselt enen dörch de hut.

Is so schietkolt, dreckkolt, fingerkolt, heimlich kolt, lusig kolt.

Dat is so frätsch hüt.

Is sniden kolt hüt.

Öwer nacht giwwt 't freisen, ward 't borig freisen, fix frieren.

Hüt knippt, klemmt dat ornlich, hüt weit 't to klemmen.

Hüt fött he still an.

Hüt meint he 't trug, hüt meint he 't god.

Hüt fröggt he enen na 't gemöt.

Hüt fröggt he enen, wo 'n henhürt.

Hüt fröggt he enen, ob man wat üm un an het.

Hüt kann man god twei büxen liden.

Hüt jöggt he enen hinner 'n aben.

Hüt abend kann enen dat hojahnen (dat frigen) vergahn.

Dat friert stein un bein, bickerstein, bickelstein, pickelstein.

Dat früsst dörch mark un bein.

Hüt fött 't an de näs: hüt snüwwt he enen de näs ut.

Hüt früsst enen binah de snut to: hüt früsst enen de snappen an de näs fast; dat friert istappen an de näs.

Is so kolt hüt, dat fimmelt, flimmt, krimmelt, kriwwelt, riwwelt, snirrt enen ornlich an de uhren.

Is ne küll, dat enen de ogen, de hor frieren.

Dat enen de seel in 'n liw bewert, danzt, piept, knackt.

Dat enen dat hart in 'n liw (dat fell up 'n puckel) tosamenkrüppt.

Dat sik de darm in 'n liw ümkihren.

Dat de tähnen in 'n kopp klaetern.

Dat enen de tung an 'n bän (Gaumen) fastfriert.

Dat enen de kätel in 'n nors danzt.

Dat enen de büxen vör 'n nors bewern.

Is ne küll, dat man water in 'n sack dregen kann

Is ne küll, dat de böm knacken, basten.

Is ne küll, de borrms dampen in 't holt.

Dat is ne küll, de voss bellt (bläkt) ornlich.

Is ne küll, dat de hunn hulen.

Is ne küll, dat de höhner mit 'n nors bellen.

Is ne küll, dat de kreih up 'n tun jappt (vgl. III).

Hüt piept de uhl in 't holt.

Is ne küll, dat de swin in 'n stall verfrieren.

Is ne küll, dat de pirkätel klaetern.

Dat de vägel ut de luft fallen.

Dat de has gor ken ei leggen kann, de nors snappt em to.

Is so kolt, dat glimmt ornlich, de finstern glimmern ornlich.

De stirn glemmern, glummen, glummern, flammen, flämmern, flimmern, mickern ornlich.

Hür, wo jucht de snei!

De snei röppt „grip, grip".

De snei gnirrt, gnurrt, gnurrscht, fläut't, quiekt ornlich.

Dat gnastert, dat singt ornlich.

De wagens pipen, gnarren ornlich.

Hüt friert de düwel noch vör de höll dod.

Uppe oltstadt sünd all kinner in de weig verfroren.

Hüt frieren noch weck tosam.

Öwer nacht ward 't twischen twei verleiwte frieren (wenn s' ok in 'n backaben sitten).

Öwer nacht wir 't ne küll, in Warnemünd hebben de flöh up 'n pisspott stridschoh lopen.

So nu de pudelmütz öwer de uhren un de bein in 't rühr.

Bi dit weder is 'n pelz beter as 'n por handmanschetten.

Bi tein grad küll sünd 'n por fusthandschen beter, as wenn enen tein buern goden abend seggen.

Gah nich rut, du kriggst 'n knipnagel; di kriggt de nägelpürrick, de nägelworm, de kniperworm.

Gaht nich rut, hüt is de kniper buten, de kirl mit de knip.

De klemmerklas is buten.

De mann sitt buten mit de rod näs (mit de spillbömern ogen un de messhaken tähnen).

Gah nich rut, de küllvägel biten di.

Gah nich rut, rasselbuck steiht an de eck.

Wenn wi enen dämelhans anführen willen, denn seggen wi bi scharp küll to em, he sall rutgahn un 'n bewer fangen, de bewerfell wiren düer. Denn ward 'n lock in 'n tun makt, dor möt he vör stahn gahn un 'n sack apen hollen; wi annern seggen denn, wi willen em den bewer todriben; wenn wi fläuten deden, denn kem he. Dor laten wi em denn so lang stahn, bet he richtig 'n bewer fungen het. (Wortspiel zwischen bewer, Biber und bewer, bewern).

Bei Teterow hörte ich dafür kürzlich: Gah rut, sasst 'n minnken (otter) fangen; doch verstehe ich nicht das Wortspiel, das auch dieser Bezeichnung zu Grunde liegen muss. An der Ostseeküste bei Klüz wird den Betreffenden vorgeredet, er solle bewerhöhner fangen, auch: 'n bewervagel krigen, bewernadel krigen. Oder man sagt ihm, er solle bewer höden, dann wird ihm ein Eimer voll kalten Wassers auf den Kopf gegossen. Bei Crivitz heisst es: Gah rut, hüt abend treckt de staulmort, denn willen wi di todriben.

Jungens warden bi scharp küll dormit anführt, dat man to ehr seggt: holl din tung an 'n pumpenswengel (an de dörenklink, an 't emmerseil), denn kannst de engel in 'n himmel singen hüren.

Kalter, rauher Wind:

Dat is 'n spöttschen, spitschen, brennen, sniden wind.

Is so 'n hellroden wind hüt.

Is 'n kollen wind: ja min is warmer.

Dat wir 'n blinnen nurdost (Brinckman).

Hüt kümmt de wind her ut den urt, wo de swin verklamen.

Hüt is 't nich sauber buten.

Hüt snüwwt dat nich fin up 'n barg.

Hüt fött he enen in de näslöcker.

Hüt köhlt he enen dat hart in 'n liw ut (vgl. oben).

Hüt kann man föhlen, wo he herkümmt.

Hüt langt he öwer hen.

Hüt schürrt he enen ornlich.

Dat gräst, schuddert, hahlt, snitt enen dörch.

Hüt feitscht, pietscht, räst, ritt, hust he enen dörch.

Hüt pfeift he enen dörch rock un kamsol: hüt geiht he enen hell dörch 't tüg; dit geiht dörch kittel un kort iop.

Wenn de nurdost so lang sinnmt, denn seggt he: hest nich mihr büxen an as dissss.

Frieren:

De is so hufrostig, hukfrostig, hutfrostig.

Olle frostkätel, oll hurricklischen, wat hest hier rümtohurricken: gah man rut achtern aben, dodfreisen deihst nich: de nors snappt di nich to.

De verfrüsst noch in 'n Johannsmand un denn uppe sünnensid.

Hier is dat jo kolt as in 'n hunnstall.

Brrr, seggt de düwel, wenn he in de kirch kickt.

Ik frier hier noch to grütt un maus, to graus un maus, to appelmaus, to grus un wormmehl, to 'n kätel, to pepernät, pimpernät, klappernät, kläternät.

Mi gräselt bet up 't blod.

Em früsst, as wenn de düwel em uppe schürrgaffel het.

He friert as 'n snider un bewert as 'n linnenweber.

He snuttert ornlich (mit de tähnen).

Ik wir so verklamt, ik künn nich zipp, pipp, nich ach un ja, nich vadder oder mudder, nich tatter oder mömme seggen.

Beter stiw frieren as stiw arbeiten.

Trägt einer noch spät im Frühling die Winterhandschuhe, so muss er hören: Lat di man nich von 'n kukuk in de handschen schiten.

Verschiedenes:

Beim ersten Frost heisst es: Nu het de voss den murer wat in 'n lehm makt; nu is de voss den murer mank 'n kalk west; nu sünd de dreckswälken dor ok mit lang. Oder auch zu den Maurern selbst: Öwer nacht het he jug enen indefft, inmengt.

Wenn harwstöwers vel hochtiden sünd, seggen wi hier: dat ward 'n kollen winter. De sommers frigen, seggen wi, de frigen ut leiw: öwer de winters frigen, de frigen blos von wegen de warmniss, dat se bi 'n annern inkrupen känen, wenn de küll stramm antreckt.

Wenn de klenner kolt weder höllt (d. h. anzeigt), möt he in 't rühr leggt warden.

Twischen de sünn un den dag
het de voss sin gröttst plag.

d. h. kurz nach Sonnenaufgang ist es am kältesten.

De harwstnacht het nägenunnägentigerlei ort lun: de winternacht het nägnerlei ort lun: de winternacht is as 'n kinnernors, bald schiten s' un bald migen s'.

Wenn viel Schnee gefallen ist: Nu kann de küll nich in de ird kamen, nu treckt (drängt) se to timmer.

Blackfrost: Frost ohne Schnee.

Dat is so 'n ollen unwederfrost, seggen wi in 'n november, wenn dat nachts friert un dags wedder däut.

Dat wintert gor nich ornlich. So auch: Dat will nich sommern.

Februori: scheper wohr di.

De februor het seggt: wenn ik so künn, as ik will, let ik bickelstein frieren.

De februor het to 'n jenner seggt:

Hätt ich das Recht wie du,
Liess ich verfrieren das Kalb in der Kuh.

Oder auch: Wenn ik de macht harr as du, let ik de pött vör kaken un hinnen frieren.

Wenn ik so väl kraft harr as min broder januar, let ik dat kind in de weig verfrieren.

Ein alter Fischer in Börgerende sagte mir kürzlich: Min oll vadder pleggte ümmer to seggen: wenn de januar de büx nich tosnitt, kann de februar se nich trechtneiht krigen.

Dickkopp heisst bei Neubrandenburg der januar: wenn wi mit den dickkopp man ihrst dörch sünd, hörte ich dort. Hier in Waren wird von den Arbeitern der Donnerstag als dickkopp bezeichnet: Nu is de woch bald wedder to end, den dickkopp hebben wi nu all wedder trecht.

De sparling het ens in 'n kollen winter to Petrus seggt: wenn ik so vel künn as du, denn schöw ik knuppen in as min kül dick, denn süll 't wol warm warden.

De tunkönig het to 'n adebor seggt: bliw doch in 'n winter bi uns, hier to land steken se knuppen in as min kül dick un dor noch riesholt mank.

Den buern is dat leiwer, wenn he lichtmissen 'n wulf up'n hof süht as 'n döscher in hemdsärmeln (denn is dat weder to god, denn ward dat naher wedder slicht).

Lichtmissen röppt de wulf de schap.

Wenn lichtmissen de sünn in 'n schapstall kickt, dat 's so god, as wenn de wulf in de dör kickt (denn giwwt dat 'n schragen frühjohr).

Ein Handwerksbursche hat an schönen Märztagen Stiefel und Strümpfe vertrunken und verspielt. Als es dann wieder kalt wird, bittet er:

Liebe sonne, komm und scheine mir doch wieder auf die beine, ich will auch nie wieder branntwein trinken; oder: ich will auch mein lebstag nich wieder tuckmegansch (ein altes Kartenspiel) spielen.

En handwarksburss het seggt: die lerch hat mich betrogen (as de sungen het, het he all sin wintertüg wegsmeten), aber der kukuk das is

der rechte sommervogel. Öwer dat is ok nich wohr, de richtige sommervagel is de grot brömms; wenn de ihrst mank de köh is, denn is de sommer dor.

Dit is de slehdurnsküll, seggen wi in 'n april; nu breckt dat steinawt up, seggen wi ok, denn is ümmer rusig weder.

De hawdurnsküll is in 'n juni.

Ihrer de feldros bläuhgt, sall man dat unnertüg nich uttrecken, un wenn se utbläuhgt het, sall man 't wedder antrecken.

Wenn dat ruriept het, seggen wi: „hüt hecken de böm", denn krigen wi awt, vgl. Bartsch II, 250.

Wenn riep liggt morgens un dat is nich recht kolt dorbi, denn seggen wi: de riep bepisst sik hüt noch, dat ward noch regen. — Wenn de riep rasch updäut un so lopen ward, denn seggen wi: nu het de dögt sik bemegen, vgl. Bartsch II, 212.

De nachtfröst bliben noch nich ut, harr de oll fru seggt, harr nijohrmorgen den nors ut 't finster hollen (harr Ulenspeigel seggt, harr nijohr ut de dör keken).

Wenn de rogg man öwer nacht ken blag näs kriggt: wenn em de näs man nich verfrüsst.

Öwer nacht is de rogg 'n wittkopp worden.

Einmal hörte ich auch: Wo de rogg wol brüllt, hölt 'n stirt in 't end.

Eis:

Dat ward all harden.

Öwer nacht het 't 'n beten anhardt, drögt, andrögt, updrögt, röst't, anröst't, austort, antalgt: vom Erdboden.

ne lütt kesköst is all öwer kamen.

Öwer nacht het 't 'n beten öwerschelwert, öwerschülpert, öwerschräugt, öwerschräudelt, öwerschröchelt, öwerschrumpelt: vom Wasser.

Dor wir 'n beten schrampelis.

Dat water ward dick; wi führen so lang, as 't water dünn is.

Dat is knallt, bröllt, hult, bautzt, dat giwwt vel küll; dat dunst ornlich; de see de bullert; de see brüllt as so 'n haud wülw.

Man unterscheidet: Bollis, grunnis, grottis, grummis und schlampis.

Hartbost heisst ein grosser Riss im Eise. Auch: Öwer nacht sünd buchel sprungen. Bei Neubrandenburg hörte ich: bungerätsch; brummratzen bringt Boll bei im Archiv für mecklenburgische Landeskunde, 1853, 15.

De leiw gott kann am besten brücken bugen.

De juden seggen: Moses hat keine Balken unter gelegt.

Neben stridschoh wird auch strikschoh gebraucht; schritschoh hat Reuter.

Neben „glitschen“ hörte ich: glisen, glisken, glirsen, gliddern, glinschen, glannern, glandern (auch bei Reuter), glännern, gläuschern, schliddern, schlirren, schlirricken, schlittschen, scholbaningen, scholbännigen, schipaningen, schipanern.

Wenn de jungens up 'n is sünd, denn ward hier bi uns „hüker trecken“ spelt: de vördelst geiht denn un treckt, de annern gahn all in de huk sitten un hollen sik an de kittelslippen von ehren vördermann fast.

De jungens spelen hier ok „hekt döben“; mit den linken bein glitschen se denn un mit den rechten hacken haugen se dal up 't is. Anderwärts heisst das: poggen steken, bei Doberan: schostern.

„Katten pusten“ hebben wi ok spelt as jungens; denn würd mit de peik 'n lock rinsteken na 't is un dor würd denn rinpust't, denn lopen dor so 'n luftblasen lang, de nennten wi katten.

Wenn hier morgens Eiszapfen vom Dach herunterhängen, wird zu den Kindern gesagt: Öwer nacht het Johann Lang sik uphängt mit fru un kinner. Auch: Johann Blank, Blankmeier het sik uphängt.

Dat het glarrist, glurrist.

Dat slarkt so.

Dat is heil falsch to gahn hüt; dat is so gliwwerig, glibberig, glittschig, snüwwelig to gahn; hüt möt man richtig klauben slahn.

Tauwetter:

Dat weder smitt üm.

Dat weder tempereirt.

Dat ward weik weder, apen weder.

Dat is in 'n andäu.

Dat gliedt, liedt, liedigt, lierigt hüt 'n beten; is lied, liedig weder; dat het 'n beten anliedt, wegliert.

V. Schnee, Hagel, Nebel, Mariensommer, Irrlicht.

Schnee:

Dat fisselt, fimmelt, krömelt, sniwwelt 'n beten.

Dat schnirrt buten.

Wo sniet dat: sneden is 't gistern all, hüt ward 't blos runfegt.

Dor slahn sik de handwarksburssen, de fierburssen, de möllergesellen: nu prügeln sik de möllers un bäckers; nu spelen de möllers grip.

De möller het all sin mehl verloren.

Auch: Wenn 't mehl wir, künnen wi pannkoken backen.

Dor prügeln de huren sik.

Petrus (Moses) schürrt (stöwt) de bedden ut, is bi 't beddenmaken, säwt de feddern ut.

De düwel fegt de höll ut.

Nu kriggt de scheper 'n knecht (wenn snei inföllt, denn brukt he jo nich mihr to höden).

Wenn ein Bekannter gestorben ist: Oh, nu is N. rup, de ward uns wol wecken dalriwweln; oder: N. is nu dod, de makt de stücken so grot. Fallen grosse Flocken, so sagt man bei Grevismühlen: Dat is von de langmütigen, dat dohn de goden.

Sonst auch: Nu hebben se dat grot säw anstellt.

Beiwohren, dat sünd jo bannige flochten.

Die Maurer sagen beim ersten Schnee: Nu giwwt 't frömdzettels. Andererseits hört man auch: Nu kriggt he sinen frömdzettel, wenn der Schnee vom Regen vertrieben wird. Sonst: De sünn het em weglickt.

Dat wir 'n sneidrewel (ne sneidriwwt), man künn nich 'n og updohn, dat gesicht nich bargen.

De hollweg wir pick un dick tosniet.

Dor is nich busch oder bom to seihn.

Dat is so 'n ollen sneislagg, sneislamm, sneislatsch, sneislupp.

Dat is so 'n oll klacksnei, slacksnei, slackigen snei (de furts to water is).

Wenn in 'n harwst so'n witte bank an 'n heben steiht, denn seggen wi: nu bläuht de snei.

Hagel:

Von den Frühlingsschauern heisst es: Petrus seit sin arften, nu fallen Petrus sin arften; auch: de adebor seit sin arften up gottsirdbodden. vgl. aprilschuern unter II.

Dor kem ne hagelburr.

Dat regent gruben: dat wir hagel as kinnerköpp, as kükenköpp, as dubeneier, as hasenkätels, as hasselnät.

Ein Hirtenjunge ist der Buchweizengrütze überdrüssig geworden. Als er nun draussen ein schweres Hagelschauer heraufkommen sieht, ruft er: Leiw gott, verschon all uns leiw kurn, öwer den verfluchtigen dreieck kik öwer 't heck, den giww dräw öwer dräw.

Nebel:

Is so 'n oll dakig, dakrig, diesig, dickig, miestig, miskerig, smökig, smüstrig weder.

Wi seten in 'n dicken, in de dickde; dat wir dicknebelt weder; dick as drank; picknebel.

Dat is so dick as wenn 'n in 'n sack sitt.

Dor kann 'n nich von vör na achter kiken (auf dem Schiffe).

Dat will gor ken dag wedder warden.

Steigen abends Nebel aus den Wiesen auf, so heisst es: De voss brugt, auch: de voss badt sik.

Wenn am Fusse des Vietingberges bei Parchim nach starken Regenschauern Wasserdünste wie Rauchwolken emporsteigen, sagt der Landmann: Vieting is all up un brut koffi oder bloss: Vieting brut (Archiv f. meckl. Landeskunde, 1859, 435).

Mariensommer:

De sommermätens trecken, de sommermät, sommermett treckt, de metten flüggt (Brinckman), de metten treckt (Reuter), de sommermetten teihn (Reuter), de sommerfrugens trecken.

Dit is de mätensommer, de mätensommer spinnt.

Dat ward noch ken winter, dat harwstmäten het noch nich treckt.

Dit is de michelsommer, de ollfrugenssommer, Smöltsch ehr sommer, Smöltsch ehr tüffelaust.

Het de öwer brutens an! Den hacken de jungfern an.

Für Irrlicht kommen auch vor die Bezeichnungen: irrwisch, irdlicht, irdflämmken, flämmstirn, flackerfür, fläkerfür (Brinckman).

VI. Gewitter.

Die alte aus dem Bremer Wörterbuch, Schütze und Schambach bekannte Bezeichnung leiw weder lebt noch heute; dor kann 'n leiw weder kamen un slahn dörch, hörte ich vor kurzem aus dem Munde einer alten Frau.

Kasper rög di, is 'n billerballer in de luft.

Über Gewitterwolken vgl. X.

Dat wedert; dat grummelt so in de firn.

Min sähn kumm rin, sagt die Mutter, leiw gott is bös (quad).

De oll is nich god an 'n kopp, he smitt all wedder so.

Nu smiten s' all wedder mit arm un bein ümher in de höll.

Petrus spelt kegel (mit de dodenköpp), (nu smitt he rummelie). Hier in Waren hörte ich auch: De Röbelschen sünd de kegelkugel weglopen.

Nu is Petrus bi 't inführen, inausten; dor baben führen se all wedder in; Petrus (de düwel) führt mess, nu jöggt he to hus.

Petrus reist mit hölten tüffel to mark.

Petrus is bi 't pölltüffel afgeiten; de oll schürrt de pölltüffel up 'n disch; Petrus schürrt appel in de tunn.

Beim Blitz: Petrus pinkert; Petrus ratzt sik 'n sticken an, bött sik ne pip an.

Pastor N. spökt von baben.

Eine Arbeiterfrau in Klüz sagte mir: Wenn dat so in de firn dummern ded, säd min oll vadder öfter: Nu jagt de düwel de goden; öwer wenn 'n hellen blitz kem, denn säd he: nu sünd de engel hinner'n düwel, vergl. darüber D. M.[d] III. 490, No. 61 und Kuhn, Westf. S. II, 24.

Dat wiren so vel blitzingen, de ganze heben wir ein für (ein blänk).

Dat lücht't, de ganze heben ded sik apen.

Dat wir, as wenn himmel un höll in einssen riten wull.

Dat wir all en lüchtung.

Dat lücht un leit (Brinckman).

Dat wir ne krüzlüchtung, dat man de sandkürn uppe ird tellen künn: dat man sik de ogen verwricken künn.

Für Wetterleuchten kenne ich: heblicken, heiblicken, heublicken, heidblicken, heidblucken, hittblicken, häbläken, heulüchten, hittlüchten, hiringslüchten, dröglüchten.

Dat wir en fermes gewitter.

Nu ward 't swönner, strenger.

Hüt bungt he weck los.

Dat is noch nich in de stillheit.

Nu het 't sik afarbeit't, uttowt; de rukläs hebben sik aftowt; vör 't ihrst hebben wi nu wedder fred.

Dat gewitter stünn pall (knall) öwer uns.

Knall un fall de prallt tosamen (Reuter).

De blitz kem daltorudeln, daltorusen, daltohulen.

Dat kem snart dal, dat gnittert dal, dat gnätert dal, dat snirt't dal.

Dat buttert un butzt all, dat schuddert ornlich, dat rautscht ornlich.

Dat het rinbratzt, rinballert.

De blitz het alles tersmettert; het de ganze schit in 'n dutt slahn; in enen sus wir de ganze hof in für.

Scharp gegen scharp, säd de düwel, dor schet he gegen 'n dunnerwetter an.

Nu ward de kopp in 'n sack steken.

Johann kam run von 'n bän, dat dunjert: o herr, dat kann 'k hier baben ok hüren.

Ut de angst kümmt man gor nich rut, säd de jung, in 'n sommer dunnert't un in 'n winter möt man na de schol.

Wies nich na 'n blitz, leiw gott sleiht di 'n finger af.

Für Blitzableiter sagen die Alten: wederstang.

Wederpil, gewitterpiler, dunnerpil, dunnerpiler heisst der Donnerkeil.

Abschabsel vom Donnerkeil wird als Mittel gegen allerlei Krankheiten gebraucht, so gegen Stich, Fieber, schlimme Augen, Bettnässen u. a. m.

De dunnerpil ward in 't melkschapp leggt, denn sall de melk god römen.

Dunnerpiler möten in de dranktunn leggt warden, denn het dat veih god deg.

Wenn man 'n dunnerpil bi 't gewitter vör 't finster stellt, sall 't nich inslahn.

Andere Mittel, um den Blitzschaden abzuwehren, übergehe ich hier.

En buer an de hannöversch grenz het dat ens seihn, dat de gewitterslag bi sinen backaben dalgahn is; as he dor nagröwwt, findt he 'n ‚stein. Wenn 'n gewitter kamen is, het de stein ümmer sweit't; je düller dat gewitter worden is, desto mihr het de stein sweit't un bewert.

Min vadder het mi vertellt: de blitz het ens to Dammerstörp inslagen; as de lüd sik ümseihn, liggt dor 'n klumpen für up de fast von de schün as 'n waterspann grot. Dor judicieren de lüd doröwer, ob se söt melk hahlen sälen un geiten 't dormit ut, oder ob se dat dalhahlen sälen von de schün: middels löppt dat uppe fast lang as ne katt un mit eins is dat ganz timmer in brand west. So erzählte mir wörtlich ein alter Tagelöhner bei Ribnitz.

Wenn dat wedert, sall man up 'n hird für brennen hebben. En fru het dat eins nich dahn, dor is ne stimm von baben kamen: wisst du ken für anböten, denn will ik wat böten; dor is ehr hus afbrennt.

Dor sünd drei west, de en het ümmer eten bi 'n gewitter, de en het slapen un de drüdd het sik süss nie an gottswurt kihrt, blos bi 'n gewitter het he in de bibel lest. Dor het dat eins ropen: den esser lass essen, den schläfer lass schlafen, aber den leser schlag tot. — Sonst auch: den slaper lat slapen, öwer den freter slag dod u. ä. m.

Von ne eik, wo dat gewitter inslahn het, sall man sik nicks na hus nehmen; de lüd hebben den globen, wenn man so 'n holt verbrennt, denn sleiht dat ihrste gewitter, wat nah kümmt, in dat hus in.

Wenn dat toihrst in 'n frühjohr wedert, seggen wi: nu scheidt sik winter un sommer. — Wenn 't toihrst dunnert, dor löst sik de irdbodden na.

Waren in Mecklenburg.

(Schluss folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zu den Anfängen der Webekunst.

(Zeitschrift V, 134—147.)

1.

Mr. Otis T. Mason, Kurator des United States Museum in Washington, hat eine Zuschrift an mich gerichtet, aus der ich folgendes ausziehe:

„Was mich in Herrn E. Friedels Aufsatz über die Anfänge der Webekunst besonders interessiert, ist Figur 20 auf Tafel 3. Ich habe in unserm Nationalmuseum eine grosse Anzahl Geräte derselben Art; eines aus Lappland ist völlig gleich der Figur 20, nur ist der obere Teil nicht verziert, sondern dicker geschnitzt, weil er als Griff dient. Aus dem Staate Connecticut habe ich zwei Exem-

plare, deren eines unten schaufelförmig verlängert ist, um es fest zwischen den Knieen zu halten. Ein anderes aus Connecticut ist auf einen Holzblock befestigt, der ihm als Ständer dient. Ähnliche Geräte finden sich in andern ländlichen Gegenden Amerikas. — In dem Patentamt der Vereinigten Staaten habe ich Zeichnungen eines aus Belgien eingereichten Webegerätes gesehen, das der Figur 20 sehr ähnlich ist. Aber was die Leser Ihrer Zeitschrift besonders interessieren wird, ist, dass ich fünfzig Exemplare dieses Apparates unter den Pueblo-Indianern in Arizona und Neu-Mexiko gesammelt habe: Der einzige Unterschied zwischen dem europäischen und dem indianischen Gerät ist der, dass letzteres aus zwei horizontalen Hölzern besteht, auf welchen ein Dutzend oder mehr senkrechter Stäbchen befestigt sind, die entweder aus Holzsplittern oder aus dem zu Pfeilen verwandten Rohr gefertigt wurden. Durch die Stäbe sind Löcher gebrannt, und sie stehen in Zwischenräumen gerade wie auf Figur 20.

Auf Grund der weiten Verbreitung dieses Apparates lege ich den Lesern der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde die Frage vor: Ist dieses hölzerne Bandwebegerät den Indianern des Südwestens der Vereinigten Staaten und Mexikos vor der spanischen Eroberung bekannt gewesen? und zweitens: Kennt man dieses Gerät aus Spanien oder einer der spanischen Kolonieen oder aus mohamedanischen Ländern? Es wäre wunderbar, wenn die Erfindung davon unabhängig in Arizona und in Europa gemacht worden wäre.“ K. Weinhold.

2.

Zu den vorstehenden interessanten Mitteilungen des Herrn Otis T. Mason erlaube ich mir Folgendes zu bemerken.

Bezüglich der Webekunst scheinen mir die amerikanischen Urvölker in zwei grosse Gruppen verteilt werden zu können. Die civilisierteren Südamerikaner (Peruaner), die Maya-Völker, die Azteken und Tolteken haben die Webekunst gekannt. Columbus traf im Jahre 1502 ein Maya-Fahrzeug von beträchtlicher Grösse mit Segeln nahe der Insel Ruatan, dessen Ladung aus einer Menge verschiedener Textilerzeugnisse und von daraus gefertigten Kleidungsstücken bestand. Verarbeitet wurden mehrere Gespinstpflanzen, bei den Peruanern Alpaka- und Lama-Wolle. Die Mound-Builders in der Ohio-Gegend besassen Webereien aus Gespinstpflanzen, teils Handgewebe, teils Geratgewebe, wie J. W. Foster (Description of samples of ancient cloth, from the Mounds of Ohio. Proc. Amer. Assoc. for the Advancement of Science, Albany Meeting, 1851, p. 375, und derselbe: Pre-historic Races of the United States of America. Chicago 1873, p. 223—259) nachgewiesen hat.

Da nun bei allen Volkern das Weben selbstredend mit ganz einfachen Geraten, ähnlich dem von mir Tafel III Figur 20, begonnen hat, da ferner dies Gerät für Bänder, Streifen, Schärpen und Borten genügt, da weiter dergleichen Webeerzeugnisse an den peruanischen Mumien sich finden, so ist anzunehmen, dass die Peruaner auch ganz ähnliche Vorrichtungen benutzt haben werden. Dort handelt es sich um in Städten und sonstigen festen Ansiedelungen wohnende, Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und regelmässigen Handel treibende Nationen und Stämme.

Anders liegt die Sache in Südamerika bei den ganz wilden Stammen, z. B. im Amazonas-Gebiet, bei denen mehr geklopfte vegetabilische Materie benutzt wurde und noch benutzt wird, und bei den eigentlichen wilden Indianer-Stämmen Nordamerikas, die, vorzugsweise von der Jagd lebend, sich der Thierfelle als Kleidung bedient haben. Bei diesen Volkerschaften scheint in vorkolumbischer Zeit allerdings die Webekunst nicht verbreitet gewesen zu sein.

Bei dem merkwürdigen Umstande, den Herr Mason mit Recht hervorhebt, dass die Pueblo-Indianer in Arizona und Neu-Mexiko den Bandwebeapparat Tafel III Figur 20 besitzen, während letzterer, wie ich annehme, zur Zeit von den Nachbarstämmen nicht gekannt ist, drängt sich eine doppelte Frage auf: zunächst, ob sich nicht doch ein Zusammenhang mit den nachstbelegenen Völkerschaften, bei denen in vorkolumbischer Zeit das Weben bekannt war (z. B. mit den Moundbuilders) nachweisen lässt, und in zweiter Linie erst, ob das betreffende primitive Gerät etwa durch Europäer, bei denen allerdings zunächst an die Spanier gedacht werden muss, eingeführt worden sein mag. Was die erstere der beiden Möglichkeiten anlangt, so hat man zu berücksichtigen, dass sich Webegeräte aus Holz, Horn und Bein ebenso schlecht die Jahrhunderte hindurch erhalten, wie die mit ihnen hergestellten Gewebe, und dass es ein reiner Zufall ist, wenn sich in einer konservierenden Aschen- und Kohlenschicht einmal dergleichen stückweise in unvollkommenster Art konserviert vorfindet.

Wegen Kürze der Zeit und längerer Abwesenheit von Berlin ist es mir noch nicht möglich gewesen, auf der pyrenäischen Halbinsel nach Webegeräten der fraglichen Art Umschau zu halten; ich werde aber die nötigen Nachforschungen versuchen.

Hinzufügen will ich noch, dass das mehrerwähnte Gerät Tafel III Figur 20, das mit dem bekannten Laubsägeapparat von Geübteren leicht hergestellt werden kann, hier in Berlin und an anderen Orten der Provinz Brandenburg mitunter durch grosse Pferdekämme mit möglichst langen und geraden Zähnen ersetzt wird, welche letzteren von den Kindern durch ein Querholz, in das sie die Zähne einbohren, parallel dem Griff des Kammes verbunden werden. In der hiesigen egyptischen Abteilung des Königlichen Museums befindet sich ein, wie mir scheint, zum Weben von lakenartigen Handtüchern und dergleichen benutzter Apparat aus alter Zeit, welcher insofern dem Pueblo-Gerät ähnelt, als es nicht aus einem Stück, vielmehr aus einer Art Rahmen besteht, in welchen die Längshölzer, aus besonders angefertigten Stäbchen gefertigt, eingepasst wurden.

Endlich benutze ich die Gelegenheit, um zu berichtigen, dass auf Tafel II versehentlich die Nummern 1 und 4 vertauscht sind. Das breitere Falzbein muss mit No. 4, der pfriemartige Löser mit No. 1, um den Text S. 146 mit den Abbildungen in Einklang zu bringen, bezeichnet werden.

E. Friedel.

Zur Hillebille.

1.

Rich. Andrees Aufsatz über das alte Harzer Schallgerät, das die Köhler[1]) zu bestimmten Zeiten benutzten (unsere Zeitschrift V, 104—106), hat vielseitig Aufmerksamkeit erregt. In dem 4. Heft der neubegründeten Zeitschrift für österreichische Volkskunde (Wien 1895, I, 127. 128) finden sich zwei Mitteilungen zur Sache. Merkwürdigerweise wird Andrees Aufsatz dabei gar nicht erwähnt, gewiss nicht im Sinne der beiden einsendenden Herren. Die eine, von Professor Hörnes in Graz, der berichtet, dass er vor länger als dreissig Jahren im Ödenburger Komitat in Ungarn vor den Bauernhäusern, in denen Kavalleristen im Quartier

1) H. Pröhle hat in seiner Volksschrift „Das Leben des alten Köhlermeisters Hillebille“ (Hamburg, Rauhes Haus, 1859) das harzische Wort zum Familiennamen eines Köhlergeschlechtes erhoben.

lagen, ein der Hillebille ganz gleiches Gerät gesehen habe: nur war in der Regel nur eine der beiden senkrechten Stangen bedeutend verlängert und trug oben einen Strohwisch[1]. Der Soldat hatte bei gewissen Anlässen (Fütterung, Zapfenstreich) seine Anwesenheit im Quartier zu melden, indem er mit zwei hölzernen Hämmerchen auf das hangende Brett schlug.

Herr Joh. Kreinz in Graz erzählt sodann von dem sogenannten Klopf, der am Eisenerzer Grubenhause nach seiner Erinnerung aufgestellt war. An einem Stangengerüst hingen zwei kleine metallene (bronzene) Täfelchen, welche mit einem kleinen Hammer geschlagen wurden zum Zeichen, dass gesprengt werden solle oder dass die Gefahr vorüber sei. Die beiden Berichten beigegebenen Zeichnungen zeigen die genaue Verwandtschaft mit der Hillebille.

Auch in Kurland war oder ist noch auf Gutshöfen ein der Hillebille ganz gleiches Schallgerät gebräuchlich, um das Gesinde zum Essen zu rufen. Das Brett wird mit zwei hölzernen Klöppeln geschlagen.

Wenn bisher schon ausgesprochen ist, dass wir in der Hillebille[2]), d. i. einem Schallgerät, das aus einer aufgehängten Tafel von Holz oder Metall besteht, woran durch Klopfen Zeichen gegeben werden, ein sehr altes Instrument haben, so sind, abgesehen von den Berichten über den sächsischen Prinzenraub, deren einer Albinus unter dem Einfluss vorgefasster Etymologie steht, keine historischen Beweise gegeben. Ich liefere hier einige aus dem Mittelalter.

Der altfranzösische Dichter Chrestiens de Troies erzählt ungefähr 1170 in seinem Chevalier au lyon 212 ff. von einer kupfernen Tafel, die vor dem Burgthor hing und auf welche der sich Meldende mit einem Hammer schlug. Unser Hartmann von Aue giebt in seinem Iwein (ungefähr 1204) V. 299 dies so wieder: nu hiene ein tavel vor dem tor an zwein ketenen enbor. dâ sluoc er an daz ez erhal und daz ez in die burc erschal.

G. F. Beneke hat schon zu dieser Hartmannschen Stelle auf die hölzernen Tafeln hingewiesen, an die in den Klostern des Mittelalters geschlagen ward, um die Mönche oder Nonnen zur Mette oder zu Versammlungen zu berufen, oder auch das Sterben eines Konventualen anzuzeigen. Du Cange im Glossar. med. et infim. latinit. VIII. 5 (Ausgabe Niort. 1887) verzeichnet viele Belege. Es wird hier auch aus dem Briefe des Bischofs Odo an P. Innocens IV. von 1249 eine Stelle ausgehoben, wonach an den Kirchen der bekehrten Tataren hölzerne Tafeln als Schallgeräte hingen. Auch unser deutsches Gedicht Salman und Morolf erzählt Str. 191 von einer Tafel auf dem Hofe Königs Fore, mit der das Zeichen zum Kirchgang gegeben ward. In den letzten Tagen der Karwoche, an denen die Glocken schweigen, trat der Schall der hölzernen Tafeln an ihre Stelle, die heute durch Schnarren oder Rätschen, z. B. in Steiermark, ersetzt werden.

K. Weinhold.

2.

Zur Etymologie der Hillebille.

Richard Andree hat auf S. 103—106 des 5. Bandes dieser Zeitschrift einen höchst interessanten und belangreichen Bericht über das im Aussterben begriffene Signalinstrument der Harzer Köhler, die sogenannte Hillebille, gegeben. Er lässt

1) Als Zeichen der Einquartierung.

2) Pfeffel sagt in dem Vorwort zu dem Köhlermeister Hillebille: „Die Hille-Bille ist ein Brett, welches der Kohlermeister neben seiner Hütte an einem Baume befestigt. Wenn er daran schlägt, so hallt es durch den ganzen Wald und ruft seine Knechte und Knaben zusammen.“

sich dabei auch über die Etymologie des Wortes und die Geschichte des Instrumentes selbst aus und stellt fest, dass die älteste Form des Wortes „hellebylle" lautete, und dass das Instrument bereits zur Zeit des sächsischen Prinzenraubes (1445) bei den Köhlern des Erzgebirges in Gebrauch war und höchst wahrscheinlich bei der Besiedelung des Oberharzes durch sächsische Bergleute von diesen dahin mit genommen wurde.

Was nun die Etymologie des Wortes betrifft, so hat Schambach in seinem Wörterbuch der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen das Wort von dem niederdeutschen hille = schnell, eilig und dem mittelhochdeutschen billen = klopfen abzuleiten versucht. Aber diese Erklärung hat schon Andree als unrichtig zurückgewiesen. Aus seinen historischen Darlegungen geht überzeugend genug hervor, dass das Instrument und damit auch der Name nicht niederdeutschen, sondern mitteldeutschen Ursprungs ist.

Andree selbst bringt dann den zweiten Bestandteil des Namens, „bille", mit dem Wort „bille" = ascia, liga, Axt, und den ersten mit dem „helm" = Stiel, das wir in Axthelm und Hellebarte haben, in Verbindung, obwohl er an der Richtigkeit dieser Erklärung nachher selbst Zweifel äussert.

Sie ist nur zur Hälfte richtig. Ausgehen müssen wir bei einem Erklärungsversuch jedenfalls von der ältesten uns erhaltenen Form: hellebylle, aus der das neuere Hillebille offenbar durch Anreimung des ersten Bestandteils an den zweiten entstanden ist. In dieser Form hellebylle nun ist „bylle" jedenfalls das alte Wort für „Axt". Aber der erste Bestandteil, helle, hat nichts mit dem helle- von hellebarte zu thun, sondern ist einfch unser neuhochdeutsches Adjektiv hell, helle mittelhochdeutsch hel, althochdeutsch gahelli, helli, welches zur Wurzel halhallen gehört uud ursprünglich nicht von Gesichts-, sondern von Gehörempfindungen gebraucht wurde. In althochdeutscher Zeit bedeutet es noch ausschliesslich, in mittelhochdeutscher vorwiegend „sonorus, hell tönend". Danach würde also hellebille soviel wie „tönende Axt, Signalaxt" heissen.

Damit ist zugleich der Ursprung des Instrumentes selbst aufgehellt. Dasselbe war ursprünglich eine blosse Holzaxt, die man durch Schlagen mit einem Messer oder dergleichen in tönende Schwingungen versetzte. Und diese Annahme wird ja auch durch den von Andree citierten Bericht des Albinus über den Prinzenraub deutlich genug bestätigt. Es heisst da von des Köhlers Weib: „Sie gibt alsbald ein Zeichen, welches bei den Kölern und Weldnern breuchlich ist, das sie mit ein Zschöper oder grossem Messer auf ein Holzaxt schlagen" (a. a. O. 105). Später ist dann dieses primitive, dem Handwerk der Holzhauer und Köhler entsprungene Signalinstrument in der von Andree beschriebenen Weise vervollkommnet worden, während der ursprüngliche Name beibehalten wurde.

Tübingen. Johannes Hoops.

Heinrich Pröhle †.

Am 28. Mai 1895 starb in Steglitz bei Berlin Professor Dr. Heinrich Pröhle, emeritierter Oberlehrer des Louisenstädtischen Realgymnasiums in Berlin, geboren den 4. Juni 1822 im Pfarrhause von Satuelle bei Neuhaldensleben, Sohn des Pastors Heinrich Pröhle, der 1835 nach Hornhausen bei Aschersleben versetzt ward, eines vortrefflichen, auch dichterisch begabten Geistlichen, der durch sein Buch „Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinen. Berlin 1858" auch zu der Kunde des niederdeutschen Volkslebens erheblich beigetragen hat. Heinrich Pröhle ward von der Domschule in Halberstadt und dem Gymnasium in

Merseburg für die akademischen Studien vorbereitet. Er studierte zuerst in Halle, wo er in dem studentischen Leben sehr hervortrat, und dann in Berlin Theologie, Geschichte und Litteratur. Nach ein paar Wanderjahren setzte er sich im Harz fest, in Zellerfeld, Lerbach, Wernigerode, um die Sagen, Märchen, Sitten und Lieder des Volkes zu sammeln, und veröffentlichte seit 1851 eine Reihe Bücher, die seine glücklichen Funde bekannt machten. Er lebte im traulichsten Verkehr mit dem Volke; Heinrich Pröhle ist der Harzische Sagen- und Märchenmann geworden. In den Vorreden zu seinen Büchern, namentlich zu seinen Harzsagen (Leipzig 1854, zu den Unterharzischen Sagen (Aschersleben 1855) und im Prutzschen deutschen Museum 1856, No. 15 hat er von den Erlebnissen und den Freuden eines deutschen Sammlers berichtet. Im Jahre 1855 erwarb er sich mit der Dissertation „De Bructeri nominibus et fabulis" den Doktortitel in Bonn. Nach abgelegten Prüfungen ward er 1858 Lehrer an der Realschule zu Mühlheim am Rhein und kam 1859 an die Louisenstädtische Realschule zu Berlin, der er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand treu geblieben ist. Pröhle hat in der späteren Zeit manche Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte geliefert, von denen hier die Schrift über J. Gottfr. Bürger erwähnt werden mag, für den er als Sohn des Unterharzes und Freund des Halberstädter Gleim, ebenso wegen seiner Berührungen mit dem Volksliede sich besonders interessierte. Er gehörte auch dem Kuratorium der Gleimstiftung in Halberstadt an, deren Schätze er für manche seiner litterargeschichtlichen Schriften, z. B. für sein Buch „Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur" bequem benutzen konnte.

K. Weinhold.

Von Dr. Stanislaus Prato, Professor am K. Lyceum in Sessa Aurunca, Prov. Caserta in Italien, hat das Archivio per lo studio delle tradizioni popolari im 2. Heft des XIV. Bandes jüngst eine Fortsetzung seiner Abhandlung Le dodici parole della verità (novellina-cantilena popolare considerata nelle varie redazioni italiene e straniere) gebracht. Es wird darin jenes Lied, das wir im Deutschen als das von den zwölf heiligen Zahlen kennen (Erk-Böhme, Liederhort III, 825—833), nach seiner weiten Verbreitung hin untersucht. Die vergleichende Litteraturforschung, in der besondern Richtung auf die volkstümlichen Stoffe, ist bekanntlich das Feld der wissenschaftlichen Thätigkeit Dr. St. Pratos, den wir zu unsern Mitgliedern und Mitarbeitern mit Vergnügen zählen. Der Herausgeber der Tradition, M. Henry Carnoy, hat im 3. Bande seiner Zeitschrift, 1889, eine bio-bibliographische Skizze über den italienischen Gelehrten gebracht. Was uns von den seit 1889 erschienenen in den verschiedensten volkskundlichen Zeitschriften verstreuten Arbeiten Dr. Pratos bekannt ward, wollen wir hier verzeichnen:

Le Menusier le Tailleur et le Sophta: notes comparatives (Extr. de la Tradition. 1891. No. X. XI.), Paris.

Le dodici parole (vgl. oben), seit 1892 im Archivio von Pitrè. Palermo.

Bibliographie des variantes de trois contes les musiciens de Brème, les deux bossus et les nains. Psyché. Extr. du Bulletin de Folklore I. 316—335. II, 68 f. 78 f. London 1893.

Inceputul Cintecelor populare rominesti (Extr. din Şezătoarea. 1894). Fălticeni.

La scène de l'avocat et du berger de la farce Maitre Pathelin dans les redactions littéraires et populaires, françaises et étrangères (Extr. de la Revue des Trad. pop. 1894), Paris.

Zwei Episoden aus zwei tibetanischen Novellen in der orientalischen und occidentalen Überlieferung (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1894), Berlin.

In einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift wird ein längerer Aufsatz Dr. Pratos erscheinen: Sonne, Mond und Sterne als symbolische Bilder der Schönheit in Volkssagen und Volksliedern. K. W.

Bücheranzeigen.

Volkslitteratur der Aromunen von Gustav Weigand. Mit 4 Lichtdrucken und 1 Holzschnitt-Tafel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1894. S. XVIII. 383. 8°.

Das vorliegende Buch ist der II. Band eines grösseren Werkes, das unter dem Titel: „Die Aromunen Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren" von demselben Verfasser erscheinen soll und kann als eine erwünschte Bereicherung unserer Kenntnisse über ein bis jetzt wenig erforschtes Gebiet angesehen werden. Das hier gebotene Material ist in folgende zwölf Kapitel eingeteilt: I. Liebeslieder, II. Tanz- und Hochzeitslieder, III. Abschiedslieder, IV. Räuber- und Kampflieder, V. Religion, Moral, Aberglaube, Feste und Bräuche, VI. Lieder verschiedenen Inhalts, VII. Zwei Balladen, VIII. Lieder aus der Manjana in Akarnanien, IX. Farseriotenlieder, X. Totenklagen, XI. Neun Märchen, XII. Rätsel, Sprichwörter, Grüsse, Dankesformeln, Trinksprüche, Flüche, Spiele.

Von rein folkloristischem Standpunkte aus wäre es vielleicht wünschenswert, wenn der aus dem Inhalte geschöpfte Einteilungsgrund überall eingehalten worden wäre; der Sprachforscher wird allerdings zufrieden sein, die unter VIII. und IX. verzeichneten dialektisch gefärbten Lieder beisammen zu sehen. Jedem Kapitel geht eine mehr oder weniger ausführliche Einleitung voran, in welcher über den Inhalt der gebotenen Texte im Zusammenhang gesprochen wird, wobei auch der Varianten Erwähnung geschieht, die sich entweder in den früheren Publikationen des Verfassers oder in anderen Sammlungen vorfinden. Mitunter ist die Einleitung bei weitem umfangreicher als die unter dem betreffenden Kapitel veröffentlichten Texte, so besonders im Kapitel V, wo acht kurzen Nummern der Texte eine Einleitung von nicht weniger als 16 Seiten gegenübersteht. Einiges entnahm der Verfasser seinen früheren Sammlungen, was besonders für diejenigen von Bedeutung ist, die des Rumänischen nicht mächtig sind: W. hat nämlich hier die vortreffliche Einrichtung getroffen, dass er jedem Original zugleich auch eine deutsche möglichst getreue sorgfältige Übersetzung gegenüber stellt. Nur weniges ist in dieser Beziehung zu beanstanden, was der Schreiber dieser Zeilen in einer anderen die sprachliche Seite berücksichtigenden Recension zu thun sich entschlossen, die demnächst in der Zeitschrift für romanische Philologie erscheinen wird. Es möge auch bemerkt werden, dass der Verfasser des vortrefflichen Werkes „Basmele române" Sainénu das vorliegende Buch wenigstens in den Anmerkungen hat benutzen können.

Die hinzugefügten hübschen Illustrationen veranschaulichen uns manche Seite des Volkslebens der Aromunen, und ebenso ist sowohl das Glossar (S. 289—340) als auch die Abhandlung über dialektische Verschiedenheiten im Aromunischen als eine willkommene Zugabe zu dem trefflichen Werke anzusehen. In einer dritten Beilage: „Die Methode beim Sammeln der Volkslitteratur zu sprachwissenschaftlichen Zwecken" äussert der Verfasser verständige Ansichten darüber, was und wie gesammelt und das Gesammelte veröffentlicht werden soll, damit die Texte auch in sprachlicher Beziehung allen Anforderungen entsprechen. Man kann in der That im Interesse der Wissenschaft nicht nachdrücklich genug wiederholen, der Sammler möge es als seine erste Pflicht ansehen, seine Person möglichst in den Hintergrund treten zu lassen: nur so werden uns Texte geboten, die von Gelehrten als wichtige und verlässliche Dokumente zu sprachgeschichtlichen Studien verwendet werden können.

Erster Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache (Rumänisches Seminar) zu Leipzig. Herausgegeben von dem Leiter des Instituts, Dr. Gustav Weigand. 1894. S. VIII. 155. 8°.

Nach einem kurzen Bericht über die Thätigkeit des Seminars im Jahre 1893 bis 1894 veröffentlicht das Seminarmitglied Hr. Paul Dachselt eine arom. Predigt vom heil. Antonius. Zunächst wird der betreffende Abschnitt einer mit griechischer Schrift geschriebenen Handschrift aus dem Anfange dieses Jahrhunderts im Original abgedruckt. Darauf folgt eine Transcription mit lateinischen Buchstaben, wo der romanische Charakter eigentlich erst klar wird mit hinzugefügter Übersetzung, die allerdings einige Mängel aufweist, woran sich Anmerkungen und ein Glossar anschliessen. Der Text ist sehr interessant, indem hier über das Leben der Seele nach dem Tode gesprochen wird. —

Ferner bespricht Hr. Kurt Schladebach die auch von W. veröffentlichte Ballade von der Artabrücke, indem er dieselbe mit ähnlichen Erzeugnissen der Nachbarvölker vergleicht. — Endlich veröffentlicht Weigand selbst zwölf Schwänke in istrorum. Sprache, die sowohl wegen ihres Inhaltes als auch als Sprachproben volle Beachtung verdienen. Auch hier erleichtert eine wortgetreue Übersetzung das Verständnis der sonst auch dem des Rumänischen Kundigen ziemlich schwer zugänglichen Texte. Nach diesen Proben kann man den weiteren Publikationen dieses nützlichen Institutes mit Interesse entgegensehen.

Prag. Dr. Johann Urban Jarnik.

Tales of the Fairies and of the ghost world, collected from oral tradition in South-West Munster by Jeremiah Curtin. Published by David Nutt in the Strand. 1895. S. XII. 198. 8°.

Mr. Jer. Curtin ist den Freunden irischer Volksüberlieferungen wohl bekannt durch seine Myths and Folklore of Ireland (Boston und London 1890) und die Hero Tales of Ireland (Boston 1894), sowie durch eine reiche Sammlung, die er in der Sonntagausgabe des Sun (New-York) erscheinen liess. Die Myths enthalten die irischen Fassungen durch Europa verbreiteter Märchen; die Hero Tales sind gälische Geschichtssagen; das vorliegende Buch unterrichtet uns über den Glauben des südirischen Landvolkes an die Geisterwelt, und ergänzt Crokers Fairy legends and traditions of the South of Ireland durch glückliche Funde. In-

teressant ist, wie uralte Überlieferung modernisiert und lokalisiert wird. So ist in der Geschichte von John Sea and the treasure archaistische gälische Romantik auf einen im Jahre 1847 verstorbenen Mann übertragen und der Zeit gemäss geändert worden, nur der Name des Wunderlandes Lochlin ist beibehalten (Lochlin which the people call Denmark now). — Die Geschichten sind frisch und treu nach den Erzählungen mehrerer Landleute niedergeschrieben, die von dem Glauben an Feen, Hexen [1]) und Geister ganz erfüllt waren, wie denn nach den Wahrnehmungen von Mr. Curtin in Südirland noch neun von zehn fest in jenem Glauben leben, wenn sie auch gegen Fremde damit zurückhalten.

A. Le Braz, La lègende de la Mort en Basse-Bretagne. Croyances, traditions et usages des Bretons Armoricains. Avec une introduction de L. Marillier. Paris, Honoré Champion. 1893. SS. LXXI. 495. 8°.

Ein reichhaltiges und wichtiges Buch für die Vorstellungen vom Tode und dem Geschick der Verstorbenen in der Niederbretagne, die hier recht eigentlich als ein Gebiet des Todes erscheint, wo die Abgeschiedenen unter den Lebenden weiter wohnen und mit ihnen verkehren. Ist die Bretagne doch das Land, wo das Wunderbare von dem Wirklichen nicht getrennt ist, und das Gefühl der Vergänglichkeit sowie die fortwährende Beschäftigung mit dem andern Leben, die E. Renan einen charakteristischen Zug der keltischen Rasse genannt hat, alles, selbst die Liebeslieder durchdringt.

Der Reichtum der Niederbretagne an volkstümlichen Überlieferungen scheint unerschöpflich. Herr Le Braz hat nur in drei Bezirken, dem Trécor, dem Goëlo und dem Quimperrois gesammelt, am meisten im Trécor und im besondern in den zwei Gemeinden Bégard und Penvénan. In letzterer zeigte sich der Weiler le Port-Blanc besonders ergiebig, der von Schiffern und Fischern bewohnt ist. Dabei ist zu bemerken, dass eine grosse Anzahl der von M. Le Braz gesammelten Geschichten keine Parallelen in den sieben Bänden des „Grimms der Nieder-Bretagne" findet, des verdienten Fr. M. Luzel (Contes bretons. Veillées bretonnes. Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne. Contes populaires de la Basse-Bretagne). Man ersieht daraus, dass les derniers paysans Emil Souvestres auch nach fast fünfzig Jahren noch fortleben und keine Neigung zum Sterben haben, wofür auch Lottis pêcheurs islandais Zeugnis geben konnten.

Die Sammlungen des Herrn Le Braz machen den Eindruck der grössten Sorgfalt und Treue. Am Schluss jedes Stückes ist die Person genannt, die es ihm erzählt hat und wann sie es ihm erzählte. Auch die Personen und die Orte der Geschichten selbst sind genau bezeichnet.

Das Buch zerfällt in neun Kapitel: 1. Die Vorzeichen. 2. Der Ankou d. i. der personifizierte Tod. 3. Nach dem Eintritt des Todes: Totenwache. Die abgeschiedene Seele. Das Buch Agrippa. Die Totenmessen. 4. Kirchhöfe und Beinhäuser. 5. Gewaltsamer Tod und Selbstmord. Versunkene Orte. 6. L'Anaon d. i. die armen Seelen. 7. Die guten Geister. 8. Verdammte Gespenster. Beschwörungen. 9. Hölle und Paradies.

Überall bietet sich der interessanteste Stoff, der zugleich die Übereinstimmung der bretonischen Vorstellungen vom Tode und dem Leben der Abgeschiedenen mit denen der andern Völker beweist. K. W.

1) In den Fairies ist sehr oft die fairy und die witch vermischt.

Sagen aus dem Lande Braunschweig, gesammelt von Th. Voges. Mit einer Karte. Braunschweig, B. Göritz. 1895. SS. XVI. 340. 8°.

Die vorliegende Sagensammlung aus dem Herzogtum Braunschweig ist willkommen zu heissen, da sie mit grossem Sammelfleisse und nach treuen zuverlässigen Aufzeichnungen gemacht ist. Das Land Braunschweig ist kein geschlossenes Ganze, sondern zerstückt in verschiedene Teile, es hat aber durch den durchaus niederdeutschen Charakter seiner Bewohner die Einheit in sich. Über das Geographische belehrt die Karte, auf der alle in den Sagen erwähnten Orte eingetragen sind. — Der Herausgeber und Sammler hat die Sagen nach ihrem Inhalt geordnet: vom wilden Jäger, von verwünschten Jungfrauen, Riesen und Zwergen u. s. w. bis zu den Ortssagen, geschichtlichen Überlieferungen und einem Kapitel Verschiedenes. Die meisten Stücke sind Parallelen oder Varianten zu Sagen, die allgemein verbreitet oder wenigstens aus Niedersachsen bekannt sind. Es fehlt aber auch nicht an eigentümlichen oder selteneren Zügen. Ich weise nur auf einiges davon hin. So die Sage vom Untergang der Zwerge auf der Homburg, die durch blutigen Kampf untereinander vernichtet wurden, S. 52; dann die vom Auszuge der Zwerge aus dem Kanstein, einem Kalkberge bei Astfeld, die in der Neujahrsnacht 1800 fortzogen und verheissen haben, gerade nach hundert Jahren wiederzukommen. Die Geschichte vom Teufel, der als zehnter sich zu neun Burschen beim Plumpsackspiel dazufand, S. 58. Die Erzählung vom Urian im Thurm zu Schöppenstedt, der geisterhafte Schweine hütet, S. 59. (Über den Urian giebt noch das Meiste D. Sanders Wörterbuch d. deutsch. Sprache 3, 1414. c. Ergänzungswörterb. 586. c.) Vom Hirtenfluche, den der älteste Hirt einem feindlichen Reiter nachsendet, der zufällig das Versteck der Herden aufgefunden hat. Der Reiter stürzt von einer Klippe des Ith, S. 106. Von Vorspuk und zweitem Gesicht, S. 145 f. Zum Volkskalender gehört der Woldmannstag auf dem Solling, ein Feiertag der Waldarbeiter am 2. Januar, S. 170. Die vielen Sagen von alten Stein- oder Sühnkreuzen. Dieselben sollen nicht von ihrer Stelle genommen oder anders verwandt werden, sonst kommt Unheil über Stall und Feld, S. 250 f. 255 f. Wenn die Kinder krank sind, schaben die Mütter etwas vom Gestein ab und geben es den Kranken in einem Trunk, S. 250. 251. Es wird das genügen, um den Wert dieser braunschweigischen Sagen anzudeuten.

K. Weinhold.

Kluge, Friedrich. Deutsche Studentensprache. Strassburg, Trübner. 1895. 136 S. 8°.

2.[1])

Abbauen, aus der Gaunersprache: Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1754 St. 15, 227 in einem kleinen Rotwälschverzeichnis. — *abfallen*: Das Berliner Exemplar des „Göttinger Studenten" von 1813 ist dadurch interessant, dass in neuerer Zeit ein Korpsbursch die abgekommenen und veralteten Worte

1) Siehe oben S. 225 ff. Ich bitte S. 229 (S. 4 des Sonderabzugs) nachzulesen und verzeichne noch als Abkürzung „Erdenwallen": „Des Burschen Erdenwallen. Eine ächt wahre Burleske", Bremen 1822, ein albernes anonymes Drama von Kobbe (Erinnerungen 2, 65). S. 228, 2. Absatz, Z. 5 lies „Kindleben" statt „Verfasser" (vgl. auch Almanach der Bellettristen 1782 S. 223). — „Teckathen" Stuttgart: Schiller 1, 51. — Biere: interessant ist das Kapitel „Der Bier-*choisirende* Student" in *Henr. Casp. Abelii D* . . . Refor-

bezeichnet und allerlei nachgetragen hat, wie „abfallen" beim Trinken, „Aschanti" (vgl. „Kaffer") wer für sich aus der Garküche speist, „bombenfest", „haarig", „Löwens" gute Groschen und Geld überhaupt, „Patentschniepel", „Person" Aufwärterin, „zähmen" anschaffen. — *abführen* auf der Mensur. — *ablegen* für *deponere*: Jungfer Robinsone 1724 S. 92 (im geringern Nachdruck ohne das altüberlieferte Cornelianische Kupfer). — *abmucken* töten: Immermann, Epigonen V Cap. 4. — *absegeln* sich entfernen: Zwey im Coffee-Lande herumschweiffende *Avanturiers* 1744 S. 280; Bürger, Strodtmann 1, 108. — *abstechen* 1. ausstechen: Günther, Gedichte 6. Aufl. S. 989 „Als er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden besorgte". 2. auf der Mensur. 3. erotisch. — *Abstemius* in der Liebe: Sylvanus S. 214; beim Trinken: Michaelis, Raisonnement 4, 471. — *Access-Schmaus* der Füchse („Pennal-Schmaus" Dürer, Tychander 1668 S. 6): Schoch 3, 3 (3, 7 f. „*Absolvir*-Schmauss"), Salinde S. 76; neuer Tischburschen. — *Ackerstudent*: Schon G. Rollenhagen. *Amantes amentes* 3, 4 „ackerstaudenten" mit einer im 16. und 17. Jahrhundert spottweis beliebten Verballhornung; W. Scherffer. Gedichte 1652 S. 648 „Lustig ihr Pauren, ihr Akker-Studenten". — *Action* Rauferei, Mensur: Schlingschlangschlorum S. 15; Sylvanus S. 137. *agiren* einen Fuchs, vexieren: Moscherosch; Richter 2, 2 „Opulenti Sohn penalisiret und wird agiret"; Salinde S. 185. — *Aga* Häscherführer: Michaelis 4, 471 (Halle?); Vollmann. — *Amasia*: Sarcander, Amor auf Universitäten 1710 S. 108; Sylvanus S. 194. — *Anschiss*: Die Stelle Hauffs (Werke 2, 57) wäre wegen der genauen Definition im Wortlaut anzuführen „Es ist mehr als ein Zoll, klafft und blutet, also A." *angeschissen* abgeführt: Erdenwallen S. 14, 25, 37 f. Als Mensurwort abgekommen. In älteren Paukbüchern, z. B. dem Bismarckschen, findet sich der nicht identische Ausdruck „Anriss". — *anschnarchen*, wie so manches von Kluge aufgenommene Wort, „prostituieren" u. s. w., kaum speziell burschikos, auch in älterer gelehrter Polemik; Mencke, Scherzh. Gedichte 1706 S. 49. — *anschnurren*: Leo, Meine Jugendzeit S. 96 „dass er . . das Philistervolk von Aufwärtern . . auf gut studentisch angeschnurrt und abgefegt hätte". — „*angestiefelt* kommen, modern": Schwab schreibt 1816 „kommt herübergestiefelt" (Klüpfel, Leben S. 81); „angestochen K." Sylvanus S. 157; „angestapelt K." Bahrdt, Leben 1, 147; „angeprellt K." Schwabs Kommersbuch S. 50; „angeschissen K." neu. — *Arm*: „auf den A. gehen" leichtere Mensur mit geschützter Brust, Sylvanus S. 202; ebenso „Armfuchsen" Schluck S. 16 (Kluges Citat ist unklar). — *Arsch*: H. L. Wagner, Kindermörderin S. 40 des Heilbronner Neudrucks „da wird gewiss einer auf den A. gesetzt" im Duell: Arnim mildert „auf die Kniee gesetzt", Halle und Jerusalem 1, 15; „auf den Hund s." Buckeliade S. 108. — *auctioniren* die Gesundheiten bis auf zwanzig, dreissig Gläser steigern: Sylvanus S. 108. — *aufdonnern*: Hauff, Controverspredigt W. 3, 299. — *Aufnehmen* der Hiebe durch den Sekundanten: Richter 2, 6. — *aufwichsen* traktieren: Arnim, Halle 3, 14; Hauff, Phantasien 3, 353.

mirtem und gantz vollkommenem Leib-*Medicus* der Studenten, Leipzig 1790 S. 469 ff. Dieser kuriöse Pedant bespricht das Naumburger, Torgauer, Erfurter, Merseburger; „Eisslebisch-Bier ist hingegen ein rechter Kopff-Brecher und Vernunfft-Zerstörer, heisset mit Recht Krappel an der Wand, vielleicht *a crapula* . . . auch Mord und Todschlag": Puff, ungesundes Hallisches Bier; Neu-Wercker; Leipziger Rastrum und Wittenbergischer Guckguck gleiche dem Puff; „Der Dorff-Teuffel in Jena (welches Wort sehr sündlich und straffbar) ist noch gar gut, hat es gleich keine grosse Krafft": Wurzner, Eilenburger, Zerbster „ein gutes Studenten-Bier", Garley, Löbginer „ein recht St.-B.", Keuterling; „Unter den Breyhans wird gerühmet der Quedlinburger, Hannoversche und Wolffenbüttelsche, aber der Halberstädtische behält den Preiss, dem der Dornburgische ohnweit Zerbst nahe kömmt"; „Duffstein". — Kerles: Weckherlin ed. Fischer 2, 404 „Wiss, wan von Carl und Carolus Ein Kerl und Kerlis kommen muss."

— *ausschmieren* einen auf der Mensur: auch Leo, Jugendzeit S. 118; ebenso „angeschmiert" Harring, Faust S. 96. — *Avantage* wird gebucht, aber nicht erklärt. „Sich in A. setzen" durch meist thätliche Abwehr des nunmehr zur Forderung gezwungenen Gegners, Stockschläge u. s. w.: Michaelis, Raisonnement 4, 381 (ebenda „der in Desavantage Gesetzte"); Schluck eingehend § 14; Statut der Amicisten dagegen, besonders gegen den Gebrauch der Hetzpeitsche, s. Graf von Taufkirchen 1799 S. 89. Göttinger Student 1813 S. 107: wer in A. ist, hat sich um nichts zu kümmern, sondern wartet die Terminbestimmung durch seines Gegners Sekundanten ab und führt den „Aushieb", während der zuerst Beleidigende, aber Überstürzte in Desav. ist, das Zimmer besorgen muss und den „Nachhieb" hat. Leo erzählt S. 144, „das in A. setzen" sei 1817 in Verruf gewesen, während früher die Reihe der A. nach körperlichen Misshandlungen durch das Spucken unter den Zopf — dieselbe „Realavantage" nebst dem Begiessen mit dem Kammertopf, Buckeliade S. 107 beschlossen worden und dem das Duell gefolgt sei. Schopenhauer, Reclam 4, 419. — *Backfisch* unreifer Fuchs: Frisch, Ohnvorgreifliches Bedencken, Regensburg 1686 *A* 2 „unzeitiger B." (Citat). In den *Facetiae fac.* S. 355 heissen die Beani „Bengel, Büffel", die Baccalaurei „*vulgo* Backfisch, Larissen, Plateissen, Speckerbes, Stantzenfresser." — „*Monsieur Badium* oder den Braunen, das ist den Bierkrug": Abel, Leib-*Medicus* der Studenten 1720 S. 100. — *Bank*: Erdenwallen S. 37 „Ungeheures Pech in Bänken" und S. 40 „isch Pech in Bänke". Ebenda S. 15 wird der Primaner „Bänkenrutscher, Frosch, Penal" genannt. — *bekneipen* jemand, sich frei halten lassen: Leo S. 119 „einen Fuchs b." Vgl. Schoch 4, 1 Pennäle „corrigiren", in Geldstrafe nehmen, und „beschmausen"; Weimarisches Jahrbuch 2, 453 *eumque beschmausat*; Dürer, Tychander S. 6 „besuchen (beschmausen nennens die Pennäle)", S. 17 „neue einkömmlinge vexiren, beschmausen". — *bemoostes Haupt* im 6. Semester: auch Holtei, Der Solofänger Sc. 3; Benedix. — *bene* wäre längst vor 1789 in der Verbindung mit „thun" (auch „sich sich ein *b.* thun") zu belegen; z. B. heisst es im Dressdener Avanturier 1755 S. 16: Pursch Schmidt trug sein Geld „zu Dorfe, und that sich davor nach der gewöhnlichen academischen Redensart, etwas *bene*". — *Bettelstudent*: über neuere Bearbeitungen des Weidmannschen Stückes von 1776 vgl. Holtei, Theater S. 12. — *sich bezapfen*: Forsch, Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen 1835 S. 172 im Liede „Sind wir wieder einmal". — *Bibel*: 1. Der Biercomment (Vollmann „die nasse B.", „der nasse Koran"): das Kommersbuch (Österreich). 2. „dass er in die B. müsse" („Die B. ist der geistliche Karcer zu Stuttgart"), Seybold, Hartmann 1778 S. 255. — *Bier*: Die massenhaften Composita bis zum jungen „Bierhuhn" (früher „Bierhahn"; vgl. „Sumpfhuhn") können gewiss nicht alle angeführt und belegt werden; doch dürfte z. B. „Bierstaat" kaum fehlen. Leo berichtet S. 165, wie in Jena 1817 die politische Gährung der Burschenschaft dem Lichtenhainer „Bierherzogtum" eine Ziegenhainer „Bierrepublik" entgegengestellt habe (vgl. Forsch, Studentenbilder 1835 S. 211). *bieren*: Erdenwallen S. 11, 21, 32. — „*bindet* die Klingen" („sind gebunden", „los") Mensurkommando, auch bei Hauff 2, 56. — *Bindfaden* Häscher: Salinde S. 224 „Monsieur B." — *Flame*: Sarcander, Amor S. 109; *blamiren*: Salinde S. 306, Zwey . . Avanturiers 1744 S. 92. — „*blanc* stehen" auf Mensur: Sylvanus S. 202. — *Blech* Geld: Seybold, Reizenstein 1778 II 245 ein „beblechter" Pursch. — *Blutiger*: leichter Hieb. — *Brandbrief* Bettelbrief: Quistorp, Gottscheds Schaubühne 4, 476. Unter *Brander* (s. auch Goethes Auerbacher Scene, wo Br. — Urfaust S. 28 — stilgerecht „junger Herr" genannt wird) oder *Brenner* vermisst man einen Hinweis auf Leos grosse Schilderung, Jugendzeit S. 130, wie roh noch 1817 in Breslau das „Brennen" der

Brandfüchse bis zum Ausstossen des Fidibus auf der Wange geübt wurde, während er S. 144 für Jena einen gelinderen Brauch angiebt. Vgl. Hase, Ideale u. Irrtümer S. 115 f., über das „Brennen“ in Erlangen, auch über das „Wischen“: den Füchsen wurde das Auge gereinigt; Buckeliade S. 35 „Brennerei“. S. 43 „gebrannt, gewischt“. — *Brautführer* Häscher: Salinde S. 92, 126. — *bringen* zutrinken: alte Gesellschaftslieder; Gargantua 2. Aufl. J 7; Brehme, Gedichte 1637 S 4² „Ich will dirs verbringen“. — Unter *Bruder* wäre, abgesehen von manchen Compositis (z. B. Sylvanus S. 34 „ein lustiger Bier- und Tobacks-Bruder“) die Art der Anrede „Br.“ „Herr Br.“ (daneben z. B. in Reuters Ehrlicher Frau *Monsieur frère* und *Mon frère*, dies auch Salinde S. 15 u. s. w., *Monsieur* bei Schoch) „Brüderchen“ „Bruderherz“ zu betrachten gewesen; auch über das förmliche Anreden in der 3. Person („Der Herr Bruder gehe“), das Ihrzen, Siezen, Duzen liesse sich chronologisch viel sagen. *Bruder Studio*: Keil, Stammbücher S. 140 (1692) „wie es Bruder *studio* ergangen“ (in den „Zwey . . . Avanturiers“ steht durchweg „Bruder *Studeo*“, nicht *studeo* wie Kluge angiebt), S. 222 *Bruderstudio* (Wittenberg 1720), S. 198 „Bruder *Studio*“ (Jena 1722). „Die Brüder *Studio*“: Laukhard, Mosellaner S. 27; „die Brüder Studio's“: Erdenwallen S. 3. „Studio“ allein: Pyra, Bibliotartarus. Dummer Witz *Studio-sus* in Schregers *St. jovialis* 2. A. 1751 S. 709 und im Vorwort. — *Büchse* (s. hier „Spritzbüchse“): Maler Müller, Faust S. 115 „lustige B., Nymphen“ „Mädels“. — „Akademischer *Bürger*“ wird erst für 1831 belegt, läuft aber längst vom 17. Jahrhundert her neben *civis academicus* (*cives illiterati*, der Universität und den Studenten verbundene Leute mit besonderen Rechten; vgl. Michaelis, Raisonnement 4, 505). — *Burgfriede* Urfehde, Verbot der Contrahagen für Commerse und andere Feste: der noch heute ganz übliche Ausdruck stammt wohl vom Wartburgfest 1817 nach den, durch Leo S. 154 bestätigten, zeitgenössischen Berichten. — *Bursch.* Das Femininum „die Pursche“, *bursa*, Studentenschaft: Richter 3, 4. Zu verfolgen wäre die Terminologie des Burschenideals. Der „brave Kerl“, Schelmuffskys Leibwort, zieht sich im akademischen Gebrauch weit ins 18. Jahrhundert hinein: Thomasius, Kl. Schriften 2. Aufl. S. 575 „ein praver K.“, Salinde S. 80 „ein praver Kerls“ (Abels Leib-*Medicus* S. 79 „der guten und braven Pursche oder der ehrlichen Brüder“), Michaelis 4, 307, Cramer, Geschichte C. Saalfelds S. 22 f. „honetter Bursche“: Sarcander, Amor S 40, Sylvanus S. 178. „honorig“ (s. Kluge): Schluck sagt immer *burschius honoricus* oder *honoricus*; Laukhard, Mosellaner S. 74 „ein h. B., wie man in der Studentensprache zu reden pflegt“; Tafellieder S. 136 f. Natürlich können nicht all die zahllosen Composita gebucht werden, doch ist die Auswahl hier zu karg geraten. „Bursch-Manier“ Schelmuffsky Neudr. S. 116 und oft; „Burschenehre“ Arnim, Halle 1, 5; „Burschenhut“ ebenda 1, 2 und 1, 5 (vgl. im Lied „O alte Burschenherrlichkeit“: „Den B. bedeckt der Staub); „Burschenlieder“ Schluck § 9; „Burschenrock“ Immermann, Epigonen V 4. Besonders fruchtbar ward das Stiftungsjahr der Burschenschaft 1815: z. B. heisst der Convent („Burschenconvent“ Leo S. 167, 176) „Burschengemeinde“, auch auf der Wartburg; das „Commerschhaus“, die Tanne, „Burschenhaus“. Der Ruf „Bursche heraus“ (Jena 1794 Weimar. Jahrbuch 6, 16; Leo S. 136; vgl. das bekannte Lied. Buckeliade S. 98 „Schnurr' heraus“) sollte nicht bloss unter „raus“ mit der Jahreszahl 1831 vermerkt sein („B. raus“, Fichte an Voigt 16. Febr. 1795); daneben „Bursche ins Gewehr“ Keil, Stammbücher S. 290 (Jena 1792), „Bursch' ins G'wehr“ Schwab S. 109. Wann ist von den Corpsstudenten („Corpsiers“; Erdenwallen S. 3 „Choristen“) der Spottname „Büxier“ für die Burschenschafter aufgebracht worden? „Hauptsächlich, weil sie auf die Moralität der Mitglieder sahen“, erklärt H. Forsch, Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen 1835 S. 67. Er hängt

wohl mit Büxe, Hose, zusammen, bezeichnet also zunächst die Schisser und mag in der Zeit, als die Arminen nicht schlugen, aufgekommen sein. — *campiren* auf Dörfern nächtigen, wohnen: Sylvanus S. 191; die Michaelische Stelle könnte ausgeschrieben werden, „Auslager, auf Universitäten hiesse es mit dem Kunstwort, *C.*" — *Cereris* Bier: Keil, Gründung S. 36; Erdenwallen S. 11 (S. 31 „auf *C.*"); Immermann, Epigonen V 3. Couleurmützchen, Deckelchen: ohne den Namen anschaulich beschrieben von Hauff 2, 43 „Auf dem Kopfe hatte der Studiosus ein Stückchen rotes Tuch in Form eines umgekehrten Blumenscherben gehängt, das er mit vieler Kunst gegen den Wind zu balanciren wusste: es sah komisch aus, fast, wie wenn man mit einem kleinen Trinkglas ein grosses Kohlhaupt bedecken wollte." — *champagnern*: Voss, Briefe 1, 95 (1772) „champagnerten und burgunderten wir". — *Charmante*: 17. Jahrhundert; noch Körner, Nachtwächter Sc. 4. — *Circumflex* Schmiss (S. 33 bei Sarcander belegt): Salinde S. 238; Der Gesellige 1 (1748). 79. Burschikos wird auch „Paragraphus" für Hieb sein, Grimmelshausen ed. Kurz 1, 46. — *citiren* mit dem Zusatz *ad magnificum, in consilium* schon im 16. f. Jahrhundert. Der Pedell schreibt oder klebt diese Citation an die Stubenthür; Wichgrev-Sommer, *Cornelius relegatus*. Eine *forma citationis*, Zarncke S. 158. — *pro confirmatione* Ruf beim Zutrinken: Keil, Stammbücher S. 274 (Jena 1766). — *contra* (s. auch *re*) in Antworten auf Herausforderungen; *De excussione fenestrarum* 1737 S. 42 *pereat contra* nach dem Ruf „*Pereat N. N.* tief", „*vel: contra* steh Hundsvott"; S. 39 „*contra* wetzen", ein häufiger Ausdruck. „Aus und ein, Dick Dack, und *contra* Puff" obscön: Celander, Der verliebte Studente 1709 S. 84. *Contrapart* Mensurgegner: Salinde Vorr. S. 24, Sylvanus S. 203. — *Cornelius*: zu R. Köhler vgl. Wendeler, Ztschr. f. deutsches Altertum 21, 456 ff. — *Corpus juris* zweideutig: Leben einer Tirolerin 1744 S. 60. — „Der Studenten *Correlativ*" Mädel: Keil, Stammbücher S. 149 (Marburg 17. Jahrh.). — *Couleur* wird mit dem Wort „Blase 1831" zu flüchtig abgethan. Zur *couleur perdue*, d. h. den verbummelten Studenten (eigentlich aber einer engeren radikalen Gruppe der Germanen: Forsch, Studentenbilder 1835 S. 173) rechnet Dambach, nach Bailleus Mitteilung aus den Akten, 1834 Fritz Reuter. — Einen *crescit venter* kriegen: Jungfer Robinsone S. 40. — *Degen*: interessant beschreibt Sylvanus S. 192 die „Salanische Manier", den Degen in die morsche Stubendecke der Dorfkneipe zu stechen. — *deponiren* obscön, schon in Mischversen des 16. Jahrhunders: V. Schumann ed. Bolte S. 268 („*Osculamini*, Deponier sie"). vgl. 409; Clodius S. 10 *semper osculanter semper deponenter*, S. 52 *Si cultis me deponere* im Mischlied *Pertransibat clericus*; der Text von 1506, Zarncke S. 88, bietet *amare*); 1691 (Reuter?) Schnorrs Archiv 13, 437. *Depositor* 16. bis 18. Jahrhundert. *Depositionszeugnis*: Leo S. 133. — *desinentia*: Schlingschlangschlorum S. 17 „Waschmädgen und andere *desinentia in x*", also *lotrix netrix meretrix* und andere *nomina in JX*, die nach den *Fac. fac.* S. 301 *generis communis* Stammb. 200, 269) sind; „*desinentia in a, ut Anna, Susanna*, also auch *cerevisia*" Kindermann 1664. — *dimittiren* weniger als relegieren: Paulus an Voigt Febr. 1795. — *Doctor* bei der Bierfehde: Keil, Gründung S. 37 (Jena um 1804) „Gelehrt und D. muss hinein In unser durstges Wänstelein. In unsern durstgen Wanst". Beide Zechgrade verbindet auch G. Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben S. 118. — *durchstänkern* von „stankern", auch Lessing geläufig, im Sinne von suchen, wühlen ist nicht speciell studentisch (durchstanckert" Gryphius, Trauerspiele ed. Palm S. 325, Schelmuffsky S. 111); durchlesen: Rebhu, Der Simplicianische Weltkucker 1679 II 54 „durchstänckerte etliche *Philosophos*" („durchschnarchen" sagt Grimmelshausen so. Kurz 3, 391). — *Dutzbruder*: 17. Jahrhundert; Thomasius, Kl. Schr. 1707 S. 301 „Dutz-Brüder". Das Citat aus den *Facetiae facetiarum* ist nicht ganz genau:

„Brüderschafft, oder auffn Dutz tr.“; Finkelthaus, Lustige Lieder 1645 LVI „Dutzschwesterlied“: trinkt mit den Schönen „auff den Dutz das Glässgen“; Clodius S. 80 auf den „Tuz“ trinken und einem Mädchen das Glas auf den „Tuz“ bringen; Lied 1645 „Der säuft dem zu Auf einen Du“. Birlinger und Crecelius, Wunderhorn 2, 388; Schupp, Freund in der Not S. 7 des Neudrucks „truncken mit einander auf Brüderschafft“. Erwähnenswert ist auch das 1762 und 1778 (Keil, Stammbücher S. 272, 282) als Wittenbergisch bezeichnete, aber keineswegs auf Wittenberg zu beschränkende, Trinken *à bonne amitié*. In der Salinde S. 77 und 387 ist das Trinken „auf *bon amitié*“ soviel als Schmollieren; Sylvanus S. 150 „beliebten sie allerseits Brüderschaft zu machen und *a bon amitie* zu trincken, welches auch mit einem erschrecklichen Geschrey: Es leben die Herrn Brüder wohl! in guter Eintracht vollzogen worden“. Rüdiger S. 203 vermerkt es als Zuruf beim Anstossen mitten im Rundgesang, und in Keils Deutschen Studentenliedern S. 153 steht „Drum, Herr Bruder, du sollst leben, *A bon amitié*“. Der „Krambambulist“ (Druck von 1767 S. 20) sagt „Ich trinke gleich a bon ami Sechs ganze vom K.“. — *Ehrengericht*: in der Verfassung der Burschenschaft 1815; es wies „Renommagen“, absichtliche grundlose Forderungen ab: Hase, Ideale und Irrtümer S. 81; Kobbe 1, 41 ff. — *einheimsen* modern: der Vater ruft oder holt den Sohn heim. — *einspringen* in eine Verbindung. — sich *eclipsiren* ohne Bezahlung abreisen: Michaelis, Raisonnement 4, 585. — *Erzsnitier*: Erdenwallen S. 31. — *etcetera* bedeutet in der angezogenen Stelle der Salinde (2. Aufl. S. 67; I 78) nicht „Taugenichts“, sondern ist blosse Chiffre für „Hundsfott“ (ehrenhalber öfters „Hundsvogt“ geschrieben); auf derselben Seite steht ja „du bist deswegen ein &c.“ und „ein Hunds&c.“ (dies auch S. 89 f., wo der 2. Druck „Hunds--“ bietet); S. 233 „einen &c.“ Sylvanus S. 166 „ein &c“ nach „Hundsfott“. Gleich „Hure“: *Facetiae fac.* S. 481 „Die *Etc.* spilet auff dem Jägerhorn“. Es ist überhaupt die verschämte Sigle für unsaubere Worte: Schlingschlangschlorum S. 20 „lassen sich kaum von einer Fliege auf die Nase &c“. Auf dasselbe Blatt gehört die Anwendung von Zahlen für Unanständiges: wenn das bekannte böse Wort „Fünfzehnhut“, eigentlich „Fotzenhut“ (*Vulva-pileus*: *Facetiae fac.* S. 161) von Picander immer „15. Huth“ gedruckt wird (z. B. Gedichte 5, 126), und so muss wohl auch das „Unleserliche“ in Keils Stammbüchern S. 173 ergänzt werden. Was ist aber eine „24. Frau“, wie Celander, Der verliebte Studente 1709 S. 17, eine hübsche Dame im Gegensatz zu ihrer hübschen Magd nennt? — *eckneifen*: Holtei, Theater S. 7. — *Experimentalphysik*: Die Hunoldsche Stelle lautet genauer „ein *collegium physicum* oder die Geheimnisse der Natur bey ihr zu *experimentiren*“; vgl. „Anthropologie“ für Menscherkunde. — *extra gehn*: Keil, Stammbücher S. 217 (Leipzig 1724). — *Famulus* wäre vom 16. Jahrhundert (s. Mohl, Sitten und Betragen der Tübinger Studierenden S. 31) zu Goethes Faust hin und weiter zu verfolgen und auch das in Winckelmanns Tagen übliche „Famuliren“ (Sylvanus S. 122) armer Hallischer Studenten bei reichen, adeligen zu erwähnen; vgl. Fabricius zu Schoch S. 105. Wallensteins F.: Lager Sc. 7. — *Fechtboden*: Gargantua 2. Aufl. Y 7; Zoëgas Leben 1, 22. — *Feger*: Arnim, Halle 1, 5 „guter F.“ („der beste Fechter“); „fegen“: Immermann, Cardenio 3, 3; „zusammenfegen“ (wie Goethes Valentin vom „zusammenschmeissen“ spricht): Keil, Stammbücher S. 272 (1765). — *Fenster*: Treibers gelehrte „*Commentatio juridica de excussione fenestrarum* von Fenster-Einschmeissen“ mit einer grossen, frischeren Beilage Lünemanns „*De studiosis bacchantibus tumultuantibusque* von schwermenden und tumultuirenden Studenten *Item*: von der Purschen-Freyheit, Wetzen, Lichtweg-, *Vivat*- und *Pereat*-Ruffen“ Halle 1737. F. „ausschmeissen“: Menantes, Akademische Nebenstunden S. 111; oft „auswerfen“. —

fidel: „*pour fidel*, meine Herrn, willkommen!" Keil, Stammbücher S. 260 (Jena 1754, gleich darauf „Da geht's fidel zu"). Altes verbreitetes Lied „Studenten sind fidele Brüder", z. B. Rüdiger S. 15. „Fidelitäten" Kneipereien: Keil, Gründung S. 39 (Jena 1805). *Fidelité*: Keil, Studentenlieder S. 147 (Jena 1770). *fideliter*: Keil, Stammbücher S. 288 (Jena 1791), die Verse auch bei Schwab S. 21. *fidoliter*: Erdenwallen S. 28 aus dem Lied. — *Fidibus*: Clodius 64[2]. — „wie *fix*": Erdenwallen S. 23. — *fix* rasch, gewandt: Grimmelshausen ed. Kurz 1, 226. — *Flaus* — s. u. „Gottfried" — Winterrock: Zoëgas Leben 1, 173 (1778); Burschenrock: „Es sank der F. in Trümmer". — Unter *flott* dürfte der „flotte Bursch" nicht fehlen: altes Lied, Schwab S. 50; Keil, Stammbücher S. 260 „ein flotter und fideler Jenenser". — *Finke*: „Finkenburg" hiess das Leipziger Paulinum, in dessen Tabulaten die „Paulinermusen" hausten (Hase, Ideale und Irrtümer S. 41). — *forciren* Trinkzwang üben: Sylvanus S. 152 „das so genannte *Forciren* im Sauffen". — *fraternisiren*: Leo, Meine Jugendzeit S. 94. Wo ist die *Akademische Freiheit* geblieben und wann der Ausdruck aufgekommen, der soviel Edles und Übles begreift? Dürer, Tychander 1668 S. 5; Thomasius beruft sich 1691 darauf (Kl. Schr. 2. Aufl. S. 406). — *Freitisch*: Schlingschlangschlorum S. 12 (= Weimar. Jahrbuch 2, 452) „die so beym *Professore mensam gratuitam* haben, die man sonst Freyfresser nennet". — *Fress-Professor* (vgl. Crailsheim S. 516 „dass fress *Collegium*") Speisewirt: Sylvanus S. 153. — *Fuchs*: „Füchsgen" „Simsonisches Thierlein" Sylvanus S. 197. *fuchsen* obscön: Crailsheim S. 460. *Fuchsprobe*: Leo S. 144. — *funditus: f. exbibendum* im alten Lied, Schwab S. 106; „*funditus* trinken" oft, noch in Reuters Festungstid 5, 92 „dat en forschen Voss ümmer *f.* drinken müsst". — *ganz*: „ein ganzes" Rebhu, Weltkucker 2, 45; Keil, Stammbücher S. 212 u. s. w.; Ossenfelder, Oden S. 87 „Ihr Miekchen, trinkt ganze"; Sylvanus S. 157 „ein Halbes oder Gantzes". — *Gaudium*: Salinde S. 155; Frau Rat, Betfina u. a.; „Gaudi" „Gaudeh" österreichisch. — *Geige* obscön: Günther, 6. Aufl. Anhang S. 5 im „Studentenlied" „So lebe denn die beste Geige, Worauf der Pursch sein Runda greift" (= Keil, Lieder S. 142). Im Jenaischen Gaudeamus-Text von 1776 ist Str. 5 zu ergänzen: „Es leben auch die Weiber hoch Die sich lassen geigen" (*faciles agressu*). — *Gevatter stehn*: Picander, Gedichte 1, 541 und 2, 501 (1723), dazu 1, 565 „alles . . Steht, wie ein Pursche sagt, ietzt zur Gevatterschaft"; Schwabes Belustigungen 1743 2. Aufl. S. 465 „Der Jude muss herausrücken, sobald ich ihm Gevattern schaffe"; Crailsheim S. 506 „Der Gevatterschaften sind zu viel". *Gevatterin* nicht bloss die Obsthändlerin in Halle (vgl. auch „Stammbuch des Studenten" S. 131), denn in den „Tafelliedern" S. 26 fordert der Bursch von „Frau Gevatter Käthcrlein" „eine Warme": Kupplerin (vgl „Tante" „Mutter"): Lenz, Lustspiele nach dem Plautus W. 2, 10. — *Goldfüchse*: „Goldfinklein" im Studentensang bei Ditfurth, Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder 1872 S. 221; „goldne Füchse" Schiller, Wallensteins Lager V. 127. — *Gossenrecht* bedarf der Erklarung: wer in Göttingen die Gosse zur Rechten hatte, musste ausweichen (1813 S. 106). — *Gottfried*: im alten Lied bei Schwab S. 50 heisst es „Hält den Bratenrock der Schneider gleich zurücke, Hab' ich doch den alten G. noch, Den ich mir zuweilen selber flicke, *Posito* der Kerl bekäm' ein Loch" (anders bei Crailsheim S. 505 „Hält der Schneider mir das Kleid zurücke Hab ich doch den alten Kittel noch Den ich mir indessen selber flicke Und gesezt es bleibet noch ein Loch"), im jüngern S. 52 „Ein'n alten G. hab' ich noch, Der hat am Arm ein grosses Loch". In der Hauffschen Stelle steht der Kosename „Gottfried Flaus", und so zeigt uns C. J. Weber 1826 die „Musen" Tübingens „im schlichten Flaus oder Gottfried" (Stammbuch des Studenten S. 180); beide Ausdrücke sind auch in

der Buckeliade S. 49 verbunden. — *Grossvater*: Schlingschlangschlorum S. 16 die Professorenburschen haben „bei Hochzeiten, wenn sie den G. holen, beym Tantz und allenthalben den Vorzug“; Studententanz, nicht bloss auf Hochzeiten, Sylvanus S. 162. — *Haarlauser* Friseur: Keil, Stammbücher S. 274 (Jena 1766). — „*Hauderer* Lohnkutscher 1846“, ein später und unnützer Beleg. — *Hauboden*: Vischer, Altes und Neues 3, 261. — *altes Haus*: Leo S. 183, eine köstliche Anekdote; Hauff 2, 44 „zwei alte Häuser“ „altes fideles H.“; „fideles H.“ im Wartburglied, Beschreibung S. 62. — *Hausbursch* schon im 17. Jahrhundert, z. B. Reuter. Ehrliche Frau S. 2, Schelmuffsky S. 119. Und wie oft beglückwünschen die H., die „Tisch-Pursche“ (Schoch 5, 1), die „Tisch-Gesellschaft“, die von Schlingschlangschlorum so übermütig nach Rang und Würden gepriesenen „Professoren-Pursche“ ihren Professor, ihr promoviertes Mitglied, den *contubernalis*, *collegialis*, *commensalis* mit einem Carmen! *Hausphilister*: Chamisso, Göttingen 8. Nov. 1805. *Hauspump*: Immermann, Epigonen V 4. *Hausen* beim Hospiz u. s. w. mithalten: „Wer nicht mit hauset“ im alten Lied „Sa sa geschmauset“; Crailsheim S. 476 „schwermt und haust“. — *Herzog* im Bierstaat, längst vor 1831. — *hochbeinige Zeiten* nicht speziell studentisch; Frau Rat Goethe u. a. — *Hoch-Schmaus* grosses Hospiz: Sylvanus S. 167; S. 224 „hoch schmausen“. — *Hofburg*, Jenaische Bezeichnung der ländlichen Exkneipe, fehlt gleich „Hoftag“ u. s. w., vgl. auch Leo S. 149 (1817); der Wirt führt denselben Titel „Burgvogt“, den Scheidler auf der Wartburg mit Ehren trug. Leo erzählt unter anderem lustig, wie Buttmann als Herzog Thus VIII. von Lichtenhain den lehrhaften Massmann zum „Oberhofhurenkinderschulmeister“ ernannte. — Ob das „*horizontale* Handwerk“ (wie die Pariser Dirnen *les horizontales* heissen) über Heines „Harzreise“ hinaus als studentischer Ausdruck gelten darf? Vollmann, in diesen Dingen so beschlagen, kennt es nicht neben „liegend“. — *Hospiz* kleinere Kneiperei, 18. Jahrhundert. „Hospitz-Lieder“ Leipziger Kommersbuch 1815 S. 60 ff. *hospitiren* im Colleg: es „*pro hospite* besuchen, hören“, Michaelis 3, 377. — „*Hôtel de Brubach* [Brühbach]. oder wie es jetzt heisst, Hôtel de Grefe“ Forsch 1835 S. 81 mit Berufung auf Heine; s. Kluge S. 18. — „*hujen* stibitzen 1749“: denselben Sinn könnte „huyen“ Salinde S. 38 haben, aber auch allgemein bedeuten „ausgelassen sein“, von „hui“ abgeleitet. — *Hund* Carcer in Altdorf: Wallensteins Lager Sc. 7; auch Hase, Ideale und Irrtümer S. 149 hält die Legende fest, daher stamme die Redensart „auf den Hund kommen“. — *hutschen*: zur Sache s. Schöttgen, Pennal-Wesen 1747 Kap. 3. Leos famose, auf mündliche Berichte alter Herren gegründete Erzählung S. 118 (vgl. 144), die auch das Wort „Hutschung“ enthält, müsste citiert werden. — *in dubio*: Erdenwallen S. 14. — „*in dulci jubilo* leben“ verzeichnet Kluge seltsamerweise — er möge aber dies „seltsam“ nicht für Tusch nehmen — erst aus dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts. — *infamia: cum pro* (Schwab S. 133), *infamiren*. — *Jocus*, burschikos auch in Müllers „Siegwart“, wo der Ingolstädter ein „fideles Mensch, mit der man einen wahren J. haben kann“ rühmt; „Jux“ ist der bairisch-österreichischen Volkssprache längst ganz geläufig. — *Junge*: zu erwähnen wäre die seit dem 16. Jahrhundert geltende, bei Opitz (in dem oft variirten „Holla, Junger, geh“) und vielen Nachfolgern litterarisch auftretende Bezeichnung des Dieners als „Junger“ oder „Junge“ (Reuter, Ehrl. Frau S. 21 braucht in diesem Sinn „Junggeselle“), aber auch die „Junge Magd“, Aufwärterin, die in älterer burschikoser Litteratur, freilich nicht bloss dort, eine so grosse, meist bedenkliche Rolle spielt. „Junge“ ist Tuschwort schon im Schelmuffsky S. 115 f.; sonst sind die älteren massiver: Hundsfott, Bärenhäuter, Kanaille. „Dummer Junge“: Schluck S. 23 „D. Jung, *est maxima et atrocissima injuria, quia agitur de sana mente et sapientia studiosi*“; vgl. Knebel an Henriette S. 634 nach

Karls Duell. — *Caball*: Abel, Leib-*Medicus* der Studenten 1720 S. 92. — *Kalb*: Sylvanus S. 156 „dass *fluide* Kälber in grosser Menge *passir*ten". — *Kaldaunenschlucker*: Schoch 1, 3; Schlingschlangschlorum S. 35 von den Kommunitätern; Keil, Stammbücher S. 272 „In Wittenberg K." — *Kalmeuser*, *kalmeusern* fehlt (etymologisch aufgeklärt durch J. Meier). *kanaillös*: Calander, Der verliebte Studente 1709 S. 66 „*canalliös*"; Salinde S. 122, 132 „*canailleus*"; Brentano 1809, Grimm-Steig 1, 261. — „*Canari*en- (*Canali*en-) Vögel" leichtfertige genäschige Weiber: Abel, Leib-*Medicus* der Studenten 1720 S. 78. — *Kanonen*: Holteis Student Schmollis schwört „bei Hieber und K.", Solofänger Sc. 3. — *kaput* stammt vom französischen Kartenspiel: Sperontes, Singende Muse 3. Forts. No. 33 „Komm Kindchen, lass uns Rummel spielen Dass ich dich gar *capot* gemacht". — *Karzerfarben*: Die Jenenser trugen noch in den siebziger Jahren braungelbgrüne Bänder.

Kartell (bei Weckherlin eine Gattung höfischer Festgedichte) Herausforderung: „ein *Cartell* schicken" Sarcander, Amor S. 41; „das kriegrische *C.*" Zachariä Buch V. Die von einem anderen, der heute allgemein „Kartellträger" heisst, überbrachte Forderung oder Anfrage wird „Constitution" genannt: z. B. Graf v. Taufkirchen, Amicistenorden 1799 S. 91; Göttinger Student 1813 S. 15 „constituieren": jemand fragen, meist durch einen Freund, ob er habe beleidigen wollen; Schluck S. 25 unterscheidet mündliche Forderung: „*si de certamine per internuncios monitus fuerit* (wenn der *Injuriant constituirt* worden)" und schriftliche: *injurians ab injuriato litteris denunciatoriis, cartel, provocatus.* — *Katzenjammer* (*Cornelius*: Salinde Vorr. S. 21 „das *Crapula* oder Kopff-Wehe"): der Vers des Westöstlichen Divan, der dem burschikosen Wort einen Freipass gegeben hat, sollte nicht fehlen. Platen ed. Redlich 1, 555 (1822) und 569. Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen W. 1883 II 152: „Der Otto war beständig in poetischem Thrane, das musste ein Ende mit K. nehmen". Auerbach, Briefe 1, 17 (Tübingen) leistet sich: *miseria velis* (so). Mörike an Kauffmann, Oktober 1828: „Tübingen . . . liegt wie in einem recht leeren und stillen K. da". Erdenwallen S. 47. *Katzenmusik* nach Lichtwehrs Fabel? „Fensterkonzert" Jena 1795. — *Klinge*: Leo S. 138 „der eine vortreffliche K. schlug"; Heine, 29. Okt. 1820 „eine gute K. schlagen"; Keil, Stammbücher S. 272 (1762) „vor blanker K. liegen". — *Kloss*: Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1753 St. 8, 93 „Mit Klösen, das ist mit solchen, die ihre Collegia fleissig abwarten, machte er [ein Jenaischer Student] sich nicht gemein"; Claudius in Urians Reiselied „Da schalt ich einen einen K." — *kneifen* bei Forderungen.

Kneipe Zimmer: „Ich hab' den ganzen Vormittag Auf meiner Kneip' studirt"; Heine, Göttingen 17. Mai 1824. *Kneipjacke* modern, ein verschnürtes Jöppchen in den Verbindungsfarben. — *Knochen*: Schwab S. 37 „Studenten sind fidele Brüder. *Chor.* Fidele Brüder! (Knochen!)". S. 122 (auch Buckeliade S. 122) heisst der Tod „Knochenhauer". — *Knote*: Schluck § 9 *gnotus* mit richtiger Etymologie; im alten Lied, Schwab S. 50, „Kam ein grosser Knote angeprellt". Frau Körner, August 1806, über Z. Werner: „sein Aussehen ist schmutzig und knotig". In der Buckeliade ist stets nur „G-n" gedruckt. — *knüll*: Erdenwallen S. 12. — *kohlen*: Erdenwallen S. 28, im Examen. — *Collé*: „*C.* schleppen" im Liede bei Keil, Gründung S. 17 (= Schwab S. 33); „*C.* führen" Buckeliade S. 98. „*Collet* stosen" schwere Mensur, wobei im Gegensatz zum Armfuchsen ohne Sekundanten auf die Brust gezielt wird: Schluck § 16. Obscön Crailsheim S. 21 „Wollan so lege dich *Colle* Wir wollen *Billiardiren*". — *Colleg*: „*C.* halten" besuchen, von Studenten gesagt, öfters, z. B. Schlingschlangschlorum S. 20. *Collegium subterraneum* Keller: ebenda. — *Colloquium*: im Leipziger Kommersbuch 1815 steht über dem ersten einleitenden Gedicht *Ad loca! Silentium!*, über dem zweiten *Smollis! Fiducit!* und

darunter *Colloquium!* Schwab stellt an die Spitze der ersten Abteilung in Majuskeln das Commando *ad loca silentium* und ebenso S. 134 ans Ende einer feuchtfröhlichen Gruppe die Worte *Smollis. Fiduz sit. Colloquium.* — *Comment*: gegenüber der späteren Schluckschen — der Pseudonymus war Gleiss in Erlangen — Wiedergabe *norma actionum studiosorum* muss der Lateiner schaudern vor seinem älteren Nebentitel *de quomodone* (1776; verdeutscht von Paulus 1840). Altes Lied bei Keil, Lieder S. 111 „Sa donk ein dummer Teufel, Der noch nicht den *Comment* versteht . . . Der noch nicht *commerciren* kann". *Comment suspendu*, es wird nicht kontrahiert: Forsch 1835 S. 190. — *Kommersch* hätte reichlicher bedacht und von der älteren Form *commerce*, dann „Commerz" (Tafellieder 1820), zur jüngeren „Commers" verfolgt werden sollen, auch mit mehr Belegen für Composita. „Commersch-Lieder" Rüdiger, „Leipziger Commersbuch 1815", „Commers- und Liederbuch" Schwab 1815, „Commercelied" Immermann, Epigonen V 3. „commerciren" Klingemann, Faust S. 80; „commerschiren" altes Lied, Rüdiger S 24. „Kommerschhaus" der Burschenschaft, die Tanne 1815. „Kommerschsaal": Arnim, Halle 1, 18. — „*Kommilitonen* schon oft 1744 Salinde": freilich, also auch in der Salinde von 1718, aber bereits im 16. Jahrhundert (z. B. Meyer, Studentica S. 57) u. s. f. Auf Schüler angewandt: Spelta-Messerschmid, *Sapiens stultitia* 1615 II 21; Steinbach, Günthers Leben S. 17. — *Communität*, *Communitäter* gleich *Convict*, *Convictorist*: vgl. Fabricius zu Schoch S. 105, besonders die Disputation des Schlingschlangschlorum über Professorenburschen und C.; Clodius S. 47[2] in einem Polterabendgedicht „Freuet euch, ihr dürren Knochen, springt aus der Communität"; Frisch, Ohnvorgreifliches Bedencken. Regensburg 1686 A 3 „denen armen Communitätern und Schwartzmänteln, wie man sie verächtlich *titul*iret". Die Amicisten erklären den C. für satisfaktionsfähig: Graf v. Taufkirchen S. 99. „Uns hat schon das Convict gespeist" ruft der Halbchor in Goethes für den Faust skizzierter Disputationsscene. — *consiliiert* werden: Heine, 4. Febr. 1821. — *Constanzen* österreichisch: jemand wird mit so und so viel C., auf sein Wohl getrunkenen Quantis, „in die Luft gesprengt". — *Kopfhänger* nach Schluck S. 22. — „*coram* kriegen" (die Magd): Fuhrmann, Leben Hausens 1772 S. 24. „Coramation" Jena 1815. — *Korb*: „im K. liegen", besonders nach unglücklicher Mensur; 2. K. des Schlägers, z. B. Hauff 2, 56. — *Corona* des Hörsaals, der Kneipe. — *crambambuliren*: im Knotenlied, Mittler S. 938, von „den Herrn Studiosibus" gesagt. — *Kräntzgen* in den Stuben herumgehendes Hospiz, Schmaus: Salinde S. 83; schon im 16. Jahrhundert studentische „Kränzlein", wo „gesetzt" wird (Mohl, Sitten und Betragen der Tüb. St. S. 36, 40). — „*krasse* Füchse": Rüdiger S. 32; „das crasse Füchslein" Tafellieder S. 27. Nur „den Crassen": Erdenwallen S. 33. — „ein *kreuzfideler* Kerl": Schwab S. 122. *Kreuzphilister*: früher und später „Blitzph.", „Erzph." — *Kuchenprofessor*: Keil, Stammbücher S. 262 (Jena um 1756); Arnim, Halle 1, 2; Brentano, Grimm-Steig 1, 17. — *Kümmeltürke*: Arnim; der Rudolstädter Leo spricht S. 92 „vom K leben meiner Landsleute in Jena"; Buckeliade S. 107, Nürnberger in Altdorf. F. Schlegel, an Wilhelm 6. März 1801, tauft italienische Romanfiguren Horns auf gut Jenaisch um: „Schwerenothera" und „Kümmeltürkaldi". Keil, Gründung S. 41 (Jena 1810): „während der Ferien im Kümmelland". Auffällig ist Schlucks burleske Erklärung S. 23: „Kümmel-türk *derivatur a cuminum et turca. Hoc nomine veniunt thrasones*", die wie Türken losstürmen, aber in Gefahr zurückspringen *sicut cuminum, si fuerit adipi fervidae intermistum.* — *Kuhschluck*: „Kuhzug" Schubart (Strauss. Ges. Schr. 8, 88). — *Kurannie* glaubte ich hier mit einem Fragezeichen einordnen zu sollen — Jungfer Robinsone S. 58 „Ertz-Curannie", S 104 „alte Curunnie" im Sinne von Hure, Vettel — finde aber bei Grimmelshausen 3, 60

„Karania“ und erschliesse aus Kurzens gewiss richtiger Deutung „carogna (Aas)“ pikarischen Ursprung. — *curanzen*: Erdenwallen S. 33. — *Ladenschwengel* schon in den neunziger Jahren Jenaisch: Keil, Lieder S. 91. — *Landesvater* (umgedichtet von Arnim 22, 20): Voss, Briefe 1, 95 „Nun musste auch ein Landesvater gemacht werden, der erste für mich“, mit einer Beschreibung der Ceremonie „Landesvaterey“ das Zeichen, das Loch: Schwab S. 41 „Am grossen Hut prangt feierlich die L.“ — Durch die *Lappen* gehen, aus der Jägersprache. — *Laus Deo* für Rechnung wäre zu erklären: Lindener ed. Lichtenstein S. 82 „Wie die kauffleüt pflegen imm anfange der brief zuschreyben: *Laus Deo semper*“; Grimmelshausen ed. Kurz 4, 381 „da muss das *L. D.* bey den Apoteckern, Kauffleuthen und Krämern in allen Conten obenan stehen“. — „aufs *Leder* saufen“: vgl. Sylvanus S. 197 „trunck ihm tapffer auf die Haut“: Der Dressdner Avanturier 1755 S. 17 über studentisches Zutrinken „Sie soffen ihn (ihm) also tapfer auf den Leib, damit er recht voll werde“; Bahrdt, Leben 1, 67 jemand „eins auf den Pels (so) trinken“. Leo S. 215 „lederner Kerl“, S. 218 „l. Philister“. — *Leibfuchs*: Leo S. 113, 120. — *Lerchenspiess* Fuchsdegen: Sylvanus S. 102. — *Licht weg* Randalierruf in der Nacht unter den Philisterfenstern: s. *De excussione fenestrarum* und Schluck § 6. Vgl. „Kopf weg“ beim Ausschütten der Töpfe auf die Strasse: Schiller an Körner, 29. August 1787. — *ad loca* s. o. „Kolloquium“. St. Schütze, Abenteuerliche Wanderung o. J. S. 21, verzeichnet *ad locum* als Jenaisches Kneipkommando. Anders in dem alten Liede (Keil, Lieder S. 149, Rüdiger S. 31, Schwab S. 33): „mein Gläschen leeren, Das mich *ad locum* zog“ und „Kehrt bald *ad locum* wieder“. — *Lochgeld* Zahlung an den Carcerwärter: Mohl S. 25. — *sich löffeln*: Forsch 1835 S. 64. — *los* Mensurkommando: Hauff 2, 56; und in der Bierfehde. *loskriegen*: die Pandecten, Heine, 17. Mai 1824. — *lumpen*: Goethe, Faust II 5 „Er sich gewiss nicht l. lässt“. — *Lungenhieb*: Fuhrmann, Leben Hausens 1772 Vorr. — Warum *Magnificus* nur mit der Zahl 1831 citiert wird und *Magnificenz* fehlt, verstehe ich nicht, will aber bloss erwähnen, dass Haller (Hirzel S. 225) den Tübinger Rektor 1724 ansingt „*magnifiquer* Schweder“. — Was bedeutet *Mamaz* im Studentensang bei Ditfurth, Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder 1872 S. 222? Burlesk für „Matz“? — *Manichäer*: Sylvanus S. 103 „Pferde-Philister, und andere M.“: Scheibel, Unerkannte Sünden der Poeten 1734 S. 203. Das famose Lied „Lasst doch den verdammten M. klopfen“ (Schwab S. 49) wird 1743 in Jena citiert (Keil, Stammbücher S. 211), beginnt aber bei Crailsheim S. 505 „Lass die *Creditores* immer kl.“ Sperontes, 3. Forts. No. 47 „Bruder auf und packe dich Eilends hin zu dem Ebräer! Hohle Geld vor dich und mich! Unsre alten Machemäer [so] Müssen schon auf andre Art Uns ein paarmahl diese Farth, Und das Geld zu dem Ergötzen, Künftig wiederum ersetzen“: 1755 Keil, Lieder S. 444 „Bald klopft ein bärtiger Hebräer Und bald ein andrer M.“ („Hebrä'r“ Schwab S. 46; „Geld-Hebräer“ Günther I 175); Rüdiger S. 15 „Zwar muss der M. borgen“, S. 271 „Lasst die M. schreyen“, S. 212 „Wenn uns die M. treiben“. Schluck S. 31 citiert das Ausrücklied „Fort von hier, die M. wachen etc. (*Manichaei creditores a secta. pessima principia fovente*)“. „Manichejas Helden“ Buckeliade S. 73. Zur Sache vgl. Michaelis' antisemitisches Raisonnement 4, 561 ff. über den „Juden“. — *Manschetten*: Erdenwallen S. 22, 41. „Ruft Manschettare, der Name schreckt uns nicht“ im Lied bei Fabricius, Die Studentenorden S. 60 (diese Str. fehlt bei Forsch 1835 S. 17); „Manschettar“ Buckeliade S. 99; „eines Manschettarii“ Kobbe, Erinnerungen 1, 65. — *Markus*: Forsch 1835 S. 76 u. ö. — *Mist*: „Bin auf den M. gesetzt“ im „Klagelied eines verschuldeten Studenten“ gegen Philister und Manichäer, Commersch-Buch 1795 S. 64. — *Möpse*: Cramer, Geschichte C. Saalfelds S. 16 „die blanken M.“ —

Mohren im Sinne von Pech: Erdenwallen S. 25. — *muckern*: Keil, Stammbücher S. 272 „In Halle muckert er" (1762) und „In Halle giebt es viele Mucker"; Sylvanus S. 80; Crailsheim S. 458 „Und wer ihm nicht Bescheide thut, Der soll ein M. sein". — *Musenkind* oft neben „Musensohn": z. B. Salinde S. 149, 210, 305. *Musenlieder*: z. B. Stammbücher S. 218. — *Mutterpfennig* weist Kluge oben S. 30 für das 17. Jahrhundert nach. (Richter 2, 2 „die alten Mutter und Milchheller" eines Fuchses.) Sylvanus S. 44, 195; Picander, Gedichte 2, 538; König, Dressdner Frauen Schlendrian S. 6; Quistorp, Gottscheds Schaubühne 4, 499 auf Füchse mit vollen Taschen bezüglich (ebenso „Muttergulden": Keil, Lieder S. 149). Die M. „dünne machen": Salinde S. 141, 195. — *Nachhieb* unkommentmässiger nach dem Halt: Erdenwallen S. 37. — *Näpffgen-Stützer* stehen zwischen den Professorenburschen und den Communitätern: Schlingschlangschlorum S. 29. — *nass* vertrunken, voll: „nasser Knab" u. dgl. in alten Volksliedern; Wichgrev-Sommer *F* 2[2] „die nassen Gäst"; das Soldatenlied in Moscheroschens 6. Gesicht verbindet die Ausdrücke „Bruder Nass" und „versoffne Flieg"; Schoch, Gedichte 1660 Zuschrift „Holuncken, Nassen-Fliegen und Bier-Zapfen"; studentische „nasse Brüder", Vernünft. Tadlerinnen 2, 99; Zachariä IV „der nasse Bursch"; Crailsheim S. 474 „der nasse Praeses". Obscön sehr oft bei Vollmann. — *Natur*: Erdenwallen S. 39 und 52 „Das ist klar, das ist Natur". — *Nymphe* ist aus der Renaissancelyrik des 17. Jahrhunderts heruntergekommen. Man beachte auch sowohl für das Simplex als für Composita die *Facetiae fac.* S. 507: „*Meretrix se prostituit in sylvis, ut propter Noribergam*, im Newen Wald . . . *Lipsiae* auffm Ruhbeth, da sie das Grass mit dem Hintern abmäyen, *unde vocantur Nymphae sylvestres, Pecora campi*, Waldgöttinnen"; S. 29 „*quaedam denique in sylvis, pratis, aut campis*, Schleyr, Wiltpret *vel ut Gallis sonat*; Geschleyerte Wachtelen, *alias nominatae Nymphae nemorales et campestres, pecora campi*, die das Grass mit dem Hindern abmehen". „Land-*Nymphe*": Sylvanus S. 190 (S. 194 „Dreck-Banise", wie Trömer 1720 von Wald- und Feld-Banisen der Dörfer spricht. „Banise" habe ich selbst noch als Bezeichnung dünkelhafter, anspruchsvoller Damen gehört; vgl. Sperontes, 2. Forts. No 26 „Ihr städtischen B., was prahlet ihr so viel?"). Die Salinde bietet neben dem von Kluge citierten „Land-*Nymphe*" (S. 129, 383) auch „Land-Hure" (S. 384) und öfters das einfache *N.* Eine berühmte des Jenaischen Reviers, die schwarze D., erscheint hier und bei Sylvanus. „Dorfnymphe": Schwabes Belustigungen 1743 2. A. S. 467. „Gras-Nymphen", „Wäscher-Nymphen" Wieland, Kom. Erzählungen S. 132, 201. — *Obscurant*: Leo S. 146 (Jena 1817) „die sogenannten O. (d. h. die Studenten, die sich zu keiner Landsmannschaft hielten)"; Buckeliade S. 14. — *ochsen*: Erdenwallen S. 42; Leo S. 94 „burschikos zu reden, O."; Heine, 29. Okt. 1820 „ochsen" und „die Ferien durchochsen". — *Ohrfeigengesicht*: Arnim, Halle 1, 1. — *Papst*: Kluge hat auch oben S. 58 das von mir in Seufferts Vierteljahrschrift 2, 596 hervorgezogene Lied Wasserhuns übersehen, wonach die Papstwahl und das Saufen mit den Kardinälen schon 1644 üblich war; Leben einer Tirolerin 1744 S. 48 „ich musste mit ihnen sauffen, als wenn ich solte Pabst werden"; Arnim 1, 18 „wählen", 1, 5 sich zum P. trinken; Leo S. 144 (Jena 1817) „Das Bravoursaufen zum P. war mehr nur noch eine Erinnerung älterer Biertapferkeit". — *Parduzloch* ist nach Picander, Akademischer Schlendrian S. 2 ein Leipziger Bordell: der Lüdrian geht vom Zechen „in das Partuz-Loch, in die Fuhrmanns Deichsel oder wohl gar in die Sieben Brether". — *Pariser, parisiens* Stossdegen in Jena u. a. — *patent*: Heine, 29. Okt. 1820, tadelt den „steifen, patenten, schnöden Ton" Göttingens; s. u. „Pomadenhengst", modern „Patentscheisser." — *Pathmos* Carcer: Salinde S. 184, 392. — *ad patres*: „*ad p.* reist" s. die Varianten des „Sa sa geschmauset" in Keils

Liedern S. 105, Stammbücher S. 157, Schwab S. 29: *ad p.* gehn. Rüdiger S. 110: *in patriam* reisen. Schwab S. 36; *ad patriam* r., Keils Lieder S. 157; *in patria*, Salinde S. 76, Bahrdts Leben 1, 140; Rüdiger S. 212 „Wenn wir dem Musensitz entnommen, Gebückt zu unsern Vätern gehn". — *Paukage*: Erdenwallen S. 11, 13, 17 *Paukſatz* für den Sekundanten, die Zeugen, den Mediziner: 1813. — *pechös*: Erdenwallen S. 39 „p. Doppelklinge". *Pechphilister*: „der alte P." wird in Immermanns Cardenio 3, 3 der Kanzler geschimpft. - *per*: Leo S. 221 „einen sogenannten *per et per*", Stoss der die Degenspitze durchs Fleisch wieder heraustreibt („durch und durch" Sylvanus S. 202). — *pereat*: die in der Fussnote von Kluge abgedruckte Nachricht Struves weckt chronologische Bedenken, wenn mir auch jetzt keine älteren Belege zur Hand sind. Keil, Lieder S. 182 „*Pereat* wer sie *touchiret*"; Stammbücher S. 201 (Jena 1733) „*p.* Hornvieh", „*vivat pietas* hoch, *p. pietismus* tief"; Leben einer Tirolerin 1744 S. 48 „Sie . . fiengen nach lustiger Purschen Art an zu schreyen: *pereant* alle Hunsfötter tief, Hunsfott komm heraus". Zachariä V „Sogleich durchdringt die Luft ein lautes *P.*" Lichtenberg an Heynes, 3. März 1772: „ein solcher Philister als jemals einer pereiret worden ist". — „*Pereat* (auch Lustig meine Sieben, besonders in Jena genannt)" ein Kartenspiel mit Sang und Trank: Kobbe, Erinnerungen 1, 45. — *Pferdephilister*: Sylvanus S. 103, 156, ebenda „Pferde-Jubilirer" (wie Salinde Vorr. S. 20), vgl. S. 151 „der alte Grillen-Jubilirer, Bruder Plato"; Keil, Stammbücher S. 262 und 274 aus Jena 1756 und 1766; Seybold, Reizenstein 1778 I 101 „Panegyrikus auf die Erlanger Pf.": Arnim, Halle 1, 2. „Stallphilister": Picander, Gedichte 1, 562. Vgl. auch Sperontes. 3. Forts. No. 47 „Spannt, Philister, Schlitten an!" — *Pflastertreter*: Bummler, Gargantua 2. Aufl. A 1, Schoch 1, 3; Stutzer, Mencke Scherzhafte Gedichte 1706 S. 54: einheimischer Student: warum übergeht Kluge die Stelle Schlucks S. 22 f., der er doch das Synonymum „Quark" entnommen hat? „Pflastertreter, Quark; *eo nomine audiunt, αυτοχθονες, seu indigenae.* Pfl. *dicuntur, qui in ipso loco universitatis nati, ideoque semper super eadem viae ambulant stratura.* Quark *significat lac concretum, et ita vocantur universitatis affines, quorum patria non longe ab universitate disjuncta, ita, ut alma mater commodissime filiis lac concretum* (Quark) *loco mensae secundariae mittere possit.*" — *Philister*: Hofmannswaldausche Gedichte 6, 228 (Jena 1731); Hauswirt: Lenz 1, 23 u. s. w. „Philistergaul": Palthen, Anakreontische Versuche 2. Aufl. 1751 II 261 (Jena). „Philisterpferd": Schwabes Belustigungen 1742 (2. Aufl.) S. 407, vom „Postpferd" unterschieden. „Philisterland": Keil, Gründung S. 38 (Jena 1804); im Lied „Sie zogen mit gesenktem Blick In das Ph. zurück". „Philisterwache" Polizei: Maler Müller, Faust S. 85. Ins Geistliche wagt Günther das Wort „Ph." für Gläubiger, Ankläger zu übertragen im „Busslied" (6. Auflage S. 57): „Höllische Philister! Nehmt mein Schuldregister In den Abgrund mit". — *Pinsel*: studentisch Picander, Gedichte 1, 564; Herr P. heisst ein ungebildeter Student in den Vernünft Tadlerinnen 2, 174; „wie ein P. leben" Gellert, Loos 3, 3; „blöde und pinselhaftig" wird in Picanders Akadem. Schlendrian S. 9 von ehrbaren Studenten gesagt; ebenda S. 96, in der Jungfer Robinsone S. 5 und bei Sylvanus S. 198 steht „Einfalts-Pinsel", also lange vor Lessings Jungem Gelehrten oder der Riccautscene. — *Pomadenhengst* geschniegelter Stutzer, Schniepel: „Pomadehengst" „im parfumirten Rock". Schwab S. 42; Heine, 9. Nov. 1820 „patente P."; als Widerspiel des Renommisten, Buckeliade S. 51. Dagegen „pomadiger Philister": E. T. A. Hoffmann, Kater Murr W 8, 323 in den von Kluge nicht berührten parodistischen Schilderungen des Katzburschentums (S. 325 „Commerschiren" „Haare auflegen", 327 „Tusch" „tuschiren" „coramiren", 328 „sich in Avantage setzen" u. s. w.). — *poussiren*: Erdenwallen S. 34; S. 37 „Sophie Denker Soll

mein Poussement jetzt seyn". — *prellen* die Philister (wie „schwänzen"): der Vers bei Schwab S. 37 „So führt er die Ph. an" entspricht genau dem alten weitverbreiteten Spruch „Wer ist ein rechter Pursch? Der die Ph. prellt"; Th. Körner ed. Stern 1, 322 „Und der Ph. wird geprellt". Füchse „prellen, verdammt prellen": Michaelis 4, 584 als abgekommen. — *privatissime Lectiones* geben, obscön: Celander, Der verliebte Studente 1709 S. 150. — *pro patria*: Keil, Stammbücher S. 209. — *pro victoria* Schluck S. 19: Ruf nach dem „Mädgenlied" „Was den Musen soll gefallen", wenn die Schöne, um deren Besitz man ohne ihr Wissen trinkt, „abgesoffen" ist. — *Professor* (s. „Fressprofessor". „Kuchenprofessor"): Schlingschlangschlorum S. 5 „Bier-, Brod- und Kuchen-*Professores*", „Kegel-*Professor*" (mit Angabe von Namen für mehrere Universitäten), S. 20 „denen Bier- und Wein-*Professoribus*". — *Profaner*: Erdenwallen S. 34. — *Profax*: Erdenwallen S. 14. — *promoviren* schiessen, entwenden: Schoch 3, 6. — *proprium* seit dem 17 Jahrhundert, gemäss ähnlichen Refrains (Ditfurth 1872 S. 276), oft in der Verbindung „Studenten *proprium*" Art, Recht, z. B. Stammbücher S. 131, 259 — *prosit* beim Trinken: schon in einer Studentenanekdote Lindeners ed. Lichtenstein S. 34; „*prosit*, meine Herrn", Stammbücher S 274 (1766); Immermann, Cardenio 1, 1; neuestens „prösteben". — *Pudel*: Erdenwallen S. 38. — *Pumpregister* („Pumpbuch"): Schwab S. 46 „Dann kommen die Philister Mit ihrem Bumbregister"; Keil, Stammbücher S. 323; Hauff 2, 64 „Ph. mit Pumpregistern". — Der Tod „macht *Punctum*" mit einem: Schwab S. 122. — *Quasimodogenitus*: Irenius, Begebenheiten eines leipziger Studentens 1765 I 87. — *raison*: sich schlagen „*avec* oder *sans raison* (dieses war die gewöhnliche *Salani*sche *Expression*)", Sylvanus S. 202, schwere oder leichte Mensur. — *rappelköpfig*: „rappelköpfisch" im „Sa sa geschmauset". — Der Jenenser Germanen Krakehllied findet sich schon bei Hauff 2, 68 als „das erhabene *Rautsch*, rautsch, rautschitschi, Revolution". — *re*: Kluge erklärt „*recouche* Retourkutsche" mit Berufung auf Schluck S. 23, wo aber *couche recouche contrecouche* als beleidigende Silenzrufe hin und her vermerkt sind, wie ja der Hund kuschen muss. Allerdings bedeutet „Retourchaise" und „-kutsche" das Zurückgeben der Beleidigung. *reprost* Ruf beim Herumreichen des Horns. „*re* stürzen" einem eine Beleidigung: Erdenwallen S. 14, 39. — *Rechabit* Weinverächter: Rüdiger S. 25. 178 (= Hagedorn, Oden und Lieder S. 47). — *Receptionsliturgie* Aufnahmeformeln der Burschenschaft 1815: Keil, Geschichte S. 364. — *recta* oft für *recta via*, z. B. Salinde S 92. — *Relegat* Relegation: Keil, Stammbücher S. 294. Lied bei Forsch 1835 S. 207 „Drei und dreissig Demagogen Haben's Relegat bezogen." Es wurde *publice*, durch Anschlag am schwarzen Brett (s. u.), oder *tacite* relegiert: Schoch 5, 5. — *Rencontre* Balgerei aus dem Stegreif im Unterschied vom ausgemachten Duell: Michaelis, Raisonnement 4, 379; Schluck § 25. — *Rippel*: der von Kluge citierte Kobbe 1, 149 f. bezeichnet R. auch als „Avantagewort" und als dritten Grad in der Heidelberger Bierfehde (Gelehrter, Doktor, R., Papst). — *Ruineur* „Aufbinder", Renommist: Tafellieder S. 137. — *rumpiren* des Gegners Klinge, ligieren, entwaffnen: Sylvanus S. 203. — *Runda* als Tusch des Musikanten bei Gesundheiten: Sylvanus S. 178. *Rundgesang*: 17. Jahrhundert; oft in Rüdigers Kommersbuch, wo z. B. der Landesvater S. 74 diese Überschrift hat. „Es geht ein Rundgesang": dafür Schwab S. 126 „Es geht ein Burschcomment [Saufcomment] An unserm Tisch herum herum". — *Ruppici*: Keil, Gründung S. 39 Jena 1805 f. — *S. C.* Seniorenconvent; Kösener. — *Sapienzknaster* wird ausdrücklich als Ekelname für jene Heidelberger bezeichnet neben „Convicturisten" (Jena) und „Waisenhäuser" (Halle): Tafellieder S. 137. — *Satisfaction* leisten, Rebhu, Weltkucker 2, 5; geben, Schelmuffsky S. 90 u. s. w. — *Saustoss*: Schelmuffsky S. 26 f. — *Sbirren*: Sperontes,

2. Forts. No. 13. — *scharren*: Picander, Akadem. Schlendrian S. 55: Der Gesellige 1748 S. 421; Das „Scharren und Trampen“ (so) bespricht Michaelis, Raisonnement 3, 377. — *sich schieben*: Heine, 4. Febr. 1821; mir ist „schieb dich“ aus der Jenaischen Schule bekannt. „ins Colleg sch.“ Tafellieder S. 25, vgl. „steigen“. — *schiessen*: aus der zu kahl angegebenen Schilderung der Salinde S. 135 ff. wäre das Wort „Schiess-Brüder“ herauszuheben; Michaelis 4, 304 f. mit interessanten Hallischen Erinnerungen; Schluck § 4 nebst den von Kluge übernommenen Synonymis „promovieren, schieben“. — *Schisser*. Famos behandelt Schluck S. 21 diese *verbalis injuria*: *Vocabulum germanicum* Schisser; *est vocabulum recentius et nuper ab universitate peregrina allatum. In derivatione hujus vocabuli plurimi philologi dissentiunt*: *nonnulli contendunt*, Schisser *derivari a formidine hominis, qui ob anxietatem alvum in braccas explodit; alii non tam bono fundamento, quam potius modestiae amore ducti, derivant a verbo gallico*: chassen *i. e. fugare, et sic* chasser, *corrupte* chesser *significat hominem timidum ac fugacem. Inde terminus technicus* im Verschiss seyn, *denotat statum infamiae quemdam, nempe quoad Burschen-comment. quia studiosus, qui est* im Verschiss, *excluditur ex qualibet honorica compania, et cum Gnotis versari cogitur.* Im alten Mischlied bei Schwab S. 105 „Wo der flotte Bursch kein Sch. ist“; Keil, Stammbücher S. 292 *Pereant Schisseri et Critici*. — *schlagen* (Schoch 4, 2); dafür „sich schmeissen“: z. B. Richter 2, 6 (2, 2 s. schl.); Quistorp, Schaubühne 4, 476 f. „Schlagianer“ und „Nichtschlagianer“ wurden 1814 in Jena unterschieden: Keil, Gründung S 83. — *Schlampamp* im Sinne von Narr, auch adjektivisch: Abel, Leib-*Medicus* der Studenten 1720 S. 374 f. — *Schlenkerprime*: Arnim, Halle 1, 1. — *Schmollis*: Stammbücher S. 286 „Auf, auf, lasst leere Gläser füllen Und lauter Schm. schenken ein“ (Jena 1776); Schwab S. 21 „Wir wollen Gläser füllen und Sm. schenken ein“ In diesem und anderen Artikeln sollten die Bräuche entwickelt und geschildert werden; also wann ist das Niederknicen auf- und abgekommen, wann das Verschränken der Arme zuerst nachzuweisen, das 1813 zugleich mit Bruderkuss, Händedruck und der Schlussformel „Bleib mein Freund, ich heisse Y und bin aus Z“ erwähnt wird? Schmollis anbieten darf auch heute nur der ältere Student; 1813 darf es der alte Bursch, vom 4. Semester an, auch Philisiranden und bemoosten Häuptern gegenüber. — *schneuzen* einen um etwas: Celander, Der verliebte Studente 1709 S. 58, 92. — *Schnödler* reissen, Witze: Forsch 1835 S. 52 — *schnüren* Geld abnehmen: Buckeliade S. 43. — *Schnurrbart* (s. o.): Leos Worte (= Meine Jugendzeit S. 118) beziehen sich auf das Jahr 1817. *Schnurre*: Schwabes Belustigungen 1743 (2. A.) S. 353 f.; Der Gesellige 1 (1748), 420; Immermann, Cardenio 3, 3 „Drück dich, Schnurre“, Pedell „Ich bin weder Schn. noch Schleife“. — *schrauben* die Gläser: Picander, Akadem. Schlendrian S. 56; Sylvanus S. 168, 203. — *Schreckenberger* Geldstück: Schoch ed Fabricius S. 50; Weise, Überfl. Gedanken 1671 *M* 6 und *M* 11² f. Soviel wie Schreckschuss: Brentanos Frühlingskranz, Neudr. S. 253. — Der Artikel *Schulfuchs* beschränkt sich auf ein paar ganz junge Belege und fragt keinen Ableitungen nach. — *schuppen* anrempeln: Schluck § 13; Graf von Taufkirchen, Amicistenorden S. 90. — *schwadronieren*: anders Goethe, Claudine „im Lande herumschwadronirt“ (D. j. G. 3, 547), Stella 3, 653 „all das suchen und fahren und sch.“; aber im Clavigo IV „schwadronirende Hofjunkers“. *Schwager*. Picander, Akadem. Schlendrian S. 57: der Studentendiener Harlekin nennt den Bauer „Bruder“ und „Schwager“; „Herr Bruder“ heisst der Dorfwirt in Schöps bei Jena, „Schwager“ (wie Salinde S. 182) der Bauer: Sylvanus S. 156, 185. „Schwager Hallor“, Tafellieder S. 26. *Schwanen* Neckname der Jenaischen Arminen — wegen ihrer Sittenreinheit? — in den ersten dreissiger Jahren: Forsch 1835 S. 163. — *schwänzen* 1. das Kolleg:

Andre, Komische Versuche 1767 S. 44; zahmer „die Kollegia aussetzen“ Schummel, Lustspiele ohne Heyrathen 1773 S. 173. 2. nicht bezahlen, prellen: Urfaust S. 14, vgl. meine Anmerkung 3. Aufl. S. XLII, doch habe ich mich durch Laukhard verleiten lassen, den Ausdr. „die Philister sch.“ besonders für Giessen in Anspruch zu nehmen, während er allgemein-burschikos ist (Keil, Stammbücher S. 210 Jena 1743, 195 Helmstädt 1747, 242 Altdorf 1765, 280 Jena 1774; (Contius) Aufgefangener litterarischer Briefwechsel der Dodsleyschen Kunstrichter 2 (1773), 38: Geheimderat Klotz sagt „Ey was Schulden? die infamen Ph. müssen sie schw., denn sie sind nichts bessers werth.“ *Schwanz* restierende Schuld: Keil, Lieder S. 146 (Altdorf 1765). — *schwarzes Brett*: Mencke, Scherzhafte Gedichte S. 46 (1697). „ans Bret geschlagen“ relegiert: Menantes, Akadem. Nebenstunden 1713 S. 111 „*publice* angeschlagen“ Schoch 5, 5. *schwarze Wand* Tafel zum Ankreiden der Schulden: Keil, Stammbücher S. 245 Erfurt 1759, S. 243 Altdorf 1765 (= Lieder S. 146), Lieder S. 163 Jena 1775. — *Schwein* Glück: Erdenwallen S. 24, 26. — *Schwernötergen* kleine Frisur im Unterschied vom Haarbeutel: Schluck S. 29. — *Schwester*: „barmherzige“ Salinde S. 196: Andre, Komische Versuche 1767 S. 44 „Die Bierstube war mein Hörsaal, der Wirt mein Professor und barmherzige Schwestern meine Musen“: Hermes, Sophiens Reise 2. Aufl 2, 367; „allerbarmhertzigste“ Leben einer Tirolerin 1744 S. 46. „mitleidige“, Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1756 St. 39, 246. Daher ist das Beleidigende in Justs hämischer Rede zur Franciska „Zwar es giebt mancherley Schwestern —“ und ihr empörtes „Unverschämter!“ zu verstehen (Minna von Barnhelm 2, 6). — *Schwulität*: Keil, Lieder S. 156 „In allen Schwulitatibus“. — *Secundant* („Secunde“ Schoch 3, 5 und 4, 2), *secundiren* (einen: Sarcander, Amor S. 42; Salinde S. 85 *secondiren*, S. 87 *secondiren* — diese Form noch bei Kobbe, Erinnerungen 1, 68 — einen) war fürs 17. Jahrhundert zu belegen. — *semper* siehe oben S. 33: Keil, Stammbücher S. 142 „*Semper* lustig, *nunquam* traurig“ 1680; Picander, Gedichte 2, 166 „Semper lustig, numquam Grillen“ (Keil, Stammbücher S. 211, Jena 1743 dasselbe und „*Semper* zerrissne Hosen, *nunquam* Geld“); dagegen Stammbücher S. 187 „Allzeit *hilaris*, niehmals *tristis*“. Sperontes, 2. Forts. No. 12 „Immer lustig, ohne Grillen! Allzeit fröhlich, stets vergnügt!“ Oft *toujours*, z. B. Stammbücher S. 206. *semper*-frei. — *Senior* der „Landesleute“ „absolviert“ die Füchse: Schoch 3, 8; ist *pater curae* beim Pennalschmaus 3, 9. S. der Landsmannschaft: Salinde S. 24. — *vivat sequens* (Schluck S 6 *v. s.*, *pereat remanens* beim Kneipgang) oft als Trink- und Singlosung in Schwabs Kommersbuch u a. — *setzen*: Erdenwallen S. 45 „Und da sollst als Fuchs du setzen“. — *Silentium*: s. o. unter „Kolloquium“; Leo S. 183. — *sine*: Vulpius an August Goethe, 21. Sept. 1808 „Dein Vater ist recht wohl aus dem Bade gekommen, schmal, und *sine* Bauch“. — „*Skandal* geben“ sich austoben: Arnim, Halle 2, 10. — *sich skisiren* (*skissiren* Buckeliade S. 99) sich drücken: H. L. Wagner, Die Kindermörderin Neudr. S. 40 „Der *Chevalier de fortune* skisirte sich endlich“; Erdenwallen S. 43 „Ich squisirte mich ganz leise“. — *sonderbar*: Immermann, Epigonen V 3 „sonderbar“. „Sonderbar? Tusch!“ . . . „Sonderbar ist unter allen Umständen Tusch“. — *Speranzen* machen: Erdenwallen S. 33. — *Spiesse* Gelder: „goldene Spiessen“ im Studentenlied bei Ditfurth 1872 S. 228; auch Brentano citiert aus Meibom den Vers „Was bist du, Musensohn, wenn du nicht Spiesse hast?“ Tafellieder S. 17 „spieslos“; Leipziger Kommersbuch 1815 S. 121 „Sp. haben die Philister“; Schwab S. 46; Heine, 4. Febr. 1821; Erdenwallen S. 11 „keinen Spiess“. — *Spitz*: Keil, Lieder S. 116 „Und trinkt sich jedesmal nen Sp.“, Gründung S. 36 „Wer niemals einen Sp. (Perinet „Rausch“) gehabt“; Arnim, Kronenwächter W. 4, 307 (ebenda „sich bespitzen“); Schwab S. 47

„bespitzt". *spitzig*: Salinde S. 95 „ihr seine spitzige Gedancken 4 Zoll tieff in den Leib wünschete"; aber ein Nomenclator amoris würde für die galante Zeit so umfangreich werden wie für das 15. und 16. Jahrhundert und das eigentlich Burschikose schwer auszusondern sein. — *Sponsirer*: z. B. Faust II 1. — *Spritzbüchse* s. o. „Büchse": „Dienstspritze", „Spritze". *Spritzfahrt* braucht F. Reuter 1834 im Verhör über sein Jenaisches Treiben; „Spritze" heisst oder hiess in Jena der vom Studio selbst kutschierte elende Mietwagen, aber auch der Ausflug: „spritzen". — *stechen* auf Stoss fechten: Arnim, Halle 2, 16. „Collegienstecher" in die Bank einzubohrendes Tintenfass: Immermann, Epigonen V 4. — „zu Dorfe *steigen*": Keil, Stammbücher S. 206 (Jena 1739, Lieder S. 111 „zu Dorfe gehn"): Stammbuch des Studenten S. 131 (1803); Sylvanus S. 183 „zu Dörffchen st." Zoëga, Leben 1, 25 (Göttingen 1774) „das Collegsteigen, wie man hier spricht" „Steigt dir", „steigt nach": Forsch 1835 S. 183. „Ins Glas, in die Kanne steigen". „Das Lied steigt". — *stipitzen*: „Stiwitzer" Mencke, Scherzhafte Gedichte 1706 S. 35. — *Stiftler* kann sich doch nur auf Tübingen beziehen, wo die „Seminaristen" oder „Schwarzen", im Stift, nach älterer Bezeichnung im „Stipendium" hausend, von den freien „Stadtburschen" (Klüpfel, Schwabs Leben S. 42; Vischer, Altes und Neues 3, 261) unterschieden werden. — *Strich*: „Lerchenstrich" Arnim, Halle 1, 2, vgl. „Schnepfenstrich". — *Stubengesell*: Dürer, Tychander 1668 S. 10. *Stubensitzer*: auch Schluck S. 22. — *Studentenfutter*: „Studenten-*Trisenet* oder Futter" eine Medizin, Abel, Leib-*Medicus* S. 708. Picander, Gedichte 1, 459; Brentano 2, 598 „Rosinen, Mandeln, Futter für Studenten"; Immermann, Spemann I 1, 77 „Rosinen und Krachmandeln sind St.". Dagegen bedeutet „Studenten-*Confect*" in der Salinde S. 77 Bier und Taback — *Studirens wegen, halber* häufig im 18. Jahrhundert: *horis causa* sagt Vollmann gern statt des alten *studii causa* (Zarncke S 3, 162). — *Stürmer*: die nicht ganz korrekt citierte Schrift ist von Stark; G. Freytag, Erinnerungen S. 119 „Ich . . . trug das Festkostüm, einen unförmlichen hohen Zweistutz mit Silberagraffe, welcher St. hiess, beschnürtes Collet, ungeheure Kanonenstiefel, an der Seite den Glockenschläger." — *stürzen* einen „dummen Jungen": Leo S. 144; jemand st., fordern: Forsch 1835 S. 15; „überstürzen". — *Suite*: Keil, Gründung S. 109 mit lustigen Compositis. — *Sulphurist*, von Kluge nur seit 1822 belegt: *Sulphuria* („Schwefelbande") oder *Sulphurea* wurde schon 1808 in Jena die Gegenpartei der Orden und Landsmannschaften gescholten (Keil, Gründung S. 36, 52), dann kam dieser Name 1810 f. in Leipzig (Zarncke, Allg. Zeitung 1882 No. 249 f. über Th. Körners Relegation) und 1817 in Halle, wie aus Immermanns Händeln wohl bekannt ist, wieder auf, und auch Leo erzählt S. 154, dass „die hallesche Opposition in eine sogenannte *S.* auslief." — *Theekessel*: Ritschl 1853 an Pernice (Ribbeck 2, 164), es komme ihm den Burschen gegenüber trefflich zu Statten, „dass ich selbst kein Th. war, sondern Lusate in Leipzig, und ihnen das *experto crede Ruperto* zurufen kann". — *Thorn*: der Fürst von Thoren ist *princeps stultorum*. 1697 Schnorrs Archiv 13, 443 „den Fürst von Thoren singt"; „Ich bin der F. v. Thoren" Schwab S 129 mit der Anweisung „Hier steht immer einer auf einen Tisch, Sessel oder so etwas"; Leipz. Kommersbuch 1815 S. 86; vgl. Birlinger und Crecelius, Wunderhorn 2, 350, 357. — *Tobich*: Keil, Stammbücher S. 142 (Kiel 1688) „topack oder tiera, *i. e.* tobich". — *Todtenkammer*: Forsch 1835 S. 173. — *Touche*: Salinde S. 84 *touchement*, S. 209 „zum *Touchée*"; Erdenwallen S. 22 „Seine Touche zieht aufs Rappier"; Immermann (s. o. „sonderbar"), Cardenio 1, 1 „Tusch". *touchiren* (Salinde S. 89, Sylvanus S. 165 u. s. w.) in der ersten sinnlichen Bedeutung bietet Mencke, Scherzhafte Gedichte 1706 S. 54: einer, „Der dem *Don Hudibras* den Ermel hat *touchirt*", muss sich mit ihm schlagen. —

Traugott Häscher, Gläubiger? Lichtenberg an Heynes, 3. März 1772 „wie einen Purschen, der keinen Tr. und keinen Pedellen zu fürchten hat". — *treten* an eine Herausforderung mahnen: Erdenwallen S. 20. — *Tröster* altes Buch: Geh. Nachrichten von Menantes S. 55; Schoch 1, 1 „in Büchern und alten *Bachanten*-Tröstern": „alte Tr." Liscow 1739 S. 350, Sophiens Reise 2. Aufl. 1, 142 und 3, 29. Ebenso „alter Störmer", Sylvanus S. 166. — *Trutschelchen* kann schwerlich als burschikos bezeichnet werden: „Trutschel" „Trutscherl" bairisch-österreichisch: „Trutschele" ist stehende Anrede im „Leben einer Tirolerin" 1744 S. 21 u. s. w.; „meine dicke Trutschel" sagt Hölty in der Petrarchischen Bettlerode gegen Jacobi. — *umsatteln*: Salinde 1718 S. 354. — *ungehobelt*. Den Zusammenhang mit einem Depositionsbrauch belegt gut Sarcander, Amor auf Universitäten 1710 S. 120: ein Dorfstudent zeigte „wie viel die Pursche ihm von den Bauern-Spänen *modo Academico* abgehobelt". — *verkeilen* (vgl. Keil, Lieder S. 91 „den letzten Rock verstossen"): „verkailen" Hermes, Sophiens Reise 2. Aufl. 1, 400 (S. 397 „vermauscheln"): Keil, Lieder S. 119 „die Bücher zu v."; Commerschbuch 1795 S. 46 „Wie sie so flott v. müssen" (Leipziger C. 1815 S. 88 „flott versetzen"). Schwab — dem darin das Berliner C. 1817 S. 36 folgt — schreibt S. 38 „verkeulen", ebenso S. 47 „Das Hemd vom Leib verkeulen" und S. 123 „Verkeult die Bibel". *sich verkeilen* verlieben: „Wenn die Besen sich v." Erdenwallen S. 33. — *„verplempern* sich platonisch verlieben"? Auch Hermes (Sophie 1, 551), Bürger, Strodtmann 1, 199), Körner (an Schiller 5. Juni 1789) brauchen es nicht eben in diesem Sinne. Sehr unplatonisch Grimmelshausen ed. Kurz 2, 162; Hofmannswaldausche Gedichte 5, 41; Menantes, Satyr. Roman S. 6. „verplempert" verliebt. Hagedorn, Oden u. Lieder S. 100. — *Verruf*: Leo S. 139. — *sich verschiessen* (Kluge 1828): Sarcander, Amor auf Universitäten 1710 S. 105 „sich äusserst in sie verschossen"; Cramer, Geschichte C. Saalfelds S. 36 „so geschossen, so aufs rechte Fleckchen getroffen". — *Verschiss* s. o. „Schisser": „auf dem V. sein" und „aus dem V. thun" Graf v. Taufkirchen, Amicistenorden S. 97, 99; Arnim an Görres, Heidelberg 22. Oct. 1808 „der Wirt von Karlsberg ist im V."; Schwab S. 45 in der bekannten burschikosen Bearbeitung des Goethischen Liedes „Mit Männern sich geschlagen": die Wirte „kommen . . in V." Schwab S. 113 „Verschiss-Lied" „Der N. N. hat V. gemacht" (vgl. den Gesang „Ein Bock gemacht" bei Hofmann, Der verführte und wieder gebesserte Studente 1770 Scene 2, 6: H. v. F., Findlinge S. 129), schlecht getrunken „angeschissen" in der Bierfehde . und muss ziehen, bis er's „brav gemacht"; vgl Bornemanns Hallischen Vers von Präses „Und straft, wird ein V. gemacht", Tafellieder S. 27. „Verschissener", wer im Verruf ist, schon in der Burschenschaftsverfassung 1815. Goethes Darlegung über „Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend. *Verjus* (unreifer Traubensaft) . . . Ver-ruf" ist natürlich ebenso falsch, wie die ihm in „Kunst und Alterthum" entgegengestellte und auch von Vollmann (S. 488 f. u. ö.) gegebene umgekehrte Ableitung, Hempel 29, 258. — *„via lactea* (Milchstrasse)" Busen: Jungfer Robinsone S. 78. — „*Vice*-Wirth" (Salinde S. 76 *Vice-Hospes*) der statt des Hospes präsidiert und die Gesundheiten vortrinkt: Sylvanus S. 224. — *Vorsteher*: der Burschenschaft 1815 ff.; „Sprecher". Die Komposita mit *-wart*. Kneipwart, Paukwart, Schriftwart (Immermann, Epigonen V 4) sind wohl erst turnerisch-burschenschaftlich. — *Waschlappen*: über „den Mord des alten Waschlappens" Kotzebue schreibt Solger 1819 an Hegel. — *Wechsel*: Schoch 1, 4; Keil, Lieder S. 135 (um 1667) „Herr Bruder, dein W. ist kommen"; Dürer, Tychander S. 42 „mein wexel bliebe aussen". — *wegbogsiren*: Erdenwallen S. 37. — „Weiber-*Stipendia* Besoldung von verhurten Weibern". Jungfer Robin-

sone S. 109: Menantes. Satyr. Roman. Vorr. S. 5: Zwey . . Avanturiers 1744 S. 85: Lustspiel „Die Weiberstipendien" 1781. Picander. Gedichte 2, 542 „Galante Weiber brauchen Geld Für die Stipendiaten". — *wetzen* Kluge 1749 ff.): Frisch. Ohnvorgreifliches Bedenken 1686 *B* 1ᵇ: Geschrei „Wetz! wetz!" Schoch 1. 3 (5. 3 „schärffen in die Steine"): Salinde S. 89 und *contra*-wetzen (s. o.): Schilderung des W. und *Contra*rufens der Herrn Steinhauer. Vernünft. Tadlerinnen 2. 169 f.: Picander. Erzsäufer S. 65. Schlendrian S. 55: Sylvanus S. 158 „w., dass die Steine Feuer geben": Hofmannswaldausche Gedichte 6. 228 (Jena 1731 „durch marckt und gassen w." : Keil. Lieder S. 138 17. Jahrhundert „Dass man durch die Strassen w.": Schwab S. 50 altes Lied „Als ich neulich meinen Schläger auf dem Pflaster w.": Arnim. Halle 2. 14 der Degen „blitzet wetzend auf den Pflastersteinen": Zachariä V: Schelmuffsky S. 33. ebenda „Nacht-Wetzer" (vgl. „Nachtrab" bei Zarncke S. 130. Sommer-Wichgrev. Moscherosch. Schoch . Lebhafte macaronische Schilderungen: Weimarisches Jahrbuch 2. 444 f. 1689 und S. 453 (vgl. Keil. Stammbücher S. 201, 209). Edikte gegen das Wetzen. Helmstädt 1725. Preussen 1724: *De arcussione fenestrarum* Halle 1737 S. 32. 38. Erwähnt sei auch. dass Goethes Leipziger Kuchenprofessor Händel „Wetzsteine" und „Maulschellen" buk: Nicolai. Nothanker 2. Aufl. 1. 78. — *Wichs*: Immermann. Cardenio 1. 1 „Der Wix stand mir pompos". *wichsen*. prügeln. ist alt: auch bei Günther — *Wichenschaft* Jena 1815: Keil, Gründung S. 77. — *Wipp* trinkt der Renonce: Erdenwallen S. 3. — *ziehen*: 1. trinken, nicht nur *pro poena*, Zachariä V „der sich im Ziehn verweilt". 2. Immermann. Epigonen V 3 „dass du Philister bist. mithin von dir nichts zieht". was von einem Burschen Contrahage sein würde. 3. Keil. Stammbücher S. 291 Jena 1793. „*Pereant* dann Philistri. Die das Geld sonst zogen". 4. Erdenwallen S. 52 „Kopenhagen zieht nicht". wird ein dänischer Student bedeutet. — *Zobelgen*: Grimmelshausen ed. Kurz 3, 12. — *Zotologie*: Gottsched, Critische Dichtkunst 1730 S. 509 in einem Knittelversgedicht.

Cloudite jam rivos! Ich kann schliesslich nur hoffen, dass unser Werk durch den gleichen Erfolg, den Kluges Etymologisches Wörterbuch sich verdient hat. zu immer grösserer Fülle und Zuverlässigkeit befördert werde.

Berlin, April 1895. Erich Schmidt.

Volkslieder und Volksreime aus Westpreussen. Gesammelt von Alex. Treichel. Danzig. Th. Bertling. 1895. S. VIII. 174. 8°.

Der um die Volkskunde Westpreussens eifrig bemühte und sehr verdiente Besitzer des Rittergutes von Hoch-Palleschken übergiebt hier der Öffentlichkeit eine Sammlung von Liedern und Reimen. die er fast sämtlich seinem im Kreise Berent gelegenen Wohnsitze entnommen hat. Manches geht auch auf schriftliche Sammlungen und auf sogenannte Jahrmarktsdrucke zurück. Herr Treichel konnte sich bei Nachweisung der Verbreitung der Lieder der Hilfe eines der besten Kenner des Oberlehrers Dr. Joh. Bolte in Berlin. erfreuen. Der älteste und beste Bestand liegt in der ersten Abteilung. den balladenartigen Liedern: doch findet sich auch hier viel recht junges. und allgemein macht sich die Verschlechterung der Texte im Munde der jüngeren Zeit recht bemerklich. Vergleicht man z. B. No. 16 „In Stücke möcht ich mich reissen" mit andern Aufzeichnungen dieses Liedes. so übertrifft die westpreussische an Rohheit noch die oberhessische bei Böckel; die beste ist die schwäbische bei E. Meier. — Zu No. 17 will ich bemerken. dass ich mich eines Jahrmarktsdruckes dieses lüsternen Machwerks aus

den dreissiger Jahren erinnere. — No. 20 giebt ein Exempel, in welcher Art die alten guten Volkslieder allmählich herunterkommen, natürlich nicht durch das Volk selbst, sondern durch die neuen Drucker der Lieder und ihre reimenden Spiessgesellen. Beachtenswert ist auch die Umgestaltung der Dichtungen bekannter Poeten, vergl. No. 25. 35. 46. 48. — Auf die Abteilung 5 „Lieder und Sprüche für besondere Gelegenheiten" möchte ich hinweisen, weil hier manches weniger bekannte gesammelt ist. In Abteilung 9 sind allerlei Reime zusammengebracht, u. a. gereimte Redensarten beim Kartenspiel, Worte zu Tänzen, Reime auf Vornamen und dergleichen. Mit geringer Ausnahme ist alles hochdeutsch.

K. Weinhold.

Zu der Recension von Strack, Der Blutaberglaube.

(Zeitschrift V, 223 ff.)

Herr Dr. phil. Friedr. S. Krauss in Wien, unser geschätzter Mitarbeiter, der Herausgeber der Zeitschrift Am Urquell, hat sich durch die Besprechung des Strackschen Buches von Herrn Dr. Söhns veranlasst gesehen, einen Protest gegen die Äusserungen des Herrn Recensenten in den letzten Zeilen auf S. 224 einzusenden. Ich teile dieses hier mit, kann mich aber nicht zum Abdruck der Erklärung entschliessen, da es sich um keinen Angriff auf bestimmte Personen, am wenigsten auf Herrn Dr. Krauss handelt. K. Weinhold.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 26. April 1895. Herr Professor Charles Marelle trug in französischer Sprache über volkstümliche Erzählungen und Lieder aus der Champagne, seiner Heimat, vor. Er erörterte den Ton und Stil solcher Volksdichtungen, die Verderbnisse, denen sie ausgesetzt sind, ihre sonstigen Umwandlungen. Als Beispiel gab er zuerst mehrere Fassungen einer gereimten Legende, in der Sanct Nicolas drei ermordete Knaben wiedererweckt, und seine eigene Neudichtung im Volkston. Das Lied „Le petit navire" in französischer und schweizerischer Fassung folgte, letztere eine Parodie. Vom bekannten Liede „Marlborough s'en va-t-en guerre" führte Herr Marelle eine Form vor, die mittelalterlichen Anstrich hat. Endlich las er aus seiner Sammlung von volkstümlichen Erzählungen „Éva, Affenschwanz, Queue-d'chat etc." die erste „Éva", worin die Schöpfung des Weibes in scherzhafter Weise behandelt wird. — Herr Bankrepräsentant Walden sprach über die Kuhhirten des Thüringer Waldes und ihre Tiere. Die Kühe werden nicht nur zur Milcherzeugung, sondern auch zum Ziehen verwandt, was ihre Ergiebigkeit sehr beeinträchtigt. Im Sommer treibt man sie samt dem Stier auf die Weide, wo sie unter Obhut des Dorfhirten stehen. Er hat sie gegen etwaige Behexungen zu schützen, übt aber sonst keine Heilkunst an Vieh oder Menschen aus. Einen sehr klugen Gehilfen hat er an seinem Hunde, wird aber auch noch durch einen Jungen unterstützt. Die Glocken der Kühe sind aus einem Stück zusammengenietet und verlötet, erst in neuester Zeit mitunter gegossen. Der Klöppel hängt

an einem Draht mit Lederschleife. Man befestigt die Glocken an geschnitzten und bemalten Kummeten, so ziemlich dem einzigen Reste volkstümlicher Kunst in Thüringen, mit den oberen Enden jener Lederriemen. Die Glocken werden hauptsächlich in Schmalkalden und Brotterode gefertigt. Jedes Geläute, das aus mehreren Glocken besteht, bildet verschiedene Akkorde. Ihre Töne haben volkstümliche Benennungen. Verstimmungen durch irgend welche Beschädigungen heilt der Hirt oder besondere Stimmer oder Schellenrichter. Der Hirt besitzt auch ein Horn, entweder ein zum Blasen eingerichtetes Kuhhorn oder eine Metall- oder Holztuba. Im Winter befindet sich das Vieh im Stall. Der Hirt bessert dann die Gestelle und Glocken aus und fertigt neue Kummete an. Auch nach dem Austrieb kehrt man Nachts in den Stall zurück. Abgeweidet werden zuerst alle zweischürigen, dann alle einschürigen Wiesen, endlich die Waldweiden. Bei schlechtem Wetter treibt man nicht aus. Gemolken wird im Hause. Früher hatten die Hirten ihre besonderen Festtage und kamen am goldenen Sonntag, dem Sonntag vor Pfingsten, an bestimmten Plätzen zusammen, z. B. an der Tanzbuche bei Friedrichroda. Hirtenlieder fehlen in Thüringen.

Freitag, den 24. Mai 1895. Herr Zeichenlehrer Mielke spricht über Totenkult in der Mark Brandenburg, wobei er eine reiche Sammlung gewebter und bemalter Bänder von Totenkränzen und -kronen, sowie Zeichnungen von Gedächtnistafeln und Grabdenkmälern vorlegt. Der Kult teilt sich in Handlungen, die das Wohl des Toten fordern, und solche, die sein Andenken erhalten sollen. Letzterem Zwecke dienen die Kronen und Kränze, die man südlich von Berlin, dann namentlich in der Uckermark aufs Grab legt. Gegen die Elbe hin verliert sich der Brauch, der aber auch im südlichen Baiern vorkommt, wo man ein Kreuz mit Kranz und Krone zu zieren pflegt. Man hängt in Norddeutschland die Kränze auch in die Kirche an Bretter, worauf Personalangaben gesetzt werden. Mitunter vertritt sie ein beschriebenes, gern herzförmiges Blatt Papier. Die Kränze werden mit bunten Bändern geziert. Sie sind samt den Brettern jetzt vielfach aus den Kirchen entfernt worden. Als Grabdenkmäler dienen Pfahl, Kreuz, Stele, zunächst aus Holz, jetzt oft aus Eisen. Der Pfahl ist die älteste Form. Auch einfache Steinblöcke kommen vor, anderseits Gedenktafeln. An eigentümlich gestaltete Erinnerungszeichen sowie Bäume auf und an Gräbern knüpfen sich öfters Sagen. Zur Feier beim Begräbnis gehört mitunter ein Umtragen der Leiche um die Kirche. In Mecklenburg brannten für vornehme Tote ein Jahr lang auf dem Altar zwei umflorte Lichte. Alter und Ausbreitungsgebiet der Kultformen bleiben zu untersuchen. Hierzu bemerkte Herr Geheimrat Weinhold, dass auch in Schlesien Kronen und Kränze gebräuchlich sind und dass sie auf altchristlicher Sitte beruhen. Der Pfahl dagegen erinnert an die Bautasteine, gewissermassen Stempfähle. Dazu stimmt, dass, wie Herr Geheimrat Schwarz hervorhob, die Geistlichen den Pfahl als heidnisch verponen. Herr Geheimrat Bastian erinnerte an die Totenpfähle der Indianer, die Totems, an die Ahnentafeln der Chinesen u. s. w. Beziehungen der Toten zu Pflanzen sind speziell deutsch. Herr Bankrepräsentant Walden führte namentlich jüdische Bräuche beim Todesfall an.

Max Roediger.

Berichtigung.

S. 262, Z. 6 v. u. Huggelgruppe l. Muggelgruppe.

Lesefrüchte zum Volkslied.

Von **Erich Schmidt.**

1. Praetorius, Anthropodemus Plutonicus 1667 II 491: „Die Schwalben sprechen, medel, medel halt mir mein spiess oder wie ich wecke zog, wie ich wecke zog, war alles gnug: als ich wieder kam, als ich wieder kam, war alles verzehrt.“ Im „Storchs und Schwalben Winter-Quartier“ S. 225 citiert er als bekanntes Kinderlied:

Klapperstorch, Langbein,
Bring meiner Mutter ein Kind heim,
Leg es in den Garten,
Ich wil es fein warten.
Leg es auf die Stiegen,
Ich wil es fein wiegen, etc.

2. Christian Weise, der über alte Knittelverse und den Stil des Heldenbuches so verächtlich abspricht, auch vom Umzug der heiligen drei Könige oder vom Knecht Ruprecht statt eines „manierlichen Engels“ nichts wissen will, bietet doch, ausser einem Citat des „besten Buhlen“, mehrmals geläufige Volksreime. Die zunächst folgenden sind mir aus Österreich ungefähr bekannt. Überflüssige Gedanken S. 106 „Das närrische Ding die Liebe“:

Ihr Leute lasset euch in liebessachen ein!
Dann wo die liebe nicht auf erden solte seyn,
So wär das liebe Ding die Eva nicht geschaffen,
Und wann es sünde wär, so thätens nicht die pfaffen.
Es kan nicht unrecht seyn, weils die Juristen thun:
Es ist nicht ungesund, weil nicht die Aertzte ruhn:
Wanns unnatürlich wär, so würd es die nicht jucken,
Die der Philosophie biss an den Nabel gucken . .

Weist die Arie „Ich hab ein Wort geredt, mein Kind, ich liebe dich“. Des Jephtha Tochtermord 2, 7, in eine höhere, von Spitta musterhaft untersuchte Sphäre (doch steht, von Kretschmer 1, 475 abgesehen, noch in Prutzens Deutschem Museum 1862 II 799 ff. eine Gumpoldskircher Aufzeichnung) und nimmt der vorige Text mit der Philosophie eine halbgelehrte Wendung, so zeigt sich Weise im Bibeldrama „Jacobs doppelte

Heirath", naiv genug um alles hebräische Kostüm unbekümmert, als Kenner echter deutscher Volkslieder. Die uralte Kindermuhme Debora singt 1, 13. Kräuter für die Hochzeit suchend, ein Susanimm, das im Deutschen Wörterbuch 3, 1726 angeführt wird und dessen Eingang z. B. bei Hoffmann und Richter, Schlesische Volkslieder S. 325 erscheint:

Sause, liebe Ninne, was nistelt im Struh?
Schabe mir die Klette, nim Manstreu darzu,
Enzian, Allrain, Knaben-Kraut,
So schmutzelt der Bräutgam, so fläschelt die Braut.
Je nu nu.

(Schmutzeln auch bei Hagedorn W. 1, 100; fläscheln: lächeln s. Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche S. 21.) Und in der hübschen Scene 4, 10 schmücken die Mädchen am Hochzeitsmorgen die Maie mit Störchen, Kindern, Papplöffeln; die Bäurinnen aber gedenken ihres guten Liedes, das für Vornehme „nichts tüge":

Vorm Jahre trug sie einen güldnen Ring,
Heur hertzt sie einen Jüngeling,
Und eine grüne Meye,
Die Blümgen mancherleye.
Vorm Jahre trug sie einen güldnen Zopff,
Heuer kratzt sie den Muss-Topff.

Sie wollen beim Alten bleiben, wie der graue Edelmann in Goethes Claudine, und sagen: „Die alten Lieder reimen sich viel besser: die neuen Narren-Possen haben irgend gar kein Geschicke und kein Gelencke. Ey giengs nicht köstlich her, wie unser sel. Grossvater noch in der Schencke sang: Juch, juch über die Heide, funffzehn Messer in einer Scheide" (in Brentanos Märchen vom Fanferlieschen citiert, mir sonst unbekannt) oder auf den Hochzeiten „Ach Tannebaum, ach Tannebaum, du bist mir ein edler Zweig".

3. Die grosse Beliebtheit des Tannenbaumliedes ist für das siebzehnte Jahrhundert zu allem Überfluss durch Logau bezeugt (siehe auch Weimarisches Jahrbuch 3, 472). Seine älteste Überlieferung aus dem Jahre 1584 bietet Uhland No. 151 „Es hieng ein stallknecht seinen zaum gar hoch an einen tannenbaum", wo die 9. und 10. Strophe lauten:

O tanne! du bist ein edler zweig,
du grünest winter und die liebe sommerzeit.
Wenn alle beume dürre sein,
so grünst du, edles tannenbeumelein!

Brentano im Godwi 1801 II 92 beginnt, frei fortdichtend (vgl. den Gegensatz der Untreue in Mittlers Volksliedern S. 474), das „Lied einer Jägerin, deren Schatz ungetreu, und stellen Sie sich vor — ein Peruckenmacher geworden ist":

Chor:

O Tannebaum! o Tannebaum!
Du bist mir ein edler Zweig,
So treu bist du, man glaubt es kaum
Grünst Sommers und Winters gleich.

Mädchen:

Wenn andre Bäume schneeweiss seyn
Und traurig um sich sehen,
Sieht man den Tannebaum allein
Ganz grün im Walde stehen.

Chor:

O Tannebaum, o Tannebaum! etc.

Mädchen:

Mein Schätzel ist kein Tannebaum,
Ist auch kein edler Zweig,
Ich war ihm treu, man glaubt es kaum,
Doch blieb er mir nicht gleich . . .

Des Knaben Wunderhorn 3, 70 bietet unter den Kinderliedern zwei Strophen:

O Tannebaum, o Tannebaum!
Du bist ein edles Reis.
Du grünst in dem Winter,
Als wie zur Sommerszeit.

Warum sollt ich nit grünen,
Da ich noch grünen kann?
Ich hab kein Vater und Mutter,
Der mich versorgen kann.

die aber einem längeren populären Liebeslied angehören: z. B. Mittler S. 649 (vgl. 473 f. 650); Hruschka u. Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen No. 51c.

Von einer geistlichen Contrafactur (Fliegendes Blatt, München 1642, aus Maltzahns Besitz) teilt Böhme im Altdeutschen Liederbuch No. 656 den Anfang mit: „O Dannebaum, o Dannebaum, holdselig ist dein Nam . . . . Du grünst im winter und sommer, im herbst und frülizeit". Weltliches und Geistliches ist zusammengestückelt in dem Züricher Liede, das Tobler, Schweizerische Volkslieder 2, 174, mit Varianten einer anderen Fassung mitteilt: „O Tannebaum, o Tannebaum, Du bist ein edles Zwig". Toblers zweitem Text entsprechen ziemlich genau die einundzwanzig bisher unbeachteten Strophen in Göckings „Vollkommener Emigrations-Geschichte von denen aus dem Ertz-Bisthum Saltzburg vertriebenen . . Lutheranern", der Quelle für „Hermann und Dorothea". 2 (1737), 302, wo es nach allerlei Gebeten heisst: „Hans Merlecker aber, der im Dorfe Rangerdien wohnet, brachte eine ganze Menge Papistischer Lieder [2, 563 ff. Mahnlieder der „Catholisch ruffenden Glaubens-Stimme"]. Sie sind gutentheils sehr lächerlich. Nur eines eintzigen zu gedencken, welches die Papisten Morgens und Abends bey ihrer Arbeit mit Jauchzen und Frolocken singen so klinget dasselbe also." Darauf folgt der lange Text, den ich nicht wiederhole. Die geistlichen Strophen 14–21 sind schwach und zusammenhangslos;

offenbar beginnt die Austückelung schon mit der zwölften „O Nachtigall, o Himmels-Saal". Das Ganze aber verdient doch nicht Göckings aberweise Bemerkung: „Die guten Leute mussten recht darüber lachen, wenn sie es nur herlesen mussten. Sie machten gar keinen Aberglauben aus dergleichen Zeuge, weil es bey den meisten nur ohngefehr unter den Sachen geblieben war." Solche rationalististische Rockenphilosophie hat unserer Volkskunde im vorigen Jahrhundert manchen Abbruch gethan, und gewiss entsprach es nicht dem „gereinigten Geschmack", wenn Hanswurst in Wien auch alte poetische Habe zum Besten gab:

4. Die Handschrift der „Teutschen Arien" von Kurz-Bernardon auf der Wiener Hofbibliothek enthält so manche volksmässige Lieder: ein paar mögen hier Platz finden.

2, 161

Ich bin ein Schatzerl zugethan,
Das wohnt beym Wirth im Keller,
Es hat ein höltzern Mieder an,
Und heisset: Muscateller . . .

Ich trink im Wein mir einen Peltz,
Damit ich nicht erfriere.
Und dass ich nicht vor Hitz zerschmeltz,
Halt ichs auch mit dem Biere.

1, 626 Hanswursts Schönheitsideal, den alten Listen vom 16. Jahrh. her entsprechend:

Soll ein schönes Kind mich laben,
Muss sie achtzehn Stücke haben,
Weil sie sonst mich nicht gefreut;
Schwartz und weisse, kurtz und lange,
Rothe, faiste, und gedrange,
Runde und auch zierlich breit:
Hat sie dann von jedem zwey,
Glaub ich, dass sie herzig sey.

Ich verlang von meiner Schöne
1. Weisse Haut und 2. weisse Zähne;
3. Schwartze Augen, 4. schwartzen Schopf:
5. Rothe Lippen, 6. rothe Wangen,
7. Maul und 8. Leib schmal zu umfangen,
9. Runde Nase, 10. runden Kopf:
11. Breite Brust, und 12. breiten Kern,
Dies beysammen sieh ich gern.

13. Hals und 14. Rucken, wie ein Kertzerl,
Lang und grad, das freut mein Hertzerl,
Kurtz begehr ich 15. Ohr und 16. Füss,
17. Händ und 18. Armerl muss im Spielen
Seyn hübsch mollet anzufühlen,
So wird sie mein Weib gewiss;
Drum, die diese achtzehn hat,
Komm herbei, sie kriegt mein Gnad.

2, 197. Zu 1, 3 f. vgl. Bolte, V. Schumann S. 396; Bernays, Goethe-Jahrbuch 6, 337:

Nitimur in vetitum.
Das ist a schöne Eh!
Wann der Mann brichts Hafe-deck,
Wirfft das Weib das Höferl weg,
Das ist a Eh!
Will er gehn, so will sie rasten,
Will er fressen, will sie fasten,
Will er Strick, so will sie Zwirn,
Rufft er Knecht, so schreyt sie Dirn,
Will er kalt, so will sie warm,
Das ist a Eh!
Dem Himmel erbarm.

Vivimus wie Hund *et* Katz.
Das ist a schöne Eh!
Er marschiert zum Tempel naus,
Sie schmeist's Haus zum Fenster raus,
Das ist a Eh!
Will er süss, so will sie sauer,
Will er Regen, will sie Schauer,
Er saufft Wasser, sie den Wein,
Sie frisst Brocken, er die Bein,
Er singt den Alt und sie den Bass,
Das ist a Eh!
Dem Geyer zum Spass.

1, 64. Ein Stücklein der von Anakreon bis Shelley und weiter unvergänglichen „Love's philosophy“:

Ein jedes Vieh auf dieser Welt
Sucht das, was sich zu ihm gesellt;
Der Ochs rufft die geliebte Kuh,
Und singt: Muh Muh! muh muh!
Der Löwe brüllt, der Budel murrt,
Der Sperling pfeift, der Tauber gurrt,
Der Frosch folgt seiner *Domina*,
Und schreyt: *Qua qua! qua qua!*

Das schöne Thier, der Ziegen-Bock,
Springt über Stauden, Stein, und Stock,
Laufft nach der Gaiss durch Staub und D . . .
Und rufft meck meck! meck meck!
Der Bar, der brummt nach seinem Schatz,
Der Ratz begehret seinen Fratz,
Der Kather schreyt nach seiner Frau
Allstätts: mi au! mi au!

Der Sau-Bar will nicht seyn allein,
Er rennt nach seinem Weib, dem Schwein,
Er rührt die Schnautz und zerrt die Koy,
Und spricht, Oy, oy! oy, oy!
So gar der Esel spitzt das Ohr,
Schaut traurig aus dem Stall hervor,
Wann seine Eslin nicht ist da,
Er weint! i, a! i, a!

Drum da mein Schatz nicht bey mir ist
Was Wunder, dass es mich verdrüst,
Und dass ich armer Schöps für weh,
Auch schrey, *bleè bleè! bleè bleè!*
Mein Schatz, mein Fratz! mein Weibelein!
Hörst du dann nicht dein Mändel schreyn?
Antworte doch! und ruf mir zu:
Hanns-Wurst: Gu gu! gu gu!

2, 27 finden sich hübsche Metamorphosen:

Wär mein Schatz ein Hasel-Stauden,
Möcht ich ein Aich-Katzel seyn;
Dann da wollt ich mich befleissen,
Und so lange kiefeln, beissen,
Biss der Nuss-Kern wäre mein.

Wann ihr Goscherl wär ä Hönig
Macht ichs halt als wie der Bär;
Thät sie mit der schönen Bratzen
Halt so lange streichlen, kratzen,
Biss das Hönig kostet wär.

Wann ihr Hertzerl wär ä Mäuserl,
Macht ich halt zur Mauss-Fall mich:
Ging das Mäuserl dann zum naschen,
Wolt ichs halt fein stät [stat, leise] erhaschen,
Biss es wär vergnügt wie ich.

5. Das Schamperliedel, dass Lessing in einer übermütigen Stunde mehrfach verdolmetscht hat (s. Nicolais Fussnote unter dem Brief vom 25. Mai 1777), sogar griechisch, doch nicht zur Freude der Philologen (Wilamowitz, Vorr. zum Hippolytos), ist wohl anderweitig unbekannt; nur Picander spielt zweimal darauf an: Gedichte 2 (1729), 543 „Und Jungfer Liessgens Finger-Hut Ist gut zu allen Dingen" und 5 (1751), 232 „Und Jungfer Liessgens Fingerhuth Wird bald ein Loch bekommen".

6. Ein Bündel, in dem Goethe sogenannte Matinées der ersten Weimarischen Zeit zusammengelegt hat, enthält auch, ohne Bezeichnung, auf zwei Foliobogen blauen Packpapiers zwei burleske Volkslieder. Die ersten neun Zeilen hat Goethe selbst sehr hastig hingeschrieben, alles übrige dem Hoffräulein Luise v. Göchhausen rasch in die Feder diktiert, offenbar ohne Vorlage, sondern aus dem Gedächtnis mit Sprüngen und Lücken, improvisatorischen Änderungen und Ergänzungen. Durch Suphan ist mir die gnädige Erlaubnis geworden, beide Texte hier abzudrucken. Ich habe die Strophen beziffert und interpungiert, auch manche unzweideutige Hörfehler stillschweigend verbessert.

Das erste Gedicht erscheint mit zahlreichen Varianten im Wunderhorn 2, 399 (Arnims Werke 14, 421) als „Construction der Welt (Mündlich)": danach Mittler S. 416 (zum Anfang vgl. Mündel, Elsäss. Volkslieder S. 244). Birlinger und Crecelius in ihrer höchst willkürlichen, halbschürigen Ausgabe des Wunderhorns bieten 2, 20—25 den langen Text, zwanzig Strophen zu acht Zeilen, aus der „Anderen Tracht des Ohren-vergnügenden und Gemüth-ergötzenden Tafel-Confects" (Augsburg 1737) und S. 25—27 einen kürzeren hsl. aus Arnims Nachlass mit Varianten einer rheinischen Aufzeichnung Hoffmanns v. F.

1. Als Gott die Welt erschaffen,
Die Vögel und ander Gethier,
Konnt er nit ruhig schlaffen,
Er hat noch etwas für.

2. Ist dann kein Mensch auf Erden?
Dacht er in seinem Sinn,
Die Welt muss voller werden,
Es sei was rechtes drinn.

3. Man kann doch alles nuzzen
Was schon [schön?] gemacht voraus.
Er nahm ein Erdenbutzen
Und macht ein Mann daraus.

4. Sobald er ihn gestaltet,
Blies er'n ein wenig an!
Da erstund alsobalde
Adam der erste Mann.

5. Aufm Stein wo Adam sasse,
Der war sehr kühl und nass,
Es fror ihm an der Nase,
Drum legt er sich ins Gras.

6. Da kam der Herr geschlichen,
Dass man ihn kaum verspürt,
Er nahm ihm eine Rippe
Aus Adams Seiten für.

7. Adam der thät erwachen,
Er hatte das Ding gespürt;
Es war ihm nicht ums Lachen,
Drum thät er [sich] herfür:

8. O! Herr, wo ist meine Rippe?
Ich bin kein ganzer Mann.
Wenn ich dernach werd dippe,
So ist kein Rippe mehr dran.

9. Adam, sey du zufrieden,
Schlaf fort in guter Ruh!
Vor Schaden will ich dich hüten,
Ich stell dirs wieder zu.

10. Ein Weib will ich draus machen,
Ein wunderschönes Kind,
Du sollst mir drüber lachen,
Weil Weiber schöne sind.

11. Kannst du so schöne Sachen,
Mein lieber Gott und Herr,
Aus meiner Rippe machen,
So nimm der Rippen mehr.

12. Komm her, meine liebe Rippe,
Sey tausendmal willkomm! —
Adam, nimm du die Schippe
Und grab die Erde um!

13. Noch eins will ich euch sagen:
Den Baum lasst mir mit Fried!
Die Frucht, die er wird tragen,
Sollt ihr verkosten nit.

14. Des Tods sollt ihr gleich sterben,
So bald ihrs habt gewagt,
Zu eurm grossen Verderben
Zum Gart'n werd'n nausgejagt!

15. Adam, ich hab gebissen
Mit Lust zum Apfel hinein.
Es kanns ja niemand wissen,
Wir beyde sind allein.

16. Eva, du lose Zuchtel,
Du machst ein schlimme Sach!
Adam erwischt die Fuchtel,
Die Eva brav abstraft.

17. Adam, du kannst nicht wissen,
Wie gut die Äpfel seyn;
Hier hast du nur ein Bissen,
Den iss geschwind hinein!

18. Thu du es nur probiren,
Wie gut sie immer seyn;
Du brauchst nicht zu studiren,
Dein Docktor will ich seyn.

19. Packt euch, ihr liederlich G'sindel,
Packt euch zum Garten naus!
Geschwind macht euer Bindel,
Der Engel jagt euch naus [raus?].

20. In Arbeit sollt ihr schwitzen,
Dieweil ihrs habt gethan,
Eva beym Spinnrad sitzen,
Das ist der Sünder Lohn.

3, 1 f. „Dem könnt wohl alles nutzen So schön gemacht voraus" Wunderhorn. 5, 3 „ihn ans Gesasse" W. Nach 5, 4 hat das W. zwei Strophen, wie Gott seinen grossen „Bua" betrachtet und dem jungen Blut ein Weib zu schaffen beschliesst, damit Adam gut thue. 7, 4 „Drum er so heftig schrie" W. 10, 2 „Ein wunderliches Thier" W. 10, 4 „Schau gschwind, da stehts schon hier" W. 13, 3 „so er thut" W. Von Str. 15 an ist das W. viel ausführlicher. Goethe offenbar von seinem Gedächtnis im Stich gelassen worden. 18, 3 f. beruht auf Evas Worten im W.: „Bräucht nicht

lang zu studiren. Könnt bald ein Doctor sein". Dann bietet das W. viel mehr als Goethe, der dem Ende zueilt. Auch hat das W. noch einen derben Schluss: Adam wünscht, das „alte Leder" nie gesehen zu haben, und spricht von der Kirmess und vom Kinderkriegen.

Das zweite Gedicht findet sich minder abweichend, aber doch mit vielen kleinen Varianten, gleich nach dem ersten im Wunderhorn 2. 403 (Arnim 13. 367) als „Aussicht in die Ewigkeit (Fliegendes Blatt)" und bei Mittler S. 806 (zur 2. Strophe vgl. S. 805).

1. Wie geht es denn im Himmel zu?
Als wie [Und?] im ewigen Leben,
Da kann man alles haben genug,
Und braucht kein Geld zu geben.
Alles kann man borgen,
Braucht für nichts zu sorgen:
Wenn wir einmal drinne wären,
Wollten wir nicht mehr raus begehren.

2. Fallet uns ein Fasttag ein,
So essen wir Forellen.
Petrus ging in Keller nein,
Thät uns Wein bestellen:
David spielt die Harfe [Harpfen],
Ulrich brächt [brät] die Karpfen,
Margrethe backt uns Kuchen gnug,
Paulus schenckt uns Wein in Krug.

3. Lorentz hinter der Küchenthür
Der thät sich auch bewegen,
Trät mit seinem Rost herfür,
Thät Leberwurst auflegen.
Kunigunde und Sabine,
Elisabethe und Christine,
Alle die um Herd rum stehen,
Thäten nichts als Vögel drehen.

4. Wenn wir nun zu Tische gehn
Die beste Speis zu rüsten [essen],
Die Englein alle mit Tellern rumstehn,
Die Gläser mit Wein gemessen.
Da thun wir uns delectiren;
Auch Barthel thut tranchiren,
Joseph thut uns legen für [vor],
Cäcilia stellt uns ein Music vor [Musikchor].

5. Wenn wir nun gegessen hab'n,
Da thun wir uns delectiren,
Machen uns eine Comoediam [Commodität].
Thun uns resolviren
Zu dem Kegelscheiben,
Unsre Zeit vertreiben,
Lassen der Kugel ihren Lauf,
Zachäus setzt die Kegel auf.

6. Martin auf dem Schimmel reit,
Der thät recht galoppiren:
Blasticus [Blasius] mit dem Schmierrad scheut [erscheint?],
Der thät die Chaise schmieren.
Da wären wir ja Narren,
Wenn man könnte fahren,
Dass man thät zu Fusse gehn,
Lasst [Liesse] Ross und Wagen gehn [stehn].

7. Nun adieu [ade], du schnöde Welt,
Du thust mich nun [nur] verdriessen!
Im Himmel es mir besser gefällt,
Wo nichts als Freuden fliessen.
Bey dir ist alles gleich vergänglich,
Alles ist verfänglich.
Wenn ich einmal den Himmel hab,
Scheu [Sch . . s?] ich auf die Welt hinab.

3, 5 f. Wunderhorn: „Dorthe und Sabina, Liesbeth und Cathrina". 4, 3 f. „Die Engel um den Tisch rum stehn, Schenken Wein in d' Gläser". 4, 5 aus 5, 2. „Sie thun uns invitiren". 6, 3 „Bl. hält die Schmier bereit". 7, 8 „Hust' ich".

Die Schilderungen des himmlischen Schlaraffenreiches, besonders in Volksliedern Schlesiens, Böhmens, des Kuhländchens, Baierns, denke ich einmal in grösserem Zusammenhang zu behandeln.

Berlin, Pfingsten 1895.

Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -Liedern.

Ein kritischer Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie

von Dr. **Stanislaus Prato.**

In seinen Essais de mythologie comparée, traduction française de G. Perrot, S. 118 ff. stellt Max Müller das Sanskritwort Haritas, das die (mit Flügeln geschmückten und so die sieben Schwestern genannten) Rosse, genauer Stuten, der Sonne bezeichnet, zu dem griechischen *Χάριτες*, dem Namen der Grazien, die Aphrodite, die Mutter des Liebesgottes, als Begleiterinnen umgeben: Eros identificiert er mit *Ἔρως* (Agni Aushasya), einer männlichen Morgenröte oder vielmehr einer Art aufgehender Sonne in den Veden, wie sich die Liebe in der That bei ihrem ersten Nahen für uns ausnimmt. Sonne und Licht, die Ursachen der Schönheit,

gleich den Grazien, die sie lenken, und der Liebesgott, der seine eigene Existenz daher entlehnt und seinerseits auf sie Einfluss ausübt, würden in einander verschmolzen werden und der Mythus wäre so, wie er es wirklich ist, die Allegorie einer Wahrheit und zwar derjenigen Wahrheit hier, dass die Schönheit der Schöpfung das Ergebnis der Thätigkeit des Lichtes ist, des Hauptprincipes des Lebens und der Schönheit des Universums: hieraus erklärt sich der Name Deus (ital. Dio, von der Sanskritwurel div, leuchten[1]) für das höchste Wesen[1]), sowie die Bezeichnung desselben als Sonne der Gerechtigkeit, oder, wie man im Evangelium des St. Johannes liest, als Lux quae illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum. Anderswo wird von Gott gesagt: In sole posuit tabernaculum suum, et ipse tamquam sponsus procedens de thalamo suo[2]): Amictus lumine, sicut vestimento. St. Paulus, 1. Timoth. 6. 16 sagt, dass Gott in einem unnahbaren Lichte wohne, das kein Mensch je geschaut habe noch schauen könne, und aus diesem Grunde heisst es von ihm auch in der Heiligen Schrift, dass er in Ruhm und Glanz gehüllt sei. Es sei auch darauf hingewiesen, dass die verschiedenartigen Farben, mit denen sich alle Gegenstände nach ihrer jeweiligen Natur unter den Strahlen der Sonne schmücken, die Schönheit derselben bilden und somit die Schönheit des Universums ausmachen. Hieran hat Dante wahrscheinlich gedacht, als er sich der Wörter fregiare, adorno und addobbare im 1. Ges. des Purgatoriums und an zwei Stellen des Paradieses, Ges. 1. und 14, bediente, wo er eben vom Lichte spricht. Der heilige Franciscus erhält vom göttlichen Dichter den allegorischen Beinamen Sonne[3]): wenn

1 Gott ist das Wesen der Güte; aber auch ‚gut' identificiert sich mit ‚Licht', da lat. bonus, altlatein. duonus, über divonus von div, glänzen, stammt; im Griechischen bedeutet ἀγαθός, von ἀγαμαι bewundern, bewundert, bewundernswert, was darthut, dass auch die Griechen den Abstraktbegriff gut aus dem Konkretbegriff schön schöpften, da das, was bewundert wird, eben das Schöne ist; umgekehrt gebrauchte man καλός, das schön bedeutet, manchmal in dem Sinne von gut. In den slav. Sprachen dient die Wurzel swit als Ausdruck für Licht, Heiligkeit und Welt, vgl. poln. swit Morgendämmerung, swiatlo Licht, swient-y heilig, swiat Welt, und das entsprechende russische Wort asviatilo, Licht.

2) Aus diesem Grunde stellt Dante im 1. Gesange der Hölle Gott in der Sonne, die mit ihrem Lichte den Gipfel des allegorischen Berges umhüllt, sinnbildlich dar; so nennt er auch im 4. Gesange des Purgatoriums die Sonne den Spiegel Gottes, denkt er sich ferner, dass die am Horizont strahlende Sonne ihr Licht von der Sonne der Gerechtigkeit, d. i. von Gott, empfange und versetzt er die Gottesgelehrten in den Sonnenhimmel seines Paradieses.

3) Im 12. Gesange des Paradieses sagt Dante vom heiligen Dominicus, V, 64—66: La donna che per lui (den jungen St. Dominicus fassend) diede am Taufbecken, nämlich die Taufpatin Vide nel sonno il mirabile frutto, Ch'uscir dovea di lui e delle rede (seinen Erben). Die Taufpatin träumte der Legende nach, der Knabe habe vor der Stirn und auf dem Nacken, wie in verschiedenen Volksmärchen, die wir in einem späteren Abschnitte namhaft machen werden, die kleinen Kinder einen Stern, das Symbol nämlich des Lichtes, das Orient und Occident dank der seltenen Tugend des heil. Dom. von dem Dominikanerorden empfangen sollten.

Gott die Sonne der Gerechtigkeit ist (Sonne, weil er als Schöpfer der Welt Spender von Leben und Schönheit an das Geschöpf ist), so ist der Heilige eine zweite Sonne göttlicher Tugend zufolge und ein Spiegel jener. Die vom Lichte erzeugten mannigfaltigen Farben aber, die den Regenbogen und die einzelnen Gegenstände schmücken, gehen auf das Weiss zurück; aus diesem Grunde verwendet Dante im 1. Gesange des Paradieses weiss (bianco) im Sinne von glänzend und im 2. Gesang der Hölle imbiancare[1]) für beleuchten; in ähnlicher Weise bedeutet candido (vom sanskr. çand. glänzen) weiss, glänzend. So sind auch Galatea (lactea virgo), die Jungfrau der sicilischen Sage, so Leukothea oder Leucosia, die weisse Göttin mit dem weissen Fusse, so die Venus der Inder (Çrî oder Lakshmi), die Aphrodite der Griechen, welche die aus dem weissen Meeresschaume geborene bezeichnet und auf den Ursprung beider hinweist, nach ihrer weissen Farbe benannt worden.[2]) Weiss ist bei den arischen Völkern immer für das Grundelement physischer Schönheit[3]) gehalten worden, denn es hat seine Quelle in der Gesamtfarbe des Lichtes, das die Gegenstände bestrahlt und ihnen wie gesagt die verschiedenen Farben verleiht, von denen die Schönheit herrührt. Weiss wurde auch das Symbol der moralischen Schönheit; demzufolge sah Foscolo in Galatea die Bescheidenheit versinnbildlicht, jenen feinen Takt einer edlen Seele, die das eigene Verdienst wohl empfindet, es aber, um andere nicht zu verletzen, verhüllt. Man darf hier auch auf die Bezeichnung als die beiden Augen des Himmels hinweisen, die Sonne und Mond gleichfalls, und zwar bei den Chinesen, Indern, Griechen, Skandinaviern und auch bei den Ägyptern erfahren haben. Daher kommt es denn vielleicht, dass das Volk in Toscana ein hübsches Mädchen ein occhio di sole nennt; auch Petrarca singt im 4. Son. des 1. Teiles seines Canzoniere von seiner Laura:

Ed or d'un picciol borgo un sol n'ha dato,
Tal che natura e 'l loco si ringrazia,
Onde sì bella Donna al mondo nacque.

Und in seiner allegorischen Canzone über den Ruhm (Canzoniere Teil IV. Canz. 3) sagt er:

Una donna più bella assai che 'l sole
E più lucente e d'altrettanta etade . . .

1) Vom dtsch. blank, das seinerseits von dem Vb. blinken kommt.

2) Dem Schaume des Meeres entsprossen ausser Lakshmî (der Venus, Fortuna der Veden) auch die Apsaras, die himmlische Nereide, und das Unsterblichkeitsgetränk amrita, dessen Name mit d. griech. ambrosia verwandt ist und die gleiche Bedeutung trägt.

3) In den griech. Volksliedern des 2. Bandes der Sammlung von Tommaseo heisst es S. 270 von einer schönen Frau: Ἄσπρη κατάσπρη, d. h. ganz weiss.

Aus den bisherigen Betrachtungen ergiebt sich, dass die Ideen weiss, glänzend, gut, die Idee Schönheit, Leben und Tugend, die Idee Schöpfung und Geschöpf, Gott und Mensch, Himmel und Welt völlig gleichbedeutend sind; soeben haben wir ferner gesehen, dass die weisse Farbe, das Symbol der physischen Schönheit, auch zum sinnbildlichen Ausdruck für moralische Schönheit geworden ist; auch ist zu Anfang berührt worden, dass Gott, das geistige, übersinnliche Licht, mit seinem eigenen Namen, nämlich Deus oder Dio, und mit verschiedenen Bildern, die ihn vom Standpunkte physischen Lichtes aus betrachten, trefflich bezeichnet ist: Dante singt schon so im 30. Gesange seines Paradieses:

Luce intellettual piena d'amore,
Amor di vero ben pien di letizia,
Letizia che trascende ogni dolzore.

Auch sagt er im 1. Gesange der Hölle von Gott als Umbildung der Liebesgottheit, des kosmogonischen Gottes bei den Heiden, zu fassen,

. . . l'Amor Divino
Mosse dapprima quelle cose belle.

Ebenso gilt ihm Gott, den er hier nicht mehr als Schöpfer, sondern als Beherrscher der Welt betrachtet, im 1. Gesange des Paradieses als . . . Amor ch'l ciel governi, und im 33. Ges. desselben als . . . Amor che muove il sole e l'altre stelle. Auch Torquato Tasso beginnt ein Sonett mit dem allegorischen Verse: Amor alma è del mondo, amor è mente. Diese anmutigen Bilder, die sich in glücklicher Weise dem kosmogonischen Mythus des Liebesgottes anschliessen, können die hübsche, feierliche Anrufung der Venus, der Mutter Amors und der Göttin der Schönheit, in ihrer Geltung als kosmogonischer Gottheit, in Erinnerung bringen, mit welcher Lucrez seine Dichtung De rerum natura beginnt, Aeneadum genetrix, hominum divumque voluptas, Alma Venus . . . . . Es erinnert dieselbe, besonders in ihrem Schlusse, an das ganz bekannte Volksmärchen von der Schlange (oder einem sonstigen Tiere), die von einer holden Jungfrau geliebt und geheiratet wird, hierdurch ihre ursprüngliche menschliche Gestalt wiedergewinnt und so die allbekannte psychologische Thatsache von dem gewaltigen Einfluss, den die Liebe auf die beseelten Wesen und das Dasein ausübt, erhärtet und uns darthut, welche Wunder sie vermag, sie, die den Weg des Lebens mit Rosen bestreut, alles mit Anmut begabt und verführerisch erscheinen lässt. Doch man möge nicht denken, dass wir uns hiermit von der Idee des Lichtes, dem Gegenstande unserer Untersuchung, entfernen, denn, wie jeder weiss, wurde die Göttin Venus auch, um Dantes Worte im Purgatorium, C. 1 zu gebrauchen,

Lo bel pianeta, ch'ad amar conforta,[1])

1) Nach Petrarca l'Amorosa Stella.

und in den Venushimmel seines Paradieses versetzt Dante ja die liebenden Geister.

Was die Liebesgottheit anbetrifft, so ist die seelische Regung, die sie verkörpert, ein Feuer, das sowohl im guten Sinne zu verstehen ist (wie denn in der That die Metaphern Eifer, Inbrunst, Glut als nachdrückliche Bezeichnungen rühmlicher Arten von Liebe, z. B. derjenigen gegen Gott, gegen das Vaterland etc., allgemein bekannt sind), als auch schlimme Bedeutung haben kann, wie das Feuer als Strafe zeigt, denn in den Flammen lässt Dante im Purgatorium die Geister der Wollüstigen, da ja Wollust ausschweifende Liebe ist, martern; es ist aber das Feuer, die vom Lichte untrennbare Wärme, ein wesentliches Element des Lebens, wie wir schon gesehen haben, und somit auch ein Symbol dieses.

In den Volksliedern Italiens sowie einiger anderer Länder klingt der heidnisch-kosmogonische Mythus des Liebesgottes nicht selten nach, und zwar in der Identificierung der Geburt einer schönen Frau mit der Entstehung der Welt, des Lichtes und der Blumen; daher rühren die ausgezeichneten Feste, zu denen jene Geburt überall Anlass giebt, daher auch der lebhafte Streit unter all den lieblichen Dingen der Welt, wenn sie der Jungfrau, die geboren werden soll, ihre Schönheit leihen, um sie in trefflicher Weise schmücken zu können. Man darf hierbei aber nicht vergessen, dass die Schönheit die Ursache der Liebe ist (daher bei den Alten die Vorstellung von Aphrodite, der Göttin der Schönheit, als Mutter des Eros, der Liebesgottheit), und hieraus glaube ich mit grosser Wahrscheinlichkeit folgern zu dürfen, dass sich alles, was in den Volks- und Kunstliedern von der Schönheit der Frau gesagt wird, in dem Mythus der zur Gottheit erhobenen Liebe wiederfinden werde, die nicht allein die holdeste unter den Gottheiten geworden, sondern auch die älteste (ein Prädikat, das ihr Petrarca in dem 1. Verse einer Canzone des 2. Teiles seines Canzoniere verleiht: Quell'antiquo mio dolce, empio signore), war sie doch schon beim Beginne aller Dinge neben Chaos und Erde — so schildert sie in der That Hesiod — vorhanden. In einem Hymnus des Atharvaveda wird, wie Prof. Mich. Kerbaker[1]) in einer Anmerkung zu der daraus entstandenen Prosaversion bemerkt hat, die Liebe (Kama) nicht sowohl in ihrer menschlichen und psychologischen, als vielmehr in ihrer kosmogonischen Bedeutung betrachtet, und zwar als die Naturkraft angesehen, die die lebenden Spezies fortpflanzt und vervollkommnet, indem sie in dem Wettkampf des Lebens den besseren Individuen zum Siege hilft. Auswahl bedeutet notwendigerweise Ausschluss von Mitbewerbern, und so ist dieser die Herzen versöhnende und Freude spendende Genius zu gleicher Zeit der Genius des Hasses und der Zerstörung, fast wie der

1 S. Rassegna della letteratura italiana e straniera I No. 12. v. 30. Nov. 1890, S. 2.

Schaft des Achilles, der gleichzeitig verwundete und heilte. Virag' (vgl. das ital. virago, das ein kräftiges, stämmiges Weib bezeichnet) ist der Name, der dem weiblichen, materiellen Princip, d. h. der allgemeinen Natur, auch Prakriti geheissen, gegeben worden, und dieses besteht von Ewigkeit an neben dem aktiven, bildenden Princip her, darum heisst es: „Di padre eterno coëterna figlia". Jene Virag' (deren Name strahlend bedeutet) wurde Vac oder Stimme genannt, insofern sie sich in sinnlich wahrnehmbarer Weise offenbart und spricht[1]), und unter dem Sinnbild der Kuh dargestellt, um ihre unerschöpfliche, endlose Fruchtbarkeit anzudeuten. Die kosmogonische Auffassung der Liebe, die sich hierin kennzeichnet, zeigt einige Berührungspunkte mit den Lehren der griechischen Philosophen. Es mag genügen hier folgende Stelle aus Platos Symposion zu citieren: „Eros hatte keine Erzeuger und niemals ist von irgend einem gewöhnlichen Menschen oder einem Dichter gesagt worden, dass er deren zuvor gehabt habe.[2]) Parmenides bemerkt zur Schöpfungsgeschichte, dass Eros vor allen übrigen Göttern eingesetzt worden. Auch Acusilaos stimmt mit Hesiod überein. Soviele Zeugnisse treffen in der Anschauung zusammen, dass Eros eine sehr alte Gottheitt sei." (Symp. VI.) „Die wohlthätige Liebe, sagt Aristophanes, die mit goldenen Flügeln geschmückt ist, gab, nachdem sie sich mit dem Chaos vereinigt, Männern und Frauen ihren Ursprung; bevor die Liebe alle Dinge von einander schied, gab es noch keine Gottheiten und nur jene Mischung erzeugte den Himmel und die Erde, wie auch das Geschlecht der unsterblichen Götter."

In dem oben angezogenen Hymnus des Atharvaveda ist das weibliche kosmogonische Princip die Stimme, das Wort, und in der Genesis lässt das thaumaturgische Wort Gottes (in dem echten griechischen Sinne zu verstehen): Fiat lux, das Licht, das Princip von Leben und Schönheit

1) Im Griech. stammt das Vb. *φημί*, sagen, von *φάω*, dessen Bedeutung glänzen ist, daher *φῶς*, *φάος*, wie auch im Lateinischen loquor vgl lucet' nach Bopp, Glossarium comparativum linguae sanskritae vom sanskr. lok, glänzen, herstammt. So kommt auch das lateinische Vb. dīco (altlat. deīco) von *δείκω*, zeigen, enthüllen und da das Wort den Gedanken zeigt, enthüllt, sprechen; da nun aber das Licht dieses ermöglicht, so haben wir auch hier eine mit den vorhergehenden übereinstimmende Metapher. Dante sagt demgemäss im 1. Gesange des Inferno: Mi ripingeva là dove il sol tace (d. h. nicht glänzt) und desgleichen im 5. Gesange ibid.: Jo venni in loco d'ogni luce muto (d. h. beraubt). Schon Jesaia hatte gesagt: Ne taceat pupilla oculi tui. Thatsächlich reden ja die sinnlich wahrnehmbaren Dinge, indem sie sich vermöge der Farben, mit denen das Licht sie bekleidet unserm Auge in angenehmen Formen offenbaren, eine ästhetische Sprache, die uns zwar nur durch den Gesichtssinn mitgeteilt wird; ein moderner Dichter sagt darum von der untergehenden Sonne:

Dà un pio saluto alle campagne, ai monti,
E in mistico linguaggio
Sembra annunziare che ogni cosa intorno
E nasce e muor coll'armonia del giorno.

2) Nach anderen hätte wirklich Amor in Venus eine Mutter gehabt.

im Weltall, entstehen: das Wort ist der Verkünder der Weisheit[1]) und diese lässt Salomo, der sie im 8. Buche der Sprüche als persönliches Wesen einführt, V. 22 ff. von sich sagen: V. 22 Dominus possedit me in initio viarum suarum, antequam quidquam faceret a principio: V. 23 Ab aeterno ordinata sum et ex antiquis, antequam terra fieret . . .; V. 27 Quando praeparabat coelos aderam, quando certa lege et gyro vallabat abyssos . . . ; V. 30 Cum eo eram cuncta componens . . . .

Den kosmogonischen Mythus von dem männlichen Princip der Liebe bei den Indern und Griechen hat Vincenzo Monti ohne Zweifel im Auge gehabt, als er sich in seinem schönen Capitel La Bellezza dell' Universo gerade so, wie in der Heiligen Schrift die Weisheit als Personificierung der Ewigen Kraft gedacht wird, die Schönheit vorstellte als:

Della mente di Dio candida figlia,
Prima d'amor germana e di natura,
Amabile compagna e maraviglia;
Madre de' dolci affetti e dolce cura
Dell'uom che varca pellegrino, errante
Questa valle d'esiglio e di sciagura . . .

In diesem Capitel denkt sich der Dichter auch, dass die Schönheit in Verbindung mit der Ewigen Weisheit und mit Gott die Ordnung und die Formen der Welt eingerichtet und ihr somit Dasein und Leben gegeben habe, wie es der oben angedeuteten biblischen Vorstellung entspricht. Bekennt man sich übrigens zu der schon erwähnten von Max Müller aufgestellten Etymologie von Eros, das er mit *Ἔως* (Agni Aushasya), einer männlichen Morgenröte oder vielmehr einer Art aufgehender Sonne in den Veden (so dünkt uns die Liebe in der That zuerst), für identisch hält, so würde sich die Liebe, die Urheberin des Weltalls wie im Mythus, mit der Sonne und dem Lichte, der Quelle und dem Princip des Lebens, identificieren lassen, und zwar nicht ohne psychologische und mythologische Berechtigung[2]); denn wenn die Liebe als Gefühl die Vermehrung der lebenden

1) Man beachte: Weisheit ist Wahrheit, das Licht des Intellektes; aus diesem Grunde wird jene denn in dem nachher zu erwähnenden Capitel bei Monti mit der Schönheit, dem Lichte der Phantasie, und mit Gott, dem unerschaffenen, geistigen Lichte, verbunden, und sehr wohl vertragen sich Weisheit und Schönheit, d. i. Kunst, mit einander, nicht allein weil sie beide Licht sind, sondern auch weil das Schöne, um mit Plato zu reden, der Glanz des Wahren und des Guten ist.

2) Guido Guinicelli singt in seiner Canzone A cor gentil ripara sempre amore, Str. 1:

Né fe' amor anti che gentil core,
Né gentil cor anti che amor natura,
Che adesso, com' fu il sole,
Si testo fue lo splendor lucente,
Né fu davanti al sole.
E prende amore in gentilezza loco
Così propriamente,
Come il calore in chiarità di foco.

Wesen und den Bestand des menschlichen Lebens bewirkt, so sind Sonne und Licht physisch Princip und Ursache der Fortdauer des menschlichen Lebens wie desjenigen des Universums. Im vedischen Mythus wird Arusha (die Liebe) beim Beginne eines jeden Tages neu geboren, aber Kama, der wahre Liebesgott in den Veden, wird als eine Schöpfungskraft dargestellt, und im Atharvaveda wird nach dem oben citierten Hymnus Kama, insofern er erschaffende und zerstörende Gottheit ist, mit dem Gotte des Feuers und des Lichtes, Agni, verwechselt; daher denn für Lucrez das Recht zur Anrufung der als Princip des Lebens und der Schönheit des Universums gedachten Aphrodite, der Mutter Amors. Oben habe ich darauf hingewiesen, dass die Liebe als Gefühl, sei es die edle (vgl. die genannten metaphorischen Ausdrücke Eifer, Inbrunst, Glut), sei es die unedle Liebe oder Wollust (vgl. die von Dante im Purg. über sie verhängte Feuerstrafe) ein in der Seele glühendes Feuer ist, das im ersteren Falle der vortrefflichen, rühmlichen, heroischen Handlungen wegen, die es hervorruft, Princip des Lebens, im anderen Falle aber auf Grund der Missethaten und Vergehen, die es anstiftet, Princip des Todes ist. Deswegen ist sie auch psychologisch betrachtet schaffendes und zerstörendes Princip und als Feuer, Glut im Wesen mit der Seele verwandt, die darum von den Griechen *θυμός*, Dampf, Rauch (vgl. skr. dhûma), von *θύειν*, brennen, genannt wird, ein Umstand, aus dem sich erklärt, dass die Seele ideographisch oft unter dem Bilde einer hüpfenden Flamme dargestellt ist. Man wird sich hier des Prometheus erinnern, der aus dem Sonnenrade den Feuerfunken entwendete und, nachdem er ihn in den Stengel der Rutenpflanze *νάρθηξ* verborgen, auf die Erde brachte. Die Commentatoren dieses Mythus haben sich unter demselben verschiedene Arten von Feuer vorgestellt, nämlich unser Herdfeuer und die Wärme des menschlichen Körpers, die Seele: Prometheus wäre also der Begründer des physischen, geistigen und sittlichen Lebens gewesen und hätte das Menschengeschlecht um eine der kostbarsten Wohlthaten bereichert, daher denn die Apotheose dieses Heroen durch den griechischen Geist. Man weiss ferner allgemein, dass Vesta (griech. *Ἑστία*) die Göttin des Feuers war, eine Personificierung des letzteren, in der es wiederum die Bedeutung als Zerstörer, Verzehrer, aber zugleich auch als Pfleger, Ernährer annimmt (vgl. das verwandte Vb. *ἐσθίειν* verschlingen, verzehren und essen, sich nähren, von *ἔδειν*, womit das lat. edere, essen, skr. ad, sich nähren, urverwandt ist). In der That hatten ja die Priesterinnen dieser Göttin die Verpflichtung das heilige Feuer derselben sorgsam zu hüten, da von seiner Erhaltung diejenige des Lebens, sowie die Fortdauer der Stadt und des Staates, woselbst es brannte, abhing; lebendig wurden diejenigen von ihnen verbrannt, die es ausgehen liessen. Auch in diesem Mythus ist das Feuer Symbol des Lebens. Im Semitischen tragen Thâ und Tâ, Sciaâ und Sciâ die Bedeutungen einer-

seits strahlende Sonne, Licht, Glanz, Wachstum der Ähren, andererseits brennen, verbrennen, Feuerfangen, das Feuernähren, die alle an das ägyptische Wort Phtah, Feuer, gemahnen. Die Griechen hatten als Gott des Feuers noch den Hephaestos, Vulcan (der der himmlische Schmied der Götter war und, wie die Sage ging, unter dem feuerspeienden Aetna, dem flammenden, von *αἴθειν* brennen, wohnte); er entspricht dem Abesto der Semiten (gebildet aus ab und esto), der besagt: Vater des Feuers, und dieser ist sicher identisch mit dem ägyptischen Phtà, dessen Sinn ist: Nährer des Feuers, befruchtende Wärme der Vegetation, derjenige, der bestrahlt, erwärmt und verbrennt, und der somit auch mit dem griech. Hephaestos und dem indischen Agni vollkommen sinnverwandt ist. Die arabische Wurzel lehrt uns, dass Phtà den Urheber des Feuers, das Princip der befruchtenden Wärme, bezeichnet, und hierauf passt ebenso sehr das mystische Tetreschar (tetréscare), das Michelangiolo Lanci[1]) entdeckt und erklärt hat, wie die für seinen Namen gefundenen Hieroglyphen. Die drei Symbole, die den Phtà ideographisch darstellen, sind zudem ein durchfurchtes Feld, die Hemisphäre und die drei Sonnen darüber innerhalb eines Kreises; das erste Sinnbild ist das ph, das zweite das t oder th, das dritte ain und alle drei zusammen sind soviel wie Phtà. Gleichzeitig geben sie aber dem Kenner heiliger Inschriften, der von dem Grundsatze ausgeht die Hieroglyphen nach zwiefacher Manier, phonetisch und symbolisch zu lesen, deutlich zu verstehen, dass der Gott des Feuers, das Princip der Sonnenwärme in den drei Momenten des Aufganges, des Mittags und des Unterganges[2]), gemeint ist, dass er jeden Tag im Jahre den Himmelsbogen auf unserer Hemisphäre durchmisst und dass er allezeit die Saaten befruchtet. Dem Phtà steht im ägyptischen Kultus Anuki gegenüber die abend- und morgenländische Vesta, die von ihren Dienerinnen das Gelübde der Keuschheit verlangte. Im Kultus der Göttin Anuki gelangte die Priesterin Tebbà zur Berühmtheit, und die alten Araber pflegten mit dem Namen Anuki auch den Herd oder Leuchter zu bezeichnen, der der Göttin geweiht war. Der Gott Mitra bei den Orientalen verkörperte die beiden entgegengesetzten Principien der Zerstörung und der Erhaltung, des Todes und des Lebens; Mitra oder Metra ergiebt rückwärts gelesen Artem mit dem gleichen Sinne.

1) Michelangiolo Lanci, Paralipomeni alla illustrazione della Sacra Scrittura per monumenti fenicoassiri ed egiziani, Bd. I, Paris, Dondey-Dupré, 1845, Cap. 3.

2) Daher liest man denn in der Oper Aida, die einen ägyptischen Stoff behandelt, folgenden Hymnus an Phtà, den Gott der Sonne und des Feuers:

Allmächt'ger Phta, urew'ger Lebenshauch der Welt, Dich rufen wir!
Allmächt'ger Phtà, Befruchter, Schöpferhauch der Welt, Dich rufen wir!
Dich, unerschaffnes Feuer, Der Sonne Lebenslicht, Dich rufen wir!

Zerlegt man das Wort in seine beiden Hälften met-ra, so führen die semitischen Wurzeln ganz klar auf die Bedeutungen verderben und ernähren, sterben und leben lassen nacheinander; wenn man aber das Wort in der umgekehrten Lautfolge Artem betrachtet und sich in ar-tem abteilt, so ergeben hier die hebräischen Wörter die entgegengesetzte Bedeutungsordnung erwecken und aufzehren, sodass, während in Mitra oder nach orientalischer Aussprache Metra das Leben dem Tode folgt, es in Artem diesem voraufgeht. Zu beachten ist auch, dass in sinnbildlicher Darstellung der Gott auf der einen Seite zwar, wenn er den Stier umbringt, die Zerstörung vergegenwärtigt, andererseits aber mit Hilfe der reifen Ähren, die er statt des Büschels des Stierschwanzes darbietet, darauf hinweist, dass er zugleich Erhalter der lebenden Wesen sei. So scheint denn Mitra etwas mit dem ägyptischen Rêfô und dem mosaischen Hohi, d. h. mit dem verkehrt ausgesprochenen und dann zu profanen Zwecken verwendeten heiligen Worte gemein gehabt zu haben. Es scheint sogar auch, als sei hiervon die griechische Artemis (wie Diana bei den Griechen bezeichnet wurde) ausgegangen, wenn man in Erwägung zieht, dass Mitra und Artem, ähnlich wie das geheime und offene Tetragrammaton der Hebräer, zwei Wortanfänge haben, die einen Gegensatz ausmachen. Mitra und Artem (man beachte, dass Phoebus und Diana im griechisch-lateinischen Mythus Geschwister heissen, gleichwie Apollo und Artemis, die nur andere Benennungen derselben Gottheiten sind) sind also zwei Namen, die auf den Gegensatz in der Person eines einzigen, zwiefach gearteten Gottes hinweisen, und von diesen Namen machten die Mystagogen, da ja der eine vom Tode, der andere vom Leben ausging, unter verschiedenartigen Verhältnissen im Kultus Gebrauch. Und zwar riefen die Orientalen, wenn sie die göttliche Gerechtigkeit, die Hüterin der Völkerrechte, erflehen wollten, vielleicht den Mitra an, richteten aber dann ihr Gebet um die Gnade und Wohlthat des Himmels an Artem: hieraus entsprang die Form Artemis, die die weibliche Seite der Sonne und nicht vielmehr des Mondes ist. Diese Betrachtungen über das Wort metra folgen ganz der Methode, nach welcher die semitischen Völker im Orient, der Weisung ihrer Buchstaben und ihrer natürlichen Empfindung gemäss, jene Gottheit verstanden. Sollten jedoch gelehrte Archäologen und hervorragende Interpreten in Mitra die Geltung des indischen Namens io (ahâm, von gleicher Wurzel mit ah, sagen, sprechen), der, ein japhetisches Wort, den Sinn von λόγος, Wort, besitzt, ermitteln, als wäre mitra das Wort, der Spruch in höherem Sinne[1], so beseitigt dies keineswegs

1) Vergleiche die oben erwähnte Virag' oder Prakriti, als weibliches kosmogonisches Princip Vac, Stimme, geheissen; auch vgl. die kosmogonische Göttin der Inder Sarawati, die Gattin Brahmas, die Göttin des Wortes und das Wort selbst, eine Personificierung der Macht und Weisheit Brahmas; und schliesslich die Vorstellung von der Weisheit als kosmogonischem Princip, das von Ewigkeit an besteht, der Christus-

die Idee vom Tode und vom Leben, die wir in demselben wahrgenommen haben, da auch die Hebräer, wenn sie für erhabene Rede ihr heiliges Tetragrammaton als Name, Wort, Losung, gelten liessen, die tiefen religiösen Bedeutungen, die es enthielt, nicht von ihm ausschlossen. Spürten also die Inder oder die Perser in Mitra ewig den Sinn Wort, so darf man glauben, dass dies seine offene Bedeutung gewesen sei, auch ist ja allgemein bekannt, in welcher Weise sich Jehova, wenn er erschien, den Hebräern im allgemeinen zu erkennen gab. Wie dieser aber auch mystische Züge trug, die man gemeinhin nicht kannte, so musste auch Mitra mystische Bedeutungen in sich fassen, die sich nicht weit von dem Charakter und der Natur entfernten, die sich durch alle heiligen Tetragrammata zieht und ihnen allen Form und Gestalt giebt. Sollte man nicht vielleicht annehmen dürfen, dass Mitra, der Tod und Leben verleihende Gott, der von den Asiaten nach den beiden Namen Madbaco und Selamani, Verwunder und Heiler, geschieden worden, aus gewissen schriftlichen Normen, die die göttliche Allmacht ausdrückten, hervorgegangen sei, wie z. B. die folgende im 5. Buch Mose, Deuter. Cap. 32, 39 ist: Ich kann töten und lebendig machen, ich kann schlagen und kann heilen. Und wenn der Mitrakultus der mosaischen Gesetzgebung zeitlich vorausgegangen ist, sollte man nicht in diesen heiligen Worten einen Vorwurf gegen die Verehrer einer fremden Gottheit zu sehen haben und zwar glauben, dass sich in ihr das doppelte Vermögen sterben zu lassen und leben zu lassen, wie es eben der Name Mitra zu erkennen giebt, vereinigt habe — jenes Vermögen, das den Gott Israels so ganz charakterisiert?

Humboldt stellt in seinem Kosmos viele Beispiele von Mythen verschiedener Länder zusammen, aus denen sich der kosmogonische Charakter der Sonnen- und der Mondgottheit ergiebt. Bei den Indern und Amerikanern wäre die allgemeine Sintflut durch Schia (die Mondgöttin), die Gattin des Botchika (des Sonnengottes), erzeugt worden, die sich damals noch nicht im Himmel, sondern noch auf der Erde befand; der letztere empfand Mitleid mit den Menschen, vertrieb den Mond, seine Gattin, von der Erde und schaffte sie in den Himmel. Nach den Huronen veranlasst die Mondgöttin Aataentsic, die Mutter oder Grossmutter des Sonnengottes Jouseka, die, obwohl Schöpferin der Erde und des Menschen, doch Urheberin seines Verderbens ist, den Tod desselben und beherrscht das Reich der Seelen, während Jouseka umgekehrt für das Heil des Menschen sorgt und das Princip der Erhaltung seines Lebens darstellt. Nach Dupuy (Origine de la fable) wurde in einem indischen Tempel eine Bronzetafel gefunden, die ein kosmogonisches Denkmal von hoher Bedeutung bildet; sie zeigt

personifikation bei Salomo und die Vorstellung von der Schönheit (in Verbindung mit der Weisheit und mit Gott) als kosmogonischem Princip bei Monti an den angeführten Stellen.

das ins Meer getauchte kosmische Ei und einen aufrecht stehenden Stier, der seinen Fuss auf das Ei gehoben hat; der Stier ist in dem Sternenglauben der Inder Symbol der Lebenskraft in der Welt und heisst als solcher Taurus, exaltatio Lunae. Es ist eine Anspielung auf die allgemeine Sintflut, jene unter den Völkern der Welt so verbreitete Tradition, die in dem Wasser zur Anschauung gebracht ist. Das Ei, die künftige Fruchtbarkeit, repräsentiert den Mondkontinent Schia. Tulla die Last der Erde, deren Erhöhung dem Menschen den Besitz der fruchtbaren Regionen unter dem Wasser wiedergeben wird, und der Taurus, exaltatio Lunae, versinnbildlicht die Allmacht, welche das traditionelle Wunder der Erdbildung vollbringt.[1])

Aus den bisherigen Beobachtungen erhellt nicht nur die Verwandtschaft Gottes und seiner Schöpferkraft mit der Sonne und dem Lichte, das gleichsam sein erlesenstes Symbol ist, sondern auch mit der Liebe, als kosmogonische Gottheit betrachtet, und so die Berechtigung für Dante zu behaupten, dass l'Amor Divino Mosse dapprima quelle cose belle (d. h. das Universum) und eben dieser Amore il ciel governa. Die Sonne ist vermöge ihres Lichtes und der Wärme Prinzip des Lebens (wir haben oben die Identificierung des Gottes der Sonne mit dem Gotte des Feuers – beides Prinzipe der Erzeugung und Erhaltung des Lebens – gesehen) und gleichzeitig ist sie Prinzip der Schönheit[2]), da sie den Gegenständen die mannigfaltigen Farben verleiht, denen sie ihren Reiz verdanken. Gott ist der Schöpfer und Erhalter des menschlichen Lebens und der Welt, und als solcher ist er eben die unerschaffene Schönheit. Auch der Mond, der das Licht, das ihn erfüllt, von der Sonne empfängt, kann zum Sinnbild der Schönheit werden. Die Liebe als kosmogonische Gottheit ist der allegorische Ausdruck des Gefühls, das die Menschen verbrüdert und für die Vervielfältigung der lebenden Wesen, insonderheit des Menschen Sorge trägt; sie ist gleichfalls Prinzip des Lebens sowie der Schönheit, ist sie doch die Wirkung, die der Anblick menschlicher Schönheit in Personen verschiedenen Geschlechtes hinterlässt, und begeistert sie doch den, der von ihr ergriffen wird, zum Preise der Schönheit, der sich aus dem Lichte, dem Prinzip physischer Schönheit, also aus der Sonne

1 Morel Rathsamhausen, Description de la derniere epoque geologique: Mythes et Légendes cosmogoniques des divers peuples de l'antiquité; L'humanité à l'époque tertiaire, Paris, Fischbacher, S. 16.

2 *Καλός* stammt von *καίειν* brennen; auch bei den Russen floss aus dem Rot des Feuers (krasni) die Idee des Schönen (prekrasni); auch das ital. bello, aus lat. bellus = altlat. duellus, divellus, geht, wie die Sanskrit-Wurzel div zeigt, deren Bedeutung leuchten ist, aus der Idee des Lichtes hervor. pulcher aus *πολύς* und *χρόα, ας* Farbe (also aus vielfältigen Farben bestehend) verknüpft sich gleichfalls mit der Idee des Lichtes, die in diesem Worte umschrieben (setzt sich doch das Licht aus den Farben zusammen) zum Ausdruck gelangt; und geht der Name für die Wissenschaft des Schönen, die Ästhetik, auf das griech. *αἴσθος*, Wärme, Hitze zurück.

und auch dem Monde und den Sternen erschliesst. Die psychologische Thatsache von dem Ursprung der Liebe in dem Anschauen weiblicher Schönheit flösste den Alten den Mythus von dem Gotte Eros als Sohn der Aphrodite, der Göttin der Schönheit, ein.

Um nun von einer anderen Seite das Bild der Sonne zu beleuchten, das Verwendung fand, um von der Schönheit junger Mädchen einen Begriff zu geben, so sei es mir gestattet, ein hübsches sicilianisches Volkslied anzuführen, das Prof. Alessandro d'Ancona sich mit Recht litterarischen Ursprungs denkt: es lautet:

La luna è bianca, e vu' (voi) brunetta siti (siete);
Idda (ella) è d'argentu, e vu' l'oru purtati (portate);
La luna nun (non) à ciammi (fiamme) e vu' l'aviti (l'avete);
Idda la luci (luce) spanni (spande) e vu' la dati (date);
La luna manca e vu' sempre crisciti (crescete);
Idda s'aggrissa (s'eclissa) e vu' nun v'aggrissati (eclissate);
Adunca ca la luna vu' vinciti (vincete),
Bedda (bella) suli (sole) e no' (non) luna vi chiamati (chiamate).[1])

Bei den Provenzalen ist der Gebrauch dieses hübschen Bildes nicht selten: Bernard v. Ventadorn drückt seine Bewunderung für die Schönheit seiner Dame in einem den vorhergehenden ähnlichen Bilde aus: „In ihrer Schönheit glänzt sie wie ein schöner Tag und strahlt sie in der dunklen Nacht." Und Carcamon schreibt: „Wenn die Welt finster wird, so strahlt es da, wo sie (die Dame) weilt." In dem Gedicht über Boëthius liest man: „Das Haus, in das sie eintritt, empfängt von ihr hellglänzendes Licht." Dante sagt von den Augen der Beatrice im 2. Gesange der Hölle: Lucevan gli occhi suoi più che la stella (die Sonne).[2]) Petrarca sagt von

1) Eine calabresische Version lautet:

La luna è bianca e vu' brunetta siti,
Iddha (ella) l'argentu e vu' l'oru purtati,
La luna ammanca e vu' sempre crisciti,
Iddha perdi la luci, e vu' la dati;
Iddha lu scuru (l'oscuro) e vu' a iddha vinciti,
Iddha s'accrissa e vu' nun v'accrissati:
Vu' lu suli e la luna ca (qua) vi uniti,
Ma nè suli, nè luna vi chiamati.

2) Bei Achille Millien, Chants populaires de la Grèce, de la Serbie et du Montenégro, Paris, Alph. Lemerre 1891; Chants grecs S. 50—51 liest man: Die Stolze Schöne: Zwischen zwei Meeren erhebt sich ein gar fester Turm. Ein junges Mädchen mit blondem Haar steht auf ihm in stolzer Haltung. Sie setzt sich nieder, breitet die Geschmeide aus, mit denen sie ihre Schönheit zu schmücken liebt, bewundert sie, öffnet sie und schliesst sie wieder. Sie spricht zur Sonne: „Wie lange währt doch dein Kommen! O, Sonne, wer hemmt dich denn nur und verzögert so sehr deinen Lauf? Zeige dich, tritt hervor aus der Wolkenmitte, zu derselben Zeit, da auch ich vor dir erscheinen will. — Sonne, arme Sonne, deine Flammé, die feurigste, kaum kann sie das

Laura: wenn sie von dannen geht, so verfinstert sich alsbald der Himmel und Stürme erheben sich; kehrt sie aber zurück, so wird der Himmel wieder heiter und die Luft wieder sanft und ruhig; geht er, der Dichter, um Laura zu begrüssen, so verhüllt sich die Sonne vor Eifersucht mit einer Wolke und Lauras Klagen erregen der Sonne Neid und betäuben die Elemente.

In den Volksmärchen ist dieses Bild mehr oder weniger umgestaltet häufig anzutreffen. So gebiert in der ersten umbrischen Version der zweiten Erzählung meiner Quattro novelline popolari livornesi, Spoleto, Bassoni, 1880, 4°, die Tochter eines Koches, die den König geheiratet hat, drei schöne Knaben, den ersten mit einem Stern auf der Stirn, den zweiten mit einer Schrift hinter dem Ohr und den dritten mit einem Apfel in der Hand; in der darauf folgenden umbrischen Version gebiert die Frau des Königs zwei Söhne, einen Knaben mit goldener Kette um den Hals und ein Mädchen mit einem goldenen Apfel in der Hand, und genau so in der vorletzten umbrischen Variante. In einer anderen umbrischen Erzählung aus Spoleto, die in den „Vergleichenden Anmerkungen" kurz zusammengefasst ist, genest die Gattin eines Königs zweier Knaben, von denen der eine einen Stern auf der Stirn, der andere einen Apfel in der Hand hat. In einer weiteren umbrischen Version aus Rieti bringt die Gattin des Königs einen Knaben mit einem Stern auf der Stirn und ein Mädchen mit einer Kette um den Hals zur Welt; der gleiche Zug begegnet auch in einem sicilianischen Volksmärchen bei Pitré, Fiabe, Novelle, Racconti popolari siciliani, Palermo, L. Pedone Lauriel, 1875, B. I, No. 36: Li figghi di lu cavuliciddaru (die Kinder eines Suchers und Verkäufers von wilden Rettichen). In dem Feenmärchen La Princesse Belle-Etoile et le Prince Chéri, s. Cabinet des fées, Genève 1786, 16°, B. IV: Contes des fées, von Mme. D'Aulnoy, gebiert die Gattin des Königs zwei schöne Knaben und ein Mädchen mit einem Stern auf der Stirn und einer kostbaren goldenen Kette um den Hals, sowie mit lockigem Haar, aus dem Edelsteine herausfallen. In der 3. Novelle der 4. Nacht bei Straparola (s. seine Piacevoli Notti, gebiert die Frau des Ancilotto, des Königs von Provino, zwei Knaben und ein Mädchen mit aufgebundenem Haar, das mit feinstem Golde durchsetzt ist, einer Kette um den Hals und einem Stern vor der Stirn. Bei Wuk Stephanovich,

Gras unserer Felder dorren. Und ich, sobald ich mich zeige, in einem Augenblick vermag ich den Feuerbrand in die Herzen der Jünglinge zu senken!"

In der Dianea von G. F. Loredano, s. die Erzählung Astidamo, principe di Creta, trifft man folgenden analogen Passus: „Die Morgenröte war schon hervorgetreten, und die Vögel betäubten die Luft mit ihrem Gesange, als Dianea mich ihre Schönheit schauen liess. Da vergab ich der Sonne ihr Säumen; denn mit Recht geschah es, dass sie ihren Platz jener überliess. Ich tadelte es als eine Vermessenheit, wenn die Kunst mit dem Pinsel ein Werk so schön, dass es jede Vorstellung übertraf, nachzuahmen versuchen würde."

Srpske narodne Pripowjietke. No. 25: Die böse Schwiegermutter wird die Gattin eines Fürsten von zwei Söhnen mit goldenen Armen und einer Tochter mit einem goldenen Stern vor der Stirn entbunden. Bei Laura Gonzenbach. Sicilianische Märchen, No. 5: Die verstossene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder bringt die Gattin eines Königs ein männliches und ein weibliches Kind mit einem goldenen Stern auf der Stirn zur Welt. Bei A. Schiefner, Awarische Texte (in den Mémoires de l'Académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg, VII. B. 19) No. 12 giebt die Gemahlin des Königs einem Knaben mit Perlenzähnen und einem Mädchen mit goldenen Locken das Leben, vgl. für ähnliche Züge in anderen Versionen desselben Sujets meine Vergleichenden Anmerkungen zu der zweiten Erzählung der bereits citierten Quattro novelline popolari livornesi. Unter diesen Versionen verdient jedoch eine polnische im 2. Bde., No. 46, von Glinski, Bajarz Polski. 4 Bände. Wilna 1853, besondere Aufmerksamkeit, in welcher die Tochter des Königs von zwei Kindern entbunden wird, die auf der Stirn den Mond und auf dem Haupte Sterne zeigen. Bei Gaal Stier, Ungarische Volksmärchen, Pest 1857, S. 390 gebiert die Gemahlin des Königs Zwillinge mit goldenem Haupthaar, von denen der eine auf der Stirn einen Stern, der andere eine Sonne und um den Arm zwei goldene Ringe trägt. Bei v. Hahn, Griechische und Albanesische Märchen, No 69 (Lesart von Syra) bringt die Gattin des Königssohnes drei Kinder zur Welt, die Sonne, den Mond und Lucifer (den Morgenstern)[1]; in einer epirischen Variante ebendaselbst gebiert die Frau des Königs zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die so schön sind wie Lucifer und Hesperus (der Morgenstern und der Abendstern). In einem serbischen Märchen bei Wuk Stephanovich, No. 30 der genannten Sammlung (Die Prinzessin und der Schweinhirt), das jedoch zu einem anderen Thema gehört, kommt eine Prinzessin vor, die drei Wundermale am Körper trägt, einen Stern auf der Stirn, einen Mond auf der Brust und eine Sonne auf dem Knie. In einem serbischen Märchen der Frau Mijatovics, s. Popular Tales, selected and translated, edited with an introduction by the Rev. W Denton, London 1874. S. 173, erscheint eine Prinzessin, die einen Stern am Halse und eine Sonne und einen Mond am Busen hat, und in einem Zigeunermärchen bei Miklosich, Zigeunermärchen der Bukowina, No. 7, hat die Prinzessin, die die Heldin der Geschichte ist, eine Sonne auf der Stirn, einen Mond auf dem Busen und einen Stern auf dem Rücken. Bei A. Afanasieff, Narodnija Russkija Skazki, Moskau 1863, gebiert eine Prinzessin drei liebliche

1 Derselbe begegnet in den *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα*, Athen 1870, I, 1, No. 4. Dort sind die zur Welt gebrachten Kinder, die von blendender Schönheit sind, die Sonne, der Mond und der Stern.

Kinder mit bis zum Knie silbernen Beinen, mit goldener Brust, mit einer Stirn, die dem Monde gleicht, und mit sternenbedecktem Leibe. In einem russischen Märchen, das in den Anmerkungen zu Buch 3, No. 6 und 13 derselben Sammlung mitgeteilt ist, wird die Gemahlin eines Konigs von einem Knaben entbunden, dessen Arme bis zum Ellbogen und dessen Beine bis zum Knie von Silber sind und der auf der Stirn eine Sonne und auf dem Nacken einen Stern hat. In No. 7 des gleichen Buches der genannten Sammlung bringt eine junge Konigin zwei Kinder zur Welt, von denen das eine auf der Stirn einen Mond, das andere auf dem Nacken einen Stern zeigt. Die böse Schwester der Konigin scharrt die beiden Kinder barbarischen Sinnes ein, aber ein goldenes und ein silbernes Reis spriessen aus ihrem Grabe hervor.[1]) In einem serbischen Märchen von Wuk Stephanovich, das mit den oben angeführten nichts gemein hat, s. in der Wiener Ausgabe der dtsch Übersetzung S. 74, treffen wir ein Kind mit goldenen Armen und goldenem Haar, und ibid. S. 128 ein Mädchen mit einem Stern auf dem rechten Knie. Im Serbischen Jahrbuch, 1872, Heft 114, S. 141 begegnen zwei goldene Knäblein. Man darf hier auch an folgenden Passus aus der Apokalypse des St. Johannes erinnern: Signum magnum apparuit in coelo, mulier pulcherrima inter mulieres, amicta sole et luna sub pedibus eius et in capite eius corona stellarum duodecim, sowie an die Nachahmung dieses hübschen Bildes durch Petrarca im Eingang seiner Canzone an die Jungfrau (s. Canzoniere, Teil II, Canz. 8):

Vergine bella che di sol vestita,
Coronata di stelle al somme Sole[2])
Piacesti sì che in te sua luce ascose . . .

Torquato Tasso sagt in seinem Befreiten Jerusalem, C. I, Oct. 2, V. 4 gleichfalls von der Jungfrau:

Hai di stelle immortali aurea corona.

Für das im vorhergehenden behandelte, den Volksmärchen eigentümliche Bild hat man auf die Vedamythen zurückzugehen (vgl. De Gubernatis, Mythologie zoologique II, 33 u. 34), und zwar vergleiche man im Rigveda, ou livre des hymnes, I, 1, Hymnus 3[3]) (An verschiedene

1) Eine Ziege frisst dieselben und zeugt darauf zwei Böcklein, von denen das eine mit einem Monde auf dem Kopfe, das andere mit einem Stern am Halse geschmückt ist; die gute rechtmässige Konigin verzehrt sie und gebiert aufs neue die erwähnten beiden Kinder.

2) Nämlich Gott; auch in der 4. Str. spricht der Dichter so zur Jungfrau:

Tu partoristi il fonte di pietate,
E di giustizia il Sol che rasserena
Il secol pien d'errori oscuri e folti.

3) Traduction du sanskrit par A. Langlois, 2e édition, augmentée d'un index analytique par Ph. Ed. Foucaux, Paris 1871, gr. 8°, zweispaltig, S. 620.

Götter) den 7. Vers, welcher lautet: Ich flehe Savitri mit der goldenen Hand (hiranyahasta) um Beistand für uns an. In der That ist Savitri oder Savitar der Gott mit den goldenen Augen (hiranyâkssha) und den goldenen Händen (hiranyapani, hiranyahasta). Die Hände und Arme Savitris (d. i. des Sonnengottes) sind die Strahlen der Sonne. Hierzu erzählt man folgende Legende: Bei einem Opfer versah Savitri das Amt des Priesters. Als seine Gehilfen ihm eine Spende, prâsitra genannt, überreichten, zeigte sich die Hand des Priesters verstümmelt. Man machte ihm aus Gold eine neue, die sich seinem Arme anfügte. Langlois deutet diese legendäre Begebenheit folgendermassen: Das grosse Opfer, das die Sonne vollzieht, ist die Verrichtung, die sie in der Welt ausübt. Die Spende (prâsitra) ist die Wolke, die sich zwischen die Sonnenstrahlen schiebt und sie verstümmelt. Die Sonne, dieser Haupt-papi (d. h. Trinker), kann nicht umhin sich die goldenen Hände, die ihr für einen Augenblick genommen worden, wieder anzueignen. In den slavischen Märchen, die auf arische Quellen zurückweisen, wird die Sonne unter menschlicher Gestalt mit goldenem Haar dargestellt, vergl. so das böhmische Volksmärchen: Die drei Haare des Grossvaters Allwissend (Dede Usevêd)[1]), das Emilio Teza auch ins Italienische übertragen hat. Wir sehen auch in den vedischen Traditionen Vadhrimati (d. i. das mit einem Stumpf behaftete Weib) von den Açwin (den indischen Dioskuren) eine goldene Hand bekommen, ebenso wie in dem Volksmärchen von der verfolgten Jungfrau das arme Mädchen, dem man die Hände verstümmelt hat. Auch Indra, der Veda-Zeus, hatte eine Hand aus Gold[2]): „Hört ihr das Lärmen jener Rosse? Indra ist es, der Donnergott mit der goldenen Hand.“ Man sehe auch bei Glinski, a. a. O. I, S. 43 die Erzählung von dem Prinzen mit der goldenen Hand nach, die Alexander Chodzko in seinen Contes des paysans et pâtres slaves, Paris, Hachette, 1864 französisch übertragen hat. J. W. Wolf hat in seinen Beiträgen zur Deutschen Mythologie, Gottingen 1857, II, S. 127 zahlreiche Notizen über die goldenen Kinder der Volksmärchen gesammelt. W. Schwartz[3]) äussert einmal über dieses Motiv folgendes: „Nach der griechischen Mythe war Asklepios als Kind vom Blitzglanz umflossen, glühte Achilles in der

1) In diesem Volksmärchen begegnet auch eine goldene Ente (aranykacsa), auf der das Schloss der Fee Ilona ruht, das auf der 70. Insel des blauen Meeres gelegen ist; aus Versehen ist sie dann anderswo in einen goldenen Truthahn (aranypulyka) verwandelt worden, sodann in ein goldenes Hufeisen (aranypatkó), einen goldenen Lappen (aranytörlö) und eine goldene Striegel (aranylovakaró); aber das Hufeisen wird weiter eine Bürste (lókefe) für Hufeisen,

2) Rigveda, B. III, S. 81 in der französischen Übersetzung von Langlois.

3) Die Poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie, B. I: Sonne, Mond u. Sterne u. s. w., Berlin, Hertz, 1864, SS. 179, 181, 202, 235; vgl. die gelehrte Einleitung von Prof. A. Wesselofsky zur Novella della figlia del Re di Dacia, Pisa, Nistri, 1866, S. XXXI u. Anm.

Wiege im Feuer und erglänzte bei des Apollo und der Athene Geburt alles von Gold; alle diese Sagen beziehen die Mythologen einstimmig auf die Vorstellung von der Neugeburt der Sonne. Die goldenen Kinder der Volkssagen sind also nur ein blasser Nachklang jenes mythologischen Typus von der Geburt des Sonnenwesens. Sie haben goldenes Haar oder irgend ein goldenes Abzeichen bei der Geburt, werden mit Goldregen wunderbar überschüttet, und wenn uns dies schon an die analoge Vorstellung der Griechen von den im Gewitter neugeborenen Sonnenkindern erinnert, so ist besonders charakteristisch, trotz seiner christlichen Metamorphose, das Märchen vom Marienkind, welches stumm im Walde sitzt, von seinem goldenem Haar bis zu den Fusszehen bedeckt, bis es der Königssohn findet. Es ist die goldene Sonne . . . . . in ihre Sonnenstrahlen gehüllt, die im Wolkenwalde sitzt, der Erlösung im Frühling harrend, wie Dornröschen, Brunhild und Menglöd.“

Aus unseren Betrachtungen erhellt also, dass das Gold die sinnbildliche Bezeichnung für die Sonne ist, wie das Silber diejenige für den Mond bildet. So giebt denn in einem Märchen von Conçalo Fernandez Trancoso, Contos do proveito e exemplo (Geschichten zu Nutz und Vorbild, das Adolpho Coelho, Contos populares portuguezes, Lisboa, 1879, Einl. S. XVIII, mitteilt, eine Königin zweien Knaben, die schon wie Gold, und einem Mädchen, das schön wie Silber ist, das Leben. In einem arabischen Volksmärchen, das aus Mardin in Mesopotamien stammt (s. Z. d. dtsch. Morgenl. Gesellschaft 1882, S. 259), wird eine Königin von einem Knäblein mit goldenem und silbernem Haar entbunden; in einer arabischen Erzählung aus Tausend und eine Nacht (der Geschichte von den zwei Schwestern, die auf ihre jüngere Schwester eifersüchtig sind) gebiert die letztere, die des Sultans Gattin geworden, einen Prinzen, dessen Haar auf der einen Seite aus Silber, auf der anderen aus Gold besteht; wenn er weint, so sind die aus seinen Augen rinnenden Thränen ebensoviele Perlen, und jedesmal wenn er lacht, scheinen seine roten Lippen eine aufbrechende Rosenknospe (vielleicht eine Variation des in Geschichten einer anderen Gattung nicht ungewöhnlichen Bildes, dass er jedesmal wenn er lacht, Rosen aus dem Munde fallen lässt). In einem arabischen Volksmärchen, das man vor einiger Zeit in Ägypten entdeckte (vgl. für dasselbe Spitta-Bey, Contes arabes modernes, Leyden 1883), gebiert ferner eine Königin einen Knaben und ein Mädchen, die abwechselnd ein Gold- und ein Hyacinthhaar haben; wenn sie weinen, so wecken sie den Donner, lachen sie aber, so beginnen Sonne und Mond zu scheinen.[1])

1 Wir werden hier an einen bereits erwähnten Gedanken in einem Sonett Petrarcas erinnert, wo er zum Preise seiner Laura sagt, der Himmel verfinstere sich und Stürme brechen aus, sobald sie von dannen geht, bei ihrer Rückkehr aber klärе sich der Himmel wieder auf und sanfte Windstille ziehe wieder ein.

Der Hinweis auf den Mond, der besonders in den Volksmärchen Asiens oft begegnet, zeigt uns deutlich, dass ausser der Sonne auch der Mond, den die Orientalen sogar zu bevorzugen scheinen, als sehr häufiges Bild zur Bezeichnung der Schönheit dient. Thatsächlich trägt denn auch in der Geschichte von Aladin aus Tausend und eine Nacht eine Prinzessin den arabischen Namen Bedr-oul-bou-dour (Vollmond der Vollmonde)[1]), heisst ein König daselbst Qamar Ez-zemàn (Mond der Epoche) und der Sohn eines Veziers Bedr-ed-din (Vollmond des Glaubens). In der arabischen Erzählung Le roi Solaiman-Chah, ses fils et sa nièce[2]) liest man folgenden Passus: Der Mörder stand still und dachte nach, weil das Antlitz seines Neffen leuchtete wie der Mond.

In einem indischen Volksmärchen aus Bengalen von Maive Stokes, s. Indian Fairy Tales, collected and translated, with notes by Mary Stokes and an introduction by W. R. S. Ralston, London, Ellis und White, 1880, No. 20, gebiert eine Königin einen Sohn mit einem Monde auf der Stirn und einem Stern am Kinn; in demselben Werke, No. 1, ist die Heldin des indischen Volksmärchens Phulmati Rani (oder Königin Rosen-Stock), Tochter eines Rajah und einer Rani, so schön, dass, wenn sie in ein stockfinsteres Zimmer tritt, dieses plötzlich bloss ihrer Schönheit zufolge ganz hell wird. Über ihrem Haupte ist die Sonne, auf jeder ihrer Hände ein Mond, und ihr Antlitz ist mit Sternen bedeckt. Ihr Haupthaar ist so lang, dass es bis zum Fussboden reicht[3]), und es schien wirklich aus lauterem Golde zu sein. In No. 10 derselben Sammlung, The Monkey Prince, bezaubert dieser Prinz, der Held des Märchens, mit seinem goldenen Haar die, die ihn anschauen derart, dass sie vor Staunen ohnmächtig werden; in demselben Märchen pflegt die Prinzessin Jahuran, wenn sie sich unter ihrem Laubengange zeigt, ihr langes goldenes Haar zu lösen, das fast so schön wie das des vorher erwähnten Prinzen ist. In No. 11 hat Sonahri Rani (d. i. goldene Königin) goldenes Haar und goldene Zähne. In No. 15 gleicht das Haar von Jahur Rani rotem Golde (der echten Farbe der Sonne). In einem (den An-

1) Vgl. ein analoges toskanisches Volkslied, in welchem es von einer schönen Frau heisst: Ihr seid schöner als der Mond ist, wenn er als Vollmond emporsteigt.

2) Contes arabes. Histoire des dix vizirs (Bakhtiar-Nameh), traduite et annotée par Rene Basset, Paris, E. Leroux, 1883, 10e Journee, 10e Histoire, S. 135, und vgl. hierzu die Anm. 54 am Ende des Buches.

3) In einem sicilianischen Volkslied (s. S. Salomone-Marino, Canti popolari siciliani, Palermo, Francesco Giliberti 1867, No. 37) heisst es V. 6: Li trizzi cu li pedi vi tirati; V. 4 hiess es bereits: Lu suli 'n testa pri (per) cruna (corona) purtati Der Vorzug dichtes, bis zu den Füssen wallendes Haar zu besitzen ist, wie Salomone-Marino in einer Anmerkung äussert, in Italien fast allen Frauen auf dem Lande eigen, jenen kecken Bäuerinnen, die dem guten Parini so sehr gefielen. In den Städten und zumal in den besseren Familien ist eine Frau, die sich eines langen Zopfes rühmen könnte, nur selten zu finden. Giulio Carcano ergeht sich in der Angiola Maria, wenn ich nicht irre, im Preise der vollen, langen Haarflechte der Bäuerinnen.

merkungen zur 2. Nummer derselben Sammlung einverleibten Märchen erscheint der Prinz Dimá-ahmad, ein wahres Wunder von Schönheit: auf seinem Haupte ruht die Sonne, auf seinem Antlitz strahlt der Mond, seine Hände schmücken Sterne, und langes goldenes Haar trägt er; er heiratet die Prinzessin Atása, die gleichfalls auf dem Haupte die Sonne, im Antlitz den Mond und auf den Händen Sterne zeigt; ihr Haupthaar, das aus reinem Golde ist, wallt bis zur Erde hernieder.[1]) In No. 13 ebendaselbst funkelt das Antlitz der Prinzessin Hirali wie ein Demant. In No. 22 leuchtet Prinzessin Laban wie der Mond, ihre Schönheit verwandelt Nacht in Tag; der König, ihr Vater, verbietet den Unterthanen in seinem Lande irgend ein Licht anzuzünden[2]), da seine Tochter, wenn die Abenddämmerung beginnt, sich auf das Dach seines Palastes setzt und so strahlt, dass sie das ganze Land und alle Häuser erleuchtet, so dass man vortrefflich im Innern eines jeden derselben zur Arbeit sehen kann, gerade als sei es heller Tag. Bei Miss Frere, Old Deccan Days, 2. Aufl., London 1870, blendet der Leichnam des Prinzen, der an der Spitze einer Lanze befestigt ist, dermassen die Zuschauer, dass sie ihn nicht ansehen können. Panch Phul Rani, ibid. S. 140, strahlt im dunkeln Walde wie ein Stern, so auch die Prinzessin in dem dunkeln Zimmer des Chundun rajah, S. 229. In einem von Damant, s. Indian Antiquary vom Febr. 1875, B. I, S. 54, veröffentlichten Volksmärchen von Dinajpur erleuchtet die Traumnymphe Tilottama durch ihre Schönheit den ganzen Ort, wo immer sie erscheinen mag; bei jedem Atemzuge, den sie im Schlafe thut, zuckt eine Flamme, die einer Blume gleicht, aus ihrer Nase, und atmet sie zurück, so verschwindet die Feuerblume wieder darin; ihre Schönheit erleuchtet ihr Haus, als ob es unaufhörlich vor ihm blitzte. Man sehe den Anhang A zu dem erwähnten Buche nach. Bei Naake, Slavonic Fairy Tales, S. 96 findet man das bereits erwähnte Volksmärchen von der Prinzessin Goldhaar. Allmorgentlich beim Anbruch des Tages kämmt sie sich die goldenen Locken, deren Glanz vom Meere und oben von den Wolken zurückgestrahlt wird, S. 102. Wenn sie dann ruht, so strahlt sie wie die aufgehende Sonne und fast blendet das strahlende Licht ihres Körpers, Irik, S. 107. Die goldigen Kinder (s. Schott, Walachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 125) schimmern in den finsteren Zimmern wie die Morgensonne im Mai. Ein von A. de Gubernatis, My-

1) Viele Helden und Heldinnen in den europäischen Feenmärchen sind besonders wegen ihres blendenden Goldhaares bemerkenswert; unter ihnen verdient die Prinzessin Goldhaar Erwähnung, deren Haar laut erklingt, wenn es zur Erde herabfällt, s. Naake, Slavonic Fairy Tales, London 1874, S. 100.

2) In einem neapolitanischen Volkslied finden wir folgenden analogen Gedanken mit Beziehung auf eine Schöne:

Quando sse corca (si corica), non ge vo'lumera (ci vuole lume),
Ra (da) l'aria re (le) cale lo sbiannore (splendore) ....

thologie zoologique (franz. Übersetzung) II. S. 32 erwähntes Kind besteht ganz aus Gold, das mit Sternen besetzt ist und das Sonne und Mond bedecken. Man begegnet ihm in einem russischen Volksmärchen von Afanasieff: wird sein Körper beim Hinreichen an seinen Vater entblösst, so strahlt helles Licht[1]) in seinem ganzen Zimmer. Auf S. 60 ebendaselbst citiert er ein anderes Märchen von Afanasieff, in welchem eine verfolgte Prinzessin, die drei Kinder hat, jeden, der in ihrer Nähe ist, beleuchtet. Thorpe sagt auf Grund der Skirnisför in seiner Northern Mythology I, S. 47 von der Gerd in Jötunheim, dem schönen Riesenmädchen mit den grossen schimmernden Armen, dass diese, wenn sie sie hob um die Thür zu öffnen, auf Luft und Wasser solchen Glanz warfen, dass die ganze Welt hierdurch Licht empfing. Der Eber Truith, der einstmals König gewesen, auf Veranlassung seiner Söhne aber in einen Eber verwandelt worden war, hatte nach seinem Sturze noch etwas von seinem königlichen Glanze an sich, denn seine Borsten schienen Silberfäden, und strich er durch Wälder und Ebenen, so verriet der Glanz seiner Borsten stets seine Spur (s. Lady Charlotte Guest, The Mabinogion translated, 3 Bände, Llandovery 1849, Bd. II, S. 310). Ebenda (Bd. III, S. 279) kommt im Traum von Maxen Vledig ein kleines Mädchen vor, das zu der Bemerkung veranlasst, es sei nicht schwieriger in die vollstrahlende Sonne zu sehen, als sie anzuschauen, des Glanzes ihrer Schönheit wegen. Und als in dem Märchen von dem Goldhaar (s. Joseph Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, Berlin 1856, S. 61) die Kappe des Helden zu Boden fällt, zeigt er sich in dem vollen Glanze der goldenen Locken, die sein Haupt umwallen, und glänzt wie die Sonne. In einem santhalischen Volksmärchen, das vom Rev. F. T. Cole, Indian Antiquary, Jan. 1875, S. 10 veröffentlicht ist und den Titel Toria der Ziegenhirt und die Tochter der Sonne führt, sind die Augen eines Bettlers von der bezaubernden Schönheit der Sonnentochter fast geblendet, gleich als ob er die Sonne selbst geschaut. Die in der schon mehrmals citierten Sammlung Indian Fairy Tales von Maive Stokes, SS. 1, 119 u. 253 begegnende sinnbildliche Verwendung von Sonne, Mond und Sternen, die des Phulmati Rani, des Prinzen Dimá-ahmad und der Prinzessin Atása Haupt und Körper zieren, erinnert daran, dass in dem ungarischen Volksmärchen von den zwei Königskindern, s. G. Stier, Ungarische Märchen und Sagen, Berlin 1850, S. 77, der Held eine Braut heimführt, die auf der Stirn eine Sonne, auf der rechten Seite des Busens einen Mond und auf der linken drei Sterne zeigt.

1) Asviatilo, wie das entsprechende russische Wort lautet: vgl. die schon erwähnte slavische Wurzel swit, die gleichzeitig Licht, Heiligkeit und Welt ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Spruchgedichte und Volksbräuche aus der Vorderschweiz.

Mitgeteilt von **Karl Storck.**

Südwestlich von Basel erstreckt sich zwischen niederen Hügelketten, nach Süden hin durch den einige hundert Meter hohen Blauen abgeschlossen, das Birsigthal, ein gesegneter Landstrich, von einer wohlhabenden katholischen Bevölkerung bewohnt. Manches Alte hat sich in den kleinen Ortschaften bis auf den heutigen Tag bewahrt; einiges dürfte auch allgemeineres Interesse beanspruchen.

Dazu gehören vor allem einige Spruchgedichte, die ich in Ettingen, einem etwa 800 Einwohner zählenden Orte hörte. Zum Teil sind dieselben auch schon in einer kleinen Schrift Paul Brodmanns: „Heimatkunde Ettingens" mitgeteilt; da diese aber kaum über die nächste Umgebung des Dörfleins hinausgedrungen ist, dürfte ihr Wiederabdruck hier erwünscht sein.

Wenn wir dem Jahreslaufe folgen, haben wir zunächst ein längeres Gedicht auf die heil. drei Könige.

Wie an vielen Orten gingen auch in Ettingen, allerdings meist am Vorabend vor Weihnachten, drei weissgekleidete Burschen umher, eine goldene Krone auf ihrem Haupte, die heiligen drei Könige. Sie zogen von Haus zu Haus und sprachen folgendes Gedicht:

Hört zu, ihr Christen allgemein,
Die Gnad' zu referieren.[1])
Hört zu, was ich euch zeigen will,
Ein kleines Spiel zu führen.
Wir allesammen sind geneigt,
Um Audienz zu bitten.
Höret zu, was grosse Freud'
Bei dieser kalten Winterszeit
Von einem Stern aus Morgenland,
Den wir haben gesehen,
Ist uns Juden (?) (Heiden?) anbekannt.[2])
Dabei wir wohl verstehen,
Dass uns ein Kind geboren ist
Von einer Jungfrau klar.
Drum freuet euch zu dieser Frist
Weil dies der Heiland war.
Wir trösten uns in gnäd'ger Gunst
Und fangen in Gottes Namen an.

Bis hierher wurde gesprochen, das folgende Lied aber gesungen:

1) d. h. gebt mir die Gnade, gewährt mir, euch referieren zu dürfen.
2) ankennen = ankündigen.

I.

Wo mitz (mitten) in der Nacht
Die Hirten aufwacht[1]),
Die himmlischen Stimmen
Das Gloria singen,
Die englische Schaar, —
Geboren Gott war.

II.

Die Hirten im Fel (Feld).
Sie laufen so schnell.
Sie rennen und laufen,
Mag's keiner verschnaufen,
Der Hirt und sein Bue (Bub')
Dem Krippelein zue.

III.

Gott Vater, schau an,
Was finden wir dann.
Ein herzigs schön Kindlein
In schneeweissen Windlein,
Wohl zwischen zwei Tier
Ochs und Eselein hier.

IV.

Gott Vater schau bald,
Wie ist es so kalt;
Möcht' einer verfrieren,
Sein Leben verlieren.
Ach wie geht doch der Wind[2]),
Wie trauert[3]) das Kind.

V.

Gott Vater erbarm',
Wie sind wir so arm!
Wir haben kein Pfannlein,
Zu kochen dem Kindlein,
Kein Mehl und kein Salz,
Kein Brot und kein Schmalz.

Diese Klage wird auch verstanden, und die Hausfrau bringt den Sängern allerlei Speisen oder findet sie mit Geld ab.

Die Melodie des Liedes konnte mir niemand mitteilen, da der Brauch schon seit Jahren ausser Übung ist. Die Sprache ist, wie bei allen ernsten Gelegenheiten, der Schriftsprache genähert. —

Wie in allen katholischen Gegenden ist die Fastenzeit besonders reich an Gebräuchen.

Zuerst kam die sogenannte Herrenfastnacht.

Am Fastnachtsmontag versammelten sich alle „Knaben", d. h. Jünglinge, welche „ein Mädchen haben", holten ihre Geliebten und gingen Paar an Paar zur Kirche, wo eine Messe für sie gelesen wurde. Während derselben war Opfergang, wobei das älteste Paar den Vortritt hatte.

Nachmittags folgte man dann der Musik auf den Tanzboden, wo bis Mittwoch früh durchgetanzt wurde. Die Mahlzeiten fanden jeweils um Mitternacht statt. Am Mittwoch Morgen führte nun jeder Knabe sein Mädchen nach Hause und war für diesen Mittag ihr Gast.

Nachmittags aber wurde von den Knaben die Fastnacht für dieses Jahr begraben. Eine grosse Puppe wurde mit bunten Lappen behangen, im Dorfe herumgeführt und endlich in irgend einer Ecke verscharrt.

1) Der Anfang ist verderbt, vgl. das Weihnachtlied bei L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I, 74: In Mitten der Nacht, | Ihr Hirten gebt acht.

2) Wie kalt geht der Wind.

3) Mich dauert. Tobler a. a. O., S. 75.

Dabei wurde eine grosse „Kruse" (Krug, voll des trefflichen Rotweins, der auf den umliegenden Hügeln gedeiht, mitgeführt aus der jeder, der dem Zug begegnete, trinken musste.

Jetzt kam endlich der Ernst der Fastenzeit zur Geltung.

Nur noch eine kleine Nachfeier wurde am folgenden Sonntag, der sogenannten „alten Fastnacht" abgehalten, indem dann die Knaben bei ihren Mädchen sich die „Fastnachtsküchlein" holten, wobei auch der Spruch „liquidum non frangit ieiunium" nicht vergessen wurde.

An diesem Abend wurden auch die Fastnachtsfeuer angezündet. Es waren deren zwei auf verschiedenen Plätzen, eines für die Männer, das andere für die Frauen. Während das der Frauen auf freiem Felde aufgeschichtet war, bildete den Grundstock für das der Männer eine Tanne, auf deren Äste Stroh gehäuft wurde, zu oberst aber waren die alten Körbe und das unbrauchbar gewordene Pferdegeschirr befestigt. Vor dem Anzünden wurde noch gemeinschaftlich der Rosenkranz gebetet. Dann aber loderten die Flammen auf, um die Junge und Alte tanzten und Scheiben warfen. Aber man verfehlte auch nicht darauf zu achten, woher der Wind wehte, denn daher kamen im darauf folgenden Sommer die Gewitter. Die Tanne, die natürlich abstand, erhielt der jüngste Ehemann, der dafür als Gegenleistung bei den Bittgängen die Kirchenfahne tragen musste.

Nun begab man sich prozessionsweise, brennende Fackeln in der Hand, nach dem Orte, wo der Holzhaufen der Frauen aufgescheitet war.

War auch dieser von den Flammen verzehrt, machte man sich nach dem Wirtshause auf, um die „Fastnachtsküchli" zu verzehren und sich an einem Tänzlein zu erfreuen.

Jetzt aber war alles ruhig, nur für die Kinder gab es noch ein Fest „Mittelfasten". Noch heute wird der vierte Sonntag in der Fastenzeit fast als Freudenfest selbst in den Kirchen gefeiert.

An diesem Tage nun ziehen noch heute[1]) die Kinder in zwei Abteilungen, Knaben und Mädchen, von Haus zu Haus, um Eier, Mehl und dergleichen zu erbetteln. Die Knaben haben dabei ein Sprüchlein:

Stüret, stüret[2]) em e alte Mieschma[3]):
Hinderem Büttenedoch[4]) e Hus[5]) gha.
Siebe Johr im Chemi[6]) ghonge.
Erst nächte[7]) abegfalle.
Bolle, Bolle, so chalt[8]).

1) Heute thun es nur die armen Kinder, früher aber war es allgemein. 2) Steuert = gebet. 3) Moosmann. Ein Mann, der so arm ist, dass er nur Moos zu seiner Bekleidung hat. 4) Bütteneloch ist eine wilde Kluft bei Ettingen. Hinter derselben ist für kein Haus Platz; wer also dort sein Haus liegen hat, besitzt eben keines. — [In Basel [illegible] Fastnachtknaben [illegible] vermummt und mit einem Schellengurt umgürtet, er heisst Huzgür (Ungeheuer): Seiler, Basler Mundart, S. 136.] 5) Haus. 6) Kamin. 7) Nächten, letzte Nacht. 8) kalt.

Will die Hausfrau keine Eier herausgeben, so folgt die Verwünschung:

Wenn d'r nüt weit[1]) ghä,
Muess ech der Iltis d'Hühner näh
Met samt em Giggel[2]).

Das Lied der Mädchen hat folgenden Wortlaut:

Hüt[3]) esch Mettelfaste,
Mer trete in die Lache[4]).

Drü[5]) roti Röseli vor em grünere Wald![6])
Mer sehn's an de Wulche[7]),
d'Frau het noni[8]) g'mulche.

Drü roti Röseli etc.
Mer sehn's an de Sterne,
d'Frau get is Kerne[9]). —
Mer höre s'Hühnli singe,
d'Frau will es fili bringe. —
Mer höre d'Frau ins Chämerli goh;
Sie will is Nüssli abeloh.

Drü roti Röseli vor em grünere Wald.
Helandileis[10])! Hüt über drei Woche esse mer Eier un Fleisch[11])!

Von den erhaltenen Gaben backt dann irgend eine Frau den Kindern einen grossen „Eierdotsch" (Eierkuchen). Es folgt Ostern. Das Eierlaufen[12]) ist schon lange abgestellt, weil sich der Läufer einmal einen Blutsturz holte.

Dagegen wird noch heute, wenn auch in geringerem Umfange das Werfen des Osterkügelchens geübt.

Am Ostersonntag Nachmittag nach der Vesper versammeln sich die Jünglinge des Dorfes auf den unterhalb desselben gelegenen Wiesen. Sie werden in zwei Haufen geteilt, welche einander eine kleine Kugel zuwerfen. Diejenige Partei, welche sie am weitesten werfen kann, bezw. die andere am meisten zurücktreibt, hat gewonnen und muss bei dem darauf folgenden Trunke von den Gegnern frei gehalten werden.

Der sogenannte „Pfingstblütter" besteht darin, dass die Knaben scharenweise in den Wald gehen und dort einen von sich mit grünen Reisern vollständig bedecken. Derselbe wird dann durch das Dorf gejagt und schliesslich in den durch dasselbe fliessenden Bach geworfen. —

1) wollt. 2) Hahn. 3) heute. 4) Der Vers ist wohl korrumpiert. In der benachbarten Ortschaft Blauen lautet er: Mer trete uf di Gasse. 5) drei. 6) Der Vers kehrt als Refrain nach je zwei Versen wieder. Während die beiden wechselnden Verse recto tono recitiert werden, geht es bei „drü" eine Terz in die Höhe, und der Refrain ist, wenn auch nur einfach, moduliert. — [Die Verse „Mer sehns — gmulche" kommen auch sonst vor, so mit gebotener Änderung in einem schlesischen Liedchen: Weinhold, Beiträge z. e. schles. Wörterbuche 108².] 7) Wolken. 8) noch nicht. 9) giebt uns Bohnen. 10) Heiland eleis = Kyrie eleison. 11) Auch dieser Vers wird gesungen. 12) Vgl. unsere Zeitschrift III, 17.

Es kommt der Winter, und mit ihm die Zeit, in der die wohlhabenderen Bauern schlachten. Das Wurstmahl wird noch heute mit Freunden und Bekannten gefeiert, auch erhält jetzt noch der Pfarrer oder Lehrer seine „Wurschtete", aus einigen Würsten und besseren Stücken Fleisches bestehend.

Dagegegen ist es nicht mehr in der Übung, dass die Armen kommen und „das Würstlein singen"[1]), was früher mit folgendem Liede geschah:

Wurst heraus! Wurst heraus!
Glück und Heil in diesem Haus![2])

d'Sau, die hät[3]) a grosse Chopf:
Das get de Jude ne Opferstock. —

d'Sau, die hät e grossi Schnure,
Gänt[4]) mer e Stück vo hingedure[5]). —

d'Sau, die hät so grossi Ohre,
d'Jude sell der Teufel hole. —

d'Sau, die hät e lange Hals,
Gänt mer e Stück und 's Anger[6] alls! —

d'Sau, die hät so grossi Site[7])
Gänt mer e Stück, so chani[8]) witer. —

d'Sau, die hät e grosse Mage,
Gent mer, was i cha vertrage. —

d'Sau, die hät so dicki Därm,
Machet ke so grüssli[9]) Glärm! —

d'Sau, die hät so grossi Füess,
O wie sin die Schnitz[10]) so süess. —

Un, Jumpfere mit em rote Rock,
Loset, wie das Surchrut chocht![11]) —

d'Sau, die hät so dicki Knie,
Gänt mer e bezli vom rote Wi![12]) —

d'Sau, die hät so grossi Chleue[13]),
Loset, wie die Chatze maue. —

d'Sau, die hät e chrumm Bei,
Gänt mer e Wurst, so chan i hei. —

d'Sau, die hät e lange Schwanz
Get der Jüdene e Hochzitchranz.

Wurst heraus! Wurst heraus!
Glück und Heil in diesem Haus!

1) Vgl. dazu L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I, S. CXLIII, 207. II, S. 238. 2) Dieser Refrain wird nach je zwei Versen wiederholt. Er ist in der Schriftsprache bis auf das „in" statt „für", während alles andere im Dialekt abgefasst ist. 3) hät = hat. 4) Gebt. 5) Von hinten durch. Also dem besten Teil des Schweines. 6) Das Andere. 7) Seiten. 8) kann ich. 9) grussliches — stark. Macht keinen so starken Lärm. 10) gedörrtes Obst. 11) Horchet wie das Sauerkraut kocht. 12) Gebt mir ein bischen roten Wein. 13) Klauen.

Noch seien einige Gebräuche bei Hochzeit und Taufe erwähnt.

Gleich beim Abholen der Braut haben wir eine eigentümliche Sitte. Der Bräutigam durfte das Haus nicht selbst betreten, an seiner Stelle ging der Brautführer, „Vorknab" genannt, hinein. Der brachte aber nicht gleich die rechte heraus, sondern etwa ein Kind oder mit Vorliebe eine alte, hässliche Person, die natürlich unter Gelächter zurückgewiesen wurde.[1]) Kam dann die Rechte „tief gerührt" heraus, so spielte der Geiger unter dem Gesange der Gäste die übermütige Weise: „Magst weinen wie du willst, hilft alles nichts, musst dennoch mit. Hast dir die Rute selbst auf den Rücken bunden. Hilft alles nichts; magst weinen wie du willst."

Der fremde Bursche, der sich eine Braut aus dem Dorfe holt, hat zuerst noch eine andere, oft sehr kostspielige Sitte zu bestehen, das Spannen, das darin besteht, dass die Burschen an irgend einer Stelle dem Gefährte, welches das Brautpaar fortführt, auflauern, dem Pferde in die Zügel fallen und mit Bändern den Weg sperren. Hierauf hält einer, in besondere Uniform gekleidet, der Braut eine Rede. Dann hält er einen Teller vor, auf dem sich Geld, meist Goldstücke befinden, deren Betrag der Bräutigam verdoppeln muss. Ist das geschehen, wird gemeinschaftlich eine Flasche Rotwein auf das Wohl des Brautpaares geleert.

Kam nun das Brautpaar aus der Kirche und war vor dem Eingang in das neue Heim angelangt, so warf die Braut über ihren Kopf unter die Nachfolgenden den sogenannten Brautweecken[2]). Wer ihn auffing, verteilte ihn unter die sich streitende Jugend. Die Balgerei wurde natürlich noch eine grössere, wenn die Braut Zuckererbsen oder gar Scheidemünze unter die Kinder warf.

Noch erwähne ich den Vortanz, der nach dem Hochzeitsmahle im Freien abgehalten wurde. In die Mitte des Hofraums wurde ein Stuhl hingestellt, auf den sich der Geiger setzte. Den Reigen eröffnete der „Vorknab" mit der „Vorbraut", dann folgte das Brautpaar, endlich die übrigen Gäste. Die Männer trugen dabei weite schwarze Mäntel. Nach vollendetem Vortanze, der etwa eine Stunde dauerte, nahm der Bräutigam die Braut unter den Mantel und führte sie so, von den Übrigen gefolgt, auf den eigentlichen Tanzboden.

Schon lange nicht mehr geübt sind zwei Bräuche bei der Taufe, das Schlottern und das Witz'gen = Witzigmachen.

Ersteres bestand darin, dass am Sonntage nach der Taufe des neuen Weltbürgers die Patin denselben nach der Kirche brachte und ihn nach der Opferung, gefolgt von allen anwesenden Jungfrauen, um den Altar trug: „Schlottern" also wohl von dem langsamen, schlotternden Gange genannt.

1) Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter 1^2, 385.

2) Vgl. das niederösterreichische Baugwerfen, unsere Zeitschrift IV, 215.

Das Witzigmachen hoffte man dadurch zu erreichen, dass die Patin nochmals nach der Kommunion den Täufling zum Altare brachte, wo nun der Priester ihm ein Tröpflein der Ablutio zu trinken gab und mit der Patena seine Stirn berührte.

Zum Schlusse sei auch noch eines alten Rechtbrauches gedacht, der noch 1784 durch bischöfliche Verordnung neu eingeschärft wurde, — das Beschauen des Etters. Etter ist die durch eine Hecke bezeichnete Dorfgrenze, ausserhalb deren nicht gebaut werden durfte, im weiteren Sinne dann auch die Banngrenze. Jährlich wurde nun durch die Feldgerichte oder Gescheide der Etter besichtigt, um zu sehen, ob noch alles in Ordnung sei. Dabei wurden die Knaben mitgenommen, damit auch sie „von den bezüglichen Rechten und Gerechtsamen Erfahrung erwürben". Es wird erzählt, dass Ettingens Gemeindeväter als das erfolgreichste Mittel, der Jugend Gedächtnis zu schärfen, ansahen, bei jedem Bannsteine jedem Jungen eine tüchtige Ohrfeige zu geben, dass er der Stelle sich wohl erinnere.

Nachher wurde der Schmerz und die Arbeit bei einem Gemeindeschoppen vertrunken.

Die meisten dieser Gebräuche sind heute geschwunden, und die noch bestehenden hat unsere, das Charakteristische verwischende Zeit abgeschwächt.

Sunâbai Dschai.

Ein Aschenbrödelmärchen.

Mitgeteilt von **Kurt Klemm.**

Seit Jahren erfreut eine Parsidame Putlibai D. H. Wadia, nunmehr Frau P. J. Kabraji, die Leser des Indian Antiquary mit anziehenden Beiträgen zur Volkskunde von Gudscharât. Einer derselben berührt sich so nahe mit einem unserer bekanntesten Volksmärchen, dass wir uns nicht versagen können, darauf näher einzugehen.

Den indischen Verhältnissen entsprechend, vertreten hier die älteren Schwägerinnen die Stelle der Stiefmutter, deren Begriff in Indien bekanntlich wenig entwickelt ist. Zwar ist unsere Stiefmutter auch dem Inder nicht unbekannt, sie spielt aber lange nicht die hervorragende Rolle wie bei uns. Wenn das Petersburger Wörterbuch vimâtar mit „Stiefmutter" übersetzt, so ist jene deutsche Wiedergabe doch nur ein Notbehelf, weil uns das Wort für den damit gemeinten Begriff fehlt. Der eigentlichen Bedeutung näher kommen würde etwa „Nebenmutter", insofern vimâtar die-

jenige Frau ist, welche nicht die leibliche Mutter der Kinder ihres Mannes ist, zu denen sie in Beziehung gesetzt wird. Sie als Stiefmutter zu bezeichnen, geht nicht an, da die leibliche Mutter noch am Leben sein kann. Erst wenn ihre Nebenbuhlerin gestorben ist, würde ihr jene Benennung zukommen. Sind aber die Eltern gestorben, so bleibt die Familie ungeteilt als sogenannte Hauskommunion beisammen, und die Frauen der Söhne übernehmen das Regiment im Hause, dem auch die unverheirateten Töchter der Familie unterworfen sind.

In eine Hauskommunion dieser Art führt uns nun das nachstehende Märchen ein, das sich im Indian Antiquary XV, 365—368 findet.[1])

„Es war einmal ein reicher Kaufmann Dantâ Seth, der hatte sieben Söhne aber keine Tochter. Da betete er und sein Weib unaufhörlich, Gott möge ihnen ein Mädchen schenken. Endlich wurde ihr Gebet erhört und ihnen ein Töchterchen geboren. Sie waren darüber so erfreut[2]), dass sie ein grosses Fest veranstalteten, bei dem sie grosse Summen unter die Brahmanen als Almosen verteilten. Von da ab schwenkte jeden Morgen die Mutter eine Perlenschnur über dem Haupt des kleinen Mädchens und gab sie dann den Armen[3]).

Auch eine goldene Schaukel liessen die Eltern für ihr Kind anfertigen, welche ihre sieben Schwägerinnen beständig in Bewegung halten mussten. So wuchs Sunâbai Dschai, so hiess das Mädchen, in Glück und Wohlstand auf, verzärtelt von den Freunden und Verwandten ihrer Eltern. Aber ach! nicht lange sollte das Glück währen. Noch ehe sie sieben oder acht Jahre alt war, starben ihre Eltern und hinterliessen sie der Hut ihrer sieben Brüder und deren Frauen. Sogleich änderte sich das Benehmen der Letzteren gegen sie, und die Frauen, welche zu Lebzeiten der Eltern in Liebesbezeugungen gegen ihre kleine Schwägerin gewetteifert hatten, weigerten sich nun nicht nur geradezu, sie noch zu schaukeln oder ihr sonst einen Dienst zu erweisen, sondern jagten sie nur zu oft aus der Schaukel und nötigten sie die Arbeiten des Haushaltes zu verrichten.

Nicht lange nachdem die alten Eltern zur Ruhe eingegangen waren, dachten die jungen Männer, ihre Söhne, daran, in ferne Länder zu gehen, um Handel zu treiben. So segelten sie denn in einem Schiff davon und überliessen Sunâbai Dschai der Gnade ihrer Frauen. Doch bevor sie

1) Ein anderes, auch zur Aschenbrödelfamilie gehöriges indisches Märchen, Bâpkhâdi, ist im 20. Bande des Indian Antiquary (April 1891 S. 142—147 mitgeteilt, vgl. Cinderella by Mar. Roalfe Cox. London 1893. S. 260 ff.

2) Man beachte, dass die Geburt einer Tochter sonst in Indien nicht freudig begrüsst wird.

3) Weil man glaubt, dass Gegenstände wie Reis, Kokosnüsse, Zucker, Betelnüsse, dürre Datteln, die über jemandes Kopf geschwungen und dann weggeworfen oder verschenkt werden, alles Unglück wegnehmen, welches der betreffenden Person bevorstehen könnte. Zu demselben Zweck schwingen reiche Leute kostbare Gegenstände, wie Perlenschnüre, über den Köpfen ihrer Kinder.

Abschied nahmen, empfahlen sie das kleine Mädchen ihrer Obhut und schärften ihnen ein, dass sie es ihrer Schwester an nichts fehlen lassen sollten, solange sie abwesend seien. Kaum aber hatten sie den Rücken gewendet und das Kind der Gewalt seiner Schwägerinnen überlassen, als diese ihm alle Arbeit im Hause aufbürdeten, die sie selbst zu Lebzeiten ihrer Schwiegermutter hatten verrichten müssen. Nicht zufrieden damit, schlugen und schalten sie es oft, und bald machten sie ihm das Leben so schwer, wie nur möglich.

Eines Tages befahl ihr eine ihrer Schwägerinnen in den Wald zu gehen und trockenes Brennholz zu holen. Als sich das Mädchen nun nach einem Strick umschaute, um damit das Bündel zu schnüren, liessen sie das nicht zu und fuhren auf sie los. „Dass du nicht das Holz zusammenbindest!" sagten sie, „aber nimm dich in acht, dass du nicht weniger bringst, als wir, da wir dich in deiner goldenen Schaukel schwingen mussten."

So ging das arme Mädchen ohne Strick, und als es eine grosse Menge Reisig gesammelt hatte, fand es, dass es kaum drei oder vier Reiser auf einmal auf dem Kopfe tragen konnte, ohne dass sie zusammengebunden waren. Da setzte sich das arme Kind nieder und fing an zu weinen. Darauf kroch eine grosse Schlange aus ihrem Loche und sagte zu ihr:

„Nun, Sunâbai Dschai, warum weinest du?"

Darauf erwiderte das kleine Mädchen:

„Vater hatte sieben Söhne und danach Sunâbai Dschai,
Jeden Morgen schwang die Mutter Perlenschnüre über ihr;
Aber nun die sieben Brüder sind gegangen über See,
Einsam bei den Schwägerinnen blieb, gehasst, Sunâbai Dschai."

„Und", fuhr sie fort, „sie haben mich geheissen Brennholz zu holen, haben mir aber keinen Strick gegeben die Stecken zusammenzubinden, und nun sehe ich, dass ich nicht mehr als zwei oder drei Reiser auf einmal auf dem Kopfe tragen kann, und doch haben sie mir befohlen, ein grosses Bündel heimzubringen."

Die Schlange fühlte Mitleid mit ihr und sprach: „Sei getrost, gute Sunâbai Dschai, sogleich will ich deine Sorge beseitigen. Sieh hier; ich werde mich meiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausstrecken, dann musst du deine Stecken mitten auf meinen Körper legen; hast du hernach so viel aufgehäuft, als du zu tragen vermagst, so werde ich mich wie ein Strick darum winden, und so wirst du imstande sein, das Bündel leicht zu tragen."

Sunâbai Dschai bedankte sich bei der Schlange, die sich bald um die Stecken wand, welche auf ihren Körper gehäuft waren, und das kleine Mädchen ging mit dem Bündel auf dem Kopfe heim. Als sie das Bündel auf dem Hofe zu Boden warf, kamen alle sieben Schwägerinnen aus dem

Hause gelaufen, um sie zu schelten, weil sie nur ein paar Reiser aus dem Walde gebracht hätte. Aber wie erstaunt waren sie, als sie ein so grosses Bündel erblickten, wie kaum eine von ihnen tragen konnte. Sie waren stumm vor Erstaunen und konnten um ihr Leben nicht begreifen, wie das kleine Kind so viele Stecken auf seinem Kopfe hatte tragen können, ohne sie zusammenzubinden; denn die Schlange war davon geschlichen, ehe sie ihrer ansichtig werden konnten.

Ärgerlich darüber beschlossen die Schwägerinnen, sie strengeren Prüfungen zu unterwerfen. So beschmierte eines Tages eine jener würdigen Damen ein grosses schweres Polster mit geschmolzener Butter und Öl. Darauf befahl sie Sunâbai Dschai, ans Meeresufer zu gehen und es sauber zu waschen, fest davon überzeugt, dass sie bei solchem Versuch entweder ertrinken oder, wenn sie heimkehrte, eine tüchtige Tracht Prügel einheimsen werde. Die arme Sunâbai Dschai zog das Polster zum Gestade, setzte sich dort auf einen Stein und fing an zu weinen, angesichts der völligen Unmöglichkeit, einen so schmutzigen, öligen und schweren Gegenstand mit einer Hand und ohne Seife oder dergleichen zu waschen. Doch machte sie sich nach einiger Zeit an die Arbeit; aber obgleich sie all ihre Kraft anstrengte, bis sie beinahe ganz erschöpft war, so blieb doch das Polster so schmutzig wie zuvor. Da setzte sie sich denn enttäuscht wieder nieder und weinte bitterlicher als je zuvor.

Niemand befand sich in ihrer Nähe ausser einigen Kranichen, die, die ganze Zeit über, das arme Mädchen beobachtet hatten. Als sie ihr Weinen hörten, flogen sie alle zu ihr, und einer von ihnen fragte sie, warum sie weine. Sunâbai Dschai antwortete:

„Vater hatte sieben Söhne und danach Sunâbai Dschai,
Jeden Morgen schwang die Mutter Perlenschnüre über ihr;
Aber nun die sieben Brüder sind gegangen über See,
Einsam bei den Schwägerinnen blieb, gehasst, Sunâbai Dschai."

Darauf erzählte sie ihnen, wie die Schwägerinnen sie geschickt hätten, das schmutzige Polster auszuwaschen.

„Ist das Alles?" sagte der Kranich, welcher das Wort führte, „dann trockne deine Thränen, wir werden es dir im Nu waschen."

Sunâbai Dschai war einverstanden, und sogleich machten sich die Kraniche an die Arbeit, indem sie mit den Flügeln vorwärts und rückwärts schlugen und das Polster dann und wann ins Wasser tauchten, bis sie es in kurzer Zeit so weiss gemacht hatten, wie ihr eigenes Gefieder. Sunâbai Dschai war ihnen dafür sehr dankbar, und trug das Polster im Triumph heim zu ihren Schwägerinnen.

Die waren sehr ärgerlich darüber, dass Sunâbai Dschai gesund heimgekehrt war und noch dazu das Polster rein und weiss über Erwarten zurückgebracht hatte. Sie sagten jedoch nichts, aber in ihrem Innern

schworen sie ihr noch grösseres Ungemach zu, um zu erproben, ob sie auch dieses überwinden werde. So mischten sie nach einigen Tagen einen Scheffel Reis und einen Scheffel Gerste unter einander, und befahlen ihr, auf den Hof zu gehen und die Körner aus einander zu lesen.

„Nimm dich in acht", sagten sie, „dass du nicht ein einziges Körnchen verlierst, denn wir haben sie alle gezählt!"

Das arme Mädchen trug die Mischung auf den Hof, wie ihr befohlen war, und setzte sich an die Arbeit. Aber sie wusste nicht, wie sie es anfangen sollte, so viele kleine Körner richtig zu scheiden. Da fing sie an zu weinen und weinte, bis selbst die Sperlinge auf den hohen Bäumen im Hof von ihren Thränen gerührt wurden, und zu ihr herab kamen, um nach der Ursache ihres Kummers zu fragen. Darauf wiederholte Sunâbai Dschai ihr Verschen:

„Vater hatte sieben Söhne und danach Sunâbai Dschai,
Jeden Morgen schwang die Mutter Perlenschnüre über ihr;
Aber nun die sieben Brüder sind gegangen über See,
Einsam bei den Schwägerinnen blieb, gehasst, Sunâbai Dschai."

Und sie berichtete, was ihr die Schwägerinnen aufgetragen hatten. Sogleich machte sich eine grosse Schaar Sperlinge an die Arbeit, sonderte mit ihren Schnäbeln den Reis von der Gerste, und in kurzer Zeit war jede Sorte auf einen grossen Haufen zusammengetragen. Erfreut trug Sunâbai Dschai das ausgelesene Getreide ins Haus. Die Schwägerinnen trauten kaum ihren Augen, so erstaunt waren sie, als sie die Arbeit so rasch vollendet sahen. Doch eine von ihnen stellte sich, als ob sie die Körner zähle und sagte:

„Halt, halt! So also, Sunâbai Dschai, verrichtest du deine Arbeit? An dem Reis fehlt ja ein Korn, wie erklärst du das? Augenblicklich hole es herbei, oder du bekommst tüchtige Prügel!"

Das arme Kind ging wieder auf den Hof und suchte nach dem Reiskörnchen mit thränengefüllten Augen, als sie einen Sperling ins Haus fliegen sah. Sie folgte ihm, und zum Erstaunen aller liess der Vogel ein Reiskorn auf den Haufen fallen und flog davon.

Darauf wurden die Frauen noch mehr erzürnt gegen das arme Kind und überlegten, wie sie es am sichersten verderben könnten. Deshalb befahlen sie ihr eines Tages in den Wald zu gehen und Tigermilch für sie zu holen, fest davon überzeugt, dass sie bei solchem Versuch ihr Leben lassen werde. Klein Sunâbai Dschai ahnte nichts von der Gefahr eines solchen Auftrages und wanderte furchtlos hierhin und dorthin, um eine Tigerin zu suchen, fand aber zu ihrem Glück keine. So sank sie endlich müde und matt im Dickicht zu Boden und fing an zu weinen, als plötzlich eine Tigerin aus dem Busch sprang und zu ihr sagte:

„Nun, Sunâbai Dschai, was thust du hier und warum weinst du so?"

Da erzählte Sunâbai Dschai ihre Geschichte in folgenden Worten:

„Vater hatte sieben Söhne und danach Sunâbai Dschai,
Jeden Morgen schwang die Mutter Perlenschnüre über ihr;
Aber nun die sieben Brüder sind gegangen über See,
Einsam bei den Schwägerinnen blieb, gehasst, Sunâbai Dschai."

„Meine Schwägerinnen", fuhr sie fort, „haben mich ausgeschickt, Tigermilch zu holen, aber ich weiss wirklich nicht, woher ich sie bekommen soll."

Da hatte die Tigerin Mitleid mit ihr und gab ihr von ihrer Milch, die das Mädchen in der Gelte heimtrug, welche es zu dem Zweck mitgenommen hatte.

Gross war das Erstaunen und die Enttäuschung der sieben Frauen, als sie Sunâbai Dschai wieder unverletzt zurückkehren sahen, und als sie dann den Eimer mit der Tigermilch vor sie hinsetzte, kannte ihr Erstaunen keine Grenzen. Jetzt sahen sie deutlich, dass sie unter dem besonderen Schutze der Vorsehung stand, und dass jeder Versuch, sie los zu werden, ohne Erfolg sein werde. Dennoch hielten sie an ihrem Vorsatze fest. Eines Tages gaben sie ihr ein grosses Stück Zeug und befahlen ihr damit zum Strande zu gehen und darin den Schaum des Meeres aufzufangen. Ohne eine Ahnung von der Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens, ging das kleine Mädchen zum Strande und brachte fast den ganzen Tag auf ihren Knieen im Wasser zu, indem sie versuchte wenigstens etwas von dem Schaume zu erhaschen, der um sie herum schwamm. Aber zu ihrer grossen Enttäuschung erkannte sie, wie fruchtlos jeder Versuch war. Thränen entströmten ihren Augen als sie sah, dass es dunkel wurde, und als sie daran dachte, wie weit sie noch zu gehen habe, und wie ihre Schwägerinnen sie mit den schwersten Strafen belegen würden, falls sie mit leeren Händen zurückkehrte, als ihre Aufmerksamkeit auf ein einsames Segel gelenkt wurde. Sie beobachtete genau die Bewegungen des Schiffes, welches sich rasch dem Gestade näherte; als es näher herankam, erkannte sie es als das ihrer Brüder und nun kannte ihr Entzücken keine Grenzen.

Von dem Wunsche beseelt, ihre Brüder zu überraschen, verbarg sich klein Sunâbai Dschai hinter einem Felsen bis sie landeten. Nach einiger Zeit warf das Schiff Anker, und die sieben jungen Männer näherten sich in einem Boote dem Strande. Sobald sie festen Boden betreten hatten, konnte sich das kleine Mädchen nicht länger halten, rannte auf sie zu, und wurde von ihren Armen aufgefangen. Als die Erregung über das unerwartete Zusammentreffen vorüber war, fragten sie die Brüder, was sie am Meeresufer, so weit von Hause, thue. Da erzählte sie ihnen alles, was ihr seit ihrer Abreise begegnet war, und berichtete ihnen, dass sie geschickt worden sei, Schaum aus dem Meere zu holen. Die Brüder waren heftig erzürnt, als sie das unmenschliche Gebahren ihrer Frauen erfuhren und

beschlossen, sie nach Gebühr zu bestrafen. Inzwischen brachten sie Sunâbai Dschai auf ihr Schiff und behielten sie dort bis zum nächsten Morgen. Dann schnitt einer von ihnen seinen Schenkel auf, steckte seine kleine Schwester hinein und nähte den Riss zu. Darauf gingen sie ans Land und wanderten langsam heim. Als sie ankamen, waren ihre Frauen höchlichst erstaunt sie zu sehen, denn sie hätten ihre Rückkehr so bald nicht erwartet. Unter dem Vorgeben nichts von Sunâbai Dschai zu wissen, fragten sie wo sie wäre; worauf die bösen Frauen antworteten, sie habe sich sehr schlecht betragen, wäre nach Belieben umhergewandert, ohne auf ihre Ermahnungen zu achten, und so sei sie auch heute Morgen ohne Erlaubnis weggegangen, aber am Abend werde sie sicher, wie sonst, wiederkommen.

„Gut", sagten die Männer, „jetzt gebt uns etwas zum Frühstück, wenn aber Sunâbai Dschai nicht am Abend zurückkommt, so seid ihr für ihr Leben verantwortlich."

Bei diesen Worten fingen die sieben Frauen, welche das arme Mädchen den ganzen Tag vorher nicht gesehen hatten, an zu zittern und beteten inständig für ihre sichere Rückkehr. Beim Mahle aber bemerkten sie, dass einer der Männer immer einen Bissen auf seinen Schenkel legte, von dem es bald verschwand, um durch einen anderen ersetzt zu werden; da sie aber gewahrten, wie schlechter Laune ihre Männer waren, wagten sie nicht zu fragen. Endlich, als die Nacht anbrach und Sunâbai Dschai sich nicht sehen liess, wurden die Brüder wütend und zwangen ihre Frauen bei Todesstrafe zu gestehen, was sie mit ihr gethan hätten. Da sie die Nutzlosigkeit jeder weiteren Ausflucht einsahen, bekannten sie ihre Schuld und gaben der Befürchtung Ausdruck, dass Sunâbai Dschai im Meere ertrunken sei. Da öffnete zu ihrem grössten Schrecken einer der Brüder den Riss in seinem Schenkel, und zog Sunâbai Dschai so munter und frisch wie zuvor heraus. Darauf warfen sich die bösen Weiber auf ihre Kniee nieder und baten laut um Verzeihung. Doch ihre Gatten waren unerbittlich, sie schoren ihnen das Haar, schnitten ihnen die Nasen ab, setzten sie auf Esel und schickten sie ihren Eltern zurück, wo sie den Rest ihres Lebens in Schimpf und Schande verbrachten."

Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Gesammelt von **K. Ed. Haase.**

(Fortsetzung von Zeitschrift III, 71.)

123. Man ist darein und kömmt darein. Ins Alter.

124. Es kam ein Mädchen von Aachen (wohl richtiger: Aken)
Mit einem weissen Laken
Und wollte die ganze Welt bedecken
Und konnt's doch nicht über die Elbe strecken.
Der Schnee. Vgl. No. 3, Jahrg. III, S. 71.

125. Es ist vom Leben und hat kein Leben
Und muss Red' und Antwort geben. Die Feder.

126. Wer hat den Wolf über den Berg getragen? Die Wölfin.

127. Vorne wie ein Kamm,
In der Mitte wie ein Lamm,
Hinten wie eine Sichel;
Rat, mein lieber Michel. Der Hahn.

128. Vorne wie eine Gabel, in der Mitte wie ein Fass, hinten wie ein Besen.
Die Kuh.

129. Hoch wie ein Haus, | Klein wie eine Maus,
Rot wie Blut; | Wenn man's isst, schmeckt's gut. Die Kirsche.

130. Der es macht, der will es nicht;
Der es trägt, behält es nicht;
Der es kauft, der braucht es nicht;
Der es hat, der weiss es nicht. Der Sarg.

131. Ein Weg ohne Staub,
Ein Wald ohne Laub,
Ein Reich ohne Diebe,
Eine Gesellschaft ohne Liebe.
Die Wasser- (oder Milch-) strasse, der Fichtenwald, das Himmelreich, die Hölle
Vgl. No. 31 (III. Jahrg., S. 74).

132. Zwei Löcher hab' ich,
Zwei Finger brauch' ich,
So mach' ich Lang und Grosses klein
Und trenne, was nicht soll beisammen sein. Die Schere.

133. Welche Scheren werden nicht geschliffen? Die Krebsscheren.

134. Wieviel Nägel gehören zu einem wohlbeschlagenen Pferde?
Keine; denn sie sind vollzählig.

135. Unter unserm Schuppen
Liegt ein kleines Fässchen,
Es hat weder Spundloch noch Zäpfchen
Und ist doch zweierlei Öl drein. Das Ei.

136. Fleisch ist es nicht; von Fleisch ist es geboren. Es hat weder Nase noch Ohren. Man schneidet ihm den Kopf ab, man giebt ihm zu trinken, man lässt es spazieren gehen, dann kann es vor Herren und Fürsten bestehn.
Die Schreibfeder.

137. Es sieht aus wie eine Katze, hat Haare wie eine Katze, maust wie eine Katze und ist doch keine Katze. Der Kater.

138. Wie ich bin, so bleib' ich: Bin ich jung, so bleib' ich jung; bin ich alt, so bleib' ich alt; bin ich heiter, so bleib' ich heiter; bin ich finster, so bleib' ich finster. Ich habe Augen und sehe nicht, ich habe Ohren und höre nicht, ich habe einen Mund und rede nicht, ich habe eine Nase und rieche nicht. Das Bild.

139. Hoch erhoben,
Krumm gebogen,
Wunderlich erschaffen.
Wer mir dies kann raten,
Dem geb' ich einen Dukaten;
Wer's mir kann erdenken,
Dem will ich ein Glas Wein einschenken. Der Regenbogen.

140. Mein Körper ist so hart wie Stein,
Und harte Nahrung nehm' ich ein;
Bald liebt und ehrt mich jedermann,
Bald wieder sieht kein Mensch mich an;
Am meisten werd' ich dann verehrt,
Wenn jeder mir den Rücken kehrt.
Der Ofen. Vgl. No. 63 (III Jahrg., S. 75).

141. Ich bin durchnagelt in der Mitten,
Von Frauenzimmern wohl gelitten,
Bei Schneidern halt' ich übel Haus,
Man sticht mich (? mit mir) leicht die Augen aus,
Doch pfleg' ich meinen langen Rachen
Gleich einem Schnabel aufzumachen,
Tuch, Leder, Leinwand und Papier,
Das fress' ich alles mit Begier. Die Schere.

142. Ich rede ohne Zunge
Und schreie ohne Lunge,
Ich nehme teil an Freud' und Schmerz
Und habe doch kein (fühlend) Herz. Die Glocke.

143. Wer kann wohl fester bauen als Maurer und Zimmermann?
Der Totengräber.

144. Hoch wie ein Haus,
Klein wie eine Maus,
Grün wie Gras,
Ach, wie schön schmeckt mir das!
Der Nussbaum und die Nuss. Vgl. No. 51 (III. Jahrg., S. 75) u. 129.

145. Im Eila[1] geh ich,
Im Eila steh ich,
Im Eila bin ich säuberlich.
Wer mir das rat,
Dem geb ich einen Hasenbrat',
Wer mir das ausdenkt,
Dem ich eine Kanne Wein einschenk'.
Das Fell eines Hundes, Namens Eila. Vgl. No. 17 (III. Jahrg., S. 72) und in Bezug auf den Schluss No. 139.

146. Es lebt und läuft,
Ist zweimal geboren und nicht einmal getauft;
Und hat doch so ein kluges Haupt,
Daran die ganze Erde glaubt. Der Hahn.

147. Es kann geraubt werden und ist doch nicht weg; es kann in viele hundert Teile geteilt werden und ist doch noch ganz. Das Herz.

148. Die Sonne kocht's, die Hand bricht's, der Fuss tritt's, der Mund geniesst's.
Der Wein.

149. Man kocht's nicht, man kaut's nicht, man schlingt's nicht und doch schmeckt es vielen gut. Der Rauchtabak.

150. Welche Leiber werden nicht geboren und welche sterben nicht?
Die Schnürleiber.

1) Vielleicht aus „Filo" verschrieben.

151. Es stehn zwei Stangen auf der Erde, auf den Stangen ist ein Kasten, auf dem Kasten ist eine Rönne (= Rinne), auf der Rönne ist ein Wald, da spazieret jung und alt. Der Mensch.

152. Es rennt und kommt nimmer zur Stadt.
Die Windmühle. Vgl. No. 85 (III. Jahrg., S. 77).

153. Ein Müller ging in seiner Mühle, die vier Ecken hatte. In jeder Ecke standen vier Säcke, auf jedem Sacke sassen vier alte Katzen, jede alte Katze hatte vier Junge. Wieviel Füsse waren nun in der Mühle? Zwei, die des Müllers; denn die Katzen haben Pfoten. Vgl. No. 20 (III. Jahrg., S. 73).

154. Es geht durch den Zaun und rasselt nicht. Die Sonne.

155. Der Herr baut ein Haus, | Auswendig ist es kraus,
Inwendig sind Kämmerlein, | Wo die Bewohner drein sein.
Der Mohnkopf.

156. Jedermann verlangt mich, und wenn man mich hat, so hasst man mich.
Die Gesundheit.

157. Was macht man, wenn man aus dem Bette aufsteht? Platz.

158. Wo wird das Wasser am teuersten verkauft? In der Apotheke.

159. Es guckt nach allen Seiten und sieht nicht; die Leute sehen es und wissen gleich, woran sie sind. Die Wetterfahne.

160. Welches Tier ist dem Wolf am ähnlichsten? Die Wölfin.

161. Warum hängt der Dieb? Weil der Strick zu kurz ist.

162. Wann schwimmen die Gänse? Wenn sie keinen Grund mehr haben.

163. Wem sieht ein durchgeschnittener Strohhalm am ähnlichsten?
Der andern Hälfte.

164. Ich bin eine Mutter mit vier Kindern. Sie können alle gut singen; aber wenn nicht einer kömmt, der sie hin und her reisst, dass sie zittern und beben, so können sie keinen Laut von sich geben. Die Violine.

165. Wer kommt zum Ersten in der Kirche? Der Zweite.

166. Welches Pferd sieht hinten so gut wie vorne? Das blinde.

167. Ohne Sünde geboren, ohne Sünde gestorben und Gott gedienet und doch nicht selig geworden. Der Esel.

168. Was sind das wohl für Leute, die den Menschen alles vor dem Munde wegnehmen? Die Barbiere.

169. Gott sprach ein Wort und meint es nicht,
Der Mensch vollbrachts und that es nicht. Isaaks Opferung.

170. Es rasselt, es prasselt an eisernen Ketten.
Soldaten, Kameraden, könnt's nicht erretten.
Der Wind. Vgl. No. 84 (III. Jahrg., S. 77).

171. Wo hat der Esel so stark geschrieen, dass es die ganze Welt hat hören können? In der Arche Noahs.

172. Ein stählernes Pferd mit einem wollenen Schwanz.
Die Stopfnadel mit dem Faden. Vgl. No. 62 (III. Jahrg., S. 75).

173. Wann war die Welt am engsten? Als Noah in dem Kasten sass.

174. Wann war der Tag am längsten? Als Josua sagte: „Sonne, stehe still."

175. Welche Krankheit war die erste in der Welt? Das Heimweh.

176. Der Tisch ist gedeckt,
Die Magd liegt gestreckt,
Der Herr kommt und fidelt ihr mang die Beine Der Gänsebraten.

177. Ich wachse aus der Erde
Und kleide jeden Mann
Vom Kaiser bis zum König
Und auch den Bettelmann. Der Flachs. Vgl. No. 41 (III. Jahrg., S. 74), wo die beiden letzten Zeilen jedenfalls richtiger sind.

178. Rirarippel, | Gelb ist der Zippel,
Schwarzbraun ist das Loch, | Wo Rirarippel rein kroch.
Die Mohrrübe. Vgl. No. 47 (III. Jahrg., S. 75).

179. Wie tief ist das Meer? Einen Steinwurf.

180. Wie hoch ist der Himmel? Eine Tagereise.

181. Welche Kinder sehen ihren Vater taufen? Die des Pastors.

182. Ich ging einmal über ein Schilf.
Da mir der liebe Gott hilf,
Da fand ich ein klein Meisterstück,
Das war wie mein klein Finger dick.
Daraus konnt ich schneiden
Zwei Mollen und zwei Speckseiten
Und eine Priesterkäppelmütz.
Die Eichel. Vgl. No. 34 (III. Jahrg., S. 74).

183. Wenn ich leb', bin ich dumm (oder stumm?);
Wenn man mich bringet um,
Legt man mich in Sarg und Eisen,
Dann muss ich zu Feuer reisen,
Dann fang ich ein Gerumpel an,
Dass niemand mich verstehen kann. Der Fisch.

184. Welcher Wagen geht ohne Räder? Das Schiff.

185. Was ist schwärzer als der Rabe? Seine Federn.

186. Mit welchen Augen kann man nicht sehen? Mit den Elsteraugen.[1])

187. Wie sind die Erbsen nach England gekommen? Rund.

188. Wer ist geschickt? Der Bote.

189. Drei Bauern schlachten einen Ochsen, und Jeder bekam einen Kopf. Wie ist das möglich? Der eine Bauer hiess Jeder.

190. Was haben eine gestohlene Uhr und ein Waisenkind Gemeinsames?
Sie werden von Fremden aufgezogen.

191. Wozu giebt es Hühneraugen? Damit die Hühner sehen können.

192. Ein Blinder sieht einen Hasen laufen, ein Lahmer rennt ihm nach und ein Nackter steckt ihn in die Tasche. Was ist das? Eine Lüge.

193. Wat rumpelt un pumpelt in der hohlen Kasern'?
Botterfass. Vgl. No. 53 (III. Jahrg., S. 75).

194. Zwei Köpfe, zwei Arme, sechs Füsse, zehn Zehen.
Wie soll ich das verstehen? Der Reiter mit dem Pferde.

1 Die Rätsel 123–186 sind einem geschriebenen Büchlein in 12° entnommen, das den Titel trägt: „Rätsel-Buch für Ludwig Grunow. Neu-Ruppin, d. 1. Junius 1825." Es enthält auf 21 Seiten 73 Rätsel, von denen jedoch das letzte (Welches sind die besten a prima vista Sänger? nicht den Charakter des Volksrätsels trägt, und auf 6 Seiten 72 Lösungen; die letzte Lösung fehlt. Der Sammler dieser Rätsel ist in Neu-Ruppin vor 3 Jahren in hohem Alter als Rentner gestorben. Diejenigen Rätsel, die mit Nummern der von mir im III. Jahrgang, S. 71 ff. veröffentlichten übereinstimmen, habe ich einfach ausgelassen.

195. Welcher König hat keine Krone?
Der Zaunkönig. Vgl. No. 29 u. 30 (III. Jahrg., S. 73 u. 74).

196. Bald kurz, bald lang,
Bald geschliffen und auch blank;
Wenn der Bauch ist gefüllt
Und der Hunger gestillt,
Sag' ich: „Schnapp!“ und auch „Klapp!
Ins Hosengemach!“ Das Taschenmesser.

197. Er schlief. Sie rief ihn mit dem Namen des Baumes, unter dem er schlief. Wie rief sie? Wachholder.

198. Auf welche Seite fällt der Hase, wenn er geschossen ist?
Auf die rauhe Seite.

199. Welches ist das gefrässigste Tier?
Der Hase; denn er frisst mit zwei Löffeln.

200. Was riecht zuerst, wenn man in die Apotheke kommt? Die Nase.

201. Welches Wasser hat keinen Fisch? Das Brunnenwasser.

202. Hoch wie ein Haus,
Klein wie eine Maus,
Bitter wie Galle,
Süss wie Zucker.
Die Wallnuss. Vgl. No. 51 (III. Jahrg., S. 75), 129 u. 144.

203. Vorne Fleisch und hinten Fleisch,
In der Mitte Holz und Eisen.
Wer dies Rätsel raten kann,
Mag aufs Feld mich weisen.
Der Bauer mit Pferd und Pflug.

204. Welche Biere schäumen am meisten. Die Barbiere.

205. Welcher Baum hat keine Krone?
Der Schlagbaum. Vgl. No. 113 (III. Jahrg., S. 78).

206. a) In mîne Kâmer,
Do schlöppt Hans Hâmer;
De bimmelt mi so sacht
Dat ik nernst an dacht.

b) Ik ging in uns Kâmer,
Begegnet' mi Hans Hâmer.
De kriegt' mi so nerrer,
Besah mi det Lerrer;
Dat däh' mi so sacht,
Dat ik nernst an dacht. De Schlôp.

207. Wenn sich Leib und Seele vom Menschen geschieden haben, was hat dieser dann noch für ein Verlangen?
Einen Teller Suppe (verlangt die Wöchnerin, wenn sie geboren hat).

208. Ging im Garten spitz spazieren,
Hatt' ein Rock von Damascieren,
Hatt' ein' buntes Jäcken an:
Wer mir das wohl raten kann? Die Raupe.

209. Wann hat man die meisten Löcher unter den Beinen?
Wenn man über ein Stoppelfeld geht.

210. Hinner unsen Owen
Stohn en Paar Kloben,
Up de Kloben steiht ne Tunne,
Up de Tunne steiht en Trichter,
Up den Trichter liggt ne Kugel,
Up de Kugel is en Wald,
Da spazieren jung und alt. Der Mensch. Vgl. No. 151.

211. Wie schreibt man trocknes Gras mit drei Buchstaben? Heu.

212. Trocknes Gras, mit drei Buchstaben geschrieben, warum kann das kein katholischer Priester raten? Weil er nicht „heuraten“ darf.

213. En Mann will de ganze Welt bedecken
Un kann nich öwer't Water recken.
Der Schnee. Vgl. No. 3 (III. Jahrg., S. 71) u. 124.

214. Der Arme schmeisst's weg und der Reiche steckt's in die Tasche.
Der Nasenschleim.

215. Wer es macht, der nimmt es nicht,
Wer es holt, der braucht es nicht,
Und wer es nimmt, der kennt es nicht. Die Medizin.

216. Welcher Unterschied ist zwischen einem Förster und einem Maikäfer? Der Förster ist grün und macht braun, der Maikäfer aber ist braun und macht grün.

217. Et kümmt en Mann ut Hickenpricken,
He hett en Rock ut dusend Flicken,
He hett en knackern Angesich,
He hett enen Kamm un kämmt sich nich,
He hett enen roden Bärt;
Kiek, wo de Schelm rärt.
Der Hahn. Vgl. No. 12 (III. Jahrg., S. 72).

218. Was war früher auf der Welt, das Huhn oder das Ei?
1. Das Ei; denn das Huhn ist daraus entstanden.
2. Das Huhn; denn es hat das Ei gelegt.

219. Was ist der Mensch, wenn er nackend ist? — Nichts; denn er kann nicht einmal für einen Dreier Semmel in die Tasche stecken.

220. Was sind die Zähne? — Ein dreifaches Weh; denn wenn sie kommen, hat man Weh; wenn man sie hat, thun sie weh, und wenn sie ausgezogen werden, thun sie auch weh.

221. a) Hans stunn hinner de Jardin
Un besach sich sîn.
„Ach Gott! wat bist du schlapp un dünn!
Wenn du wist bi de Maekens gähn,
Dann müsst du noch 'n bet stîwer stahn.“

b) Unse Knecht Stoffen
Steiht hinner de Jardin
Un besicht sich sîn
Un denkt in sînem Sinn:
„Du bist jo hüet so schlapp.
Ik hebb' die doch all straffer hat.“
Der Mann mit dem Geld- oder Tabaksbeutel.

222. Hängt an de Wand as ne dodige Gans: wenn det Ding runner kümmt, wibbelt de Dierns de Näs van. Die Geige.

223. Der Vater ist kaum geboren, da sitzt der Sohn schon auf dem Dache. Feuer und Rauch.

224. Hinner unse Hus
Ploegt Vater Krus
Unner Distel un Dôrn,
Jewt jroje Farn.
Der Mull. Vgl. No. 26 (III. Jahrg., S. 73).

225. Isern Pêrd met höltern Bên. Der Bohrer.

226. Witschel de Watschel geiht öwer de Brück
Un droegt den König sin Bett up'n Rücken. Die Gans.

227. Ik ging öwert Straetken (= Strässchen),
Begegnet mi en klein Aepken (Äffchen),
Bot mi en Runzelfunzel an;
Ik segg', ik hebb allên klein Mann,
De mi runzelfunzeln kann. Der Floh.

228. Unse Tante Dickbuck
Hett en Mûl wie ne Heustallluk. Der Backofen.

229. Wann hebb'n de Frauensleut' den meisten Schûm mang de Bên? Beim Melken.

230. Ich ging einmal in'n Wald,
Da fand ich ein klein Meisterstück,
Das war so ungefähr wie ein klein Finger dick.
Da macht' ich draus zwei Mühlen, zwei Spulen, ein Näpfchen mit 'nem langen Stiel;
Und wer das rät, der weiss sehr viel.
Die Eichel. Vgl. No. 34 (III. Jahrg., S. 74) u. 182.

231. Vorn schitt es, hinten frisst es. Die Häcksellade.

232. Du schwarzes Rabentier,
Hast mich gebissen und gekniffen,
Nun sollst du sterben müssen:
Knipps! das ist dafür. Der Floh.

233. Acht Jungfern schloepen in ên Bett. Die Speichen des Spinnrades.

234. Kam 'n klein Männken von Hüttentütten,
Hat 'n Tâbelken (= Kober) up sînen Rücken,
Darin hat er Sich-sich,
Darin hat er Stich-stich,
Darin hat er weiss gewaschen
Ohne Seife und ohne Aschen. Spiegel, Nadel, Ei.

235. Welcher Ring ist nicht rund? Der Hering.

236. Wennihr is de Voss en Voss?
Wann he allên is; sind et mihr, so sind et Vöss.

237. Ich kenne eine Ritze,
Sieht aus wie eine Schlitze,
Oben und unten sind Haare drum,
Manchmal kommt auch Wasser raus. Das Auge.

238. Bauch an Bauch, Haar an Haar und eine Stange dazwischen. Das Zweigespann.

239. Steif rein, schlapp wieder heraus.
Das Holz, das als Asche wieder aus dem Ofen gezogen wird.

240. Rummel, rummel, rub di.
Hüet Åbend kumm ik up di:
Ik will di pumpinellen,
Der Buck, der soll di quellen.
Das Spinnrad. Vgl. No. 86 (III. Jahrg., S. 77).

241. Aussen ist's haarig, | Innen ist's hohl;
Hab' ich was drin, | So ist mir wohl. Die Muffe.

242. Hängt an de Wand,
Hett twê Botterstullen inne Hand. Die Schere.

243. Kümmt von 't Feld un geiht nåh alle Hoew' rup. Der Fusssteig.

244. En ganzen Stall vull brûne Pêrd un en Schimmel damang.
Ein Ofen voll Brote mit einem Schützel. Vgl. No. 87 (III. Jahrg., S. 77).

245. Steiht en Mann up ên Bên,
Baut sîn Hus sich ganz allên,
Baut sich luter Kamern drin,
Schütt sich all dat Kårn darin. Der Mohn.

246. Ik lag inne Fohr un dückert mi,
Da kam en Mann un bückert mi,
Ik segg em, he sall weggåhn,
Hüet Åbend sall he werrer kôm. Der Schlaf.

247. Ik hebb' ne Schitterie an't Knie,
Damet kann ik mi verdienen
Zucker un Rosinen;
Dabi hebb' ik immer noch ne Schitterie an't Knie.
Der Spinnrocken.

248. Konstantinopel,
Gross ist der Popel,
Klein ist das Loch,
Rin muss er doch. Der Schornsteinfeger.

249. Sitt up'n Klötzken
Leckt sich sîn Vötzken;
Je länger det leckt,
Je kötter et wött. Das Licht.

250. Vier runne Rollen,
Vier knacke Dollen,
En Klippklapp,
En Schwippschwapp,
En lerrern Pumsack,
Råj mal, wat is dat?
Ein Planwagen mit 4 Pferden, Kutscher und Peitsche.

251. Es giebt einen Vogel, hat lange rote Beine, langen roten Schnabel, weiss und schwarzes Gefieder, baut sein Nest auf Scheunen, legt Eier und brütet sie aus. Was ist das für ein Vogel? Ein Storch. — Nein! Eine Störchin.

252. Welches ist der Unterschied zwischen Kuh- und Ochsenschwanz?
Der Kuhschwanz pendelt vor zwei Löchern, der Ochsenschwanz vor einem.

253. Wie deckt der Hengst die Stute? Halb zu Fuss, halb zu Pferde.

254. Haumi und Baumi
Die bauten ein Haus;
Haumi ging vorn raus,
Baumi ging hinten raus.
Wer blieb im Haus?
Und. Vgl. No. 117 (III. Jahrg., S. 78).

255. Es wächst im Gärtlein,
Hat viele Röhrlein,
Hat viele Häute,
Beisst alle Leute.
Die Zwiebel. Vgl. No. 53 (III. Jahrg., S. 75).

256. Wie heisst die Frau vom Papagei? Mamagei.

257. Sieben Jungfern greifen sich
Und kriegen sich im Leben nicht.
Die Garnhaspel. Vgl. No. 68 und 83.

258. Welcher Arzt hat noch keinen Menschen unter die Erde gebracht?
Der Tierarzt.

259. Kaiser Karolus hatte einen Hund,
Er gab ihm einen Namen aus seinem Mund;
Wie hiess Kaiser Karolus sein Hund? Wie.

260. Auf einem weissen See, | Da schwimmt eine rote Rose
Und wer den weissen See will sprechen, | Muss erst die rote Rose brechen.
Der Brief mit dem Siegel.

261. Mus molus, Reh kolus, Jungfer ablus; was ist das?
Maus im Mohn, Reh im Kohl, Jungfer „bladet" den Kohl (= abblättern).

262. Ich lebe ohne Seel und höre ohne Ohren,
Ich rede ohne Mund, werd' in der Luft geboren. Das Echo.

263. Lies von hinten oder vorn,
Ich klinge doch stets einerlei;
Durch meine langen Zähne wird
Das Feld von Unkraut frei;
Ich mache stets, was grob ist, klar,
Der Landmann braucht mich jedes Jahr. Die Egge.

264. Der dicke Papa, die braune Mama, das weisse Kind.
Das Bierfass, das Bier, der Schaum auf dem Bier.

265. Am Tage hab ich nichts zu thun,
Da lässt man mich im Winkel ruhn,
Und nun bricht kaum die Nacht herein,
So schluck' ich Feuer und Flammen ein.
Die Lichtputzschere.

266. Unser kleiner Knobelknecht
Knobelt unsre Magd zurecht. Schlüssel und Schloss.

267. Es fliegt in der Luft, hat vier Beine und schreit „krah!" — Zwei Krähen

268. Wer hatte den grössten A . . . . ?
Joseph; denn er wurde über ganz Ägypten gesetzt.

269. Hinner unse Owen, da stähn en Par Klowen; up die Klowen steiht ne Tunn, up de Tunn steiht en Tröchter, upn Tröchter steiht en Biter, upn Biter (= Beisser) steiht en Riker, upn Riker steiht en Kiker, upn Kiker steiht en Wald, da spazieret jung und alt. Der Mensch. Vgl. No. 151 u. 210.

270. Zwei Väter und zwei Söhne gingen zusammen auf die Jagd; sie schossen drei Hasen, davon erhielt ein jeder einen ganzen. Wie ist das möglich?

Die Jäger waren Vater, Sohn und Enkel.

271. Es leben vier Brüder in der Welt,
Die haben sich zusammengesellt. Die vier Jahreszeiten.

272. Es leben vier Brüder in der Welt,
Die haben sich zusammengesellt:
Der erste läuft und wird nicht matt,
Der zweite frisst und wird nicht satt,
Der dritte trinkt und wird nicht voll,
Der vierte singt und klingt nicht wohl.

Wasser, Feuer, Erde und Wind.

273. Es kamen zwei gegangen,
Die brachten einen gefangen,
Sie brachten ihn nach Kribbeldewitz,
Von Kribbeldewitz nach Fribbeldewitz,
Von Fribbeldewitz nach Nagelspitz,
Da wurde er geschlachtet.

Zwei Finger, die einen Floh gefangen u. s. w. Vgl. No. 11, Jahrg. III, S. 72.

274. Warum guckt sich der Hase um, wenn er läuft?

Weil er hinten kein Auge hat.

275. Warum läuft der Hase vor einem weissbunten Hunde toller wie vor einem schwarzen? Weil er denkt, der Hund läuft in Hemdsärmeln.

276. Wer kommt „verquer“ nach der Kirche?

Das Kind, das zur Taufe gebracht wird.

277. Wir Bauern sehen es alle Tage, der Kaiser und König sieht es selten, aber Gott sieht es nie. Seines Gleichen.

278. Es kriecht durch den Zaun und rührt sich nicht. Die Sonne.

279. Welcher König hat keinen Thron? Der Kartenkönig.

280. Es fällt nach Brunnen und plumpt nicht. Die Sonne.

281. Wer ist am dreistesten in der Kirche? Die Fliege.

282. Ein altes Mütterchen hat sich in hundert Tücher gewickelt.

Der Kohlkopf.

283. Jungfer, ich will Ihr was auf zu raten geben thun, und wenn Sie es erraten thut, dann heirate ich Sie:

Wo ist wohl ein König ohne Land?
Wo ist wohl ein Wasser ohne Sand?
Wo ist wohl ein Häuschen ohne Tisch?
Wo ist wohl ein Wasser ohne Fisch?

Wenn's der Herr mir nicht vor übel will nehmen thun, so will ich ihm wohl sagen thun den rechten wahren Grund:

Der König auf der Karte ist ohne Land,
Das Wasser im Auge ist ohne Sand,
Das Häuschen der Tauben ist ohne Tisch,
Das Wasser im Brunnen ist ohne Fisch.

284. Ein grosser Prophet, der sich in allen Landen hören lässt. Er ist auch ein Liebhaber der Gärtnerei und hat beim Leiden Christi sehr viel gethan.

Der Hahn.

285. Wie hiess der erste Dichter?
Nebel; denn es heisst: Dichter Nebel schwebte auf dem Wasser.
286. Wer war der erste Adlige?
Der Herr von Ferne; denn es heisst: Da sprach der Herr von ferne.
287. Wie hiess Davids Kutscher?
Leid; denn er sagt: Leid soll mir nicht wieder fahren.
288. Was war David für ein Landsmann?
Ein Berliner; denn er sagt: Leid soll mir nicht wieder fahren.
289. Wie viel Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?
Eins; denn beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.
290. Wie heisst Gott mit seinem Vornamen?
Ernst; denn es heisst: Du sollst Gott mit Ernst anrufen.
291. Wer war der erste Jäger?
Nimrod; denn es heisst: Er war ein grosser Jäger vor dem Herrn.
292. Wer hatte das grösste Bett?
Salomo; denn es heisst: Er fuhr aus seinem Bette.
293. Wer war der erste Krämer (Kaufmann)?
Simson; denn es heisst: Der Herr nahm von ihm seine Stärke.
294. Wie hiess Isak in seiner Jugend? Ibeutelchen.
295. Wie hiess Esau in seiner Jugend? Eferkel.
296.[1]) Wer hat zuerst Skat gespielt?
Die Juden; denn Moses sagt: Die Kinder Israel wimmeln.

Neu-Ruppin.

Hexen- und Wildererglauben in Steiermark.

Gesammelt vom Lehrer **Karl Reiterer.**

Mitten unter dem Volke lebend, hatte ich Gelegenheit, in verschiedenen Gebietsteilen Steiermarks den Volksglauben aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Ausserdem stehen mir verlässliche Gewährsmänner, die sich für das Volksleben interessieren, mit ihrem Wissen zur Verfügung. Ich kann also für meine Mitteilungen bürgen.

Der Viehzucht treibende Bergbewohner behauptet, dass sich als Schutzmittel gegen die Hexen der Pfingsttau gebrauchen lasse. Man wandelt beispielsweise in den Ennsthaler Bergen noch heute am Pfingstsonntagmorgen barfuss im thaunassen Grase herum, um das Jahr über gegen das böse Spiel der Hexen gefeit zu sein. Nicht nur dem Menschen, auch dem

1) Die Rätsel von No. 187–296 sind gesammelt in Alt-Ruppin (No. 259–261), Bechlin (No. 206a, 213, 262 u. 263), Bindenwalde (No. 193–196), Dabergotz (No. 265–269), Ganzer (No. 231–232 u. 238–240), Kantow (No. 187–192), Kreuzlin (No. 206b, 221b, 224–229, 233, 245–250 u. 254), Küdow (No. 270–281), Langen (No. 255 und 264), Nakel (No. 237 u. 241), Neu-Ruppin (No. 197–205, 207–212, 214–221a, 222–223, 230, 235–236, 251 bis 253, 256–258, 283–296) und Rheinsberg (No. 234).

lieben Vieh nützt der Pfingsttau. Wird dieser, auf ein Stück Schwarzbrot gestrichen, den Kühen verabreicht, so sind sie vor Verhexungen sicher. Ist das Vieh schon einmal trotz aller Vorsichtsmassregeln verhext worden, so nimmt die Bäuerin Eier, welche am Antlasspfinztag (Gründonnerstag) gelegt wurden und vergräbt sie vor der Thür ihres Stalles, in dem die Rinder stehen. Es sind dies die sogenannten Antlasseier, von denen der bekannte Volkslebenforscher F. Franziszi in Grafendorf im Gailthale in Kärnten im ersten Heft der neuen „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", 1. Jahrg., S. 13 sagt, dass sie schon von der Henne weg geweiht sind und sich das ganze Jahr frisch erhalten. Nach Franziszi schützt ein Antlassei, das während des Ausklingens der fortziehenden Glocken am Gründonnerstag über das Hausdach geworfen wird, vor Feuersgefahr. Es darf aber nicht mit der blossen Hand berührt, sondern muss mit einem Tuche vom Neste genommen werden. Wenn ferner eine Kuh verhext ist und im Stalle keine Milch giebt, so nehme man von einem Antlassei das Dotter und brenne es mit einem glühenden Herznagel von einem Wagen, auf dem eine Leiche in den Friedhof geführt wurde; dann ist die Hexe gebrannt und kann nicht mehr schaden, wenn man das gebrannte Dotter in einer Kanne Milch der Kuh zu trinken giebt. Wir sehen daraus, dass der Volksglaube in Steiermark und Kärnten hier eine auffallende Ähnlichkeit aufweist.

Wenn eine Butterhexe, sagt man in der nordwestlichen Steiermark, ihr Vieh auf die Alm treibt, so trachtet sie im Lenze die erste Weide, genannt Spitzweide, zu bekommen. Dann kann die Sennerin, welche eine Butterhexe ist, viel Butter und Käse zusammenbringen. Die echten Butterhexen, heisst es, können alles, sogar einen Stuhlfuss oder Strick melken, d. h. sie bringen es zustande, dass aus jedem beliebigen länglichen Gegenstande auf Wunsch Milch herausfliesst, wenn Bohnen, Totengebein und Haare im Stalle der benachbarten Sennerin, der man die Milch weghexen will, vergraben werden. Eine Butterhexe ist auch imstande, einer beliebigen Sennerin, der man abhold ist, die Käsemaden, eine Art Engerlinge, welche in ganzen Schnaisen (Reihen) kommen, in die Alpenhütte zu zaubern. Einmal über die Thürschwelle gekommen, sind diese unheimlichen Tiere nicht mehr zu vertreiben. Sie fressen Butter, Käse, Sahne und Milch auf. Wie Eingeweihte wissen wollen, giebt es nur ein einziges Mittel, sich der Käsemaden zu entledigen, nämlich dies, dass man die Maden sammelt und in einer Pfanne beim offenen Feuer röstet. Es werden dann der Hexe, welche die Maden schickte, die Füsse verbrannt. Wer diese Tiere auf dem Wege antrifft, macht mit dem rechten Fusse vor ihnen drei Kreuze, worauf sie umkehren und unschädlich gemacht sind. Die Käsemaden werden dem Volksglauben nach mit dem Quatembergarn erzeugt. Dieses muss von einem unschuldigen Kinde an einem Freitag in der Quatemberwoche gesponnen werden.

Man erzählt sich, dass Viehhexen erst erkannt werden, wenn sie gestorben sind, denn sie werden nach ihrem Tode im Gesicht kohlschwarz; diese Volksmeinung ist von uns sowohl im steierischen Ober- als im Unterlande getroffen worden. Wer in der Christnacht auf einem Schemel, der aus neun Gattungen Nadelholz zusammengefügt ist, hinter dem Altare sitzt, der kann die Hexen in der Kirche, wenn sie während der Mette opfern gehen, erkennen. Einer soll dies, wie uns versichert wurde, versucht haben, worauf ihm eine Hexe den Schemel unter dem Leibe wegzog; der Lauscher wusste nun von dem, was er gesehen, nichts mehr. Die Wetterhexen bringen, wie in Donnersbachau geglaubt wird, dadurch ein vernichtendes Hagelwetter zustande, dass sie Kitzhaare nehmen und in die Luft zaubern. Solche Haare junger Ziegen findet man hernach in den zur Erde fallenden Hagelkörnern. In Kleinsölk, einem Gebirgsdorfe bei Gröbming, behaupten die Leute, die Wetterhexen aus der Luft schiessen zu können, wenn sie den Namen derselben während des Schiessens erraten. Man schiesst zu diesem Behufe oft einen ganzen Kalender in einem Böller in die Luft, in der Meinung, in diesem Falle müsse gewiss der Taufname der Hexe erraten werden: denn in einem Kalender sind alle Namen, meint man naiv.

In den Ennsthaler Bergen kann man hören, dass es Hexen gebe, die sich auf jedem Steinhaufen aufzuhausen (gut zu wirtschaften) getrauen. Im Dorfe Donnersbach soll sich eine solche Hexe heute noch befinden.

Die Weihnachtskerze, welche der Älpler in der ganzen Christnacht brennen lässt, soll unter anderem auch gegen Hexenspuk schützen. — Eine Sennerin, welche sieben Jahre hinter einander auf die Alm zieht, kann hexen. Eine, die zweimal sieben Jahre lang Sennerin war, kann gar zaubern. Zwei Bursche trafen auf dem Messerrücken, einem Gebirgskamme der nördlichen Steiermark, neun schwarze Pferde im Gänsemarsch einhermarschieren. Das letzte Pferd fingen sie ab, worauf es plötzlich zu reden begann und sagte: „Hättet ihr euch nur die erste vorn angehalten, so wären wir erlöst!“ Nun wussten die Bursche, dass sie es mit neun verwunschenen Sennerinnen zu thun hatten, die in Pferdegestalt einherziehen mussten, weil sie einst auf der Alm das Hexenwerk betrieben hatten.

Die Landbevölkerung Steiermarks glaubt auch, dass es Hexensalbe gebe. Tief in den obersteierischen Bergen, südlich vom mittleren Ennsthale, am linken Ufer des brausenden Donnersbach, liegt der gigantische Hexstein (Höchstein), dessen Gipfel ein Felsblock bildet, von dem die Sage erzählt, der Teufel habe ihn einst von den Glasener Feuergruben, Felsen im nördlichen Teil der Ortsgemeinde Donnersbachwald, geholt. Vor Zeiten befand sich hinter dem Hexstein ein Schatzloch. Den Namen Hexstein erhielt der Berg vom Volke deshalb, weil man früher auf demselben allerlei Hexen traf. Es wird erzählt, ein Weber habe in der Walpurgisnacht „auf der Ster“ eine Bäuerin belauscht, die sich mit einer Hexen-

salbe bestrich, auf einer Ofengabel ritt und zum Rauchfang hinausflog. Sie gelangte auf den Hexstein, wohin ihr der Weber, der sich auch mit jener Salbe bestrich, gefolgt war.

Vom 2236 *m* hohen Gumpeneck, der zwischen dem Sölker und Donnersbacher Gebiete liegt, erzählt das Volk auch, dass es einst Hexen zum Tummelplatz gedient habe. Der Jager Peterl soll einstens mit neunundneunzig Paar Katzen auf das Gumpeneck einen Halbstartin Wein gefahren haben. Das Getränk war für die Hexen in der Walpurgisnacht bestimmt. Nebenbei sei erwähnt, dass sich auf dem Gumpeneck wie auf dem Hexstein ein grosser erratischer Felsblock befindet. Die Leute erzählen, dass diesen Stein der Teufel über das Gumpeneck werfen wollte. Es galt eine Wette, die der Böse verspielte.

Mossheim bei Gröbming hat ein Schloss namens Thurnfelden. Ein Besitzer dieses Schlosses, dessen Grabmal sich in der katholischen Pfarrkirche zu Gröbming befindet, hatte vor Zeiten auf der Alm eine Sennin, die hexen konnte. Sie rührte Butter. Aus dem erhaltenen Molken vermochte sie noch einmal Butter zu rühren. Der Thurnfelder liess die Sennin im Schlosshofe wegen Hexerei verbrennen. Ein Bild in erwähnter Kirche zu Gröbming zeigt heute noch die Sennin, wie sie Butter rührt und ihr der Teufel dabei hilft.

Das Volk vermeint, gewisse Zauber- und Hexenbücher lehrten, wie man hexen könne. Im Dorfe Kleinsölk schlüpften einst zwei Bauern, die man belauschte, nackt durch eine gespaltene Lärche, in der Meinung dann hexen zu können. Der Baum war dadurch gespalten, dass ein entstandener Schlitz durch Holzkeile erweitert worden war.

Hexen können den Kühen die Milch nicht „nehmen“, wenn die Tiere über das Kreuz gemolken werden, wie man sich ausdrückt. Es sind uns bäuerliche Mägde bekannt, welche heute noch die Kühe übers Kreuz melken sollen, in der Meinung, dann könne ihnen die Milch nicht verhext (genommen) werden.

Nach der Volksmeinung können einem die Hexen nicht schaden, wenn man in einem Zimmer drei Lichter brennen lässt. Zwischen den Frauentagen, d. i. vom 15. August bis 8. September, haben die Hexen keine Macht mehr. Dass Hexen nach dem Tode vom Teufel geholt werden, ist allgemein verbreitet. Bäuerliche Hellseher sagen, dass man eine Hexe, wenn sie mit ihrem Vieh von der Alm heimfahre, an gewissen Erscheinungen erkenne.

Verhexte Kälber sollen bei lebendigem Leibe verbrannt werden, weil dann die Hexe unschädlich wird. Im Koralpengebiete, dem Gebirgsstocke zwischen Steiermark und Kärnten, herrscht der Volksglaube, das Hagelwetter werde im steierischen Mittellande von den Wetterfliegen erzeugt. Diese seien verhexte abgewirtschaftete obersteierische Bauersleute: das berichtete Lehrer Walcher aus Kloster, einem Gebirgsdorfe in der Kor-

alpe. Das von Hagelkörnern ausgedroschene Korn, glaubt man, werde von den gedachten Wetterfliegen aufgelesen und in den Steinwänden des Oberlandes verzehrt.

Einer Hexe vermag man nichts anzuhaben, denn sie wirft einem eine G'walt an. Ein Bauer, der einst, wie mir ein Donnersbachwalder erzählte, nach einer Hexe, die er sah, schiessen wollte, konnte durchaus nicht losdrücken: die Hexe hatte ihm „eine G'walt ang'worfen". Derselbe Gewährsmann versicherte ferner, beim vulgo Strobel in Donnersbachwald sei einstens eine ganze Hexenfamilie gewesen. Sie verhexte das Vieh des vulgo Riesner im Orte. Man holte den Pfarrer, der den Stall „aussegnen" musste. Es war, wie uns erzählt wurde, der vor einigen Jahren in St. Stefan ob Leoben verstorbene Pfarrer Polley. Das „Aussegnen", trotzdem es wiederholt erfolgte, nützte nichts. Nun ging man zu einem Wunderdoktor, dem Hexen-Girgl, in Alt-Irdning. Dieser kam und fand, dass die Hexen im Stalle etwas vergraben hätten. Man durchwühlte den ganzen Stall und fand unter einem „Trambaume" wirklich Kitzhaare, Totengebein und anderes vergraben. Als dies entfernt war, wurde kein Vieh mehr verhext. Solches trug sich erst vor kurzem zu: die betreffenden Gewährsmänner leben noch heute. So erzählte uns ein noch lebender Schneider unseres Dorfes, er habe auf der „Ster" arbeitend, beim vorhin erwähnten Strobl ein Hexenbuch gefunden und es heimlich in den Bach geworfen.

Was nun den Wildereraberglauben in Steiermark betrifft, so sei vor allem bemerkt, dass er ebenso verbreitet ist, wie der Hexenglauben. Wir gedenken der vermeintlichen Wirkungen, welche das Wildpret als Heilmittel haben soll. Der Sohn der Berge weiss allerlei von der Heilkraft des Fleisches der Tiere des Waldes und der Alpen zu erzählen. Ferner heisst es im steirischen Oberlande, man könne mit Hilfe des Teufels Gemsen „bannen". Es soll dies aber eine „grosse Sünd" sein, weil es eine Tierquälerei ist. Gemsenbanner vermögen, dass Gemsen, in die Schusslinie kommend, wie angewurzelt stehen bleiben müssen, wobei ihnen die Thränen herabrollen — aus Schmerz. Man glaubt ferner, dass Wilderer eine geweihte Hostie unter die Haut nähen, damit sie sich schuss- und hiebhaft machen. Wenn einer dies thut, bekommt er, wie man sich ausdrückt, die „zeitliche Gfrier", d. h. er kann sich „gefroren" machen und in Stein oder Holz verwandeln. Nebst der „zeitlichen" Gfrier giebt es auch eine „ewige". Letztere bekommt der, welcher vor dem Sterben die Hostie nicht mehr aus der Haut entfernen konnte. Der die ewige Gfrier bekommt, wird vom Teufel geholt, denn es ist dem Volksglauben nach eine Todsünde, mit einer Hostie zu freveln. Im Donnersbacher Gebiete bezeichnete man uns mehrere Stellen, wo Leute vergraben sind, die die ewige Gfrier hatten.

Wenn ein Hase über den Weg läuft, so wird dies in Steiermark wie überall übel gedeutet. Es bringt Unheil bei der Jagd, die man zu unter-

nehmen im Begriffe ist. Abergläubische kehren sofort um, wenn ihnen ein Hase auf offener Strasse begegnet. Ein Weib in gesegneten Umständen soll sich, wie wir im steierischen Sulmthale hörten, in keinen Hasen „verschau'n", damit das Kind im Mutterleibe keine Hasenscharte bekommt.

In Donnersbachwald bei Irdning glaubt man, die gedörrte Zunge eines Auerhahnes, der im abnehmenden Mond geschossen wurde, vertreibe das Fraisen (Krämpfe) der Kinder. Eine solche Zunge muss dem Kinde, welches vom Fraisen befallen wurde, im Zeichen des Krebses umgehängt werden, weil da die Krankheit „zurückgeht", wie man sagt. Das Fraisen bannen auch die Rückenwirbelknochen einer Ringelnatter, wenn sie, auf einen Faden geschnaist (gereiht), dem Kinde umgehängt werden. Im Ennsthale trägt man ein Wieselgebiss, in Silber gefasst, an der Uhrkette. Es ist dies ein Sympathiemittel. Dem Wiesel, im Volksmunde auch „Harmel" (Hermelin) geheissen, schreibt der Volksglaube allerlei zu. Unter anderem heisst es, man soll kein Wiesel zornig machen, damit es einem nicht „anblast". Der Atem dieses kleinen Raubtieres ist nämlich giftig, weiss uns der Mann aus dem Volke zu bedeuten. Wir finden diesen Glauben sowohl in ganz Steiermark als in Kärnten. Im steierischen Oberlande wird überdies noch geglaubt, das „Wieselschmalz" sei gegen die Gicht. Ein bäuerlicher „Schwarzkünstler" lehrte folgendes: Nimm ein Wiesel und reisse ihm das Herz aus, so kannst du verborgene Schätze finden.

Sehr viel hält man auf dem Lande auf das Hirschunschlitt. Es heilt, wie wir in St. Peter im Sulmthale hörten, offene Wunden und das Podagra. Angeschossene Hirsche finden dem Volksglauben nach ein Kräutlein, welches eine besondere Heilkraft besitzt. Manche meinen, es sei die Edelraute (artemisia abrotanum?) Mit „Hirschkruckenpulver" ist die Epilepsie zu vertreiben, wenn man solches von einem Hirsch bekommt, der in der Brunstzeit geschossen wurde.

Ganz originell ist die bäuerliche Anschauung, dass Wilderer dem Wilde geweihtes Steinsalz geben, um es leichter zu bekommen. Bekanntlich ist es auf dem Lande üblich, am Stephanitage in der Kirche Salz weihen zu lassen, das sogenannte Stephanisalz, welches den Haustieren, vornehmlich dem Rinde, gegeben wird, damit allerlei Übel abgewendet werden. Deshalb finden wir es auch erklärlich, warum geglaubt wird, geweihtes Steinsalz könne auch eine Wirkung auf das Wild haben. Es wird als „Lecksalz" auf die Berge gebracht, und das Wild wird dadurch zahmer und leichter zugänglich.

Mit einer Bleikugel, die im Wildfleisch stak, kann man, wie abergläubische Jäger behaupten, allerlei Kunststücke ausführen. Sie heilt unter anderem als „Sympathie" den Zahnschmerz, stillt das Nasenbluten und hilft gegen die rote Ruhr. Diese kann man „einstellen", wenn von der Kugel ein Teil abgeschabt und genossen wird.

Fuchsschmalz hilft Brustleidenden, es wird als „Schmirb" verwendet. Die Fuchsleber dagegen soll purgierende Eigenschaften haben. Die Lungenschwindsucht soll Lunge und Leber vom Fuchs heilen.

Gemsblut, frisch vom aufgebrochenen Tiere getrunken, macht flechsig und schwindelfrei. Geschabte Gemskrickel stillen das Nasenbluten. Gemsunschlitt wird gegen die Gicht angewendet. Wer einen Gemsbart auf dem Hute trägt, ist sieghaft. Ist jemand „kopfschiach" (schwindlich), so soll man ihn bei den Schläfen mit Gemsfett bestreichen. Wer einer verendenden Gemse die Zunge herausschneidet und diese um den Leib bindet, sieht bei der Nacht wie bei Tage: er bekommt, sagt man, Katzenaugen und vernimmt das kleinste Geräusch seiner Umgebung.

Donnersbachwald im Bezirk Irdning.

F. A. Reuss' Sammlungen zur fränkischen Volkskunde.

Von **Hermann Haupt.**

Dr. Friedrich A. Reuss (geb. 1810 zu Kitzingen, von 1840—1857 Professor der deutschen Litteratur, zeitweilig auch Bibliothekar an der Universität Würzburg, gestorben zu Nürnberg am 4. März 1868), dem die deutsche Litteraturgeschichte und die fränkische Geschichtsforschung so manchen wertvollen Beitrag verdankt, hat sich in langen Jahren eifrig mit der Sammlung von volkstümlichen Überlieferungen aus Franken beschäftigt. Seine tiefgehenden Studien zu abschliessender Darstellung zusammenzufassen, war allerdings nicht Sache des jeder neuen Anregung geschäftig nachgehenden Gelehrten, der in seiner für ihn verhängnisvoll gewordenen Vertrauensseligkeit lieber anderen aus seinen Sammlungen und Arbeiten mit geradezu unbegreiflicher Freigebigkeit mitteilte. So ist er auch bei seinen breit angelegten volkskundlichen Forschungen, die auf die Absicht einer Gesamtdarstellung der ostfränkischen Kulturentwickelung und Volkskunde hinweisen, über die Anlegung der nachfolgend verzeichneten Stoffsammlungen nicht hinausgekommen, die, völlig ungesichtet und auf lose Blätter und Blattschnitzel hingeworfen, von Reuss noch bei seinen Lebzeiten dem Germanischen Museum zu Nürnberg überwiesen worden sind:

1. Hs. 7013. Analekten zur Geschichte der Medizin, die auch die Volksmedizin und den medizinischen Aberglauben berücksichtigen.

2. Hs. 7089. Materialien zu einer geschichtlichen Darstellung der Entwickelung und Fortbildung der Besprechungen und Segen in Krankheiten bei den Griechen, Römern und im Mittelalter und deren Übergang in die Benedictionen der christlichen Kirche (Reiche Sammlung von Citaten aus

schriftstellerischen und geschichtlichen Quellen, Abschriften von Gebetsformeln, Amuleten u. s. w.).

3. Sammlung von 500 Notizblättern, enthaltend Materialien zur Archäologie, Mythologie, Ethnographie, älteren Natur- und Heilkunde des Kreises Unterfranken.

4. Analekten zur naturhistorischen und medizinischen Beschreibung von Mittelfranken.

5. Sammlung von 56 Notizblättchen, betreffend Volksaberglauben, Brauch und Sitte, Lieder, Sprichwörter u. s. w. aus Oberfranken, Unterfranken und Mittelfranken.

Indem wir die Freunde der fränkischen Volkskunde auf diese unseres Wissens bisher nicht benutzten, aber zweifellos manche beachtenswerten Nachweise enthaltenden Sammlungen aufmerksam machen, glauben wir aus der zuletzt angeführten Stoffsammlung einige wenige, deren Inhalt und Umfang charakterisierende Proben im Folgenden mitteilen zu sollen. Die bezüglichen Aufzeichnungen sind offenbar durchweg aus dem Volksmunde geschöpft, in einzelnen Fällen ist der Name des Gewährsmannes, ausnahmslos aber die Angabe der örtlichen Zugehörigkeit der betreffenden Gebräuche, Lieder u. s. w. beigefügt. Die von Reuss verwandten Chiffren für Würzburg (W.) und Nürnberg (N.) sind von uns beibehalten.

I. Kinderreime und Volkslieder.

1.

Auf der Blächer Spitz[1])
Sitzt e blinder Stigelitz,
Richt'n Pudel ab,
Sie laufen auf und ab. (W.)

2.

Heile, heile Kätzle,
Kätzle hat e Schwänzle,
Hat e Löchle auch derbei,
Fritzle, steck dei Wewele nei! (W.)

3.

Heia popeia die Nunne
Habn mir mei Kindle genumme,
Habn mirs genumme und nimmer gebracht
. . . . . (W.)[2])

4.

Man setzt den Tauber wohl hinter den Tisch,
Man trug ihm auf gebackenen Fisch,
Man stellt ihm vor den besten Wein,
Der Tauber, der wollte nicht lustig sein. —
Der Tauber flog vor dem Goldschmied sein Haus,
Der Goldschmied der schaute zum Fenster heraus:

1 d. h. Spitze des Pfarrturms des Pleichacher Stadtviertels in Würzburg.

2 Vgl. die übereinstimmenden Formen dieses Wiegenliedes in der Abhandlung von A. Englert über „Wiegenlieder aus dem Spessart" (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, 54 ff.).

Goldschmied, schmied mir ein fein's Ringelein,
Das will ich geben der Liebsten mein. —
Und wer einen solchen Tauber will haben,
Der muss einen solchen Taubenschlag haben.
Er muss ihm auch geben das Allerbest,
Damit nur der Tauber bleibt in seinem Nest. —
Wer hat wohl das Liedlein erdacht?
Es haben's zwei weisse Täublein gemacht;
Sie haben's gemacht und wohl bedacht,
Drum, meine Lieben, gute Nacht! (W.)[1])

II. Fränkischer Aberglaube, Brauch und Sitte.

1. Wer eine dreifarbige Katze im Hause hält, dessen Haus ist vor Feuersgefahr sicher. (N.)

2. Leckt die Katze ihre rechte Pfote, so bedeutet dies angenehmen Besuch, leckt sie die linke Pfote, unangenehmen Besuch. (W.)

3. Neu erworbene Katzen werden, um sie im Hause anzugewöhnen, dreimal um den Tisch getragen; oder man lässt sie in den Spiegel sehen. (W.)

4. Schwarze Katzen ohne jedes weisse Haar sind Hexen und sollen nicht genommen werden. (W.)

5. Wenn die Katzen des Nachts miauen, soll man nicht zum Fenster hinausschauen, sonst geschwillt das Gesicht. (W.)

6. Floh auf der Hand, Brief über Land. (W.)

7. Eine Aalraupe, in der Tasche getragen, schützt vor Geldmangel. (Schweinfurt.)

8. In der Andreas- und Christnacht trete man nachts 12 Uhr nach rückwärts in die Bettstatt und spreche dreimal:

„Heiliger Andreas, ich bitt,
Wenn ich in mein Bettlein tritt,
Du wollest mir erscheinen,
Bescheer mir doch einen,
Den Herzallerliebsten mein,
Der wird mein."

Der Geliebte kommt dann zur Thür herein. (Schwarzach.)

Andere Weise: „Bettladenbrett, ich tritt dich,
Heiliger Andreas, ich bitt dich,
Lass mir erscheinen
Den Liebsten meinen. (W.)

9. Dem Mädchen, das sich in der Christnacht nackt ausgezogen und an den gedeckten Tisch gesetzt, erscheint der Geliebte. Wenn er von den daselbst gesehenen Gegenständen, im Falle einer späteren Ehe, an der Frau etwas sieht, so vergeht die Liebe. (W.)

10. Ein Scheit Holz in der Christnacht aus dem Holzstoss gezogen und rückwärts geworfen soll Bezug auf den zukünftigen Gatten haben. (W.) — Am Andreastag wirft man eine Armvoll Holz ins Zimmer; wenn das Holz, paarweise gelegt, gleiche Stösse giebt, so heiratet das Mädchen im Hause. (W.)

1) [Das Lied im ganzen ist eine Variante des alten Liedes von der Nachtigall, Uhland, Alte h. u. nd. Volksl. No. 38. Die erste nicht zugehörige Strophe findet ihr entsprechendes in der 14. Str. von Uhlands No. 122 (Graf Friedrich).]

11. In der Christnacht 12 Uhr sind eine Minute lang alle Brunnenwasser Wein. (W.)

12. Redet man in Gegenwart von Hunden oder Vögeln davon, dass man sie kaufen oder verkaufen wolle, so sterben sie. (W.)

13. Sieht man nachts in den Spiegel, so schaut der Teufel heraus. (W.)

14. Wenn man in einem Hafen mit dem Kochlöffel rührt und dabei lebhaft an jemand in der Ferne denkt, so kann derselbe nicht mehr ruhig am Orte bleiben. (W.)

15. Der Besen soll des Abends nicht verkehrt gestellt werden, sonst zieht das die Hexen herbei. (W.)

16. Wenn die jüngere Schwester eher als die ältere heiratet, giebt sie der letzteren zum Spott eine Geiss. (W.)

17. Kann ein Mädchen von einem Apfel die Schale ganz ohne Unterbrechung abschälen, so dass nichts abfällt, so darf es heiraten. Wirft es die Schale hinter sich, so bildet diese die Anfangsbuchstaben des zukünftigen Mannes. (W.)

18. Wenn ein Mädchen in der Christnacht ihre Pantoffel rückwärts wirft und dann die Hinterseite derselben ihren Füssen entgegensteht, so wird sie das Regiment im Hause bekommen. (W.) — Wackelt der Tisch, so ist die Frau Herr im Hause. (W.) — Wer am Hochzeitsabend zuerst einschläft, wird Herr im Hause. (W.)

19. Beim Umzug in eine neue Wohnung bringt man vor allem anderen ein Kruzifix und ein Laib Brot oder ein Stück Brot dahin. (W.) — Das Brot soll immer auf die Mehlseite gelegt werden, sonst giebt es Verdruss oder Unglück. (W.) - Brot soll ebengleich geschnitten werden, sonst wird man nicht reich; wer das Brot ungleich anschneidet, geht mit Lügen um. (W.) — Aus der Hand gefallenes Brot ist nicht gegönnt. (W.)

20. Des Kreuzschnabels Krankheit und Tod sagt gleiches Schicksal für dessen Besitzer voraus. (N.)

21. Steckt man eine auf dem Wege gefundene Nadel zu sich, so hat deren früherer Besitzer keine Ruhe und muss dem Finder nachlaufen. (W.)

22. Wenn die Pferde beim Vorübergehen an einem Hause dort gern entleeren, so bedeutet das Glück für das Haus. (N.)

23. Wenn man auf der Strasse über einen Stein stolpert, sagt man, es sei da ein Musikant begraben. (W.)

24. Am Nicasiustage (9. Dezember) wird an jeder Thür im Hause der Name Nicasius angeschrieben. (W.)

Giessen.

Vom heiligen Ulrich.

Von **Karl Weinhold.**

Die Zeit ist vorüber, in der manche deutsche Mythologen jeden Kirchenheiligen darauf hin untersuchten, welcher germanische Heidengott sich unter seine Gewänder versteckt habe. Heute begnügt man sich dabei, die Volksmeinungen von jenen Gestalten gläubiger Verehrung loszulösen und sie zu prüfen. So will ich es hier mit dem heil. Ulrich thun, wozu

mich eine Mitteilung aus dem Eisakthale bewogen hat. Eine Untersuchung seiner Legenden, die L. Uhland beabsichtigte, liegt nicht in meinem Sinne. Ich will nur gewisse Kräfte und geheime Wirkungen, die das Volk dem Heiligen übertragen hat, besprechen, wobei sich manches nicht unwichtige ergeben wird.

Bischof Uodalrich von Augsburg[1]) war ein Sohn des Grafen Hugbald von Dillingen, und durch seine Mutter Diotbirg Neffe des Herzogs Burkhart I. von Schwaben († 926). Er war um 890 geboren; Ende 923 zum Bischof von Augsburg erwählt, blieb er es fast volle fünfzig Jahre bis zu seinem Tode am 4. Juli 973. Im J. 993 sprach ihn Papst Johann XV. auf Grund der wunderbaren Heilungen, die er beim Leben und nach dem Tode gewirkt, durch die Bulle vom 3. Febr. heilig. Es war, wie man annimmt, die erste vom päpstlichen Stuhl vollzogene Canonisation. Der Todestag Ulrichs ward zum Tage seiner kirchlichen Verehrung bestimmt. Dieselbe breitete sich für ihn, den Sprössling hohen schwäbischen Adels und den tüchtigen, frommen und tapferen schwäbischen Bischof ganz besonders im schwäbisch-alemannischen Lande aus; aber auch im Elsass und in der alten Salzburger Kirchenprovinz (Baiern, Tirol, Österreich, Steiermark, Kärnten) ist er noch heute als volkstümlicher Heiliger bekannt. Ihm geweihte Kirchen finden sich auch in Thüringen (Sangerhausen, Weberstedt bei Mühlhausen, S. Ulrich bei Mücheln); in der Magdeburger Erzdiöcese: so in Magdeburg, in Halle; in Niedersachsen: Braunschweig, Goslar; auch in Belgien.

Zehn Jahr nach Ulrichs Tode begann der Priester Gerhard, der dem Bischof nahe gestanden, dessen Vita, die dem Papst Johann XV. bei der Heiligsprechung vorlag. Auch noch dem 10. Jahrhundert gehört die Lebensbeschreibung, welche Bischof Gebhard von Augsburg (996—1001 Bischof) verfasste. Geschichtlich unbedeutend ist die vom Abt Berno von der Reichenau um 1030 geschriebene Vita S. Udalrici, die um 1200 von einem Geistlichen Namens Albert in deutschen Versen bearbeitet ward (herausgeg. von J. A. Schmeller, München 1844). Im 11. Jahrh. sagte und sang das Volk vom heil. Ulrich, wie Eckehard IV. in den casus S. Galli berichtet[2]), und lateinische Sequenzendichter des 12. Jahrh. hielten sein Gedächtnis fest, das auch späterhin bei den Dichtern oder Reimern nicht erlosch. So trägt ein Meistersingerlied des Jörg Breining (c. 1480) zwei Wunder S. Ulrichs vor[3]): den Beistand, den er einer Gräfin zu Köln in

1) Konr. Raffler, Der hl. Ulrich, Bischof von Augsburg. München 1866. Zweite Ausgabe 1870. Jul. Koch, Geschichte und Cult des hl. Ulrich, Bischofs von Augsburg. Halle 1875 (Doct. Dissert.). — Eine ansprechende Charakteristik Bischof Ulrichs entwarf Alb. Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands, III, 1, 47 ff. Leipzig 1893.

2) plura quae de eo concinnantur vulgo et canuntur, Pertz Monum. II. 109. Meyers v. Knonau Ausg., S. 221.

3) Görres Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, S. 311 ff.

einem Erbstreite leistet, und die Rettung der Unschuld einer Gräfin von Leiningen nebst Wiederbelebung des Ritters, der hingerichtet ward, weil er mit ihr in falschem Verdacht gewesen war. Diese Geschichte wird auch in der Zimmernschen Chronik und sonst erzählt (F. Liebrecht in der Germania XIV, 391). Über andere Sagen vom hl. Ulrich s. Schmeller in seiner Ausgabe des Albertschen Gedichtes S. XVI.

Wie vorhin erwähnt, fiel für die Heiligsprechung des Bischofs Ulrich besonders ins Gewicht, dass er sich als grosser Helfer in Krankheiten bewährt hatte. Das Öl, das er am Gründonnerstag weihte, stellte viele Kranke her und machte Blinde sehend (Gerhardi vita S. Oudalr. c. 16). Der Glaube an seine Hilfe ist noch nicht erloschen. In Tirol gilt er neben dem hl Sebastian als Krankheitspatron, auch hilfreich gegen die Cholera (Schöpf, Tirol. Idiotik., S. 780).[1]) In der Schweiz sind ihm nach dem Oltener Kalender auf 1859 Milchopfer für die Gesundheit der Kinder gebracht worden (Schweizerisches Idiotik. 1, 184). Ein Trunk aus dem vom hl. Ulrich gebrauchten Messkelch im Schloss Firmian in Tirol sollte von schweren Beängstigungen befreien (Schmeller, Bayrisches Wörterbuch 1^2, 63). Trünke „in der Lieb und in den Ehren“ S. Ulrichs haben in Schwaben als Segnung und Schutz gegen alle Widerwärtigkeit und gegen den Tod durchs Schwert an diesem Tage gegolten. Grössere Gesellschaften vereinigten sich, zu trinken „in der Lieb von S. Ulrich“ (Birlinger, Schwäb. Augsburg. Wörterb., S. 419 f.). Hier haben wir also eine S. Ulrichsminne, die sich der Johannis- und der Gertrudenminne zur Seite stellt, und zuletzt den Opfertrünken zum Gedächtnis des Thórr, des Freyr und anderer nordgermanischer Götter.

Dass der heil. Ulrich auch übermässige Trünke gesegnet habe, ist unbegründeter Versuch, die weitverbreitete Redensart für erbrechen: Ulrich rufen oder den heil. Ulrich anrufen, die nur auf Klangähnlichkeit beruht, an den Bischof Ulrich anzuknüpfen.

Von Göttern und Helden geht bei allen Völkern die Überlieferung, dass sie lebens- und heilkräftige Quellen aus dem Schosse der Erde erweckten.[2]) So auch von manchem Heiligen und nicht zuletzt von S. Ulrich. Ulrichsbrunnen kennt man heute noch namentlich in Schwaben und auf bajuwarischem Boden. An dem von Eresing unfern des Ammersees haftet die Sage, dass ihm der Bischof hervorgerufen, um seinen Durst zu löschen; ebenso an dem Ulrichsbrünnlein über dem Weiler Paterzell bei dem Pfarrdorfe Forst. Von dem Ulrichsbrunnen in Seibranz geht die Sage, dass dort kein Wasser war, und das Volk klagte darob dem Bischof. Der stiess nach einem Gebet seinen Stab in die Erde und sofort sprang

1) Vgl. auch unten S. 423 das über die Wirkung der Ulrichkreuze Gesagte.

2) Quellen stossen in german. Sage aus der Erde die Götter Wodan und Baldr, die Heiligen Ulrich, Gangolf, Wolfgang, Bonifaz, die Heroen Karl, Arnold von Holland u. a

eine reiche Quelle hervor, zu der bis in unsere Zeit jährlich am Ulrichstage eine feierliche Prozession ging (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 407). Ähnlich heisst es von dem Uorlisbrunn im Walde Weinhart bei Klimmach, dass ihn der Bischof, als sein Jagdgefolge dürstete, mit dem Stabe aus der Erde gestossen habe (Birlinger, Aus Schwaben 1, 48).

Nach unserm Heiligen benannte gute Quellen finden sich auch bei dem oberbayrischen Pfarrdorfe Happach[1]), ferner in Dehlingen bei Ohmenheim im Oberamte Neresheim und in Höchreute bei Pfrungen im Oberamte Saulgau (Alemannia XII, 161). Das Wasser der Dehlinger Quelle soll der Heilige durch hineingeworfene Holzstückchen trinkbar gemacht haben.[2])

Auch in Neuburg a. d. Donau, in Friedberg an der Strasse nach Aischach und beim Markte Kirchheim in Schwaben waren früher Ulrichsbrunnen bekannt (Birlinger, Schwäb. Augsb. Wörterb. 419).

Besonders heilsam gilt das Wasser dieser Quellen, namentlich der Eresinger und Paterzeller, für die Augen. Bei mehreren Brunnen, so in Eresing, Paterzell und Höchreute, wurden dem Heiligen geweihte Kapellen erbaut. Unweit von Heiligenkreuz am Wasen, Bezirk Wildon in Steiermark, steht ein Ulrichskirchlein, neben ihm eine mächtige Linde, unter derselben eine Kanzel, von der am Patrociniumsfest (4. Juli) dem zusammenströmenden Volke gepredigt wird. Fünf Minuten davon entspringt eine Quelle mit vortrefflichem Wasser, über der sich eine steinerne Ulrichsstatue erhebt.[3])

Ein wirkliches Volksfest wird am Sonntag nach dem 4. Juli, wenn dieser nicht selbst auf einen Sonntag fällt, am Ulrichsbrunnen am nördlichen Abhange des Reunerkogels bei Gråz, der steirischen Hauptstadt, begangen. Schon am Vorabend ist in dem Kirchlein Gottesdienst, am Tage selbst vormittags Messe und Predigt, die im Freien von einer dazu errichteten Kanzel gehalten wird. Auch nachmittags ist Gottesdienst. Viele Hunderte bürgerlichen und ländlichen Standes aus Stadt und Umgegend strömen da zusammen. Kaufbuden mit Lebkuchen in verschiedenen Formen, mit Rosenkränzen (Beten) und anderen kirchlichen und weltlichen Dingen, Schankstätten aus grünen Ästen gebaut, in denen vornehmlich Met geschenkt wird, sind errichtet. Die Besucher des Festes wohnen den Gottesdiensten bei, lagern sich im Walde und bleiben meist bis zur sinkenden Sonne. Sie trinken auch aus der heilkräftigen Quelle, die hinter dem Altar des Kirchleins entspringt und ins Freie geleitet ist. Sie waschen sich auch darin. Am Abend ziehen sie nach Hause, die Lebkuchen oder

1) Dieser fons S. Udalrici wird schon in einer Freisinger Grenzurkunde des 13. Jahrhunderts genannt: Oberbayr. Archiv IV, 427.

2) K. Raffler, Der hl. Ulrich, 2. A., S. 163. 166.

3) Mitteilung vom Regierungsrat Dr. Fr. Ilwof in Gråz, der auch meine Aufzeichnungen über den Ulrichsbrunnen bei Gråz vervollständigt hat.

was sie sonst beim Ulrichskirchlein gekauft haben, an Bändern um den Hals gehängt.

Diesem steirischen Ulrichssonntag vergleicht sich nun durchaus der old Midsummer Sunday, der in Erringburn bei Bingfield im North Tyndale gefeiert wird. Mr. Hall in seiner Abhandlung Modern Survivals of ancient Well worship in North Tyndale (Arch. Aeliana. N. S. vol. VIII. 60–87) erzählt davon, dass sich am ersten Sonntage nach dem 4. Juli, der als Mitsommertag nach altem Styl zu betrachten sei, das Volk der Umgegend an dem Bore well versammele. Es werde eine Art Jahrmarkt gehalten, Erfrischungen feil geboten, und stufenweise sitzen die Leute am Hügel hinauf. Weiber, die gern Kinder hätten, beten still an der Quelle; binnen zwölf Monden erfüllen sich die Wünsche. Der Sonntag heisst der Bore Well Sunday.

Ein ähnliches Volksfest fand nach Mr. Hodgson in der Hist. of Northumberland an den Our Lady's Wells oder Holy Wells bei Langwitton, besonders an der östlichsten Quelle, der Eye Well am Midsummers Sunday und dem folgenden Sonntage statt. Die Bewohner der Gegend assen Ingwerbrot, tranken aus der Quelle und vergnügten sich mit Wettlaufen. Nach der Sage hauste einst an der Quelle ein Drache, den Guy of Warwick erschlug.

Nach Mr. Hall sammelte sich auch an den Gilsland Wells in North Tyndale einst das Volk am Sonntag nach dem alten Mitsommertag, dem sogen. Head Sunday.[1])

Bei diesen nordenglischen Volksfesten zeigt sich keine Beziehung auf den heiligen Ulrich. Es sind zum Sunnwendcyklus gehörige Kultreste, und deshalb helfen sie uns zum Verständnis, dass die deutschen Ulrichsbrunnen ursprünglich nicht zu S. Ulrich gehörten und dass die an sie geknüpften Sagen und Verehrungen erst später auf den Bischof übertragen wurden, nachdem sein geschichtlich feststehender Todestag (4. Juli) zum örtlichen Kirchfest geworden, das sich mit den altheiligen Sunnwenden zeitlich berührte. Dafür zeugt auch die Hereinziehung S. Ulrichs in die Sunnwendfeuerheiligen. Im österreichischen Innviertel wird das Holz zum Sunnwendfeuer auf die Namen der heiligen Veit, Ulrich, Nikolaus (Nigl) und Florian erbettelt (Am. Baumgart, Aus der volksmässigen Überlieferung der Heimath, 1, 27). Im kärntischen Lesachthale werden am Abend vor Ulrichstag Feuer angezündet und brennende Holzscheiben getrieben[2]), zum Abschluss der Sunnwendfeuer, die am Abend vor Johannes dem Täufer, vor Peter und Paul und vor Ulrich üblich sind, und für eine vierzehntägige Dauer des altdeutschen Mitsommerfestes zeugen, die auch aus Schwaben

1 Vgl. The Denhams Tracts. A collection of Folklore by M. A. Denham. Edited by J. Hardy. Vol. II. S. 156 f. London 1895.

2) M. Lexer in Wolf-Mannhardts Zeitschr. f. deutsche Mythol. 3, 31.

und Bayern durch die Feuerabende vor S. Veit, S. Johannes und S. Peter und Paul sich ergiebt (Panzer, Bayer. Sagen und Bräuche, 1, 213—217).

Der Ulrichstag gilt in Oberösterreich auch als Losstag. Wenns am Ulrichstag (Durástag) regnet, so regnet es ins Urbkübel, d. i. den Urhabkübel, das Gefäss, worin der Sauerteig (urhab) zum Brot gemacht wird; das Getreide giebt schlechtes Mehl (Am. Baumgart, Aus der Heimat, 1, 50). In Nord-Schottland gilt der 4. Juli, der dort St. Martins of Bullions day (Festum S. Martini Bullionis, Fête S. Martin Bouillant) heisst, auch als Losstag, der wenn nass, vierzigtägigen Regen anzeigt.[1]) Wenn es am Ulrichstage ein Gewitter giebt, heisst es in der Schweiz: der Ulè donnert d' Nuss abe. Die Nussernte ist missraten.

Der hl. Ulrich galt auch als Beschützer der Reisenden, wie ein Segen einer ehemals Weingartener Handschrift des 12. Jahrhunderts (Graff, Diutiska 2, 70. Müllenhoff — Scherers Denkmäler IV, 8) bezeugt. Der Segen schliesst: Des guten Sankt Ulrichs Segen sei vor dir und hinter dir und über dir und neben dir gethan, wo du auch wohnest und wo du seiest, dass da eben so guter Friede sei als dort war, wo meine Fraue Sancta Maria des heiligen Christs genas.

Eine ganz besondere Bedeutung hat S. Ulrich als Helfer gegen die Haus- und Feldplage der Ratten und Mäuse gewonnen.

Neben ihm schützen bekanntlich gegen dieses Ungeziefer die heilige Gertrud (Unsere Zeitschrift I, 444. II, 199).

S. Nicolaus (A. Wuttke, Volksaberglaube, § 616. Schleicher, Volkstüml. aus Sonneberg, S. 140. Eug. Schnell, S. Nicolaus, Brünn 1883. 1, 37).

S. Nicasius (A. Wuttke, Volksaberglaube, § 614. 616. Grohmann, Apollo Smintheus, S. 63. Baumgarten, Aus der Heimat 1, 83. A. Stöber, Alsatia. 1852. S. 132. Pröhle, Harzbilder, S. 84).

S. Medardus (Wuttke, § 616. Bartsch, Mecklenburgische Sagen, 2, 176. 285).

In Meysterlins († 1490) Nürnberger Chronik wird zu den Wundern des hl. Ulrich gerechnet, dass zwischen Lech und Weitach keine Ratte am Leben bleibe.

Die Zimmernsche Chronik (III, 272 ff. der Barackschen Ausgabe von 1869) erzählt, dass im Jahre 1538 zu Mösskirchen so viel Ratzen waren, dass man alles versuchte, sie zu vertilgen. Graf Gotfried Wernher v. Zimmern „hat Sanct Ulrichs ertrichs etlichmal von Augsburg holen lassen der hofnung, es solte die Ratzen vertriben, wie dann ein gemeiner leumat desshalber, aber es wolts nit thuen". Es kam dann ein Abenteurer, der die Ratten aus der Stadt verbannte.

In Veringen an der Lachert, wird in selber Chronik (III, 273) weiter berichtet, „sei in etlich hundert Jahren kein Ratz gespurt worden: so auch

1) Hampson Medii aevi Calendarium. London 1841. I, 332.

ein lebendiger Ratz dahin gebracht oder ungeferdt dahin kam, so starb er. Das soll S. Ulrich denen von Veringen, sagt man, umb Got erworben haben, dann er von der Mutter ein Graf von Veringen, auch im Stetle zu Veringen soll geboren sein worden."

Der Kapuziner Athanasius von Dillingen berichtet in seiner Vinea evangelica (Dillingen 1694), dass die Mäuse oder Ratzen die Erde vom Grabe des hl. Ulrich fliehen und sich in seinem Bistum nicht aufhalten oder Schaden zufügen mögen (Birlinger, Aus Schwaben 1, 294). Als einst in der Rottenburger Markung zahllose Mäuse hausten, holte man S. Ulrichs Stab von Augsburg, trug ihn in Prozession um die Felder, und die Mäuse sollen alle verschwunden sein (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 407).

Im Lechrain, der zum Augsburger Bistum gehört, wird S. Ulrich gegen den Schaden der Mäuse und Ratzen mit grossem Erfolge angerufen, weshalb die Feier des Ulrichstages, obschon öfter abgeschafft, immer wieder erlaubt werden musste (v. Leoprechting, Aus dem Lechrain, S. 189).

Nach Stadlers Vollständigem Heiligen-Lexikon (Augsburg, Band 5, S. 597) wird der hl. Ulrich zuweilen mit Ratten zu seinen Füssen abgebildet.

In den angeführten Zeugnissen ist mehrmals die Erde vom Grabe des hl. Ulrich als Mittel gegen das Ungeziefer genannt werden. Es ist das älteste Grab in der St. Afrakirche zu Augsburg gemeint, wo sich Bischof Ulrich auf blosser Erde, nur mit einem hölzernen Deckel bedeckt, hatte bestatten lassen. Nach einer alten Aufzeichnung hat diese Graberde die besondere Kraft, nachdem Gebete und gute Werke dabei verrichtet waren, die Ratten aus den Häusern und den nächst gelegenen Orten zu vertreiben, wo sie mit Vertrauen aufbewahrt wird (K. Raffler S. 163). Die Ulrichserde wird in die von Mäusen bevölkerten Äcker eingegraben oder dort, wo Ratten sich zeigten, aufgestreut. Nach Stadlers Vollständigem Heiligen-Lexikon (V, 597; Anm.) wird noch jetzt von S. Ulrichs Grab entnommene Erde als Mittel gegen die Ratten in den Häusern aufbewahrt.

Frommer Glaube hat aber auch die Erde vom Kirchhofe dem hl. Ulrich geweihter Kirchen dieselbe Kraft zugesprochen. Wenigstens ist mir solches von der Pfarrkirche St. Ulrich im Grödener Thale (Südtirol) glaubwürdig berichtet worden. In St. Ulrich, dem Hauptort von Gröden, soll es keine Ratten geben. Einmal trug man eine lebende Ratte dorthin und liess sie beim Mittagsläuten innerhalb der Freithofmauer laufen. Sofort starb sie, gleich der Ratte in Veringen. Erde von diesem St. Ulricher Kirchhof wird in Dörfer der Nachbarschaft geholt und als Rattenmittel ausgestreut. Es hat auch für lange geholfen, wie eine Wirtin in Gufidaun versicherte.

Die Erde von heiligen Gräbern vernichtet schädliches. So tötet Erde vom Grabe des hl. Julian in Judicarien Schlangen augenblicklich. Um

seine Grabkapelle lebt kein Gewürm (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, S 222).[1])

Gleich der Ulrichserde galten und gelten auch die Ulrichskreuze als Schutzmittel gegen Ratten und Mäuse, wenn sie in die Erde vergraben oder an Häusern und Ställen aufgehängt oder darin vermauert wurden. Diese Kreuze dienen und dienten am Halse getragen auch als Amulette gegen allerlei Anfechtungen, sowie gegen Krankheiten, besonders gegen Pest und Cholera, ferner bei Kriegsgefahren und Gewittern.[2])

Diese Ulrichskreuze waren ursprünglich Erinnerungen an die Walfahrt zum Grabe des hl. Ulrich und zugleich an das dort aufbewahrte sehr alte Kreuz, das mit einer grossen Partikel vom heiligen Kreuz in sich, wahrscheinlich von Bischof Ulrich als Pectorale getragen worden ist. Nur die Sage hat es mit der Ungarschlacht von 955 in Verbindung gebracht, und daher stammt auch die häufigste Inschrift der Ulrichskreuze: Crux victorialis S. Udalrici.

Durch die Benedictiner, welche Kaiser Heinrich II. 1012 in das Ulrichskloster einsetzte, kam der hl. Benedict nebst dem Benedictussegen auf das Ulrichskreuz; er gewann sogar das Übergewicht über den hl. Ulrich.

Diese Kreuze, kirchlich geweiht und mit dem alten echten Ulrichskreuz berührt, bildeten sich zu Amuletten aus, die in den oben bezeichneten Fällen als Schutz- und Heilmittel von den Gläubigen gebraucht wurden. Die Beifügung des Zachariassegens machte das Ulrichskreuz zum besonderen Schutzmittel gegen die Pest (Friesenegger S. 40—42).

Attribut des hl. Ulrich ist der Fisch, den er auf seiner linken Hand trägt; zuweilen hat der Fisch ein Buch als Unterlage. Nach der Legende (in der vom Ulrichskloster bei Silv. Otmar in Augsburg 1516 herausgegebenen Lebensbeschreibung der Augsburger Heiligen) hatte Bischof Ulrich eine Nacht von Donnerstag zu Freitag mit Bischof Konrat von Konstanz in frommem Gespräch zugebracht, und so fand ihn noch am Morgen ein Bote des Herzogs von Baiern. Der Bischof reichte diesem als Botenbrot ein Stück Fleisch, das noch auf dem Tische vor den beiden Herren lag. Der Bote benutzte aber die Gabe, um die Bischöfe der Übertretung des kirchlichen Fastengebotes zu beschuldigen. Aber als er den Beweis seiner Anklage durch das Fleischstück geben sollte, zog er statt desselben einen Fisch heraus. Gott hatte ein Wunder gewirkt.

An dem Feste des Heiligen scheint in alter Zeit ein Fischmarkt bei seinen Kirchen gehalten worden zu sein. Aus England wenigstens wird aus früherer Zeit berichtet, dass, wo Ulrichskirchen sich fanden, am Patro-

[1]) Über die vernichtende, aber auch die heilende Kraft von Graberde überhaupt nach schottischem und irischem Glauben: Gomme, Ethnology in folklore, S. 113—115.

[2]) Eine sorgsame, mit vielen Abbildungen geschmückte Abhandlung Über die Ulrichskreuze gab jüngst der Stadtpfarrer bei St. Ulrich und Afra in Augsburg, Jos. M. Friesenegger, (Augsburg 1895) heraus. Ich habe diese treffliche Arbeit hier benutzt.

einiumsfest in dem Kirchenschiff nahe dem Altar Leute mit Karpfen und anderen Fischen sassen. Die Käufer glaubten damit des hl. Ulrichs Gunst zu erwerben.[1]) Als eine Spur davon kann der Vers „Ulrich brät die Karpfen“ in dem Liede „Wie geht es denn im Himmel zu“ (Unsere Zeitschrift 5, 362) genommen werden.

Ich will mit einer Mutmassung schliessen.

Die hübsche Legende von dem in Fisch verwandelten Fleisch tritt spät auf. Berno hat sie noch nicht, sie kommt erst in jüngeren Anhängen zu seiner Vita, und auch nicht in allen Handschriften derselben vor. Im Anfang des 16. Jahrh. scheint sie erst allgemein bekannt.

Vielleicht hängt der Fisch mit dem Quellenheiligen zusammen, denn der Fisch ist eine bekannte Gestalt der alten Wassergeister (Unsere Zeitschrift V, 123. Gomme, Ethnology in folklore, 92 f. 101). Die Ulrichsbrunnen sind, wie wir oben schon bemerkten, heilige Quellen aus vorchristlichem Kult, die durch Übertragung auf einen kirchlichen Heiligen ihre Bedeutung behielten. Das alte Idol des Wassergeistes ward zum Symbol des heiligen Bischofs, und zur Erklärung desselben erfand frommer Sinn die Legende von dem Fasttagfisch.

Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes.

Von **R. Wossidlo.**

Zweiter Teil.

Für den folgenden zweiten Teil haben mich ausser den oben S. 302 genannten Mitarbeitern auch die Herren F. Schriever in Kisserow, Lehrer Warnke in Krickow und Fischer Klüss in Wendorf unterstützt; vor allem dem letztgenannten Herrn verdanke ich wertvolle Mitteilungen über „Wind“ und „Wasser“.

Der mythologische Gehalt vieler Ausdrücke, namentlich über Wolkenbildung, ist klar erkennbar; doch habe ich, um Raum zu sparen, alle Hinweise unterlassen.

VII. Sonne.

Einen alten Tagelöhner hörte ich mehrfach sünn als Masculinum gebrauchen.

De leiw sünn wird viel gesagt, vgl. de sünn schient ken armot in't land.

Die Sonne heisst auch: de ollsch, de oll madam dor baben (bei Stillfried), oder: mudder gläunig: mudder gläunig kickt all wedder achter'n

1) Hampson, Medii aevi Calendarium, S. 325 führt dafür eine Stelle aus Barnabe Googe an. Wie der Fisch beweist, ist nicht an den englischen Heiligen Ulricus presb Erem. (20. Febr.) zu denken.

barg rut, und in hiesiger Gegend sehr häufig: Mariken: Mariken lett sik all wedder seihn, Mariken kickt all öwer'n tun u. ä. m. vgl. unten.

Tagesanbruch.

De sünn grint all dörch.

Dat grimmelt all gegen osten, dat grämelt all, nu gragt de dag all an, de dag griest.

Dat schemmert, de dag schämert.

De dag ward hellen.

De dag rakt an.

Vör dau un nebel, vör dau un dag, vör däuen dag (Brinckman), vör dau un dak (Brinckman).

Drei dumdick (dumbreit) vör dag.

Wer den öwer't uhr haugen will, de möt upstahn, ihr de düwel sin strümp antreckt.

Stah up, Petrus het't licht anstickt.

Stah up, de hahn röppt: Petrus bött füer.

Stah up, de gant röppt: dat is dag, dat is dag, un de gössel ropen: klock is fiw, klock is fiw.

Nu is dat rod all von de sünn; vgl. de lett dat rod ihrst von de sünn, (de steiht nich ihrer up, as bet em de sünn in'n nors schint): vom Langschläfer.

De sünn steiht up middag.

De sünn sitt noch bomshoch, wesbomhoch, bänshoch, kirlshoch, hushoch.

Sonnenuntergang.

De sünn geiht to gar, to rüst, is bi't afrüsten.

De sünn is bi't rutschen, bi't liden, fängt an to gliden.

De sünn sitt uppe neig, uppe naht, uppe rak, up'n rand, uppe wipp, uppe rutsch, up'n gläs, up'n glär, up'n glerr, up'n lär, up'n glir, uppe glipp, up'n glipper, uppe glutsch.

Die Schiffer sagen: De sünn sitt uppe kimm (Horizont); wenn se in'n letzten is, seggen wi, nu geiht se uppe kimming dal; so seggen wi ok, wenn mit 'n oktanten hochde nahmen ward: wi hahlen uns de sünn in de kimming.

De sünn krüppt ünner, dükert ünner.

De sünn geiht to nest, to kahn.

Wenn de sünn so tickert,
Wenn de sünn so mickert,
Wenn se up'n gläden steiht,
Denn se bald ünnergeiht.

O, nu kann Johann N. (Name eines langen Kerls) bald ankamen.

De Hamborger jungens känen noch nich anhäkelt kamen.

De Doberaner schosters hebben noch ken pick upsmeten.

Nu hebben de buerjungens se all an'n reip.

De Rostocker (Lübecker, Crivitzer etc.) jungens, de Wesenbarger schosterjungens hebben se all inne treck: de groten trecken all dal, wenn de lütten all ihrst anfaten, is se weg.

Leiw sünn gah dinen gang,
Uns hawdeinsten frugens ward de tid all lang.

oder:

Sünning, wohr dinen unnergang,
Uns lüd ward de tid all gor to lang:

so hört man bei der Erntearbeit auf dem Felde.

Den Kindern wird wohl abends zugerufen:

De sünn geiht ünner, de buk ward dünner,

De köh gahn sitten, krigen melk in de titten, kamt rin un ät't wat.

Nu is fierabend, de bur slütt de dör to; auch: Petrus slütt to.

Feierabend hat der liebe gott gemacht,
Nachtarbeit hat der teufel erdacht.

De sünn kickt dörch de luk: wenn sie zwischen Wolken untergeht.

De sünn geiht dick weg, dat giwwt morgen wat.

De sünn geiht in'n busch, morgen giwwt't 'n husch.

De sünn krüppt in'n burrick (durrick: hurrick bei Bartsch II no. 1047), morgen regent't unsern herrn in de furrick (d. h. Tasche).

De sünn geiht to sump, morgen regent't klump (plump bei Bartsch II, no. 1048).

Dat sünd de sünn ehr taschendök, dor wischt se sik den sweit mit af: wird hie und da gesagt, wenn am Abend die Wolken neben der Sonne goldige Ränder zeigen.

De sünn geiht inne blink: in stille, blanke See.

Dämmerung, Dunkel.

Dat wir in de dämmering, in'n halfschummern, bi'n anschummern, in de schummerigen, in de schummering, schimmering, in de schubstund, dat wir schummerabend.

Dat wir in'n tweilichten.

Dat will all düstern.

Dat aukert all; dat ward all aukerig, abendhaftig.

In'n dunkeln is god munkeln.

In'n düstern is god smüstern, auch mit dem Zusatze: öwer ken god flöhfangen (hasenjagen).

Dat wir stockendig düster, stockenstirndüster, stickstirn-, stickenhimmel-, stickenbalken-, himmelbalken-, stirnbalken-, dickenbalken-, bickbalken-, pickendüster.

Dat is balkendick buten.

Dat wir gnäterndüster, späuken-, bräken-, raben-, swartendüster.

Dat is to'n gripen düster.

Hier is 't düster, as wenn man in'n sack is.

Dat wir pickennacht (Stillfried), pickenrabenswarte nacht, stickenswarte, himmelswarte nacht.

Ken stirn to seihn, säd de bur, dor kek he in't brotschapp.

Dat is doch rein so düster, dor kann man sin fru in'n bedd nich finnen.

Verschiedenes.

Wenn de wulken so öwer de sünn lopen, seggen wi: dat weder belöppt so, dat is belopen weder, uplöpsch weder; de sünn het'n öwerlop.

Dat is beswulkt hüt: vgl. „Wolken".

De sünn verkrüppt sik, versteckt sik, schugt sik.

De ollsch krüppt achter de gardinen.

Mariken treckt sik 'n flur öwer, bindt sik 'n sleuer vör.

Nu geiht se verschütt: wenn sie hinter Wolken verschwindet.

De sünn wäuhlt, waust, krüppt so.

De sünn wadt so, dat ward noch regen; de sünn wadt in de bottermelk; de sünn wöddt so dull in 't dick.

De sünn quält sik so, se het hüt ken macht to schinen.

De sünn schult sik so bi sid rüm: im Winter.

Turwis blickt de sünn so up, dat giwwt bald wat.

Dat wir sünnenschint weder.

De sünn schint so prell, so knallig; dat is so 'n streffe sünn; vgl. „Heisses Wetter".

De sünn de gält so, lacht so gäl, pliert so, grient sik so, wi krigen anner weder.

De sünn smitt so'n blass.

De sünn süht so blennsch, so blindsch, so flömig ut.

De sünn watert so, süht so waterig ut; vgl. auch „Wolken".

Wenn de sünn morgens so bläustert, seggen wi up see: nu het he 't signal all upheisst, denn giwwt't regen un dreck.

De sünn steiht up stütten: wenn bei starkem Wassergehalt der Atmosphäre die Strahlen die Sonnenscheibe zu stützen scheinen.

Wenn de sünn ne gall het, giwwt dat regen.

Dor is hüt frömd sünn an'n heben: is noch ne blinn sünn tokamen: de sünn het ne gegensünn, dat giwwt slicht weder: hüt makt de sünn 'n duwwelt gesicht.

Wenn de sünn water süggt, treckt se fisch un alles mit hoch; dat kümmt vör, dat dat nahst poggen regent.

Hüt danzt de sünn, dat giwwt vel küll.

Sik sünnigen: sich sonnen: gah dor rut, du bradst noch to pepernät.

Die sonn, die morgens früh aufgeht,
Pflegt man selten spät zu scheinen,
Das glück, was morgens früh schon lacht,
Das thut am abend weinen.

VIII. Mond.

Man, mand wird oft als Femininum gebraucht: se schient all, se is upgahn u. s. w.

De rogg het ne gode man, 'n goden wadel drapen: ist zu günstiger Zeit gesäet worden.

Der Mond heisst auch: Johann Friedrich sin sünn, Ulenspeigel sin sünn, den Nigendörper kohhird sin sünn u. ä. m.; de Wesenbarger sünn (vgl. nu ward 't dag in Wesenbarg, de mand geiht up), de Stirnbarger; bei den Schiffern: de Swedsche sünn, in Hamburg und Holstein: de Meckelborger sünn; vgl. noch: in Klokow schient de sünn abends klock elben noch bomshoch öwer'n schapstall.

En swinhird het ordre kregen, he süll so lang höden, bet de sünn unnergahn wir. He bliwwt öwer drei dag buten, un as de herr em fragt, worüm he nich na hus kamen wir, giwwt he to antwurt: je, wenn ein düwel weg is, kümmt de anner wedder, (auch: wenn de Meckelborger sünn weg is, kümmt de preusch wedder).

Herr Dunze berichtet mir aus Bartelshagen: Auf der Pantlitzer Heide nahe der Landesgrenze erschienen den Jungens, wenn sie Pferde hüteten, öfter Sonne und Mond zugleich am Himmel und machten ihnen ihre Pferde scheu.

Die Deminutivform mäning wird namentlich Kindern gegenüber oft gebraucht.

De Stirnbarger mäning is Jochen sin best kost, vgl. Reuter V, p. 408; Stirnbarger mänings heissen nach Stillfried (Biweglang p. 36) auch die den Mineralogen als „Sternberger Kuchen" bekannten Gesteinreste.

Petrus stickt dat abendlicht an: wenn der Mond aufgeht.

De man fangt an nie to warden.

Nu het Petrus de brodköst all wedder rutsteken: beim ersten Viertel.

Dat will swin het den mand anfreten: beim Halbmond.

Petrus höllt den blanken nors ut't finster: beim Vollmond.

In'n afbreken man, in'n nauen man, wenn de man dat afnehment het; dat is minne mand.

De man geiht to bier (to wirtshus, to krog), seggen wi, wenn vullmand west is un se denn nich glik rutkümmt, dat dat ne tid lang düster is; wo lang geiht he all to krog?

Wenn de timpen vöröwer steiht, seggen wi: de mand gütt ut, schürrt ut, steiht uppe leck; de mand liggt uppe nick, dat giwwt regen.

Wenn de mand up'n rügg liggt, giwwt dat frostweder; denn seggen wi: de mand steiht in de drög, (steiht up't drögen, hängt drög, nu höllt he drög).

Nu kann de ossenhäker sin pietsch uphängen; nu kann man saddel un tom, kiep un lechel anhängen.

Wenn de man up'n rüggen liggt, seggen wi seelüd: he führt kahn.

He fiert sin boot to sik an, dat ward stormsch weder, heisst es auf dem Fischlande, wenn die Abendsonne nahe am Monde steht, auch: he het de boot ranhahlt; anderenfalls: de boot is lang achteranbunnen.

Wenn ne grot stirn dicht bi de mand steiht, seggen wi up see: de mand het sinen verklicker (d. h. Verräter) bi sik; denn ward't weihgen. w o neger, wo arger.

Krink üm 'n man, dat kann wol gahn,
Öwer sünnenkrink bedröwt männig fru un kind.

oder:

Krink üm 'n man, denn het't gedahn,
Krink üm de sünn, denn sall't beginnen. (scil. der Sturm.)

Vgl. noch Bartsch II, no. 964.

De mand frett dat up, lickt dat weg: das dicke Gewölk.

De mand vertehrt alles, hadd de Holländner (de Swed) ok seggt, hadd em 't ganz grot segel vertehrt.

Je wenn wi nich wiren, säd de lücht to 'n mand, donn güng se ut.

Petrus het nich ornlich putzt: wenn das Mondlicht nicht durchs Gewölk zu dringen vermag. Sonst heisst es auch: de ollen jungfern möten den mand blank putzen.

Ein Pastor sagt einem totkranken Greis, um ihn zu trösten, oben im Himmel werde er ewige Ruhe haben. Ach ne, herr paster, dat weit ik all; dor heit dat glik: putz den mand, sicht den hagel trecht, schuw de wulken, dor het ok jeder sin last.

En mäten het fohrten mit de knechts makt. Ens is se mit ehr tohop rut gahn un het den mand utgeiten wullt. Dat mäten het 'n emmer vull water nahmen; as se öwer to geiten will, is de mand dalfollen up dat mäten un de knechts un het se all verbrennt: aus Wismar mitgeteilt.

Eine hiesige Ackerbürgerfrau erzählte mir: Ik wir nülich in'n goren bi fru N. Dor segg ik so quanswis: wi hebben jo all nie mand. Dor fängt se mit einmal an to knicksen un to dohn un as ik ehr frög, wat dat bedüden süll, vertellt se mi, ehr mudding hadd ümmer seggt, wenn

man den niemand toihrst selig, müsst man em na alle vier weltteile hen begrüssen.

Wenn man den Neumond zuerst sieht, soll man dreimal den Hut abnehmen, dann bekommt man etwas geschenkt: von einer Frau aus der Laager Gegend.

Wer im Augenblick des Neumondes geboren ist, ist nicht fortpflanzungsfähig.

Anderes siehe bei Bartsch II, p. 198 ff.

Über die Spinnerin in der Sonne und den Mann im Monde vgl. Bartsch I, no. 643 und II, no. 936.

Früher würd, wenn mandfinsterniss wir, de börntrogg todeckt, süss, säden se, bleiw dat veih dod. Bi sünnenfinsterniss sall man alle ställ god tomaken.

IX. Sterne.

Namen der Milchstrasse:

Melkstrahl.

Wildbahn, wildgang: dor richt't sik dat wild, dat vagelwark na, wenn se nachts trecken; wildstrat, dor steiht wild, dor hebben sik de ollen jägers früher na richt't.

Wederbahn, wederstrang; wenn de wederstrang dwas öwer 't dörp sitt, denn ward 't god weder, wird in Börgerende gesagt.

Min oll grossvadder säd ümmer weltbahn, sagte mir ein Statthalter aus hiesiger Gegend.

Der grosse Bär heist:

De nordwagen, de himmelswagen.

Bei Boizenburg hörte ich sagen: de soltwag führt na Lüneburg.

Am häufigsten ist die Bezeichnung: dümk (dümick, duming, düming düwk, düwkt, säbendünk, säbendümker, Stofferdünk); Stofferdünk führt weiten na Russland; dümk is eigentlich blos de fuhrmann, de lütte funk, de up dat middelst pird upsitt; mit dat en rad het he sik fastführt, dat is ganz trügg. — Nu führt de dümk wedder bargdal, nu giwwt 't frostweder, seggen wi, denn drückt de küll baben em dal; auch: de dümick führt trüggors.

Petri staff, auch scheperstaff, Jacobs staff heisst der Orion.

Drei stirn sitten in de dreikant, de nennen wi dat hakisen, hörte ich in Börgerende; näheres konnte ich nicht erfahren.

De stahn sik as kukuk un säbenstirn, ist eine allgemein gebrauchte Redensart.

En mann un fru hebben sik nich verdregen künnt, de hebben söss kinner hatt, de sünd ut'n anner flücht't; he is nu de kukuk, wenn he kümmt, kukukt he na de säben, dat he se raulocken will, öwer se kamen nich. — Der kukuk und das siebengestirn soll ein verwünschtes ehepaar

sein, das sich nicht hat vertragen können. Daher treten beide nie zugleich auf. Kommt der kukuk, so ruft er zuerst nicht kukuk, sondern kiekut, aber das siebengestirn kuckt nicht aus: aus Bartelshagen. Auf dem Fischlande heisst der Kukuk allgemein kukut.

De säbenstirn sall man nich tellen, dat sall unglück bringen.

Wenn ein Komet (stirn mit de rod) erscheint, kommt Krieg. (Bartsch II. no. 977). In Börgerende sagt man aber auch: nu starwt 'n könig.

Für Planet hörte ich den Ausdruck: dat wandelstirn.

Hunn. de Venus heiten, känen nich behext warden; dat is jo 'n stirn, dor het de bös ken macht öwer.

Ik sehg ens 'n hümpel stirn, dat sehg ut as ne 1 un ne 8 un ne 6; dor slögen wi den gesang 186 up, öwer dat wull nich stimmen, erzählte mir ein Tagelöhner aus der Ribnitzer Gegend.

Vel stirns bedüdt südlichen wind.

Sitten in de nijohrsnacht vel stirns an'n heben, denn giwwt't vel hiring.

Wenn man mit 'n finger na de stirns rinwiest, dat is as wenn man sik in't hart steckt (auch: denn steckt man unsern herrgott in de ogen, vgl. auch Bartsch II, no. 969).

Sternschnuppen.

Dat is stirnscheitent hüt abend; de stirn scheiten so, dat giwwt unweder.

Dor is 'n blänkstirn dalschaten.

Jeder minsch het 'n stirn: wenn de stirn dalföllt, bliwwt dejenig minsch dod.

So hört man allgemein: Nu bliwwt en dod; dor is enen dat licht utblast; dor leggt ok wedder en den läpel dal; auch: nu bliwwt 'n jud dod; dor is ne seel ut'n himmel smeten. Vgl. Bartsch II, no. 975.

Wo de stirnsnupp henföllt, dor starwt en.

Wo de stirn henfallen deiht, in de richtung kümmt 'n annern dag de wind.

Wenn 'n stirn föllt, möt man nich seggen dor, denn geiht dat glück, wat enen todacht wir, von enen weg; man möt sik stillswigens wat wünschen.

Stirnschott is 'n witten klumpen as so 'n glor; wi sünd dor eins bi 'n haken öwer tokamen, dat süht ut, willn mal gradut seggen, as snappen; wenn man dat in de melksupp makt, dat sall god sin, wenn de kinner dat inpissen hebben.

X. Wolken.

Wolkenbildung.

Wenn dat so finwulkig is, wenn de wulken so stramelig (so scheckig, so krillig) sünd, seggen wi: Abraham höddt schap

Wenn dat so loppig utseihn ward, denn seggen wi: nu höddt Petrus schap, denn ward't god weder.

De scheper lett sik seihn, driwwt, fläut't an 'n heben: nu is de schepe mit de lämmer to gang; dat is so scheperwulkig hüt.

Dor is de schapwull all wedder; dat is luter lämmerwull: dor is so vel lämmergewölk.

Dat blänkt up in de nurdenkant, dor ward de wind wol herkamen.

De heben süht so dörchbraken ut.

Dat ward buntwulkig; dat süht ut as bunten kattun.

De luft is so dünnkläterig.

De heben is vull tüftengruben.

Dat süht ut as boddermelk: dor stahn so vel boddermelkswulken: dat süht ut as klütergrütt, as flötmelk, klüntermelk.

De heben ward all wedder klütrig, klüntrig, klüttig utseihn.

Dat ward all wedder dünn, bunt, brakig utseihn.

Dat munkelt up, nu kann de scheper wedder driben.

Dat is as luter lütt grint, dat giwwt drög tid.

Dat is 'n beten godwedergewölk.

Dat is hebenschätsk, sagen die Alten in der Ludwigsluster Gegend, wenn Wolken an der Sonne vorbeischiessen; vgl. „Sonne".

Dat is hebenschattig: von bedecktem Himmel.

De heben süht lustig ut: ist unbewölkt.

Dor sünd so vel windstrahlen, windsträk, windroden an'n heben.

Dor sünd so vel melkerstig an'n heben: von langen Wolkenstreifen.

Dor steiht ne bannige blom: ein Wolkenstreifen, der sich nach oben hin strahlenförmig erweitert.

Dor stahn so vel fischflomen.

Dor treckt sik all wedder son fischernett öwer.

Wenn dat so griesgrimmelig utsüht, un de wulken so in dichten stripen liggen, seggen wi: dor sünd so vel katten, denn ward't unweder; dat süht so kattenhorig ut; dor sitten so vel kattenhor an'n heben.

Dor sünd so vel krusköpp an'n heben.

Wenn dor son witt kloben mank sünd, seggen wi, dat sünd de perrükenköpp, de bringen slicht weder.

Dat is so dickwulkig, grotwulkig.

Dor stahn so vel kohwulken: dat is as wenn 'n ossen an'n heben steiht.

Petrus höddt hüt mit de ossen.

Wenn so grote, swere wulken trecken, seggen wi: nu kümmt de ossenhirer (de kohhird), dat giwwt regen.

Dat is en von de löpers, von de griesen.

Wenn de witten husoren so lopen warden, denn ward't nich dägen.

Wenn de witten wulken so lopen vör'n regen, seggen wi: de windhunn lopen all so.

Wenn de wulken so rasch ganz sid ünner de sünn trecken, denn seggen wi: kiek, wo de waterhunn lopen, de hebben 't öwer hild hüt: wenn de so jagen morgens, giwwt dat up'n dag meist regen.

Kiek, wo de waterslepers dat hild hebben.

De regenmudder steiht an'n heben, de regenmudder löppt öwer: wenn luter son lütt wulken an'n heben stahn, as wenn dat dörch'n säw säwt is.

Dat regenschipp lett sik wedder seihn; dor steiht 'n regenschipp, 'n Noahskasten: wenn die Sonne hinter einer langgestreckten dunklen Wolke verschwindet.

Wenn son appelwolken an 'n himmel stahn, seggen wi: dat is de wederbom; wenn de in 'n nurden steiht, ward 't in drei dag regen: steiht he in 'n westen, giwwt 't noch den sülben dag wat.

De wulken riben sik; de wulken jagen so.

Dat grullt so öwer 'n anner; de wulken gludern so en öwer 't anner.

De wulken käseln sik all en dörch 't anner.

De luft is so wäuhlig.

Dat is so hängig hüt.

De heben is so hoch, dat gewülk liggt so dal.

Dat süht ut, as wenn de welt unnergahn will.

Dat süht so schulsch ut unner de auken.

Dat süht so bullbätsch, bullenbätsch, bittelbätsch, so bulkaterig, so bullerig, so ballstürig ut.

Dat süht so späukig, munklig, drusig, grämlich, flümbüxig ut.

De luft süht noch so lünsch ut.

Dat süht so rug ut.

Dat süht so bliblag, so kopprig ut.

Dat süht so kattengries ut; dat het sik ganz gries totreckt.

Dat ward so eben utseihn; dat süht so dickig ut.

Dat süht so flömig, swulkig, swulsterig, smerig, smökig, smökerig, blökig, rökerig, rebäusterig ut.

Dat süht so bläuschig, bläuscherig, bläustig, gälbläusterig ut, dat giwwt unweder; wenn dat so rottlich utseihn ward, seggen wi, dat bläustert so; vgl. „Sonne".

Dat süht so gluderig ut; de südwest gludert so; dat gludert so unner de auken rut; dor kümmt en ruptogludern: kiek, wat dor vör 'n gluder, gluderkopp steiht.

Kiek, wo de Kalschen (die Bewohner von Neukalen) gludern.

Ähnliche Ausdrücke lokaler Färbung finden sich in grosser Zahl: z. B.

De Penzliner sünd slicht upstahn (schlecht bei Laune).

De Grüssowschen maken all wedder 'n dick mul.

Mudder N. makt all wedder ne dick unnerlipp.

De N.sche herr kickt all wedder mit scheiw ogen.

Mudder N. hat ehren blagen unnerrock all wedder ruthängt.

De Dierhäger warden all wedder unklok.

De Malchowschen spelen sik up.

De Krukowschen schicken uns wat to; de Damerowschen jagen uns enen her.

Nu willen de Röbelschen uns wedder schawernacken.

De Röbelschen laten wedder enen los, schuben all wedder an.

De Börgerender brugen.

De Dänschenbörger farben all wedder enen trecht u. ä. m.

De ost köppt all wedder, krigt all wedder köpp; de wulken krigen all wedder so 'n dicken kopp.

Dat grote water smitt so ut: wenn im Norden schwere Wolken aufsteigen.

De Swed bölkt so up: ebenso; de Swed schüwwt ut; wenn de Swed sik so upspelt, is't lang god weder west.

Dat ütert so.

De Lieps (See bei Prillwitz) ürert, dat ward regen.

De blag koh ürert all wedder, de ward bald melk.

Hüt ward de Külenbarg noch melk, heisst es bei Stargard, wenn auf dem „Külenbarg" schwere Wolken lagern.

Dat quellt so up, dat quülmt ümmer wedder up.

Dat swolkt, swülkt, swarkt, swäkt up; dat swulkt noch ümmer.

De heben besworkt so.

Dat wölkt up.

Dor smölkt all wedder en rup.

Dat bülgt up, dat bömt up, dat bört up, dat burrt up, dat bölkt up.

Dat turnt up, turmt up, dat tormt so rut.

Dat bläuht all wedder so an'n heben; dat schwäugt un bläuhgt gefährlich up.

Dor sakt sik wat an, up, tosam; in de Peccatelsch eck versakt sik all wedder wat; vgl. „Regen".

Dor höllt öwer wat prat.

Dor steiht all wedder en uppe luer; dat luert so.

He makt sik all wedder enen farig, enen klor; dor fliedt he sik wedder enen trecht.

He het all wedder enen uppe witterung.

Nu het he god vörtreckt.

Dat klort achter dick vör; vgl. „Wetter".

Dat dick höllt hinnen; de butt häugt noch an; vgl. „Regen".

Dat blag höllt sik dor so fast, wenn dor man nix wedder na upwakt.

Draugt het dat recht god; hüt draugt't, morgen drückt't.

Hüt söcht Petrus noch 'n beten tosam.

Hüt ward 't noch spöken in 't gewölw.

Hüt ward 't noch bautzen, stöwen, hor scheren.

Hüt haugt he uns noch enen in: vgl. „Regen".

Hüt giwwt 't noch 'n gewitter mit druwappels (mit rossappel.' priemtoback; preusch dahlers; mit mannslüd, brüjams, griep di man enen mank rut; mit jungfern, frugenslüd, oll wiwer, willn rut un sammeln se up).

Hüt giwwt 't windsnigen un sneiregen (glurrisen).

Jochen treck de brok up (bind de büx up), kümmt 'n düster weder up! vgl. „Gewitter".

Dor stahn so 'n gewitterpuppen, gewittertürn; dor stahn öwer bannige knuppen, knurren; wenn en knurren weg is, brugt he sik den annern farig; auch: wenn en düwel weg is, is de anner wedder dor. vgl. „Mond".

Dor steiht öwer ne bank, 'n swark, 'n swalk.

Dor kümmt 'n schönen bullkater, bulekater, bukater, burrkater, buler, 'n schönen mummelsack, 'n schönen pustengrugel her.

Dor kümmt flag öwer flag an den bracken rup; dat is so flagig hüt

Dor kümmt 'n schönen schuwut to höchd.

Dor treckt ne leidige bült, ne schöne burr to höchd.

Dor kümmt 'n fixen stöwer, ströper, 'n schönen bläuster rup.

Dor brennt schön enen rüm.

Dor geiht ornlich 'n huler rüm.

Dor kümmt wedder 'n dräwel antoreisen.

Dor kümmt 'n schönen bullen ruptobösten.

Dor smitt sik öwer 'n kätel up.

Dor kümmt 'n schönen sump rup.

Dor kümmt de swarte nacht up.

Dor kümmt öwer 'n swarten deuwel her.

Dor wiest de deuwel sinen swarten nors ok all wedder.

Dat hahlt sik so rüm.

Dat twält sik.

Dat schuer erhewt sik bet.

Dor smitt sik noch ümmer mihr to an.

Nu steckt sik de wind achter dat schuer.

Dor kümmt de wind mit en antowöhlen.

De wind breckt noch wat los; de wind hahlt em rup; de wind hahlt regen tohop; vgl. „Wind".

Dat as het poggen ladt.

Züh, wo de wolken wiss un swor schuben, de hebben wat in de plünn.

Dat wellt sik so, (de wulken bülgen) dor sitt wind achter.

Dat recht blag is mihrst wind, öwer wenn dat so aschgries utsüht, dor sitt hagel in.

Dat is bald öwerrust.

De is afreist.

De is wedder versackt; de sackt bald weg.

Dat is 'n blind schuer.

De seggt uns nix.

Dat geiht uns ut 'n weg: wi sünd noch ken schuer wirt; de N.schen gahn wedder mit de beut dörch (gahn dor wedder mit schüern), wi möten stahn un brummen (un kiken dat an); vgl. „Regen".

Wenn 'n lütten püster kümmt, is 't wedder öwer 'n barg.

De wind mag dat noch öwerjagen.

De wind schüwwt dat rüm.

Dat schult sik rüm üm de dannen; de schüern sik rüm.

Verschiedenes.

De düwel stickt de höll an, sagt man auf der Insel Poel, wenn der Himmel rot gefärbt ist.

Das Nordlicht heisst auch: nurdschin, nurdblass.

De nurd hellt hüt abend so.

De Swed het sik ne lücht anstickt.

Dat nurdlicht kümmt dorvon her, wenn de grön hiring laikt; dat smitt son blass an 'n heben.

Wenn dat land so hoch utsüht (durch Luftspiegelung), dat nennen wi updracht; denn seggen wi ok: dat dahmt up, öwer; de küst dahmt dor so her; dat vertont sik so.

Wenn männigmal in de firn son doben dunst steiht, de as land utsüht, denn seggen wi up see: dor is Johann Koopen sin land wedder; dat is wild land; dat is bodderland, wenn de sünn kümmt, is 't weg.

Nu höddt de düwel sin schap up land, seggen wi, wenn dat so flämmert, wenn de luft so wackelt, dat de schipper dat land nich genau seihn kann.

De luft is so heiig, so wimmelig, dat is so blennsch hüt; vgl. „Heisses Wetter".

Wenn de rok ut 'n schostein kümmt un küselt sik so, dat he so rundüm söcht, denn seggen wi: de rok must, denn ward 't regen. Auch: de rok mihlt.

XI. Wind.

Musch Püsterich heisst der Wind einmal bei Reuter.

Wer het de dör wedder apen makt? dat het Stöwhas dahn. Dat kümmt rup, dor is Stöwhas achter, sagen die Müller.

Ein Bauer bei Grevismühlen erzählte mir, er habe den alten Häusler, der bei ihm dresche, wiederholt sagen hören: ik hef ümmerto den sabbath up de dör hatt. Das ist doch wohl als euphemistische Bezeichnung für satan zu erklären.

Richtung des Windes.

Wo kümmt de wind her? je, herr paster, as ik upstünn, kem he ut 'n nors.

Willn mal na 't adebarsnest kiken, de höllt den nors na den wind.

He weiht hüt osten, süden etc.

De ost het ne tid lang blast.

De ost würd herr, he kreg de westensee dod.

De wind is stickost, strickost.

Norsorswind: scherzhaft für nordostwind.

He kümmt ut 'n scheiwen: aus Westen oder Süden; von de eck: aus Südwesten.

He kümmt ut 'n weiken, legen, natten, smerigen, smutzigen, smuddigen urt; nu is he wedder na sinen smuddurt hen; de wind kümmt ut 'n regenurt, ut 'n dreckurt: aus Südwesten.

Nu kümmt südwest mit smudd.

Wenn wi westwind hebben, seggen de ollen lüd: hüt kümmt de wind ut düwels sod.

Hier in Waren: de wind kümmt ut de Breidluk (bei Stavenhagen), regent noch drei dag ut un dut.

So auch: He kümmt ut de Lieper klapp, ut 't Everstörper lock u. ä. m.

Hüt kümmt he ut 'n kollen urt; vgl. „Frost".

De warmst wind kümmt ümmer ut 'n hinnelsten.

De nurdenwind is ümmer kolt, säd de oll fru, wenn he ok ut 'n hinnelsten kümmt.

Nurdenwind un südensünn mag de voss girn.

De nurdenwind fröggt: wo vel büxen hest? Denn seggt de west: en, de süd: mihr brukst ok nich, de ost: stücker drei; vgl. „Frost".

De wind kann kamen ut nurden oder westen, achter 'n aben is 't ümmer am besten.

Lat 'n wind sin, as he will, ost oder west, to hus is 't best, hadd de flöh seggt, wir ut vadder sinen krempstewel in mudder ehren wullen unnerrock sprungen.

Nurdost mit regen is noch arger, as wenn de ollen wiwer dat heiraten krigen; nurdost un wenn de ollen frugens anfangen to huren, wohrt drei dag.

Südost mit regen, steiht he drei, steiht he ok negen.

Südenblaser giwwt 'n westenmaser.

Günstiger und ungünstiger Wind.

De wind kümmt butt, baff von vör; pil von achtern, lik von achter.

De wind kümmt von achtern, säd de lütt dirn, is god vör de madrosen.

De wind is stick in 'n stäben.

Dat is backstagschen wind: wenn he 'n por strek von achtern kümmt.

Wi hadden dwaswind; wi liggen dwas winds.

Is 'n scheiwen wind, he kümmt heil verschrag.

Dat is öwerlannigen, öwerlannschen wind: de ut land kümmt; uplannigen wind: de up 't land to steiht.

De wind is cuntra, is 'n schäwschen, schawernackschen wind hüt.

De wind kümmt to gunsten.

Dat is passlichen wind, wi bruken nich to krüzen.

De wind steiht vör rum; he rümt up.

He steiht recht platt vör 't laken; wi hadden den wind platt.

He föllt weg, he schräudt af, he schralt, nu schralt sin satan heil af.

Nu föllt he wedder schrapper: wenn man 't nich mihr besegeln kann.

Ji verfluchten jungens hebben de huren wedder nich betahlt (de maken nu slichten wind): sagt der Kapitän wohl, wenn bald nach der Ausfahrt aus dem Hafen ungünstige Winde eintreten.

Windstille.

Dat is bomstill, musenstill, musigenstill, mausenstill, blattstill, blattenstill, dodstill, dodenblattenstill, dodendampenstill.

Is dodig luft; is ne dodige windstill (Brinckman).

Dat wir bi stillde; as wi in de stillde dreben.

De wind is up un dal.

Is kenen fäs wind, ken spierken, kenen druppen, nich 'n flocken wind.

Is nich 'n lüffken an 'n heben; is ken treck in de luft.

Dat is grad, as wenn dor ken wind in de welt is.

Dor rögt sik ken blatt an 'n bom.

Dat is so still, man kann feddern (dunen, hawern) seihgen.

Die Müller schelten:

De wind is so still, dat man de hunn in Hamborg bellen hüren kann: is 'n wind, dat de hund in de roden schitt; dat de sparling in de rad bugt.

Oder sie sagen mit Galgenhumor: wenn du nich geihst, gah ik.

De möllergesell het to 'n meister seggt: de wind is so still, dat 't ne lust is, un dat is 'n weder, dat man sik 't lachen nich bargen kann: dor het he öwer furts den frömdzettel kregen.

De wind luert uppe brakers, seggen wi möllers, wenn harwstöwers de wind up 'n dag still is.

Auf See:

Kumm, willn den wind herfläuten: bss, bss, bss bss, bläh up, bss bss, pus up.

En lütt paus! Noch en lütt käuhl!

Kumm, bris, kumm: kumm an wind, lat di nich lang nödigen: bris up bet sünndag hen, bris up, dat 't sünndag ward.

Kumm, bris, up, brek stengen un masten: wind, weih up, dat appel un beren affallen: bris up, wind, dat sik de masten bögen: weih up, du galgenhund (himmelhund), dat de mast knackt, dat rung un rad bewern.

Min oll captain pleggte to seggen: hadd ik den wind in 'n sack, wo wull ik em slahn.

Wenn ken wind is, ward ut jux 'n tauend an de mast bunnen, denn möten de unbefohren trecken, denn geiht mihr fohrt dörch.

Oder de jung möt vör uppe bog up de pallpöst, wo de lins up fastmakt warden, mit de musskühl up haugen, dat heit denn: he möt wind kloppen.

Oder wi madrosen seggen to den jung: jung pus inne smack; jung lat enen gahn.

Willn 'n bessen verbrennen, dat wi wind krigen.

Flauer Wind.

Is 'n beten bladwind, bladluft, 'n beten blading; blarwind möten wi hebben, wenn de rogg in de bläuh steiht; de wind bladet: bewegt so eben die Blätter; he bläddert ornlich 'n beten in de böm. Bör 'n bein up, dor kümmt 'n bladwind, rufen sich die Binderinnen bei der Ernte scherzend zu, wenn ein erfrischender Luftzug die Hitze mildert.

Hier käuhlt he 'n beten lang.

Is 'n beten lawweluft, seggen wi, dat 't so jüst segeln will.

Is son ollen lauigen wind.

Is 'n beten fusselwind, fisselwind.

He fusselt, musselt, must, gläst 'n beten.

Dor kümmt 'n lütten fischgräler dörch: sagen die Fischer in Wendorf.

Anwachsen und Abnehmen des Windes.

He wasst, he riest an, he stiggt up, he nimmt sik up, he frischt up, he bladert up, he blist up, he blösst sik up.

He kauhlt, he kauhlt up.

De nurdost wakt up.

He betert sik, he is in 'n beternt.

Nu fött he na.

He ward sik all 'n beten bet rögen.

Nu fängt he an to blurren.

Nu brust he wedder an.

He ward all stiwer, kruser, harder, luder, fetter.

He mackt af, maut af, maugt af, moit af, he flaut af, hê flaut in, he flaut, he laut af.

He ward mojer, he ward hanniger: denn is dat schipp ihrer to hantieren, dat is segelbor weder.

Nu ward he gar.

De sünn klarrt em noch dal hüt.

Nu lett he all sacken.

Em geiht de pust bald ut.

Nu ward he sik wol tämsen.

He flüggt mit de höhner to wiem; wenn de wind mit de höhner to wiem flüggt, flüggt he ok wedder mit raf.

Nach starkem Sturm:

He blast sik af, he räst sik af.

Nu het he sin wut utöwt.

He ward möd von all sin temperamenten.

Nu het he sik afbrust, afbrüllt, afburrert, afdakert, aflarmt, afrast, afrust, afrauscht.

Nu het he utballert, uttowt, utrust.

Nu het he sik dod lacht, dod rohrt, dod bölkt, dod snaben, dod blött.

Nu hebben wi wedder ne hett lang (eine Weile) fred.

He ward wedder all, dor steiht son dodenblink in 'n nurden: sagen die Fischer in Wendorf und verstehen unter dodenblink „den auf der See in der kimmung stehenden Dunst".

He kümmt hüt noch dörch.

Hüt warden wi de büren (die Segel) noch vull krigen.

De (die Wolke) schürrt gewiss noch wecken ut; enen sack schürrt he noch ut; vgl. „Wolken".

Dor luert noch wat.

Dor is noch wat in de achterkant.

Dor sitt noch wat achter, mit 'n schuwstaken ward se nich herschaben: wenn bei Windstille und ruhigem Wetter eine See in irgend einer Richtung aufkommt.

Hüt möt he noch weihgen, dat de preister sinen kragen drögen kann, wird am Sonnabend oft gesagt.

Unbeständiger Wind.

De wind is so bladderig, fladderig, flanderig, fläkerig.

Dat is 'n fladderwind, fläkerwind, läkerwind, prillwind.

He fläkert hen un her, he flackert, he flandert rundüm, he lawwert hen un her, hüt läkert he, he flankiert, he flüggt so, he hüppt hen un her, he käselt hen un her, he mallt rundüm.

De wind luert so, schilt der Bauer beim Säen.

He het enen to narren; he lunt, dat is son ollen lunschen wind hüt; he mult so; hüt het he sin grissmussen, sin ümständ u. ä. m.

Bald steiht 't, bald geiht 't (scil. die Mühle), schelten die Müller.

He steiht in 'n drus, in bedenken; he weit nich, wo he hen will; he het kenen wissen stand; nu het he sik wol endlich fastsett't.

He hahlt sik bet rüm; he het sik rümgeben; nu smitt he sik üm; he schifft üm.

De wind is kentert.

He geiht öwer stüer: von Nordwest nach Südwest.

He krimpt, he is so krimpig hüt, dat sünd all son krimpers. Südosten- (Süden-) krimper is 'n westenstinker.

He drängt na süd.

Böiger Wind.

Dat is büig weder.

Dat is drellwind, burrwind, störkwind.

Is drellschen, fusigen wind.

He is hüt so fohrig, so burrig, brekig, ruckig, rissig, stötig, stotig, stukig.

He kümmt so glupsch, so stukwis, ruckwis.

He kümmt so bi huschwis.

He schuert hüt.

He käkt, he käkt in, he käkt twischen de barge dörch, he is so käkig, dor kümmt 'n käker, 'n käkwind.

He stukt deuwelhaftig hüt.

He stött in; he stött enen noch dat gnick af

Eben brummt he in.

Turwis breckt he gruglich an.

Nu kümmt wedder 'n puff.

Nu kümmt he wedder antofegen, antobösten, antofusen.

Starker Wind. Sturm.

Is 'n ossenwind, 'n streffen wind.

Is 'n flegenden nurdost, 'n flegendigen storm, 'n riten storm.

Is 'n kanonenstorm, 'n generalstorm, 'n kohstorm; auch ironisch bei Windstille: wer sall in den kohstorm bettokamen.

Is ne schöne mütz vull wind.

Is ne stiwe kuhlde; is ne stiwe brumm.

He sturmt, dat is stormsch weder, dat störmt up düwelhahl.

He brist fix, he ward brisen.

Dat stümt, dor sitt stüm achter.

Nu bargt de höd, he ward klemmen.

He lett em riten, he stukt em, he het em god enen steken.

Hüt lett he sik ens richtig los.

Hüt pietscht he; hüt huscht he ornlich.

Dat is heil rug hüt.

Nu spelt he brav up.

Upstunns is he dick nog.

He fängt to basch, to glupsch an; de strengen herren richten nich lang.

Dat smitt richtig wind.

Willn uns 'n beten in de mieth setten, sagen die Müller bei starkem Winde.

Hüt blüst he üm de eck.

Hüt söcht he de achterstraten ok ens na

Hüt möt man alle löcker tostoppen.

Hüt het he schön bädelt, sädelt, towt.

He will gor nich utscheiden, utschäugen.

Hüt schürrt he ens richtig ut: dat is 'n wind as ut 'n sack schürrt: wenn he so parforce ankümmt, seggen wi: nu kümmt he ut 'n sack to weihgen.

Unsern Herrgott is de windbüdel reten: nu makt he den sack apen: de jungens hebben den sack apen makt: de jungens hebben den band afsneden: de jungens känen den kropp nich tohollen: Petrus het den kropp upsneden; em is wol de nath reten.

De oll is nich to hus; dat is, as wenn de oll rein nich an 't regier is; vgl. „Wetter".

Hüt regiert Saturn, Sankturnus.

Petrus is ut 't wirtshus kamen, nu spelt he up.

Petrus het de windluken uptreckt.

Petrus het alle jungens utlaten.

Wenn dat sünndags dull weihgt, seggen wi up see: nu driwwt de preister den düwel von land af, nu kümmt he bi uns. — Wenn de preister uppe kanzel stiggt, ward 't weihgen

De wind blast so holl: is son sturren wind, son spröden ost: vgl. „Frost".

Dat brust so holl in de böm, dor kümmt noch ungestüm.

Hüt fläut't dat ornlich.

Hür, wo de wind larmt, hult, sust, brüllt.

Hüt bölkt he öwer.

Dit flöscht, flitscht öwer.

He pfeift in de blöck as de uhl: he brummt in dat tauwark: he klätert mit dat taugod.

He weiht, dat alle telgen zittern, dat 't schiet stöwt, dat de schiet ut de achterdör stöwt.

Dor spelt, spaukt sik hüt rein de düwel (Bekmann sin deuwel) mit.

Dat is 'n storm, dat man gor nich mal dat stahn het.

Dat is 'n storm, dat säben (negen) oll wiwer nich 'n bessenstel (ken kalwfell, schapfell, schötteldok) hollen känen.

Is 'n storm, säben sniders känen nich en fedder in de wind hollen.

Achter mudder liggen is 't best; wenn ok ens 'n storm stinkt, öwer weihgen deiht he nich

Dat is 'n wind, dor is nix vör wossen.

De maracht hüt alles üm un düm.

Öwer nacht het he mank dat awt schön haust: hüt het he schön wat dalbraken, dalnahmen, dalklätert, dalgurrert, dalräst, dalrammelt, dalstukt, afstormt, afquetscht, afklabatscht.

Hüt hahlt he de hocken schön ut.

Hüt het he den natten roggen schön dörchlucht't, dörchballert, dörchpepert.

Hüt het he velen schönen hawern utpietscht, utschält, uträst, utrasselt, utswutscht.

Vel wind, vel krieg, hadd de oll fru seggt.

Nu het sik wol 'n oll wiw uphungen: wird in der Stargarder Gegend bei starkem Sturm gesagt.

Windhose. Wirbelwind.

Windbü, windburr, windhas: dor löppt de has öwer de see: seih di vör, dor kümmt de has.

Dor kamen son swart hirsen antolopen.

Sandhas; de luft süht gries ut von stom.

Küselwind, krüselwind, dwarrelwind, dwerwind, 'n dwer (vgl. dat di de dwerr! Monatsschrift von und für Mecklenburg 1801, p. 24).

Man rufe dem Wirbelwinde zu: olle swienskätel!

Wenn man seihn will, wat in 'n küselwind in is, möt man dörch de linke jacksmaug kiken; vgl. Bartsch II, no. 1086.

Den rock möt man arwt hebben.

De kittel möt nich bleikt sin, ungewaschen linnen möt dat sin.

Man möt dörch de linke maug kiken von dat hemd, wat man bi 't abendmahl anhatt het.

Man möt de hemdmaugslipp vör ogen hollen un dor dörchkiken.

Man möt dörch de linke büxenkül kiken, denn kann man de frugenslüd nakt mit 'n düwel danzen seihn.

Man möt sik ganz nakt uttrecken un dörch de bein kiken, denn kann man seihn, wo de düwel towt, ob he 'n wiw oder 'n kirl to faten het.

Man möt dörch 'n säw kiken, dörch 'n arwslätel, dörch 'n wagenrad.

Man muss zur Mühle gehen und die umgekehrten Rocksärmel durch eins der Kreuzlöcher in den wänden stecken und durchsehen.

Wenn de fru tüg spölen deiht un dor kümmt denn 'n küselwind un se kickt dörch de hemdslipp von ehren mann sin hemd, denn kann se Hans Wurst in danzen seihn.

In 'n küselwind süht man 'n deuwel riden up 'n witten schimmel.

In 'n küselwind danzt de düwel mit 'n roden hahn, mit de messfork.

In 'n küselwind ägt de düwel mit sin grossmudder, danzt de düwel mit sin grossmudder, danzt de düwel sin grossmudder dod.

In ollen tiden is ens de düwel mit sin grotmoder up ne hochtid laden west un dor krigt he sik mit ehr dat vertürnen; dor sall he mit ehr ut de dör herute fohrt sin un den küsel mit ehr danzt hebben, dat de sand man so flagen het un se in den stom toletzt gor nich mihr to seihn west sünd.

Der Teufel kommt im Wirbelwind, um nicht sichtbar zu sein und fährt öfter in demselben durch den Schornstein auf die Feuerstelle hinab.

Im Küselwind ist der Teufel, der einem etwas nimmt und dem anderen zuträgt. So nahm er einer Frau Leinewand und brachte sie einer anderen hin.

Wenn man mit 'n metz rinsteckt, kümmt de düwel vör enen to stahn.

Man möt 'n metz rinsmiten na 'n küselwind, dor löppt de düwel sik up af, denn towt he sik ut, wider geiht dat denn nich.

Enen hadden se ok seggt, he süll 'n metz na 'n küselwind rinsmiten; dat het nahst to hus up 'n disch legen, de düwel het dat mit upgrappst hatt.

In 'n küselwind is 'n kirl mit ne rod jack; ne fru mit 'n kind; 'n swarten pudelhund; 'n kattenkopp.

In 'n küselwind danzen de hexen. Wenn en glöwt, he is behext un kickt dörch 'n jacksarm na 'n küselwind rin, denn kann he de hex dor in danzen seihn, denn fegt de düwel dor mit af.

Dat in 'n küselwind wat in is, dat glöw ik. En halfwassen knecht geiht ens achter de schün stahn, dor kümmt 'n küselwind an un de knecht süht dat ganz utdrücklich, dat dor Schultenmudder insitt. He vertellt dat nahst, dor ward he krank un 'n drüdden dag is he dod.

En dirn het dörch 'n jacksarm keken un ropen: dor sitt 'n groten, dicken, starken kirl in. Dor krigt he se furts bi de uhren un het se terreten, dorüm dat se dat ropen het.

Up 'n Schwensin meihgt en, dor kümmt 'n küselwind; he smitt sinen strohhot rin, dor dreiht de hot sik üm un föllt dal: as he tokickt, is de hot ganz un gor vull bokweitengrütt west.

XII. Wasser.

Ruhige, wenig bewegte See.

Dat is blankstill, blänkenstill, blinkenstill, blackstill, bleckenstill, blickstill, blickenstill, dodstill.

Dat is ganz blank, bleck, black, is heil blick uppe see.

Dor is ken riwwel nich, is ken rüfel up.

Dat water is as wenn 't huwelt is.

De see is glatt as 'n speigel.

Dat is smul water.

Dor kümmt 'n beten krüsel up 't water; is 'n beten krüsels, 'n beten krüsing.

Dat ward 'n beten rug.

Dat is so 'n beten gragde.

Liggt so 'n beten gries up 't water.

Is so 'n beten schäling.

Is so 'n beten seeslag buten.

Wellengang.

Dor steiht ne korthackensee; dor is ne hackige see; de see hackt dor so, de löppt kort af.

De see löppt lang; dor is rullen see; he rullt langssid.

De strom kawwelt so dull, seggen wi, wenn de strom, ton bispill in 't Kattegatt, gegen den wind anlöppt; de see kawwelt; dor is 'n beten kawweling; dor steiht vel kawwelsee.

Dor stünn son oll quawwelsee (de so dörch 'n anner löppt).

Dor is hüt son külpsee; de see löppt so külpig; wenn se so holl utlöppt un bi flacke grund mit 'n mal so dalföllt.

He koppelt öwer; he klappt holl öwer; de see breckt sik; de see krempt üm; hüt stülpt he, is stülpsee hüt.

Wenn de wind sik leggt het, öwer de see noch ümmer hoch geiht, dat nennen wi düning, dat sünd de dowen wellen, de ken köpp hebben. Dow düning, dow rullung is in de Atlantic ümmer in de gang, wenn de wind ok ganz still is, de scheidt gor nich ut. Diss dow düning nennen wi ok pansch bück; de spanschen bück de stöten, seggen wi. Wi seggen jo spansch see, de Atlantic fängt för uns ihrst dor an, wo ken loth mihr gründt.

Wenn de wind still is un de see rullt trotzdem an 't land, denn seggen wi hier in Wustrow: de südwestenstrand de rohrt so, dat giwwt unweder.

Ähnlich überall an der Ostseeküste: de südenstrand rohrt; de strand de brüllt, grält, hult so; hüt höllt he gruglich hus; he rästert so mit de stein; de westenstrand rummelt so: hür, wo de rohr geiht; de rohr brust, brüllt an 'n Heiligen Damm u. ä. m.

Hür, wo de Grahler schult brüllt, hörte ich in Müritz; ähnlich auch sonst: grot Jochen brugt, Peter Ramm brugt all wedder, de Harnaksnider brugt u. ä. m.

Wellen mit weissen Köpfen.

Hüt het he sik de mau upströpt; hüt geiht he in hemdsmaugen; hüt het he sik de jack uttreckt.

Hüt het he ne huw up; hüt hebben se witt kappen, 'n witten kamm.

He bläuhgt hüt ornlich.

Wenn de wellen so krus utbreken, seggen wi: hüt krüst he; nu kamen se mit krus köpp.

He smitt ut; he breckt ut; he kiekt ut; he spiet, spuckt so witt ut; he kest so witt ut.

He köppt; he smitt köpp.

Kiek, wo he uns de tähnen wiest.

Dor kamen so vel blästen her.

Hüt smitt he schimmels rut.

Kiek, wo de witten lämmer springen: dor sünd so vel schap inne see: de schapherd kümmt.

Dor sünd so vel gös up 't water.

Züh de witten swanen up de Tollens.

De butt (Maischollen) swemmen hüt up 'n rügg (wo sie weiss gefärbt sind).

Spritzwasser. Sturzseen.

Dat boot wir vull külpt; he külpt ümmer so rin.

Pass up, hüt stülpt (jülpt) he uns den kahn noch vull: hüt krigen wi noch ne schöne jülp rin.

Hüt kickt he öwer; he kek ümmer in hüt

Hüt ward he uns schön weck henlangen, inswengen: hüt het he uns schön weck insmökt, röwergeben, röwerjagt, röwerballert, röwerdampt.

Hüt spuckt he uns noch weck in de jack.

Hüt het he uns schön afbadt.

Petrus het mi schön döfft hüt.

Rassmus het mi schön begawt in de bog.

Ik hef mi up 'n klüverbom 'n schönen natten nors weghahlt.

Dor kümmt ne see öwer.

Wenn wi vör den wind segeln, seggt de madros: nu kamen de preuschen dahlers öwer 't heck to rullen, denn hebben wi captains jo goden verdeinst: nu rullen de dahlers in de klüsen: de vierschillingsstücker kamen in de klüs (für die Matrosen).

De hecklöpers, de sünd slicht vör den mann an 't roder, de würd früher fastbunnen.

Wenn son breker dat schipp begeiht, de nimmt allens mit.

He haugt öwer deck; he wascht öwer.

De het alles wegswiept: de het luft makt, rein deck, rein strat makt.

Dor kümmt Rassmus öwer: den het Rassmus hahlt: eine Sturzwelle hat ihn über Bord gespült: Rassmus kümmt langsids, will wat to freten hebben.

Starker Wellengang.

Wi hebben hüt vel see in 't water.

Dat is ne himmelhoge see; dor steiht ne grawe, swore see; dor is ne snurrig see in 'n gang.

Dor is vel holl see hüt.

De see is to stiw.

De herrschaften hier up 'n Heiligen Damm seggen jo wellen, de madros seggt see.

De Müritz is in 'n sprung.

Dor is ne starke swell hüt.

Dor stünn ne mächtige jüch.

Wat gahn de bülgen! Hier bei Waren: hüt gahn de wachten, de waggen öwer hoch; he (der Dampfer) will de wacht vör sik hebben.

Hüt spelt Rassmus god up.

Hüt is he arg; hüt is he nich schön.

Hüt trüdelt, trünnelt he (der Wind) noch weck tosam; hüt pietscht he weck up.

He (die Ostsee) ward gähren, he gährt hüt.

Wo wäuhlt de see!

Hüt jumpt he öwer!

Hüt spelt he weck ut.

Dor kümmt öwer 'n zatan an.

Dor kümmt öwer en an to wäuhlen, an to wöltern, an to bülgen, an to marachen.

Dor kem ne grossmudder an.

De elft well is de best.

Uns' captain winkte ümmer mit de hand af, wenn son grot see ankem.

Dor is brenning uppe reff, seggen wi, ton bispill up 'n Schagen: he (dat) brennt up 't reff.

Dat girsst un gährt all; is all en giss un gähr.

Is all en rok un damp.

Dat wir 'n halsbreken weder; vgl. „Wetter".

Dat schipp is to pol gahn; he is to pol gahn.

Ja, water het ken telgen (wo man sik an wiss hollen kann).

De Kattegatt makt männichenen den nors natt.

An 't Kattegatt weint sik manch schipper satt.

Kattegatt bedröwt männich moders hatt (= hart).

Seekrankheit.

He is seedull, seedun; he het de seesük.

De is bootskrank worden, z. B. auf der Fahrt von Wismar nach Poel.

He fodert de fisch, de maischullen, de kabeljaus.

Dat krigt de grot hund, dat is den groten hund sin foder, dat sall dat meer sin; so seggen wi ok, wenn de kock eten öwer burd schürrt; de grot hund frett allens up.

He betahlt Rassmussen; hest Rassmussen all betahlt? Rassmus will sin kunterbut afhahlen; Rassmus will ok leben; Rassmus kümmt mit de leddern boot; is he all hier west mit de leddern boot? u. ä. m.

Verschiedenes.

Son watertrechter de hahlt dat water steidel na 'n himmel rup. Denn seggen wi ok: Petrus pumpt water up.

He sniegt mit water: denn jöggt he (der Wind) dat water von de see up un weihgt dat as snei betto.

Dat is leg water: niedriger Wasserstand.

Dat water is lütt grot: so auf Poel.

Dat water riest up, wasst, löppt an; dat water sackt.

Dor kann man all god in 'n stahn drinken.

Dor is noch 'n schönen drunk up: auf der überschwemmten Wiese.

Dat water kem strickenstrom antolopen.

Wenn slick in 't water is, seggen wi, dat water bläuht.

Wenn 't water riek is, is 't land arm.

Wenn en sik de stewel vulltüppt, seggen wi: de het ne quabb grepen (fungen, slahn); de het 'n hekt steken (angelt); de het sik 'n aal hahlt.

In fleiten water, wenn dat schümt öwer 'n gegenstand, 'n stein, 'n stock oder so, sall man de bein nich rinhollen, denn krigt man wratten.

Waren in Mecklenburg.

Kleine Mitteilungen.

Die stärksten Dinge.

Unter diesem Titel hat Reinhold Köhler im zweiten Bande von Pfeiffers Germania (1857) S. 481 einen Aufsatz veröffentlicht, worin er das Thema, dass ein starkes Ding immer von einem noch stärkeren stufenweise überboten wird, durch die Weltlitteratur verfolgte. Sein Ausgangspunkt bildete ein Gedicht in einem alten Rätselbüchlein[1]). Zum Vergleich zieht er einen äthiopischen Spruch, dann die rabbinische Legende vom Erzvater Abraham und Nimrod, das indische Märchen von der in ein Mädchen verwandelten Maus, die Fabel Lafontaines IX, 7, die Strickersche Fabel vom freienden Kater, eine Stelle in dem indischen Epos Harivansa und endlich den Wettstreit der drei Leibwächter des Darius (im 3. Buche Esdrae) heran.

Diese Nachweisungen lassen sich bedeutend vermehren, indessen begnüge ich mich hier, eine Version bekannt zu geben, die ich als die Quelle des deutschen und äthiopischen Spruches und jedenfalls als die älteste uns erhaltene Darstellung überhaupt betrachte. Ich verdanke ihre Kenntnis der „Rabbinischen Blumenlese" von Leopold Dukes (Leipzig 1844). In diesem Buche wird der Spruch auf Seite 76 77 hebräisch und deutsch angeführt. Da aber als Quelle der Midrasch Koheleth angegeben ist, so benutzte ich noch diesen Midrasch in der Übersetzung von August Wünsche. Nach diesen beiden lautete die Stelle — die sich an den Vers in Eccles. VII, 26 „dass ein Weib dessen Herz Fallstricke . . . . bittrer als der Tod sei" etwa folgendermassen:

„R. Jehuda sagte: Vierzehn Dinge giebt es, von denen eines stärker als das andere ist und von denen sich eines über das andere erhebt.

1) Nach der Beschreibung, die Köhler davon giebt, entspricht das Büchlein No. 23—27 in Hugo Hayns Verzeichnis „Die deutsche Rätsel-Litteratur" (Centralblatt für Bibliothekswesen VII, S. 527 ff.).

Stark ist der Abgrund (1) (oder Meeresgrund), allein die Erde erhebt sich darüber; stark ist die Erde (2), mächtig erheben sich die Berge über sie; stark ist der Berg (3), allein das Eisen erhebt sich über ihn und zertrümmert ihn; stark ist das Eisen (4), allein das Feuer löst es schmelzend auf; stark ist das Feuer (5), das Wasser überwältigt und löscht es; stark ist das Wasser (6), allein Wolken tragen es von dannen; stark sind die Wolken (7), allein der Wind zerstreut sie; stark ist der Wind (8), allein die Mauer widersteht ihm; stark ist die Mauer (9), aber der Mensch reisst sie nieder; stark ist der Mensch (10), allein Leiden machen ihn mürbe; stark sind die Leiden (11), aber Wein bringt sie in Vergessenheit; stark ist der Wein (12), allein der Schlaf entkräftigt ihn; stark ist der Schlaf (13), allein die Krankheit verscheucht ihn; stark ist die Krankheit (14), allein der Todesengel (15) überwältigt sie; jedoch ein böses Weib (16) ist das Schlimmste (oder Stärkste) von allen."

Das sind nicht 14, sondern eigentlich 16 Dinge, aber R. Jehuda scheint Todesengel und Weib nicht dazu gerechnet zu haben.

Vergleicht man mit dem althebräischen Spruch das von Köhler an erster Stelle angeführte deutsche Gedicht, so haben wir in letzterem 10 Dinge in nachstehender Reihenfolge: Stein (= Berg 3), Eisen (4), Feuer (5), Wasser (6), Wolken (7), Wind (8), Mensch (10), Wein (12), Schlaf (13), Tod (15) und Gottes Gerechtigkeit (fehlt im Midrasch).

Im äthiopischen Spruche haben wir 11 Dinge, nämlich: Eisen (4), Feuer (5) Wasser (6), Sonne (fehlt im Midrasch), Wolken (7), Erde (2), Mensch (10), Trauer (= Leiden 11), Wein (12), Schlaf (13) und Weib (16).

Ich dachte anfangs, dass der deutsche wie der äthiopische Spruch in einem direkten Zusammenhang mit dem Midrasch stehen, welchen sie gekürzt und mit kleinen Änderungen wiedergeben, wenn mich nicht der Schluss des deutschen Gedichtes stutzig gemacht hätte. Dieser lautet:

Jedoch Gottes Gerechtigkeit
mit Stärk den Tod übertrifft weit,
dann durch den Propheten spricht Gott:
Die Gerechtigkeit erretet vom Tod.

Diese ganze Wendung, insbesondere der Hinweis auf den Bibelvers — der nebenbei bemerkt, wie schon R. Köhler erwähnt, nicht den Propheten, sondern den Sprüchen Salomonis (10, 2) entnommen ist — trägt echt talmudischen Charakter. Ich schloss daraus, dass nicht der Midrasch, sondern eine andere ähnliche Quelle den Stoff des deutschen Gedichtes geliefert haben müsse. Dukes erwähnte nun in einer Anmerkung zum obigen Citat: „Etwas verändert findet sich die ganze Stelle auch in Baba batra 10a und Jalkut Jes. § 345." Ich verschaffte mir die Übersetzung der betreffenden Stellen, die beinahe gleich lauten, und gebe sie hier wieder:

Er (R. Jehuda) sagte: Zehn starke (oder harte) Dinge sind in der Welt erschaffen worden (Jalkut: . . . . giebt es, von denen eines immer stärker als das andere ist): Stark ist der Fels (oder Berg), das Eisen zerschlägt ihn; stark ist das Eisen, das Feuer macht es weich; stark ist das Feuer, das Wasser löscht es aus; stark ist das Wasser, Wolken tragen es empor; stark sind die Wolken, der Wind zerstreut sie; stark ist der Wind, der Mensch (eigentlich der Körper) widersteht ihm; der Mensch (oder Körper) ist stark, die Furcht drückt ihn nieder; stark ist die Furcht, der Wein verscheucht sie; stark ist der Wein, der Schlaf besiegt ihn. Der Tod ist stärker als alle: doch die Schrift

sagt Jalkut: der Tod ist stärker als er und die Gerechtigkeit errettet von allen; denn es heisst): Die Gerechtigkeit errettet vom Tode.

Auch hier erscheint R. Jehuda als der Verfasser oder Verbreiter des Spruches, und offenbar haben wir es nur mit einer älteren Überlieferung des Spruches zu thun, der erst im Midrasch erweitert wurde. Die Übereinstimmung des deutschen Spruches damit und zwar mit der Fassung des Jalkut ist vollkommen und diesen dürfen wir ohne weiteres als seine letzte Quelle ansehen. Wie sie ihm vermittelt worden ist, weiss ich nicht.

Anders verhält es sich mit dem äthiopischen Spruche. Dieser steht der Fassung des Midrasch näher; denn sie begreift zwei Dinge in sich, die im Jalkut fehlen: Erde und Weib. Welcher Zusammenhang aber zwischen der äthiopischen und rabbinischen Litteratur besteht, entzieht sich meiner Kenntnis.

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Abzählreime aus dem Kurpfälzischen.

Folgende kleine Sammlung, welche leicht vergrössert werden könnte, bietet einige beachtenswerte Vergleichsmomente zu der Serie, die O Schell in dieser Zeitschrift V, 67—71 veröffentlicht hat. Möglich, dass mir manches schon Gedruckte unterlaufen ist.

1. Êne, dêne, deze;
Wer backt Breze?
Wer backt Kûche?
Der muss sûche;
Wer backt Brei,
Der is frei. (Mosbach a. Neckar.)

2. Êne, dêne, Dindefass,
Geh' in d' Schul' und lerne was;
Kommschde heim und kannschde nix,
Wirschde mit dr Rûde gfizt.
(Mosbach.)

3. Eins, zwei . . . . . siwwe,
E Schissel voll Rîwe,
E Schissel voll Brei,
Un du bisch frei.
(Mosbach.)

4. Herumlibus, herumlibus,
Ise Isedor,
Sakramenter Mohr!
Ara, ara, diseda,
Schlag' die Benedeitia,
Ara, ka. (?)
(Mosbach.)

5. Eins, zwei . . . . . zwanzig;
Die Franzose ginge nach Danzig,
Danzig fing an zu brenne,
Da bekamen sie das Renne
Mit Schlabbe un Schuh;
Der bisch du.
(Mannheim bis Mosbach.)

6. (wird gesungen.)
Die Brück' ist zerbrochen.
Wer hat's gethan?
Der Maurer und seine Tochter;
Wir wollen sie wieder bauen lassen,
Mit Steinen, mit Beinen,
Mit Silber und Gold beschlagen.
So fahrt nur zu, so fahrt nur zu!
Der letzte muss bezah — — — len.
(Wer an — len kommt, wird geschlagen.) (Mosbach.)

7. Eins, zwei, drei,
Hicke, hacke, hei,
Hicke, hacke, Löffelstiel,
Alde Weiwer fresse viel,
Junge messe faschde,
S' Brod liegt im Kaschde,
S' Messer liegt drnêwe,
Budder is vertrêde,
Katz kehrt Stuwwe aus,
Maus dräschd de Dreck deraus,
Hockt e Vechele uf'm Dach,
Hot sich halber schebb gelacht.
(Heidelberg.)

Mosbacher Variante:

S' Messer liegt drnêwe,
Wer esse will, muss bêde,
Bêde, bêde kann i net,
Bêde liegt in Hamburg,
Hamburg is e grosse Stadt,
Do werre mer all mitnander satt.

8. Eins, zwei, drei ..... siwwe,
Helf' mir doch de Schubkarrich schîwe!
Wo denn hin?
Nach Berlin,
Wo die schêne Mêdlin sin;
Mêdlin trâche Lorbeerkränz,
Bûwe trâche Raddeschwänz.
(Heidelberg.)

9. Eins, zwei ..... siwwe,
Ei, wo ist der Hans gebliwwe?
Ei, er steckt im Budderfass!
Himmel noch emol, was is denn dass!
(Heidelberg.)

10. Ich un du un noch en Bû
Hewwe mitnander ins Heffele gsch ...;
Vadder hot gfrôcht:
Wer hots gedûn?
Ich un du un noch en Bû.
(Besonders in Heidelberg.)

11. Eins, zwei, drei, vier;
Auf dem Klavier,
Da ist ein Ding,
Das macht kling, kling,
Kling, kling macht es
Und du bist es. (Sehr verbreitet.)

12. Ri ra rutsch,
Wir fahre mit der Kutsch. (Mosbach.)

13. Blauer, blauer Fingerhut! (Federhut)
Stehst dem Mädchen gar zu gut!
Mädchen, du musst tanzen
Mit dem grünen Ranzen:
Mädchen, du musst stille stehn,
Musst dich dreimal rummedrehn. (An verschied. Orten.)

14. Apfel, Birne, Cirkel, Dopf,
Ente, Feige, Geige, Hopf,
Igel, Katze, Löwe, Maus,
Roter Peter, komm heraus! (Mosbach.)

15. No. 24, 27, 28 und 39 der Schellschen Sammlung finden sich überall in der Pfalz.

Heidelberg. G. Hanauer.

Bemerkungen zu einem ostfriesischen Martiniliede.

In seiner Schrift „Alte Heimatklänge" bietet Lüpkes auf S. 49—64 verschiedene Martinilieder mit Erklärungen. Das letzte, „Martini, St. Nikolaus und Neujahr" überschriebene Lied auf S. 64 schliesst er mit folgender Bemerkung: „Ich verweise

zum Schluss noch auf zwei Martinischerzreime bei Herm. Meier: „Heissa, Sünder Marten" und „Sünder Marten pikkedrâd". Lüpkes fügt sodann auf Grund von § 46 u. 73 in Simrocks Mythologie erklärend hinzu: auf den ewigen Juden wurde der grosse Schuh Widars übertragen, und so wurde der ewige Jude, indirekt also Wuotan selbst, zum Schuster gemacht. — Martin ist hier aber der maskierte Wuotan.

Ich fühle in vorliegendem Falle nicht das Bedürfnis, auf mythologische Vorstellungen zurückzugehen[1]) und erkläre mir den nachfolgenden Scherzreim oder Spottreim auf eine höchst einfache Weise, wobei ich mich streng an den Wortlaut desselben halte. Der Reim lautet:

Sünner Marten pikkedrâd,
hei ji geld, dan wêt ik râd:
kôpt jo 'n ôrtjes kêrse,
gât dârmit na Rheiderland
un stêkt jo sünnermarten in brand.

Mit dem Sünner Marten (Sankt Martin) ist in erster Linie Luther selbst gemeint, der hier im Gegensatz zu dem Bischof Martin als Sünner Marten „pikkedrâd" bezeichnet wird. Dann geht die Bezeichnung auch auf seine Anhänger, welche der Spottreim als geringe, dem Handwerkerstande angehörige Leute aufführt. In dem Reim ist überdies noch ausdrücklich von der Armut der betreffenden die Rede, und es wird ironisch bemerkt: Wenn ihr überhaupt Geld habt, so rate ich euch, eine Viertelstüberkerze zu kaufen und mit eurem Martinilicht (ostfr. sünnermarten) nach dem Rheiderlande zu gehen, da werdet ihr schon zu der Einsicht kommen, dass man euch dort nicht duldet. Das Rheiderland war nämlich zur Zeit der Entstehung obigen Spottreimes und ist auch heute noch fast ausschliesslich reformiert. Der Spottreim weist mithin auf die im eigenen Lager der Evangelischen herrschende Unduldsamkeit und Zwietracht.

Ostfriesland war gleich anfangs zum Protestantismus übergetreten: ums Jahr 1528 gab es kaum noch einen Anhänger der alten Kirche in dem kleinen Ländchen. Unter dem Grafen Edzard II. und seinem gemeinsam mit ihm regierenden Bruder Johann, von welchen ersterer dem lutherischen, letzterer dem reformierten Glauben zugethan, brach ein heftiger Streit zwischen Reformierten und Lutheranern aus, der beinahe zwei Jahrhunderte währte und die Gemüter beider Parteien mit unerbittlichem Hass erfüllte. Während dieses Glaubensstreites fanden sich allmählich wieder Katholiken in Ostfriesland ein, deren Zahl mit jedem Jahrzehnt zunimmt. Obgleich in der Minderzahl, durften dieselben sich schon einen derartigen kleinen Spott, wie er in obigem Reim zur Erscheinung tritt, erlauben.

Meiderich. C. Dirksen.

Lesefrüchte.

I.

Das Notfeuer im Braunschweigischen behandelt ein Aufsatz von Dr. Richard Andree in dem Braunschweigischen Magazin No. 1. der Beilage zu No. 242 der Braunschweigischen Anzeigen, vom 1. Sept. 1895. Unter Notfeuer versteht man bekanntlich das beim Sterben der Menschen und bei Viehseuchen, also in der Not, entzündete reinigende Feuer, das auf die ursprünglichste Art durch

1) [Die Deutung auf Widar und Wuotan ist mythologischer Unsinn. K. W.]

Reiben zweier Hölzer unter besonderen Bedingungen erzeugt ward. Mit diesem reinen Feuer ward ein Holzstoss in Brand gesetzt, durch den das kranke Vieh mehrere Mal hindurchgejagt ward. Auch die Menschen sprangen hinüber. (Vgl. die zusammenfassende Darstellung von Ulr. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht, Breslau 1884. S. 26—49.) Die ältesten Zeugnisse für dieses heilige Feuer (niedfŷr, nôdfŷr) reichen bis 743 und 742 hinauf und erloschen ist es erst in den letzten Jahrzehnten in Deutschland und England; in Bosnien und der Herzegovina dauert es noch fort, und für Polen und Russland sind Zeugnisse noch aus den achtziger Jahren dieses Jahrhunderts vorhanden.

Dr. R. Andree hat in dem erwähnten Aufsatz sechs Beweise beigebracht, dass das Notfeuer im Braunschweigischen noch um die Wende des 18. 19. Jahrhunderts lebendig war. Die Erzeugung des Feuers hat der Wolfenbüttler Schulrektor Joh. Reiske (Reiskius) in seiner Untersuchung des Notfeuers, Frankf. u. Leipz. 1696, S. 51 am klarsten gegeben. Die von R. Andree ausgehobene Stelle lautet: „Wenn nur sich etwan unter dem grossen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit grossen Schaden erlitten, werden die Bauern schlüssig, ein Nothfüer oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muss in keinem Hause, noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muss etwas von Wasen u. Stroh u. Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohrt, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingestecket, mit Wagenpech und Theer wohlgeschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialien aufgefasset, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeuer ausschlägt; dieses aber muss in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwey durchbohrete Pfähle, stecken in die Löcher eine Walle oder Winde nebst alten Fettbeschmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen härnen oder gemeinen dichten Strick, suchen neunerley Holtz zusammen und halten so lange mit gewaltsamer Bewegung an, bis Feuer herabfalle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloss auf die Kur des Viehs emgerichtet. Nach drei- oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhaufe wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, dass jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch- oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse."

Die Zeugnisse für die Fortdauer des Notfeuers, auch dat wilde oder wille füer genannt, die Herr Dr. Andree aus dem Braunschweigischen gesammelt hat, reichen von 1802 bis 1850/60. Bemerkenswert ist, dass in die Flamme auch Getreidekörner und Brot geworfen wurden.

K. Weinhold.

II.

1. Zwei Bräuche von der oberbayerisch-tiroler Grenze.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" bringen in ihrer Nummer 192 vom 26. April 1895 folgende Zuschrift: „Kufstein, 24. April. (Totschlag.) In der Gemeinde Buchberg bei Kufstein besteht noch der alte Brauch des „Einläutens" bei der Geburt des ersten Kindes einer Frau. Da ziehen die jungen Burschen

mit Glocken dreimal um das Haus der Wöchnerin, indem sie dabei den Spruch hersagen: „Bauer, gieb an Hafer her!", d. h. er solle Wein zahlen. Dazu finden sich immer noch Gegner, „die ausläuten", wodurch der Bauer der Pflicht des Weinschenkens entbunden wird. Bei dieser Gelegenheit kommt es öfters zu Raufereien. Am vergangenen Sonntag war wieder ein solches Ein- und Ausläuten. Als der Altvorsteher Ritzer zwischen den beiden Parteien Ruhe stiften wollte, wurde er mit Stockschlägen derart misshandelt, dass er vorgestern bereits den erlittenen Verletzungen erlegen ist."

Dasselbe Blatt — das übrigens mit sehr verdienstlichem Eifer die in Bayern gar nicht spärlichen Reste forterbender Volksanschauungen, die zu seiner Kenntnis gelangen, mitteilt — veröffentlicht in der Nummer 205 vom 3. Mai 1895 eine aus Bad Reichenhall vom 2. Mai datierte Notiz folgenden Wortlauts: „Die Philippsnacht. Wie fast in jeder Gegend alte Gebräuche und Sitten (oder auch Unsitten) bestehen, denen an gewissen Tagen gehuldigt wird, so hat in unserer Gegend die „Philippsnacht" solche Gebräuche aufzuweisen. Es werden nämlich von den jungen, meist ledigen Burschen der umliegenden Ortschaften fast von jedem Hause einige Wirtschaftsgeräte heimlich weggenommen und an einem hierzu erwählten Platze aufgestellt und diese Gegenstände, als Fensterläden, Tische, Sessel, Leitern, Bänke, Schubkarren, sogar die schwersten Odeltruhen und Wagen u. s. w., turmartig aufgerichtet. Am anderen Morgen müssen natürlich die gefoppten Eigentümer, die in der Regel gute Miene zum bösen Spiel machen, sich die Sachen unter dem Gelächter der Zuschauer wieder abholen. Dass diese Gegenstände mitunter sehr schwer zu „erwischen" und zu transportieren sind, versteht sich von selbst und richtet sich auch der Erfolg des Abends darnach, ob bei diesen Pseudo-Diebstählen mehr oder minder schwer erreichbare Requisiten auf den Plan gebracht werden. Leider werden auch oftmals diese Gebräuche ganz und gar übertrieben und wird manchem Eigentümer, welcher sich durch irgend etwas missliebig gemacht, von den Spassvögeln, welche in dem Glauben handeln, in dieser Nacht alles auf ihre Rechnung schreiben zu können, durch Beschmutzen der Häuser arg mitgespielt. Auch durch Aufstellen von Karrikaturen, welche diese oder jene Person vorstellen sollen, wird viel Spott getrieben. Da die geschädigten Eigentümer es auch in den schwersten Fällen nicht wagen, eine Anzeige zu erstatten, so wird dieser „Ulk" wohl noch lange erhalten bleiben."

2. Die Käth, ein erzgebirgisches Volksfest.

Die „Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger Nummer 283, Mittwoch, 12. Juni 1895. (Abend-Ausgabe.)" schreibt: „Annaberg, 11. Juni. Am Sonntag nahm hier das acht Tage andauernde eigenartige erzgebirgische Volksfest, die ‚Käth' genannt, seinen Anfang. Der etwas sonderbar klingende Name ist vermutlich abgeleitet vom Feste der Dreieinigkeit — Dreieinigkeet. Ursprünglich dürfte das Fest ein Bergfest in grossem Massstabe gewesen sein. An der Gottesackerkirche (Hospitalkirche) — angebaut ist in der Richtung nach dem Gottesacker eine freistehende Kanzel, von der aus früher für das unten im Freien harrende Volk gepredigt wurde. Später ward dieser schöne Brauch, wie viele andere, abgeschafft, bis ihn vor einigen Jahren unsere Kirchenbehörde aufs neue wieder einführte, so dass gegenwärtig wieder alljährlich am Trinitatisfeste die oben beschriebene Kanzel zu einem Festgottesdienste in Gottes freier Natur benutzt wird. Auch am Sonntag Mittag war dies der Fall: das Wetter war prächtig, und der auf das Kosthchste mit Blumen geschmückte Friedhof, zu dessen Sehenswürdigkeiten die Auferstehungslinde und das Barbara-Uttmann-Grab-Denkmal gehören, ward von

Tausenden von Menschen von nah und fern besucht. Die Schmückung der Gräber mit Blumen, die anderwärts zumeist am Johannistage erfolgt, geschieht hier stets am Trinitatisfeste. Von dem Gottesacker weg lenken die festlich geschmückten Menschenscharen zumeist ihre Schritte nach dem etwa 10 Minuten entfernten Festplatze, auf dem von früh bis spät abends ein ungewöhlich lebhaftes, fröhliches Leben und Treiben herrscht."

Die Sitte, bei bestimmten volkstümlichen Anlässen im Freien, sei es auf einer wirklichen Naturkanzel, sei es auf einem eigens errichteten Piedestal zu predigen, dürfte bis in die Zeiten der Bekehrung zurückgehen — man denke z. B an die Legende von Winfried-Bonifacius' Tod — und hat sich vielerorts erhalten, namentlich in Gebirgsgegenden. Ob die obige Auslegung des Namens ‚Käth' richtig sei, lassen wir dahingestellt; es kann ebenso gut eine Volksetymologie, die einen falschen Zusammenhang anbahnen will, zu Grunde liegen, als wirklicher Zusammenhang mit Katharina. Nur Lokalhistoriker können das entscheiden.

3. In den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 20. Juli 1895 (48. Jahrg., No. 330), Vorabend-Blatt, S. 3 lesen wir als Korrespondenz: Berchtesgaden, 18. Juli. (Aberglaube.) Auf dem Lande herrscht vielfach noch der Aberglaube, dass wenn ein Totes aus dem Hause getragen wird, im selben Augenblick der „Imb" (Bienenstock) und das „Krautfassl" gehoben werden müssen, „damit's net absteh'n". In Befolgung dieses abergläubischen Brauches wurden am Dienstag auch die sechs Bienenstöcke des Bauers Kerscher von Gattering gerüttelt, als dessen verstorbene Mutter in feierlichem Kondukt aus dem Hofe getragen wurde. Die Bienen aber verstanden zur jetzigen heissen Hochtrachtszeit keinen Spass. Gereizt und gestört in ihrer Arbeit, stürzten sich die Schwärme wütend auf den Leichenzug, so dass die auseinanderstiebenden Leidtragenden, besonders aber die Geistlichkeit, die Lehrer, Sängerinnen, Fahnenträger u. s. w. sich kaum mehr der rachenehmenden Bienen erwehren konnten und die Sargträger ob der vielen Stiche laut aufjammerten. Ausser den Gefahrbereich gekommen, hielt der Zug sofort inne, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen und an Bach und Brunnen Waschungen vorzunehmen. In der Otterings-Pfarrei und noch weiterhin sieht man jetzt genug der schöngeschwollenen Gesichter. („Berchtesgadener Anzeiger".)

4. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" berichten in ihrer Nummer 499 vom 28. Oktober 1895, Seite 9 unter der Spitzmarke Augsburg, 26. Oktober. (Ein moderner Mazeppa: „Am 1. Dezember 1894 wurde der 16jährige Dienstbube Frauenknecht in Adelzhausen von einem Pferde, auf dessen Rücken er gefesselt war, zu Tode geschleift. Heute hatten sich wegen dieser That vor dem Landgericht die jugendlichen Dienstburschen D. Riedlberg, J. Dollinger, G. Neumeier und J. Steininger, sämtlich von Adelzhausen, zu verantworten. Die Ursache der unseligen That, die sich nach der Anklageschrift als fahrlässige Tötung darstellte, war folgende: Im ‚Bayerischen draussen' herrscht unter der Landbevölkerung der uralte Brauch, jenem Bauern, der zuletzt mit dem Dreschen fertig wird, ein sog. ‚Drischl' in den Stadel zu werfen, eine aus Stroh gebundene Figur, meist ein Schwein darstellend. Man fasst diesen Spott absolut harmlos auf, ertappt man den Drischlwerfer aber, erlaubt man sich einen Schabernack mit ihm. So war es auch hier. Die Angeklagten wurden als die letzten im Dorf mit dem Dreschen fertig und hatten in Erfahrung gebracht, dass Frauenknecht ein Drischl werfen wolle. Als sie ihn dabei abfassten, transportierten sie ihn in die Knechtekammer, banden ihm mit einem Taschentuch die Hände auf den Rücken und schwärzten

sein Gesicht. Frauenknecht lachte zu dem Scherz. Nachdem dies geschehen, führte der 14jährige Riedlberg, ein aufgeweckter Bursche, der mit Pferden gut umzugehen verstand, einen Gaul aus dem Stall und Frauenknecht wurde mit seinem Einverständnis in reitender Stellung darauf gebunden. Die herabhangenden Füsse band man unter dem Bauch des Pferdes mit einem Strick fest. Frauenknecht freute sich sehr über den Spass. Während nun Riedlberg das Pferd am Leitseil durchs Dorf führte, schritt Dollinger hinterdrein und trommelte auf einer Giesskanne. Vor der in der Mitte des Dorfes gelegenen Wagnerschen Wirtschaft machte man Halt und trank eine Stehmass, der auch Frauenknecht fleissig zusprach. Die Dorfjugend umstand gaffend den seltsamen Aufzug. Einige meinten, nun sei es Zeit, den Gefesselten loszubinden. Rädelsführer Riedlberg wollte aber nichts davon wissen; sein Vater, der am anderen Ende des Dorfes wohnte, sollte die Hetz auch mit ansehen. Man setzte sich wieder in Bewegung. Plötzlich bäumte das Pferd hoch auf, entriss sich seinem Führer und galopierte wie rasend, selbst vor einem Flüsschen nicht Halt machend, zum heimischen Stall zurück. Der Zeugen des Vorfalls bemächtigte sich ein lähmendes Entsetzen, als sie sahen, dass der gefesselte Frauenknecht plötzlich vom Rücken des scheu gewordenen Tieres herabglitt und mit dem Kopf abwärts auf dem Boden schleifte, unzählige Hiebe von den Rosshufen empfangend. Als Dienstknecht Steininger das Pferd bei Kiefers Anwesen anfing, war Frauenknecht tot: er blutete aus schrecklichen Wunden, die Stirnhaut hing wie ein loses Tuch am Kopf. Die Angeklagten sind geständig. Dem Zeugenverhör ist zu entnehmen, dass das Pferd beim Wagnerwirt ohne eine äussere Ursache scheute, weshalb in dem absonderlich gelagerten Fall gegen sämtliche Angeklagte auf Freisprechung erkannt werden musste."

München. Ludwig Fränkel.

Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Bauernhauses.

Mit grosser Freude können wir berichten, dass die Untersuchung über Ursprung und Entwickelung des deutschen Bauernhauses jetzt von den Technikern in die Hand genommen worden ist. Der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine hat sich dazu mit den entsprechenden österreichischen und schweizerischen Vereinen verbunden, und die Vertreter der drei Körperschaften haben am 10. August d. J. in Garmisch in Oberbayern beraten und beschlossen ein gemeinsames Werk auszuarbeiten: „Das deutsche Bauernhaus im deutschen Reich, in Österreich-Ungarn, in der Schweiz und in den Grenzgebieten dieser Länder." Der 1. Abschnitt des Werkes soll den Text bringen, der 2.—4. die Zeichnungen im Massstabe von 1 : 100 oder auch 1 : 50. Die letzte Frist für die Einlieferung der Aufnahmen ist auf den 1. Juli 1897 gesetzt. Wir wünschen dem grossen Unternehmen von Herzen den besten Fortgang, da wir durch diesen Zutritt der Techniker zu den geschichtlich-archaeologischen Forschern eine gedeihliche Lösung der wichtigen Frage über die Bedeutung des alten Bauernhauses für die Stammgeschichte hoffen.

Ludwig Tobler †.

Am 19. August 1895 erlöste der Tod von längerem schwerem Leiden den ord. Professor an der Züricher Universität, Dr. Ludwig Tobler. Der Verstorbene war Mitglied des Vereins für Volkskunde seit seiner Gründung und Mitarbeiter

an unserer Zeitschrift: an der Vorgängerin derselben, der Lazarus-Steinthalschen Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft hat er sehr thätigen Anteil genommen: die psychologische Behandlung sprachlicher Vorgänge und Erscheinungen war das eigentliche Feld für seine Begabung und Neigung.

L. Tobler war am 1. Juni 1827 in dem Pfarrhause von Hirzel im Kanton Zürich geboren; sein Vater Salomon war als Dichter bekannt, ein jüngerer Bruder von Ludwig ist Adolf Tobler, der ord. Prof der romanischen Philologie an der Berliner Universität Ludwig studierte in Zürich Theologie und erhielt auch die geistliche Ordination. Auf der Akademie von Lausanne und den Universitäten Berlin und Leipzig suchte er seine weitere Ausbildung und übernahm nach seiner Heimkehr eine Lehrstelle an der Bezirksschule in Aarau, ging 1860 an die Kantonschule in Bern und habilitierte sich 1864 daneben als Privatdocent für allgemeine und deutsche Sprachwissenschaft. Nach einigen Jahren ward er zum ao. Professor ernannt Anfang 1871 traf ihn das Unglück, infolge der Pocken, die er sich in einem durch französische Internierte verseuchten Eisenbahnwagen geholt, sein eines Auge und zugleich die Kraft der Stimme einzubüssen. Mit seiner Gattin, einer Tochter des durch Herausgabe von Sankt Gallens altdeutschen Sprachschätzen bekannten Prof Heinr. Hattemer, gründete er 1873 zu Hottingen bei Zürich eine Privatschule und lehrte zugleich in seinen Fächern an der Züricher Universität. Er ist aber erst sehr spät zu einem Ordinariat gelangt Nicht leicht war sein Lebensweg überhaupt. Die Kunst sich geltend zu machen und sein Licht strahlen zu lassen, besass der fein angelegte, innerlich lebende Mann nicht.

In der Schweiz kann Ludw. Toblers Name nicht vergessen werden durch seine lange und treue Mitarbeit an dem Schweizerischen Idiotikon, Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache (Frauenfeld, bis jetzt Band I, II und III bis Sp. 1408). Neben Fr. Staub hat er von Anfang dem grossen Werke aufopfernden Fleiss zugewandt und besonders die Bedeutungsentwickelung der Worte auf sich genommen. Ganz allein gehört ihm die treffliche Sammlung der Schweizerischen Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen (2 Bände. Frauenfeld, 1882. 1884. Nachtrag im Anzeiger für Schweizerische Geschichte. 1885. No 2. Vergleiche auch die Aufsätze: Über die historischen Volkslieder der Schweiz im Archiv des histor. Vereins VII. und Über die Volkslieder der romanischen Schweiz im Sonntagsblatt Der Bund. März 1886).

Mit besonderer Liebe arbeitete L. Tobler auf sprachwissenschaftlichem Gebiete, besonders wo es sich um Ergründung der psychischen Vorgänge handelt. Sein Buch Über die Wortzusammensetzung, Berlin 1868 sei hier in Erinnerung gebracht, ausserdem eine grössere Reihe feiner Beiträge zu Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Lazarus — Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie, Frommans Zeitschrift Die deutschen Mundarten, Pfeiffers Germania, Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, Paul-Braunes Beiträgen Von kleineren Arbeiten, die zur Volkskunde gehören oder ihr näher stehen, seien erwähnt: Haus, Kleid, Leib: Germania IV, 160—184 (1859). Über die dichterische Behandlung der Tiere: Zeitschrift für Völkerpsychologie III. Über Wunn und Weid im altdeutschen Recht: Neues schweiz. Museum IV (1864). Biblische und vaterländische Sage, eine Parallele: Reform. Zeitstimmen aus der schweizerischen Kirche IX. Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes: Zeitschr. f Völkerpsychologie XIV. Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerischen Dialektforschung: Jahrbuch für schweizerische Geschichte XII. Das germanische Heidentum und das Christentum: Theologische Zeitschrift aus der Schweiz II. Morgenstunde hat Gold im Munde: Germania XXV, 80. Über sagenhafte Völker des Altertums

und des Mittelalters: Zeitschr. f. Völkerpsychologie XVIII. Mythologie u. Religion: Zeitschr. des Vereins für Volkskunde I, 369—377 (1891).

Ein vollständiges bibliographisches Verzeichnis wird von den Professoren J. Bächtold und A. Bachmann vorbereitet.

K. Weinhold.

Bücheranzeigen.

Otis T. Mason. The origins of invention. With illustrations. London. Walter Scott. 1895. (The Contemporary Science Series ed. by Havelock Ellis XXVIII.) 419 S.

Ein amerikanischer Ethnolog legt in diesem hübsch ausgestatteten Werkchen die allmählich fortschreitende Entwickelung der Industrie unter den Naturvölkern dar. Es ist nur natürlich, dass er sich von den Beständen des Smithsonian Instituts — an dem er angestellt ist — abhängig zeigt: weniger ist es zu rechtfertigen, dass er auch bei Benutzung der Litteratur sich fast ganz auf amerikanische Bücher beschränkt: Schweinfurths „Artes Africanae" sind das einzige europäische Werk, das wiederholt citiert wird. Ganz besonders in wissenschaftlichen Arbeiten von jenseits des Weltmeeres ist endlich auch ein unerfreulich witzelnder und burschikoser Ton beliebt, wie er sich hier breit macht. Wenn Swift einmal sagt: „The dean was famous in his time and had a kind of knack of rhyme", so giebt dieser Witz dem Verf. gleich Anlass, zu erklären, alle Genialität bestehe nur in geschickten Kunstgriffen (S. 26). Dann freilich wäre „der Ursprung der Erfindungen" leicht erklärt, während jetzt das Buch für die Psychologie des Erfinde s kaum etwas leistet. Überhaupt ist M. in Sätzen allgemeinen Inhalts nicht glücklich. Natürlich ist die Webekunst älter als das Menschengeschlecht (S. 224), wenn man eben die analogen Künste der Tiere schon hereinzieht: welche Kunst ist aber in diesem Sinn nicht älter als der Mensch? Ein wahres Musterstück von nationaler Verblendung ist der wunderbare Satz: „Bis Benjamin Franklin die Öfen erfand, wärmte die ganze Welt, vom Anfang der Zeiten an, sich am offenen Feuer" (S. 105). Weil Amerika die englischen Kamine übernommen hat, werden die geschlossenen Öfen der Germanen und Slaven einfach geleugnet! Auch wissenschaftliche Leitsätze wie der: „die Frage nach dem Alter ist eine geologische" (S. 124) sind mehr blendend als zuverlässig. — Endlich stört noch ein überflüssiger Wortreichtum: wie viel gleichartige Fälle zählt M. z. B. auf, um die Bedeutung der Präcisions-Instrumente klar zu machen (S. 67)!

Aber all diese Mängel betreffen doch mehr das Aussenwerk. Der Gang der Untersuchung selbst ist von der berechtigten Scheu vor dem „schnellfertigen Raten" (S. 102) beherrscht und besteht in einer streng methodischen Anordnung der Entwicklungsstufen. Der Reihe nach werden die Werkzeuge, die Anwendung des Feuers, die Bearbeitung von Stein, die Töpferei, die älteste Verwertung der Pflanzen, die Textilindustrie, der Krieg mit dem Tierreich, Fang und Zähmung der Tiere, das Reisen und der Transport, endlich die Kriegskunst besprochen.

Jedesmal werden die bei Naturvölkern aufzuweisenden Erscheinungen von den einfachsten zu den kompliziertesten geordnet und etwaige „Überlebsel" an ihren Platz eingefügt; dies nicht ohne Kühnheit, wie denn z. B. das Scepter und all seine Nebenformen bis zu dem in unserer Zeitschrift mehrfach behandelten Schulzenstab (S. 330) schwerlich aus dem Stock, auf den der Reisende sich stützt, abzuleiten sind. Gut gewählte Abbildungen dienen der Erläuterung. Am lehrreichsten scheinen mir die beiden Kapitel über das Feuer (III) und den Krieg (XI), auch das über die Haustiere (XI) verdient besonders hervorgehoben zu werden. — Ein Schlusskapitel zieht Folgerungen aus diesem Material, ziemlich kurz aber doch vielseitig; der Grundgedanke ist der, dass Erfindungsgabe der menschlichen Natur angeboren sei (S. 410). Dieser Satz, der den Haupttitel ja eigentlich negiert, macht es doppelt bedauerlich, dass der reiche Inhalt des fleissigen Buches nicht besser durch alleinige Wahl des Nebentitels gekennzeichnet wurde: „eine Untersuchung über die gewerbliche Thätigkeit unter den Naturvölkern".

Berlin. Richard M. Meyer.

Basmele române. Studiu comparativ de Lazar Şainénu. Bucuresci 1895. 8S. XIV. 1114.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes geht aus der Wiedergabe des vollständigen Titels hervor. Derselbe lautet in wortgetreuer Übersetzung: „Rumänische Märchen im Vergleich mit den antiken klassischen Legenden und in Verbindung mit den Märchen der benachbarten und aller romanischer Völker." Dies ist zugleich der Wortlaut einer Preisfrage, welche die rumänische Akademie in Bukarest im Jahre 1889 gestellt hatte, denn Ş.s Werk ist als Antwort darauf erschienen. Die Arbeit wurde, nachdem ihr einstimmig der Preis zuerkannt, auf Kosten der Akademie herausgegeben.

In der Vorrede rechtfertigt der Verfasser die ihm auferlegte Beschränkung auf einen bestimmten Kreis und bespricht die Methode, deren er sich dabei bedient hatte. In der Einleitung erklärt er, wie zu einer ursprünglichen allgemein anthropologischen Grundlage der Volksmärchen später eine enger begrenzte ethnographische sich gesellte; darauf verfolgt er die Entwickelung der Volksmärchen im Allgemeinen von den alten Ägyptern bis zu den modernen Italienern; zugleich wird auch der äusseren Gestalt der Märchen Aufmerksamkeit geschenkt und eine neue Einteilung versucht, welche dann in der eigentlichen Arbeit ihre spezielle Anwendung findet.

Es dürfte manchen Leser dieser Zeitschrift interessieren etwas näheres über diese Klassifikation zu erfahren; es möge daher das ganze System hier aufgestellt werden, wobei bemerkt wird, dass mit römischen Ziffern die einzelnen Zyklen, in welche jede Abteilung zerfällt, mit grossen Anfangsbuchstaben jedoch die verschiedenen Typen eines jeden Zyklus bezeichnet werden.

Die erste Abteilung umfasst mythisch-phantastische Märchen (231—536) mit folgenden Unterabteilungen: I. Das Verlassen oder der Mensch als Tier: A. Amor und Psyche, B. Melusina, C. Die Neraide; — II. Das Weib als Pflanze: A. Daphne, B. Die drei Orangen; — III. Die Verbote: A. Die verbotenen Orte, B. Das verbotene Zimmer; — IV. Die Gelöbnisse: A. Jephta, B. Die versprochenen Feeen; — V. Die Metamorphosen: A. Jason, B. Die goldenen Kinder; — VI. Die Herabsteigung zur Hölle: A. Theseus, B. Die Hesperiden, C. Die Rätsel; — VII. Das Hinaufsteigen in die Lüfte: A. Der Himmelsbaum, B. Die Tiere als Schwager; — VIII. Die Aussetzung: A. Andromeda, B. Danae; — IX. Die Heldenthaten: A. Das

lebendige und das tote Wasser. B. Ilêna Cosînzéna: — X. Das kriegerische Mädchen.

Die zweite Abteilung (537—840), psychologische Märchen enthaltend, zerfällt in folgende Teile: I. Die drei Brüder: A. Die treulosen Brüder. B. Die wunderbaren Gefährten; — II. Die beiden Brüder: A. Die Dioscuren, B. Die beiden Wahlbrüder; — III. Die dankbaren Tiere; — IV. Das treulose Weib: A. Scylla, B. Dalila; — V. Die Blutschande: A. Die Eselshaut. B. Das Mädchen mit den abgehauenen Händen; — VI. Die Stiefmutter: A. Holle, B. Das Aschenbrödel, C. Phryxos, D. Der Granatapfel; — VII. Die Werbung: A. Ödip, B. Enomaus; — VIII. Das Schicksal: A. Moira, B. Nemesis; — IX. Die Riesen und Zwerge; — X. Der Mensch als Held: A. Orion, B. Hercules — Păcală.

Die dritte Abteilung (841—910) umfasst Märchen religiösen Inhaltes: I. Gott: A. Die Wünsche, B. Die Talismane; — II. Der Teufel; — III. Der Tod: A. Der Tod als Gevatter, B. Die Wanderung des Todes. Die vierte Abteilung (910—994) enthält scherzhafte Erzählungen: I. Das kluge Mädchen. II. Păcală (Eulenspiegel), woran sich endlich 945—953 ein Anhang über die bei den Rumänen dürftig vertretene Tierfabel anschliesst.

Was nun die Methode im einzelnen betrifft, so wird bei jedem Zyklus und bei allen Typen zunächst deren Hauptgedanken mit einigen Worten zusammengefasst und dann sowohl das typische Märchen als auch dessen Varianten aufgezählt. Darauf folgt die im Buchtitel angekündigte Vergleichung mit Anmerkungen über Einzelheiten, worauf das Kapitel mit einer gedrängten, alle wesentlichen Züge der einzelnen typischen Märchen und deren Varianten umfassenden Inhaltsangabe geschlossen wird. Die hierher nicht passenden Anmerkungen und Ergänzungen werden unter der Aufschrift „Adnotațiuni" auf den Seiten 967—1000 zum Abdruck gebracht.

Das ganze ausserordentlich reichhaltige Material wird endlich in einem volle 100 Seiten füllenden, zweispaltig gedruckten Realindex zusammengefasst. Der Wert eines derartigen Behelfes ist in der That sehr bedeutend, da auf diese Weise die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit einzelner Züge überblickt werden kann. Im ganzen kann diese Arbeit (bei welcher H. Aurel Candrea als Mitarbeiter genannt wird), was die dabei angewandte Methode anbelangt, als eine gelungene bezeichnet werden. Schade nur, dass sich im einzelnen darin manche Lücken und Ungenauigkeiten nachweisen lassen. Was die ersteren betrifft, so meine ich weniger die Weglassung mancher Stichworte, da dies mehr oder weniger einer subjektiven Auffassung unterliegt, sondern eher die unvollständige Aufzählung der einzelnen Gegenstände unter den betreffenden Wortern und vor allem den Umstand, dass nirgends angedeutet wird, dass die Aufzählung nicht vollständig sei. Man kann doch nicht annehmen, der Verfasser habe auf die Lückenhaftigkeit des Index mit den vor demselben abgedruckten Worten Gaidoz' aufmerksam machen wollen, welche lauten: „Même incomplet, un dictionnaire de ce genre rendrait de grands services." Diese Lücken können dreierlei sein: 1. Es fehlen die Stichworte selbst, was entweder absichtlich ist oder sich durch ungenaue Revision der Arbeit erklärt. 2. Es fehlen einige unter den einzelnen Stichworten anzubringende dieselben näher bestimmende oder begrenzende Worte. Endlich 3. fehlen mehr oder weniger zahlreiche Belegstellen. Am auffallendsten sind diese Lücken bei den unter „*numeri*" aufgezählten Zahlen: nicht weniger als 40 im Texte vorkommende Ziffern werden im Index gar nicht citiert, bei anderen fehlen Citate der damit verbundenen Sachbenennungen, so bei 6—12, bei 9—20, bei 4—23, bei 7—25, bei 12—31, bei 2—50, bei 3 sogar 124! Man könnte dies hier für absichtlich halten

es geschieht jedoch auch bei *alb* (—8), *argint* (—5), *aur* (—25), *nasdravan* (—12), *negru* (—14) u. a.

Auch bei den Ziffernnachweisen habe ich mehr als 600 Versehen gefunden, was für die Seite durchschnittlich sechs ausmacht. Im Vergleiche mit dem überaus reichen, richtig citierten Material ist diese Zahl allerdings eine verhältnismässig geringe, hätte jedoch bei etwas grösserer Achtsamkeit noch bedeutend reduziert werden können. Man nimmt es eben gar zu oft mit der Abfassung von Indices und Glossaren nicht genau genug und doch sind manche Werke ohne dieselben gar nicht brauchbar und die ersteren haben erst dann einen Wert, wenn sie mit der grössten Genauigkeit angelegt werden

Bei der nun folgenden kleinen Auswahl sonstiger Ungenauigkeiten richte ich die Sache der Kürze halber so ein, dass ich zunächst die Seitenzahl mit Ausserachtlassung der Zahl 1000 mit 1, 2, 3 u. s. w. bezeichne, daneben rechts durch einen Beistrich getrennt die die Zeile bezeichnende Ziffer setze; darauf folgt das Versehen und nach einem Längestriche die Korrektur. Wenn sich das betreffende Wort in der zweiten Spalte befindet, so wird dies mittels einer kleinen, rechts von der Seitenzahl angebrachten „2“ bezeichnet. So 5^2, 14 *pădure* (Wald) 248 — *podurĭ* (Brücken); 7^2, 19 *repede* (schnell) — *departe* (weit); 7^2, 43 *biserică* (Kirche) — *paserea* (Vogel); 8, 6 *copilu* (Kind) 612 — *pĕru* (Haar); 8, 11 *feciorŭ-pĕru* (Haar); 8, 25 *pĕru arbore* (Birnbaum) 273 und 480 gehört unter *pĕru* Haar; 8,39 *zmeĭ* (Drachen) — *podul* (die Brücke); 9^2, 6 *arare* (ackern) — *semanare* (säen); 9^2, 12 *pietre scumpe* (Edelsteine) 813 — *foc* (Feuer); 16, 7 zu 390, 596, 602, 617 passt nicht der Zusatz *haine cu* (Kleider mit); 16^2, 4 *dece* (zehn) — *douĕ-spre-dece* (zwölf); 18^2, 25 *sabiă* (Säbel) — *salcii* (Weiden); 21, 5 *palatu* (Palast) — *pălantu* (Planke); 33, 32 *Formă-pietre* — *Sfarmă-pétra*; 34, 33 *orĕsu* (Hafer) — *orezu* (Reis); 36^2, 37 *bâtu* (Stock), sowie 46 *toiagu* (Stab) 249 gehören nicht unter *feru* (Eisen), weil sie von *oțelŭ* (Stahl) sind; 55, 29 nicht *lupŭ aflatŭ într'un iepure* (Wolf, gefunden in einem Hasen) sondern umgekehrt; 63^2, 9 gehört 583 weder zu *lemnŭ* (Holz) noch zu *oĭe* (Schaf), sondern zu *ou* (Ei), sowie daselbst 820 zu *pele de boŭ* (Ochsenhaut); 65^2, 18 *Nuda-Nujda* (*Nužda*) auch im Texte; 67, 13 *rênduri de haine* ist zu streichen (vergl. 66^2, 44, wo es bei 12 richtig ist); 68^2, 42 *mare câtŭ unŭ plugŭ* (gross wie ein Pflug) — *m. c. u. plopu* (Pappel); 71, 36 *bolta* (Laden) — *balta* (Teich); 75, 15 *se dăruesce* (wird geschenkt) — *se dauresce* (wird vergoldet), so auch 85^2, 29 *daruindŭ* — *dăurindŭ*; 85^2, 32 *stele* (Sterne) — *stehle* (Halme); 86^2, 43 *Serilu* (Name des am Abend geborenen Kindes) 498 — *Setilă* (einer der immer Durst hat). — 24, 27 wird ein alb. Märchen (st. *l.* lies *b.* — basmu) *Copilulu găsitu* (das gefundene Kind) mit der Seitenzahl 147 citiert und zwei Zeilen weiter ein anderes auf derselben Seite unter der Aufschrift *Copilulu perdutu* (das verlorene Kind). Auf der citierten Seite nun steht nur die zweite der beiden Benennungen mit Hinweis auf No. 13 der Contes albanais von Dozon. Daselbst nachsehend finde ich weder das eine noch das andere, sondern *l'enfant vendu*, d. h. *Copilulu vîndutu* (das verkaufte Kind), was einzig und allein mit dem Inhalte des Märchens übereinstimmt. Unliebe Verunstaltungen sind auch 79^2, 17 *prikzaka* st. *prikazka* und 77^2, 18 *pokatigoroșek* st. *potkaigoroșek*. Auch im Werke selbst kommen einige Druckfehler vor, so 148, 26 *cu ce* — *cu cei*; 178, 3 *chaire* — *chair*; 216, 21 *taglaiteri* — *tagliateri*; 288, 23 und 620, 10 *numai* (nur) — *nu mai* (nicht mehr); 304, 2 *tipulŭ* — *tipulu*; 396, 22 *nu* weggelassen; 435, 12 *Vizoru și Craiulŭ șerpilorŭ* ist *și* (= und) zu streichen; 647, 25 *bolnavĭ* — *bolnavă*; 442, 3 *bólele* (Krankheiten) — *belelele* (Ungemach).

Was das Werk selbst betrifft, so könnte man besonders gegen den allgemeinen Teil vielleicht manches einwenden: dass der Verf. sich nicht überall deutlich genug

über die verschiedenen Erklärungsversuche äussere, dass er selbst etwas gar zu eklektisch verfahre, dass er sich nicht immer streng konsequent bleibe u. dergl., alle derartige Einwendungen können jedoch den Wert des eigentlichen die rumänischen Märchen speziell behandelnden Werkes nicht schmälern. Dies ist doch der Hauptzweck, wie dies schon aus dem Titelblatt hervorgeht, während der allgemeine Teil als eine nebensächliche Zugabe anzusehen ist, da es nicht Aufgabe eines jeden Arbeiters auf diesem Gebiete sein kann, auch dann Betrachtungen allgemeiner Art anzustellen, wenn er ein beschränktes Gebiet behandelt. Auch gegen die Einteilung in Zyklen und Typen und Einreihung der einzelnen Märchen in dieselben könnte manche Einwendung vorgebracht werden. Man muss jedoch bedenken, dass wenn die auf S. 1001 citierte Definition der Märchen von Gaidoz richtig ist, es meistens von der subjektiven Auffassung der einzelnen Forscher abhängt, welcher von den Zügen als der wesentliche in den Vordergrund gestellt wird, während die übrigen als nebensächliche figurieren. Bei alledem kann nicht geleugnet werden, dass das Werk nach einem bestimmte Plane gearbeitet und so beschaffen sei, dass es den Forschern auf diesem Gebiete vortreffliche Dienste leisten könne.

Prag. Dr. Johann Urban Jarník.

The Denham Tracts. A collection of folklore by Michael Aislabie Denham, and reprinted from the original tracts and pamphlets printed by Mr. Denham between 1846 und 1859. Edited by Dr James Hardy. Vol. II. London: published for the Folklore Society by David Nutt. 1895. S. XI. 396. 8°.

Die englische Folklore Society hat unter ihre schätzbaren Veröffentlichungen eine Sammlung der Privatdrucke aufgenommen, welche ein Freund volkstümlicher Überlieferungen, Mr. M. A. Denham, in einer Zeit, da die Volkskunde in England nur ein Zeitvertreib ohne wissenschaftliche Methode war, veranstaltet hat. Diese in den Jahren 1846—1859 gedruckten und verteilten Bogen und Blätter, die oft ohne Jahreszahl und ohne Beziehungen unter einander sind, wurden selten; eine vollständige Sammlung giebt es nirgends, die des British Museum ist lückenhaft, eine grosse Menge jener Originaldrucke hat die Society of Antiquaries in London. Dr. Hardy, der selbst eine grosse Anzahl der Denhamtracts besass, unternahm es daher für die Folklore Society und von ihr unterstützt eine möglichst vollständige Ausgabe jener Aufzeichnungen zu veranstalten. Der erste Band dieses Unternehmens ist mir nicht zu Gesicht gekommen, der zweite, die No. VIII—XXI umfassend, liegt vor. Da Dr. Hardy schwer erkrankte, als der halbe Band gedruckt war, übernahm Mr. G. L. Gomme die Vollendung und schrieb auch das Vorwort.

Wir haben keine systematische, wohlgeordnete Sammlung vor uns, die unter bestimmten Gesichtspunkten und zu gewissen wissenschaftlichen Zwecken angelegt ward. Mr. Denham hat aufgezeichnet was er hörte und wie er es hörte, und darin liegt der grosse Wert dieser Aufzeichnungen, die aus dem Norden Englands stammen. Hier und da benutzte er auch Bücher als Quellen. Geister und Gespenster sind dem nordenglischen Volksglauben sehr vertraut; ebenso die Verehrung von Quellen und Bächen, von Steinen und Steinkreisen. Das ergeben auch diese Denhamtracts. Mit Pflanzenglauben (besonders Meinungen uber Plantago lanceolata) beschäftigt sich No. XXI. Ein reicher Stoff ist in dem Bande auf-

gespeichert, dessen Benutzung durch das Register erleichtert ist. Besondere Aufmerksamkeit fordert die Sammlung von Namen geisterhafter Wesen, S. 77—80, deren Erklärung englischen Forschern eine zum Teil schwierige, aber interessante Aufgabe stellt. K. W.

Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craon. Peter von Staufenberg. Neu herausgegeben von Edward Schröder. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1894. LII und 102 S. 8°.

Schon bei dem Hinweise auf die enge Verwandtschaft zwischen dem Melusinenstoff und der Geschichte von der schönen Meerfei des Ritters von Staufenberg in meinem Aufsatze „Altes und Neues zur Melusinensage"[1], Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde IV, habe ich S. 391, Anm. 1 auf vorliegende Neuausgabe der bisher durch M. Haupt und O. Jänicke zugänglich gewordenen Dichtungen und ihre Wichtigkeit für die vergleichende Erforschung dieser beiden Fabeln hingewiesen. Ein genaueres Studium des Schröderschen Buches hat mich veranlasst, an dieser Stelle, unter Verzicht auf die nicht hergehörige Kritik vom nächstliegenden, dem germanistischen Standpunkte[2], nochmals ausdrücklich auf das reiche Material zu volkskundlicher Untersuchung aufmerksam zu machen, das sowohl in den beiden altdeutschen Rittermären selbst wie auch in dem einleitenden Apparate, den des Herausgebers Umsicht aus meist vereinzelten Bausteinchen zusammengefügt hat, ohne Zweifel steckt. Die Texte liegen hier in der möglichst zuverlässigen Form vor und bieten also in dieser Hinsicht den nur auf den Inhalt sich erstreckenden Studien kaum noch einen Anstand dar. Die Einleitung führt in den uns hier angehenden Teilen S. VIII—XXIX und S. XXXVIII—LI zwei vortreffliche Typen für den Ursprung von Geschichtssagen auf dem Boden von Thatsachen, die heute zum guten Teile noch urkundlich verfolgt werden können, und deren Übertritt ins Reich der Poesie vor. Was innerhalb der erstgenannten Seitenziffern von Schröder über die Familiengeschichte der Craon gesammelt und mit deren litterarischen Zeugnissen und Erwähnungen geschickt verknüpft ist, wird durch Bertrand de Broussillon, La maison de Craon 1050—1480. Étude historique etc. (2 Bde., Paris 1893) bestätigt (vgl. Schröder im Anzg. f. dtsch. Altert. XX, 407 f.). Die Staufenbergische Geschlechtssage, um die es sich im anderen Falle handelt, überragt durch ihre ausgebreitete Vetternschaft jene noch an Bedeutung; man beachte da namentlich die wertvollen Bemerkungen S. XLVIII f.

München. Ludwig Fränkel.

J. Kohler, Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1895. S. 66. 8°.

Wir wollen hier nur kurz auf diese bedeutsame ethnologische Untersuchung über einen uralten weitverbreiteten Märchenstoff aufmerksam machen, da der Referent, der eine ausführliche Anzeige übernommen hatte, wegen mancherlei

1) Ich benutze die Gelegenheit, die dortige Belegsammlung durch den Hinweis auf J. Kohler, Der Ursprung der Melusinensage (1895) wesentlich zu ergänzen.

2) Vgl. in dieser Hinsicht Schröder selbst, Ztschr. f. dtsch. Altert. XXXVIII, 95 ff. (—111) und 112.

Widrigkeiten sein Vorhaben nicht ausführen konnte. Der Herr Verfasser, der Begründer der vergleichenden Rechtswissenschaft, hat auch in dieser Schrift seinen Grundgedanken, dass das Recht immer in Verbindung mit der ganzen Volksanschauung zu erfassen sei, zum Ausgangspunkt genommen, und ausführen wollen, wie auch bei der Mythenbildung die Rechtsorganisation von grosser Bedeutung gewesen sei und von dem Mythenerklärer in Betracht gezogen werden müsse. Die ausgebreitete Gelahrtheit, die dichterische Kombinationsgabe und fesselnde Darstellung Prof. Kohlers zeichnen auch diese Untersuchung aus, in der er den Melusinenmythus als „Kindheitstraum der Weltgeschichte" zu erweisen unternimmt.

Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur 400. Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg, J. Ph. Raw. VII, 472 S. gr. 8°.

Unter den festlichen Veranstaltungen, die im November des verflossenen Jahres am 400. Geburtstage des Hans Sachs in Deutschland getroffen wurden, nahm die Nürnberger Feier gebührendermassen die erste Stelle ein. Der Stadtarchivar Mummenhoff lieferte ein anschaulich geschriebenes und hübsch illustriertes Büchlein, E. Goetze, der bewährte Editor des Dichters, einen auf intimer Kenntnis beruhenden Festvortrag, während andere Forscher sich unter der Führung des Nürnbergers Stiefel zu der obengenannten Festschrift vereinigten, der Karl Weinhold eine einleitende Inhaltsübersicht beigegeben hat.

Unter dem bunten Inhalte des stattlichen Bandes hebe ich zuerst die für die Textkritik und Metrik des Dichters wichtigen Beiträge hervor. E. Goetze (S. 193—208) giebt über die 20 in Zwickau, Leipzig, Dresden, Berlin und Nürnberg aufbewahrten Handschriftenbände des Hans Sachs Rechenschaft. — K. Drescher (S. 209—252) vergleicht die erhaltenen Spruchbücher und den 1558 vom Dichter selbst redigierten ersten Band der Folioausgabe und weist interessante Fälle einer Erweiterung der Darstellung, Ausmerzung von Derbheiten, Abänderung von Zahlenangaben, von sprachlichen Formen nach, die auch Veranlassung dazu gaben, dass Hans Sachs das Datum der ersten Niederschrift öfter durch das der Umarbeitung ersetzte. Von ähnlichen Erwägungen über die Entstehung des gedruckten Hans Sachsischen Textes geht M. Herrmann in seiner Untersuchung über Stichreim und Dreireim bei H. S. und anderen Dramatikern des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 407—471) aus. Er bemerkt, dass das hsl. Gesamtregister der Dramen, dem die Verssummen beigeschrieben sind, nicht auf den erhaltenen hsl. Spruchbüchern, sondern auf verlorenen älteren Einzelhandschriften beruht. Diese Einzelhandschriften scheint der Dichter auch beim Drucke der Folioausgabe teilweise zu Grunde gelegt, teilweise umgearbeitet zu haben. Bei dieser komplizierten Sachlage beschränkt H. vorsichtiger als einst Rachel seine Untersuchung auf die vermutlich noch in ursprünglicher Gestalt vorliegenden Dramen und ermittelt aus ihnen die keineswegs auf eine einfache Regel zu bringende Verwendung des Stichreims und Dreireims im Dialoge und beim Scenenwechsel. Er unterscheidet dabei vier Entwickelungsperioden des Dichters: 1517—40, 1540—50, 1550—55, 1555—61.

Unter den weiteren Studien über die Werke des Hans Sachs stehen zwei dem Bereiche unserer Zeitschrift besonders nahe: Charles Schweitzer, der verdienstvolle Pariser Biograph des Nürnberger Poeten hat (S. 352—381) die bei H. Sachs erscheinenden Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten gesammelt

und nach sachlichen Kategorien zusammengestellt, während Stiefel (S. 33—192) über die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des H. Sachs gelehrte und eindringende Forschungen angestellt hat, die sich nicht mit einem Hinweis auf die Vorlage begnügen, sondern auch auf die Abänderungen und Zuthaten des Dichters eingehen. Zu bedauern ist nur, dass er noch nicht den zweiten Band von Goetzes trefflicher Ausgabe der „Sämtlichen Fabeln und Schwänke" (Halle 1894) benutzen konnte, der ihm hier und da eine Mühe erspart hätte. Auf Nachträge möchte ich mich im Raume einer kurzen Anzeige nicht einlassen; nur beispielshalber verweise ich zu No. 1 auf Imbrianis Ausgabe der Posilecheata Pompeo Sarnellis 1885, S. 120.

Für einen einzelnen Schwank, die Engelhut, zeigt ein Anonymus S. 351 seine Abstammung aus Agricolas Sprichwörtern. Das Verhältnis des Dichters zur deutschen Heldensage betrachtet H. Wunderlich S. 253—262 in einer Untersuchung seines Nibelungendramas. W. Golther bespricht S. 263—277 die aus der dänischen Chronik des Albert Krantz geschöpften Historien und die Schauspiele Rosimunda und Hagwartus.

Förderliche Betrachtung ist auch den jüngeren Zeitgenossen und Schülern unseres Meisters zu teil geworden. Besonders interessant ist der von V. Michels (S. 1—82) in einer Berliner Handschrift gemachte Fund zweier von dem Nürnberger Kaufherrn Niclas Praun in Anlehnung an Hans Sachs verfasste Dialoge „Der podagrisch Traum" und „Kopf und Barett", die Sachs 1549 nach Prauns Tode selber redigiert und mit einem Vorworte versehen hat. Ein alphabetisches Verzeichnis der Meistersinger des 16. Jahrhunderts liefert F. Keinz S. 320—351. E. Martin druckt zwei 1580 dem Strassburger Rate übersandte Loblieder Adam Puschmanns auf das Strassburger Münster ab. Th. Hampe giebt S. 397—406 über einen anderen Schüler Hans Sachs', den 1557—69 als Schreiber, Meistersinger und Theaterunternehmer thätigen Ambrosius Österreicher Nachricht. E. Mummenhoff endlich macht uns mit der Meistersingschulordnung bekannt, die 1616 von Hans Glöckler und Georg Hager auf Grund der älteren Schulzettel von 1540, 1561 und 1583 zusammengestellt wurde, und handelt über die verschiedenen Lokale der Singschulen. J. Bolte.

Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Dr. Karl Reiser. Kempten, Jos Köselsche Buchhandlung. 1895. Lief. 1—3. 8°. Mit zahlreichen Bildern.

Das schöne Allgäu hatte bisher noch nicht eine besondere Sammlung seiner Sagen, Gebräuche und Sprichwörter. Dafür erhält es nun ein gutes Buch, das von einem seiner Söhne sorgsam und emsig zusammengetragen ist aus dem Munde des Volkes selbst und das in schlichter einfacher Art, wie sich gehört, die Überlieferungen vorträgt. Von den 10—12 in Aussicht gestellten Lieferungen liegen nun 3 à 64 SS. vor, welche bis in den 4. Abschnitt der Sagen gehen: 1. Göttermythen: Wotan, Donar, Götterumzug. Männliche Sagengestalten. 2. Göttinnen, Nornen, Weisse Frauen; weibliche Dämonen und Sagengestalten. 3. Elben, Wilde Leute, Zwerge, Venedigermännle, Kobolde. 4. Hexen, Schratt und Truden. Der Herkunftsort der Überlieferungen ist immer angegeben, und wo die Sage sich etwa schon in anderen Sammlungen benachbarter Landschaften (Tirol, Schwaben) findet, ward auch das bemerkt. Einen hübschen Schmuck geben die vielen Ab-

bildungen in Holzschnitt, welche teils nach photographischen Aufnahmen von Ortschaften und Bergen, teils nach Zeichnungen ausgeführt sind. Man durchwandert so im Bilde das schöne alemannische Gebirgsland. Über das Ergebnis des Buches für die Volkskunde lässt sich erst nach seinem Abschluss urteilen. K. W.

Volkstümliches aus Meiderich (Niederrhein) von Carl Dirksen. (Zur deutschen Volkskunde No. 2.) Bonn. Hansteins Verlag. 1895. S. 58. 8°.

Herr Lehrer C. Dirksen in Meiderich, Bezirk Düsseldorf, unser geschätzter Mitarbeiter, hat in diesem Heftchen das Ergebnis seiner fleissigen Sammlung in seinem Wohnort zusammengestellt. Meiderich, das im Anfang des 19. Jahrh. ein kleines Dorf war, ist jetzt durch seine Berg- und Hüttenwerke zu einem Orte von 25 000 Seelen angewachsen. Fabrikorte, deren Einwohner meist aus anderen Dörfern und Städten zusammengeflossen sind, haben wenig Ergiebigkeit für volkskundliche Forschung. Trotzdem hat Herr D. es verstanden, das alte Meiderich zu entdecken und viel echt Niederrheinisches in Sitte und Brauch und Volksrede zu erschürfen. Er führt uns in das alte Meidericher Haus, erzählt von der Hochzeit, vom Leben in Feld und Hof, belauscht die Spiele der Kinder, teilt Volksrätsel und Sprichwörter mit und giebt Proben aus dem Aberglauben. Möge der wackere Ostfriese, der an den Niederrhein versetzt ist, uns noch manche solche Gabe schenken. K. Weinhold.

Louisiana Folktales in french dialect and english translation collected and edited by Alcee Fortier. Prof. of Romance Languages in Tulane University of Louisiana. Boston and New York, published for the American Folklore Society by Houghton, Mifflin and Company. 1895. S. XI. 122. 8°.

Der Präsident der American Folklore Society, Prof. Fortier in New Orleans, veröffentlicht in diesem Buche fünfzehn Tiergeschichten und zwölf Märchen, wie sie die Neger in Louisiana erzählen, im französischen Dialekt derselben, dem sogenannten Creolischen, mit einer treuen englischen Übersetzung. Ein Anhang bringt in einer englischen Übertragung vierzehn Geschichten, die schon 1888 in den Transactions of the Modern Language Association of America und in dem Journal of American Folklore gedruckt wurden, hier aber wiederholt sind, um eine vollständige Sammlung der Louisiana Folktales in einem Bande zu vereinigen, was jedenfalls Dank verdient. Prof. Fortier hat die Geschichten teils selbst gesammelt, teils ward er dabei von Verwandten und Freunden unterstützt. In den Anmerkungen giebt er die persönlichen Quellen genau an.

Die Tiergeschichten sind wohl sämtlich mit den Negern aus Afrika nach Louisiana gekommen; sie tragen eine kindliche Naivität an sich, sind auch nicht ohne Humor und poetische Empfindung. Andere Geschichten und Märchen sind Umänderungen bekannter Erzählungen durch die Neger und deshalb ethnologisch interessante Varianten. Einzelne führen sich auf Tanzlieder zurück.

Die Sammlung ist eine gute Fundgrube für die Kenntnis des Creolischen Dialekts, der, wie Prof. Fortier in seinen Louisiana Studies (New-Orleans, 1894) nachgewiesen hat, kein verdorbenes Französisch ist, sondern ein Dialekt mit eigener Morphologie und Grammatik. K. W.

Paul Sébillot. Légendes et Curiosités des Métiers. Ouvrage orné de 220 Gravures. Paris, Ernest Flammarion. (s. a.) 20 Hefte à 32 S. 4°.

Dieses seit Anfang 1895 erscheinende Werk ist jetzt beendet. Herr P. Sebillot, der Herausgeber der Révue des traditions populaires, der Verfasser des Buches Les travaux publics et les mines dans les traditions et les superstitions de tous les pays und vieler Sammlungen von Märchen, Sagen, Sitten und abergläubischen Meinungen, namentlich der Haute-Bretagne u. s. w., wollte damit für die Handwerke leisten, was für das Landvolk so eifrig seit längerer Zeit gethan ist: eine Sammlung geben der Sagen, Meinungen, Redensarten und Spöttereien, die sich auf einzelne Gewerbe beziehen. In den zwanzig Heften werden nach dieser Richtung vorgeführt die Schneider, Bäcker, Schmiede, Friseure und Barbiere, Näherinnen, Spitzenklöpplerinnen und Putzmacherinnen, Schuster und Hutmacher, Pasteten- und Zuckerbäcker, Schlächter, Zimmerleute und Tischler, Steinhauer, Maurer und Dachdecker, Holzhauer und Köhler, Müller, Kesselschmiede, Schlosser und Korbmacher, Spinnerinnen, Besenbinder, Holzschuhmacher und Böttcher, Wäscherinnen und Bleicherinnen, Wagner, Drechsler, Anstreicher etc., Weber und Seiler, Buchdrucker. Gute Holzschnitte dienen zur Erläuterung und zum Schmuck, meist Nachbildungen von Stichen des 16. bis 18. Jahrh. Wir empfehlen das Werk auch deutschen Lesern, denn es bietet einen interessanten Stoff in angenehmer Darstellung.

K. W.

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. I. Band. Jena, Herm. Costenoble, 1892. 2. Aufl. ebd. 1895. XIV u. 280 S. II. Band. ebd. 1895. IX und 209 S. 8°.

Wer Gelegenheit gehabt hat, wie der Unterzeichnete, bei stofflichen Forschungen auf dem Felde der vergleichenden Litteraturgeschichte die verschiedenfachen Veröffentlichungen von Heinrich Merkens aus dem Gebiete unseres Volkshumors älteren und neueren Datums mit ganz erheblichem Nutzen zu Rate zu ziehen, der wird ihm sein mühsames Sammeln allein schon als wahres Verdienst anrechnen. Seine einschlägigen älteren Bücher „Deutscher Humor alter Zeit" (mit R. Weitbrecht, 1879), „Deutscher Humor neuer Zeit" (1881), „Deutscher Humor. Schwänke und Erzählungen aus älterer Zeit" (1891), letzteres in „Meyers Volksbüchern" für 20 Pfennige (!) erschienen[1]), folgen lediglich chronologischen Grundsätzen der Anordnung. Das neueste, nunmehr zweibändige Werk (vgl. unsre Ztschr. III, 344) dagegen besitzt schon auf Grund seiner systematischen Entstehung eine innere Gliederung: „Deutsche Schwabenstreiche", „Legenden und Teufelsgeschichten", „Köl[ni]sche Krätzcher", „Allerlei Geister". Das originellste Kapitel beider Bände ist das dritte, worin der Verfasser, gebürtiger Kölner und auf seine alten Tage in dessen nächste Nähe zurückgekehrt, einen bislang ungehobenen oder wenigstens volkskundlich noch unverwerteten reichen Schatz urwüchsiger Laune und Witzlust zugänglich macht. Mit Leib und Seele Rheinländer hat Merkens auch in die übrigen Abschnitte sich etliche naive Scherze und Spässe verirren lassen, ja, beide Mal noch einen, kaum zufälligen Nachtrag Kölnischen Scherzes angefügt.

1) Der siebente Bogen davon erregte in prüden Kreisen Anstoss und so veranlasste der Verleger den Herausgeber ihn meist durch anderes zu ersetzen; ich besitze aus des letzteren Hand ein unkastriertes Exemplar.

Den Schluss beider Bände, und das macht dies höchst dankenswerte Unternehmen für die Wissenschaft erst recht brauchbar, bilden genaue Nachweise und Bemerkungen, die sich sowohl auf Quellenangaben (der Ort der Herkunft ist vorn bei jedem Geschichtchen verzeichnet gewissenhaftester Art wie auf mannigfaltige Parallelen erstrecken. Wir bewillkommnen das von Merkens gebotene wichtige Hilfsmittel der Materialien und Kongruenzen wegen aufs wärmste, zumal es höchst kurzweilig zu lesen ist. Ludwig Fränkel.

Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Von Prof. Dr. G. Hellmann. Zweite verm. u. verb. Aufl. Berlin, Herm. Paetel, 1895. S. 68. gr. 8°.

Ein Meteorologe von Fach hat hier einen Streifzug in die Litteraturgeschichte der deutschen Wetterkunde gethan Er behandelt eine Reihe seit dem Mittelalter verbreiteter und zum Teil noch heute volkstümlicher Bücher, zuerst den auf Anregung Heinrichs des Löwen entstandenen Lucidarius, dann Konrad von Megenbergs Buch der Natur (14. Jahrh. nach dessen meteorologischen Kapiteln. Darauf werden das Wetterbüchlein Leonh Reynmanns, die Bauernpraktik und die anderen Praktiken und Prognostiken, zuletzt des Abts M. Knauers hundertjähriger Kalender besprochen und nach einigen alten Drucken Facsimila gegeben. Es hätten wohl auch die Bilderhefte von den sieben Planeten erwähnt werden können, die im 15. Jahrh. in Italien entstunden, in den Niederlanden und Deutschland bald Nachahmung fanden und mit Versen begleitet wurden, über die Friedr. Lippmann in der schönen Publikation der chalkographischen Gesellschaft für 1895 jüngst erfreulich gehandelt hat.

Zu der Bemerkung S. 35, dass die „Bauern-Practica — durch Henricum von Uri" bei uns längst von den Jahrmarktstischen verschwunden sei, will ich erwähnen, dass dies in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch nicht der Fall war. Ich besitze ein aus Schlesien stammendes Exemplar mit recht altem Text und alten Holzstöcken, das gegen 1820, und einen noch jüngeren Druck, der um 1850 zu setzen ist

Die S. 48, 49 erwähnten kleinen Bauerkalender leben nicht bloss kroatisch in Agramer Drucken fort, sondern auch deutsch z. B. in Steiermark.

Die vorliegende Schrift berührt sich zum Teil mit der bibliographisch weit ausgiebigeren von Wilh. Uhl: Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Paderborn 1893. K. W.

Berichtigungen.

S. 263, 10. Sudermann l. Sundermann.

S. 271. In der von Kuhn bei Haupt IV, 393 (nicht 392) erzählten Geschichte Selberjedân tritt nicht eine Nixe, sondern ein Nix (en wâternix) auf.

S. 354 gegen Schluss: Hr. Geh. Rat Schwartz bezog sich nicht auf jetzige Geistliche, sondern auf Otto v. Bamberg, der statt der Pfähle Kreuze forderte.

Die Berichtigung S. 354, Z. 1 v. u. ist zu streichen.

Register.

Aberglaube, Berchtesgadener 455. ostfränkischer 415. steirischer 407. thüringischer 93.
Abu Hanîfa 57. A. Nuwâs 55. 61.
Abzählreime 67—71. 282—285. 450.
Adabbücher 48.
Adern 12.
Aktaion 126.
Albrecht der Bär 250.
Allgäuer Sagen 460.
Als Gott die Welt erschaffen (Lied 361.
Amt, goldenes 85.
S. Andreas 5. 415. Andreasnacht 97. 415.
S. Anna 31. Annaberger Volksfest 454.
Antlassei 408. Antlasspfinztag 408.
S. Antonius 332.
Apfel 416.
Arabische Schwankbücher 47.
Ariel 265.
Aromunen 331.
Arouya, die schöne 73.
Artemis 372.
Aschenbrödelmärchen, indisches 390.
Auerhahn 412.
Aufm Bergli bin i gsessen 161.
Augen des Himmels 365. unwandelbare 121.
Augensalbe 267. A.-weh 4. 293.
Auka 264.
Ausläuten 454. aussegnen 411.
Aussatz 11. Ausschlag 15.
Avantage 336.

Ballspiel 184.
Bandwebegerät 326.
Bär, grosser (Gestirn) 430.
Barfuss im Thau 407.
Basmele române 459.
Basset, R.
Bauer und Schaffer 91.
Bauernhaus, deutsches 456.
Bauernkalender, B.praktik 463.
Baum, gespaltener 410.
Baumbast 141.
Bäume nehmen Krankheit ab 8. 25.
Beinbruch 13.
Bekleidung von Götterbildern 100.
Benedictuskreuz 423.
Berberisches Schwankbuch 45.
Berenklauben 190.
Bergwalfahrten 206.
Beschwörungsformeln 3—40. 194—199. 293 bis 298.
Bettelgeld 84.
Beulen 39.
Beutelmeise 136.
Bienen 213. 455.
Bier 334—336.
Birsigthal 384.
S. Blasius 5.
Blattwind (Bladwind, Bl.luft, Blading) 439.
Bleikugel 412.
Blitzableiter 325.
Blumen als Heiratsorakel 212.
Blutaberglaube, Bl.ritus 223.
Blutsegen 12. 20. 37. 39. 295.
Bofist 143.
Böhmerwalder Volksleben 187.
Böiger Wind 441.
Bohnen 408.
Bojardo 274.
Bonus 364.
Bore well sunday 420.
Bosnien 207.
Brand 23. 27. 294 (Krankheit).
Braunschweigische Sagen 334.
Brautwecken werfen 389.
Brecheltanz 192.
Bretagne 333.
Bronzewagen 186.
Brot 416.
Bruder (Anrede) 337.
Bruststiche 7.
Bürle, Märchen 59.
Bursch 337.
Butterhexe 408.

Cechische Tänze, Volkskunde 234.
Celtische Märchen 111.
Cerevis 338.
Champagne, Volksüberlieferungen 353.
Chinesische Novellen 72.
Christnacht 97. 416.
Communität 343.
Craon, Moriz von 463.
Creolisch 466.
Curannie 343.
Curtin, Jer. 332.

Dämmerung 426.
Dante 364 f. 374.
Das ist a schöne Eh 359.
Dee, John 268.
Denham, M. A. 462.

Deus 364.
Diebsegen 297.
Dienstbotenbrauch, flandrischer 298.
Donnerkeil 324.
Drache 223.
Drauthal 206.
Dreikönigslied 384.
Drischel 455.
Drohungen 21.
Drüsen 24.
Dschuhâ 46. 48. 50. 59.
Dummheitsschwänke 49.
Dümk (Stern) 430.
Duzbruder 338.

Eckerken 265.
Ei, kosmogonisches 374.
Eierlauf 387.
Eichhorn 113. 135.
Ein jedes Vieh auf dieser Welt 359.
Einhirn, Schwank 59.
Einläuten 453.
Eis 320.
Eksche 258.
El Fihrist 47.
Epilepsie 26.
Erde, lebendes Wesen 245.
Erdsche 259.
Eremit und Engel 76.
Erfindungen, ihr Ursprung 458.
Erik Ejegods Begräbnis 239.
Erlösungsbedürfnis der Elben 123.
Erntebrauch 455.
Eros 363. 367.
Etcetera 339.
Etterbeschau 390.
Eulenspiegelstreich 208.

Familiennamen 119.
Fastnachtbräuche, -feuer 385 f.
Federschleissen 193.
Feen 264 f., -bannung 269, -fang 267. 270, -schlösser 266.
Feibel 294.
Feien 129.
Fellkleidung 139.
Fensterln 188.
Feuer 8. 32. 370.
Feuerschwamm 142.
Fieber 6. 10. 16. 20. 25. 40.
Fihrist 47.
Filz 143.
Fingerhakeln 190.
Finnische Bibliothek, F. Gottesverehrung 117.
Fisch 123. 222. 424 (Nix). 423 (Symbol).
Flachsgewebe 145. Fl. spinnen 170.
Flandern 298—302.
Flechte 7.
Flechtkunst 143.
Flosi 127.
Fluss 25. 32.
Fortier, A. 466.
Fraisen 412.
Frass vom, Beispiel 274.
Frauentage 410.
Freunde, falsche 74.
Fritz, der alte 223.
Frosch 125. 247 f. 257—64.
Frost 318.
Fuchsleber, -schmalz 413.
Fussspar 38.

Galizische Ausstellung 118.
Galland 44.
Gefrier 411.
Geisterglaube, irischer 332.
Gelbsucht 22. 30. 35.
Gemsen bannen 411.
Gemsblut, -fett 413.
S. Gertrud 421.
Gerippe, Spuk 240.
Geschlechtswandlung 126 f.
Geschwüre 4. 19. 21. 22. 31. 198.
Gesindelohn 170.
Gestirne 6.
Getreidedächer 118.
Gevatter 340
Gewalt anwerfen 411.
Gewitter 323—25.
Gicht 4. 5. 25. 31. 32. 296.
Glättknochen 147.
Glutz, Alois 165.
Gold 133. 380. goldene Haare, Hände 397 f. 381 f.
Goethes Aufzeichnungen von Volksliedern 360.
„ „ Schweizerlied 160.
Götterbilder, bekleidete 100.
Götternamen in der Mark 171.
Gottfried 340.
Gottschee 220.
Grab wirft Tote aus 239.
Graberde 422. Grabpfähle 354.
Gräberbeigaben 237.
Gräzer Ulrichsfest 419.
Griechische Lieder 237.
Grillenbannen 285.
Gröden 422.
Guardian, Lied 106.
Gumpeneck 410.
Gütchen (Elbe) 223.

Habannaka 49.
Hagel 322. 409—11.
Handwerke 462
Hans Wurst (Teufel) 443.
Harke, Frau 171. 250. 254.
Harmel 412.
Harnaksnider (Teufel) 445.
Harnen 294.
Hase 411.
Haselstäbe 267.
Hausindustrie 169.
Häusergehn 192.
Havelland 167 f. 238. 249.
Headsunday 420.
Hedehund 169.
Heiratsorakel 212.
Heiss Wetter 312. 436.
Herbsthund 169.
Hermes 206.
Herzschmerzen 5.
Hetsche 264.
Hexen 93—99. 241. 407—09.
Hexenbad 245. -schuss 15.
Hexstein (Höchstein) 409
Hillebille 103. 327.
Himmlisches Schlauraffenreich 362.
Hirschkruckenpulver, Hirschunschlitt 412.

Hirtenfluch 334.
Hochzeitbrauch 389.
Holle, Frau 250.
Holy wells 420.
Honig, Aberglaube 213.
Höpper 260. 263.
Hottel, Hotz 264.
Huggel 247. 259. 262. Hucke 261. Hucksche 257.
Hund 416 Hunde = Wolken 432 f.
Hundebiss 98.
Hunne nunne 214. 216.
Hüpper 260. 263.
Huren 438.
Husten 16.
Hutsche, Hutschke 264.

Ibn el Dschanzi 50. el Mausili 48. -Mammâti 50.
Ich bin ein Schatzerl zugethan 358.
Imb heben 455.
Indiculus superstitionum 115.
Irischer Geisterglaube 332.
Irrlicht 323.
Isländisches 98 f.
Itsche 261.

Japanische Bräuche und Feste 118. Kleinkunst 238.
Jaufen 88.
R. Jehuda 448.
Jochen, grot 445.
Johann Blank, -Lang 321. -Mör 314. -Koopen 436.
Judaslied 113.
Jüdchen = Gütchen 223.
Judenknochen 101.
Junge 331.
Jungfer, alte 171. J. im Bade 101.

Kaineus, Kainis 128.
Kaiser und Abt, Schwank 64.
Kälte 315.
Karaküsch 50. 52. 66.
Kärnten 207. 408.
Kartell 342.
Käsemaden 408.
Käth, die, Volksfest 454.
Kattegatt 447.
Katzen 410, = Wolken 432.
Katzenjammer 342.
Kessel kriegt ein Junges 56.
Kettenreime 200.
Kicker, Kickvorsch 261. 263.
Kiesewetter 268.
Kinderreime, kärntische 276. Leipziger 199. ostfränkische 414. steirische 275.
Kinderspeise 98.
Kinderspiele 130. 285 Kinderspielzeug 183.
Kirken, Kirten 252.
Kitab el-adkijâ, el-faschûsch, el humakâ 50.
Kitzhaare 409.
Klappern 187.
Kleidertausch der Geschlechter 129.
Knappen im Pflerschthal 90.
Knochenbrüche 40. Kn.-nadeln 137.
Knöchelspiel 185.
Kohler, J. 463.
Kolik 22.
Kolonisation 250.
Kommersch 343.
Kopfschmerzen 15.
Krämpfe 19. 27—29.
Krankheiten 1 f. 14. 19. 196.
Krankheitsbeschwörungen 1—40. 194—99.
Krankheitspatrone 418.
Krätze 26.
Krauss, Fr. S. 353.
Krautfassel heben 455.
Kreisel 185.
Kreolisch 461.
Kreuz, übers 410.
Kreuzschnabel 416.
Kroatische Zeitschrift 220.
Kröte 124 f. 271. Namen 247—264.
Krystalle 269.
Kugelspiel 185.
Kuhglocken 354.
Kuhhirt = Wolkentreiber 432. Kuhwolken 432.
Kuhhirten, thüringische 353.
Kuhsegen 197. Kuhverhexung 408.
Kümmeltürke 343.
Kurpfalz 450.
Kurz-Bernardon 358.
Kyrke grime 243.

Lambertslieder 180.
Lambertusfeier 174 f.
Lämmer = Wolken 432. 433.
Lausige, der, Schwank 291.
Lavant im Pusterthal 205.
Ledderingsbret 147.
Legenden, berlinische 118.
Leinwand 145.
Leipziger Kinderreime 199.
Lichtarbeit 175.
Liebe 367. 370. 374.
Liebhaber, geprellte 74.
Lied vom Tauber 414.
Lieschens Fingerhut 360.
Lisse, Lixe = Nixe 124.
Lochlin 333.
Loki 127.
Lork 248. 259. 260.
Losstag 421.
Louisiana folktales 466.
Lügenlieder 200.
Luttchen 223.
Luzel, Fr. M. 333.

Maddik, Matten 252. 260.
Maidânî 49.
Manichäer 344.
Märchen, rumänische 459.
S. Maria 4. 5. 9. 12. Mariensommer 323.
Mariken = Sonne 425.
S. Martins of Bullions day 420.
Martinslieder 176. 451.
Marx 262.
Mäuse- und Rattenhelfer 421.
Mason, O. 458.
Mecklenburger Redensarten 302—325. 424—448.
Medardus 421.
Megge 263.
Meiderich, Volkstümliches 466.
Melusine 126. 463.
Meerfräulein 122.
Merkens, H. 467.
Merseburger Segen 13.

Meerweiber 122.
Meteorologische Bücher 468.
Methode beim Sammeln 332.
Métiers 467.
Mette, Mettje 260. 263. Medk 263.
Michaelislieder 177.
Midrasch Koheleth 448.
Midsummer sunday 420.
Milchmädchen, Fabel 42. 66.
Milchopfer 418. Milchstrasse 430.
Minnetrunk 418.
Mitra 371.
Mittelfasten 386.
Mittsommerfest, Dauer 420.
Moddeck, Mök 260. 264.
Monatsorakel 97.
Mond 6. 375. 428. Mondgottheit 373.
Montenegriner Tagelied 210.
Mork 263.
Möwen 307.
Much, Muck 264. 261.
Muggel 167. 238. 247 f. 258. muggeln 262.
Mundfäule 7.
Münster i. W. 174.

Nachtjäger 222. 250.
Nachtraben 249.
Nackt 410. 415.
Nadel 416.
Namen, Salzburger 120. steirische 119.
Namengebung nach Verstorbenen 99.
Narr, weiser 41.
Nass 345.
Nasr eddin Hodscha, Schwänke 44—46.
Naturleben 302—325. 424—448.
Nebel 322.
Neraïden 123. 126.
Neujahrsnacht 77.
Neumond 430.
Neun 334. 409. neunerlei Holz 409.
Neun Kinder 127.
Nicasius 416. 421.
Nicolaus 421
Niederlausitzer Volkssagen 222.
Nimive, Herr von, Lied 106.
Ninne nunne 214.
Nix 122. 123. Nixe, Beiname 127.
Nixen 121 f. 271. Nixenkinder 121. Nixensagen 124. 131. 271.
Nordische Krankheitsbeschwörungen 193—99.
Nordlicht 436.
Notfeuer 452.
Nunnen 270. 414.
Nymphe 345.

Ochsenhirt (ossenhirer) = Wolkentreiber 432.
Ohm (Geschwür) 5.
Ohrenschmerzen 11.
Ohrfeigen verwandeln 126.
Orion 430.
Ortsnamen, Tiroler 109.
Osmanische Kultur 46.
Osterkügelchen 387.

Pabst 345.
Päckchenflechterei 137.
Padde 247. 257. 260—63.
Paddücksche. Parrucksche 262.
Pala, Mailänder 237.
Passeier 88.
Pehrkons 7.
Perchta in Böhmen 234.
Pereat 346.
Perk 264.
Perseus 110.
Pest 25.
Peter Ramm 445.
Petrarka 365. 375.
Petri Stuhlfeier 177.
Petrus 298. 304. 307. 309. 311. 322. 425. 428. 432. 434.
Pferde 409. 416.
Pfingstblätter 387. Pfingsttau 407.
Pflanzenfasern 137.
Pflastertreter 346.
Philister 346.
Pickel 254.
Pielwurm 250.
Pier 250. 252. 263. Pierâs 168. 248. 257 f. Pierken 252. Pierla 262. Pierlauke 258. 262. Pierlork 248. Piermade 247. 257. 259.
Piereland (Kirchhof) 263.
Pilepogge 263.
Plantago lanceolata 458.
Pocken 16.
Pogge 257. 260. 262.
Polnische Volkskunde 236.
Polyphemfabel 272.
Pomadenhengst 346.
Porre Purre 263.
Prato, St. 330.
Praetorius, J., 355.
Pröhle, H. 329.
Puck 265.
Puppen 186.
Purde Pudde 263.
Pürrik 253.
Pygmäen 221.

Quälgeist 266.
Quatembergarn 408.
Quellenverehrung 418—420. 458.

Rasmus (Teufel) 447.
Rätsel 147 f. 180 f.
Ratten- und Mäusehelfer 421.
Regen 306—312. Regenbogen 312. Regenmutter, Regenschiff 433. Regenwurm 248. 257—64.
Reigen 286.
Reisesegen 421.
Rendez-vous 72.
Reuss, Fr. A. 413.
Rheumatismus 22. 38.
Rietpogg, Rietworm 262.
Rindenkleider 141.
Ringelnatter 412. Ringelreihen 287.
Rockenreise 193.
Röhle, Rühle 262. Röhling 263.
Rose (Krankheit) 7. 16. 18. 26. 29. 37. 35.
Rotlauf 295.
Rückwärts zählen 37. 198.
Rudolf, Kronprinz 90.

Sachs, Hans 464.
Sagen, Allgäuer 465. Braunschweiger 334.
Salâh eddin 51.
Salz 412.

Saujungfer 101.
Saxo Grammaticus 112. 239.
Schillot 467.
Seebergjungfer 125.
Seefräulein 123.
Seekrankheit 447.
Seele nach dem Tode 332.
Segen 1—49. 194—99. 292—98.
Seidenspinner 135.
Seitenstiche 23.
Selbergethan 271.
Selbstmörder 241. 243.
Semper 349.
Sennerin 409. 410.
Seuchen gesühnt 205.
Siebengestirn 430.
Silber 380.
Sinfiotli 117.
Siproites 126.
Sirenen 122.
Skorpion 17.
Slick 261.
Soll ein schönes Kind mich laben 358.
Sommerfäden 523.
Sommerlieder 113.
Sonne 364 f. 371 f. 424 f. 427. 432 f.
Sonnenuntergang 425.
Sonntag, goldener 354.
Sonntagsleben im Böhmerwald 189.
Spielsteine 184.
Spiesse 349.
Spindel 139.
Spinnerei 140. 144. 169. 170.
Sprichwörter arabische 49. dänisch-schwedisch-lateinische 233. polnische 116.
Spitz 349.
Star, grauer 5.
Stärkste Dinge 448.
Staufenberg, Ritter 463.
Stein ins Wasser geworfen 245.
Steinkreuze 334.
Steinmann, Fr. 180.
Steirische Kinderreime 275—88.
Stephanisalz 412.
Sterne 430 f., im Märchen 376 f. 381.
Sternschnuppen 431.
Sterzing 86.
Stolle (Verwandtschaft) 80.
Stöwhas 436.
Stricker 273.
Stubai 171.
Studentensprache 225—33. 334—52.
Sturm 441.
Sturzsee 446.
Suaheligeschichten 62. 64.
Sühnkreuze 334.
Sühnprozessionen 206.
Sulphuria 350.
Sunnwendfeuer 420.
Susaninne 356.

Schaffer 91.
Schalk 41.
Schimpfen 21.
Schisser 348.
Schlagfluss 4. 24.
Schlangenbiss 17—19. 21. 26 f. 32.
Schleiche, Schleik 261.
Schlesisches Wiegenlied 214.
Schmollis 348.
Schneckenbannen 285.
Schneiderlied 287.
Schnee 321.
Schönheit 369. Schönheitsideal 358. Sch.-symbole 363—383.
Schwager 348.
Schwämme suchen 191.
Schwammkappe 142.
Schwänke, arabisch-islamische 40—67. rumänische 332.
Schwankbücher 43.
Schwänzen 348.
Schwarzsauer 168.
Schwein, Erntefigur 455.
Schweizerische Kolksbräuche 384.
Schwester 349.

Tagelied 225. Montenegriner 210.
Tagesanbruch 425.
Tanagra 206.
Tannebaumlied 356.
Tänze 192. 234. Tanzlieder 237.
Taufbrauch 389.
Tausend und eine Nacht 66. T. und einen Tag 73.
Tauwetter 321. Tauwurm 263.
Teiresias 128.
Terink, Tering, Tetting 263.
Teufel 334. 409. 435 f. 443 f. 445.
Thauotter 262.
Thierbildchen 186.
Thierbräutigam 366.
Thoren, Fürst von 350.
Thüringen 180. 353.
Thymian 267.
Tiger 15.
Tirol 80—93. 109 f. 147 f.
Tobler, L. 456.
Too, Leben danach 333.
Tollwut 5.
Tot scheinen 56.
Tote im Grabe nicht geduldet 239 f.
Totenaberglaube 97. 333. Totenbräuche 354. 455. Totenbretter 118. T.burg 85. T.kränze 354. T.pfähle 354.
Touchieren 350.
Trinitatisfest 454.
Trutschel 351.
Tudse 257.
Türkisches Volksbuch 44.

S. Ulrich 416—424. Ulrichsbrunnen 418. U.-feuer 420. U.kapellen 419. U.kreuze 423. U minne 418. U.sonntag 419.
Unglück wegwerfen 391.
Unke 260 f. 263.
Upakosâ 74.
Ureinwohner des Havellandes 249—55.
Urian 334.
Ütsche, Üze 259 ff.

Veitls Reitrüstung 276. 288.
Venus 366.
Verkeilen 351.
Vermummungen 129.
Verplempern 351.
Verrenkungen 7. 13. 198.
Verschiessen 351.

Verschiss 351.
Verwandlungen 223.
Vesta 370.
Vierbergfahrt in Kärnten 207.
v. Vincke, Gisb. 267.
Vieting 323.
Virag 368.
Virgenthaler Prozession 205.
Vogel 416.
Völkerkunde 108. 217.
Volksbücher 468.
Volkshumor 467.
Volkskunde, ostfränkische 413. Vereine 107. 217.
Volkslieder 113. 161. 202. 352—63. 414.
Volksrätsel 147—60. 180—83. 396 407.
Volksschauspiele, čechische 114.
Voltaires Zadig 71 f.
Vorspuk 334.
Vortanz 389.
Vottiero 289.

Wär mein Schatz ein Haselstauden 360.
Wasser 7. 444—448. Wasserfrauen 121. W.-hunde (Wolken) 433. W.mann 122. W.lisse 131. 124.
Waterhunn, Waterslepers 433.
Webegerät 325 f. W.gewicht 146. W.kunst 134. 169. W.schwert 146.
Weberschiffchen 138. W.vögel 135.
Weber-Zenze, die 80—93.
Webstuhl 144.
Weib, eigensinniges, Geschichtchen 289—93.
Weihnachtlied 355. W spiele 115.
Weinzauber 266.
Weise, Christian 355.
Weisheit 369.
Weiss 365.
Wellengang 445 f.
Wetter in Mecklenburger Volksrede 302—05. 312—17. 434. 442.
Wetterfliegen 410. W hexen 409. W.leuchten 324.
Wettlauf 420.
Wetzen 352.
Widder 206. 208. 243.
Widderprozession 205—08.
Wie geht es denn im Himmel zu 362.
Wiegenlied, schlesisches 214.
Wiese, geschorene 291. grüne 214.
Wiesel 412.
Wildererglaube 411.
Wildfleisch 411.
Wind 317. 435—44. Windhose 443. Windhunde (Wolken) 432. Windpfeil 4. Windstille 438.
Wirbelwind 443.
Wirtel 138. 146.
Witzigen 389.
Wöchnerin 107.
Woldmannstag 334.
Wolfsmilchraupe 262.
Wolken 306. 431
Wort, seine Macht 2. 37.
Wundsegen 197. 295.
Wurm 260. Wurmsegen 294.
Würmer 9. 10. 29. 32.
Wurstlied 388.

Zachariassegen 423.
Zadig 71.
Zahlen der Krankheiten 33.
Zahnschmerzen 4. 7. 20.
Zaubern 416.
Zeus 206.
Ziehen 352.
Zigeuner 216.
Zöpfe 134.
Zungenband gelöst 107.
Zwerge 334. Zwergmaus 135. Zwergvölker 222.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.

GR
1
Z4
Jg.5

Zeitschrift für Volkskunde

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BOUND BY
BROWN BROS